

Die Aktion

M.R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
· JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{1}{2}$

HALT: Ludwig Meidner-Dresden: Widmungsblatt für DIE AKTION (Titelzeichnung) / Wilhelm Klemm: Neue Gedichte
im Schlachtfeld und eine Federzeichnung / Arthur Schopenhauer: Sonett / Franz Jung: Sophie. Der Kreuzzug der Demut.
n Roman / Claude Mellan: Simson und Delila; Stilleben (Zwei Holzschnitte) / Ludwig Bäumer: Den Gefallenen der
KTION / Konrad Hahn: Echo / Kurd Adler: Der Dom zu L. / Richard Huelsenbeck: Untergang / Oskar Kanehl: Ein
raum vom Sommer / Paul Mayer: Pierrot in der Sylvesternacht / Léon Bloy: Über Gemeinplätze / Fichte: Rousseau
id die Gelehrten seiner Tage / Reinhold von Walter: Rossica. Erinnerungen / Angela Huberman: Die Arabeske. Eine
Novelle / Archipenko: Zeichnung / Briefkasten.



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
R E N É S C H I C K E L E
D i e L e i b w a c h e
Neue Gedichte
Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
R E N É S C H I C K E L E
B e n k a l, D e r F r a u e n t r ö s t e r
Roman
Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
R E N É S C H I C K E L E
W e i ß u n d R o t
Gedichte
Gebunden M. 2,50

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
R E N É S C H I C K E L E
D e r F r e m d e
Ein Roman. 3. Auflage
Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
E R N S T S T A D L E R
D e r A u f b r u c h
Gedichte
Geheftet M. 3,— Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
A N N E T T E K O L B
W e g e u n d U m w e g e
Aufsätze und Studien
Geheftet M. 4,— Gebunden M. 6,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
E R I C H V O N M E N D E L S S O H N
D i e H e i m k e h r
Roman
Geheftet M. 3,50 Gebunden M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
E R I C H V O N M E N D E L S S O H N
T a g u n d N a c h t
Ein Roman. Vorwort von Th. Mann
Geheftet M. 4,— Gebunden M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
C A R L E I N S T E I N
D a s B u c h ü b e r N e g e r p l a s t i k
Mit zahlreichen Reproduktionen

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
C H E S T E R T O N
Verteidigung des Unsinn, der Demut, des
Schundromans u. anderer mißgeachteter Dinge
Übersetzt von Hans Effenberger. Geb. M. 2,50

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
M Y N O N A
Rosa die schöne Schutzmannsfrau
Grotesken und Satiren

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
M . P I C A R D
D e r B ü r g e r
Gebunden M. 2,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
B O T T O M
Die Bemerkungen Jerobeams oder das Geschäft
auf Aktien. Übersetzt von Vico Muralto
Gebunden M. 1,80

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
A N D R É S U A R È S
I t a l i e n i s c h e R e i s e
Deutsch von Franz Blei
Haltbar kartoniert M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
H A N N S J O S T
D i e S t u n d e d e r S t e r b e n d e n
M 1,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig
A L A I N
K l e i n e V o r s c h l ä g e z u m L e b e n
Gebunden M. 1,80

Die Aktion

HR

VOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 30. JAN. 1915

Fulvia

ne Novelle von Heinrich Mann

war spät. Raminga ordnete mit ihrer fetten, dunkel rußigen Hand zwei sparsame Scheite in den Kamin. Gioconda beendete ihre bescheidene Nachmittagsgeschichte zu Füßen der Marchesa Grimi, die lächelte. Die Marchesa Quattrocchi blinzelte in die Flamme. Niemand sprach mehr; über die Decke, aus der Nacht kam die aufgeregte Stimme des Glückchens. Die alte Fulvia sagte plötzlich:

„Ihr Jungen, ihr redet immer, als käme alles euer Leben auf Liebesgeschichten an. Ich könnte euch Frauen zeigen, die sie manchmal verachtet haben, weil ihr Herz nach Wichtigerem schlug.“
„Ach,“ machte die Marchesa Grimi. Sie lebte von dem Manne getrennt, und sie lebte nur der Anerkennung, mit der sie Tröstungen entsagte.
Die Marchesa Quattrocchi war ganz bedeckt mit dem Mantel. Sie meinte erstaunt: „Wichtigerere Dinge?“

Raminga und Gioconda sagten mit saurer Bitterkeit:

„Die Mama hat leicht reden, da sie ja den Papa abtut. Da möchten auch uns die Liebesgeschichten gleich sein.“

„Der Befreier des Landes,“ erklärte die Marchesa Grimi. „Das waren noch Ritter, mit denen man sich liebte.“

„Seufzte. Die Marchesa Quattrocchi rief: „Liebe und Freiheit!“

„Die Freiheit ging uns vor,“ sagte Fulvia. „Säßen wir sonst hier?“

„Ist sie lauschte. Von Rom war nichts vernehmbar als das einzige Glückchen.“

„Hätten wir sonst Ferrara, unsere Stadt, hätten wir unsere Familie verlassen, mein Mann und ich? Hätten wir gegen die Deutschen gezogen? Hätten wir unser Vermögen dem Lande gegeben? Hätte Claudio seine Gesundheit und einen Arm daran gegeben, und ich mein Behagen? Oh, viele haben Opfer, die sie der Freiheit brachten, als Ein-

satz benützt, und haben großen Gewinn gemacht. Wir nicht. Claudio wollte Gemeiner bleiben, er, ein Advokat. Alle Grade hat er sich auf Schlachtfeldern geholt, und unser Oberst Calvi, der Arme, den die Deutschen zu Mantua gehängt haben, er war es, der meinen Mann zum Kapitän machte, auf dem Markusplatz in Venedig.

Wieviel Not, wieviele Ermüdungen, wieviel Blut von 48 bis 70! Wir wurden von der Regierung als Beamte in Alpendörfer geschickt, und kamen im Eise um. Wir mußten Ordnung und Sicherheit herstellen in Cesena und Forlì, Städten, die unter der langen Priesterherrschaft verwildert waren. Wenn Claudio abends ausging, zitterte ich in meinem Bett; denn man fand jeden Morgen Leichen vor den Schwellen ihrer Häuser. Dann waren wir Unterpräfekten in Comacchio, wo es in den Sümpfen nichts gab als Aale und Aalfischer; dann in Pesaro, wo die Damen der guten Gesellschaft zur Hälfte frühere Dienstmädchen, zur anderen Hälfte alte Balleteusen waren, und alle gingen in Holzschuhen. . . . Endlich, das ist wahr, kamen wir als Präfekten nach Parma. Wir wohnten in dem Palast der Marie Luise, wir gaben Feste, in jedem Theater gehörte uns eine Loge. Es fror uns sehr in den weiten Sälen mit ihrem vergoldeten Stuck. Aber ich, Fulvia Galanti, habe mit dem König Viktor Emanuel getanzt.“

Die vier Frauen sahen stumm zu ihr hinüber, sie erkannten einen Abglanz ihrer alten Größe auf Fulvia. Sie saß am anderen Ende des staubigen Salons, weit fort von dem Feuer, das sie verachtete, und an dessen Reste sie erst spät in der Nacht, wenn alle schliefen, heimlich ihre gekrümmten Hände hielt. Ganz allein saß sie vor dem langen Tisch, mager, steif wie ein Idol, mit goldenen Ketten bedeckt, und weiße, gebrannte Locken über dem langen, weißen Gesicht.

„Aber als sie Claudio pensionierten, was blieb uns? Er wollte in Rom sterben, und in Rom ist er gestorben. Auch ich werde hier sterben; das

Sophie

DER KREUZWEG DER DEMUT

Ein Roman von Franz Jung

(Der zweite Teil)

„— Es tut mir so weh, wenn du mich allein läßt. Ich weiß, daß es sehr häßlich ist von dir.“

„Ich bin doch aber immer bei dir.“

„Wenn du aber zu andern gehst, du reist manchmal mit ihnen fort, ich bin ganz vergessen.“

„Gerade weil ich weiß, daß wir immer zusammen sind. Die anderen sind doch krank. Denen muß ich doch helfen.“

„Ja —

Und dann quält mich, daß du so wenig nach meinem Leben fragst.“

„Aber ich weiß alles. Du erzählst doch so gern davon.“

„Nein, nein, du achtest nicht darauf.“

„Ich mußte immer Sonntag mit meinen Eltern spazieren gehen. Ich mag die Menschen nicht. Diese Natur hier ist mir zu eng. Es ist alles rausgeputzt.“

„Du sprichst oft davon.“

„Nun und?“

„Und daß du in Florenz auf einer Brücke gestanden bist, unten fahren die Eisenbahnen, und da stehen unzählige Waggon, die Männlein wimmeln dazwischen, dahinten ist alles Rauch und Ruß — da hättest du alles so zusammenpacken können, nach Haus tragen, dort warst du glücklich, und dann hast du dich zu Haus hingesezt und eine Plastik gemacht, eine schreckliche Frau, die sah so gequält aus, daß ich sie hab nicht sehen wollen, und ‚Um Gotteswillen‘ und ‚Pfui Teufel‘ geschrien, und du warst sehr böse, hast sie in die Ecke gestellt, es wäre dein Bestes und deine Kunst, gelt? Und du bist doch die Sophie, unsere Sophie —“

„Ja —

Aber weißt du, dann hast du auch manchmal nicht den Mut, böse zu sein.“

„Das kann ich nicht.“

„Das ist Bosheit. Du willst mich quälen, du lachst mich aus.“

„Aber du — du zankst, du wirfst mir was an den Kopf, aber ich sehe doch, wie du leidest, wie kann ich denn da böse sein.“

„Ich denke dann nach, was ich machen kann, daß du schnell wieder gut bist.“

„Nein, du mußt böse sein — ja, einmal hast du mich geschlagen.“

„— — — —“

„Doch, du hast mich geschlagen. Weißt du, nach dem Gewitter —“

„Du, sprich nicht davon. Es ist mir so schrecklich.“

„Warum nicht, ich denke manchmal darüber nach.“

„Es ist mir noch unerklärlich. Ich habe mich nie vor dem Gewitter gefürchtet. Als es uns damals im Walde überraschte, schriest du so furchtbar, ich konnte das nicht hören, ich warf mich auf die Erde und hätte meinen Kopf eingraben mögen, mein Gott, war das schrecklich. Nachher hast du mich gehänselt. Ich weiß nicht, was dir in den Sinn gekommen war. Ich hatte doch solche Angst um dich. Aber deine Späße konnte ich nicht mehr ertragen. Ich wurde direkt verrückt. Ja, ich schlug dich, ich hätte dich weiß Gott . . .“

„Aber warum denn, warum denn — ach, wie hast du mir — du hast mich gehaßt, ja, du haßt mich.“

„Du — du, was sprichst du denn —“

„Ich sehe noch dein Gesicht. Als ob du weglaufen wolltest, und ich hielte dich fest. Nun ja, was ist auch weiter.“

„Ich hab's ja gar nicht mehr getan. Ich weiß selbst nicht, was es war.“

„Siehst du, du weißt es nicht, und willst immer weiter, immer weiter. Ich aber will bleiben. Ich will ein Nest, ein Nest.“

„Um Gotteswillen ja, du!“

„Ein Nest, und — und — ja ein Nest — du?“ Gepeitscht. Scharf abgerissen. Sie streckte sich. Krallte sich in sein Haar. Sie beschrieb mit der andern Hand eine Bewegung. Zitterte etwas oder wollte sprechen. Sie legte ihm die Hand auf den Mund. Er zog sie näher zu sich. Sie zitterte. Wie jemand, der immer wieder voller Hoffnung ist —

Sophie richtete sich auf, stützte den Kopf, sagte bestimmt: „Ich glaube dir.“

Otto wandte sich zu ihr um, sah sie erwartungsvoll an. „Der Mensch kann sich selbst nicht ertragen. Vielleicht schämt er sich Gott zu sein, es ist alles Angst, die ihn beherrscht, nichts Böses“ — als er schwieg: „Gelt nein, ich soll mich nicht fürchten. Die Menschen sehen mich so an. Schnalzen, schlecken, sie reißen die Augen auf, sie ziehen immer was aus mir heraus und tragen's fort. Hamstern. Sie sagen ffeiiiin und wischen sich den Mund ab. Ojee . . . Ich mag nicht mehr unter die Leute gehen, gelt nein?“

Der andere schwieg geduldig.

Sie sprach lebhafter. Die Augen blitzten. „Ich hab's. Du willst immer den Leuten helfen. Sie lassen dich. Du stichst in die Wunde. Du willst immer gleich alles ausreißen. Das tut doch weh. Du reißt die Menschen in Stücke. Das Kranke ist auch ein Stück vom Leben!“

„Meiner Seel ja.“ Otto jubelte.

„Wahrheit ist Angst, fürchterliche Enge. Wenn man eine Lüge treffen? Krüppel, Feinde. Warum schert es dich, wenn ich lüge. Ich lüge für mich, trifft es dich — nein!“

Er sah sie wieder ergeben an. Er hatte den schrillen Ton dieses Nein überhört. Er schwieg.

„Du lügst so verletzend. Wenn du erzählst, du läufst von dem Fullah-Mädchen davongelaufen, wo willst du mich treffen.“

Er lachte. Wollte sprechen.

„Du hättest mit ihr gehen müssen.“

„Hör zu. Auch wenn sie sich wohl den Mann selbst wählt, aber doch nur den, von dem sie am meisten Geld erhofft.“

„So.“ Sie ereiferte sich. „Und wenn sie dich wählt, läufst du fort.“

„Weil ich Huren nicht quälen kann.“

Er wurde merklich unruhig.

„Sie will dich aber doch. Was kommst du denn mit dem Geld? Siehst du, siehst du —“ sie verzog das Gesicht, „ich bin das Fullah-Mädchen — —“

Otto lachte fröhlich auf und wollte nach ihr raschen. Sie wich aus.

„Laß sie doch. Wenn sie auch dumm sind, für sich sind sie doch glücklich.“

„Im Haß gegen den andern,“ warf Otto ein. Er war nachdenklich und schien jetzt nur oberflächlich zuzuhören.

„Der lehnt sich auch nicht dagegen auf. Er weiß es ja. Du selbst hast diese Frauen damals mit mir zusammen beneidet.“

„Ich kann dich nicht traurig sehen.“ Er sprach so gleichgültig, daß Sophie betroffen schwieg.

Er dachte daran, daß Sophie weinte, wenn ihr die Leute nicht nachsahen, vor allem hoffte sie auf die vorüberfahrenden Kutscher — aber der Gedanke war so flüchtig, daß er ihn nicht mehr aussprechen konnte.

Er sah, wie Sophie betrunken durch die Straßen von Berlin taumelte. In Begleitung eines Nordländers, der so viel Punsch trank. Sie wußte nicht, wohin mit ihrer Liebe, die sie quälte. Direkt auffraß, erinnerte er sich. Sie muß alles verschenken, sie nahm den Mann zu sich, hatte sich

schon entkleidet, und während er noch herumnestelte, mußte sie lachen, weil der so komische Laute ausstieß. Sie zog sich wieder an, während er auf den Knien lag und schwor und ganz desperat war. Sie hatte ihn damals zu sich gerufen. Er kam von weit her. Sie freute sich, warf ihm eine Tasse an den Kopf, hieß ihn hinausgehen, suchte ihn dann im Zoo. Sie weiß, daß ich nur bei den Tieren sein kann, erinnerte er sich.

Er sah, wie Sophie in dem Hotel in Brioni unbekleidet am Fenster stand und den Schiffen winkte und Kußhände zuwarf. Leute hatten sich angesammelt. Aber alle schwiegen. Sie machten ernste Gesichter. Sie verzogen keine Miene. Sie gingen weiter, blieben dann wieder stehen, und gingen weiter. Nur er war irgendwo in einer Ecke gestanden. Seltsam war ihm zumute. Gedanken waren um ihn, greifbar, daß er sie hätte fassen können. Ungewohnte, daß er manchmal noch erschrak. Sie waren erniedrigend, dachte er — er bekam Angst. Sie waren häßlich. Auch hatte er sie damals mit Gewalt vom Fenster weggezogen.

Sie gingen durch Pinienwälder. Sophie mochte die Eichen nicht. Sie lachten über die Einsiedlerkrebse. Sophie weinte, daß der Krebs hinten so häßlich ist und sich immer verstecken muß. Er sollte den ganzen Tag Zikaden bringen. Sophie sprang vom Kahn ins Meer, die Schiffer fluchten, sie hätten viel Arbeit, sie sollte sich eine andere Zeit aussuchen — er kicherte in sich hinein.

Sophie hatte bereits wieder etwas gesprochen und schien zu warten.

Er erschrak und antwortete schnell: „Ja, ja.“

Sophie mußte plötzlich laut lachen. Ganz hell, daß man dahinter sich einen Knaben hätte denken können.

Sie beschäftigte sich dann weiter mit dem Advokaten aus Nürnberg. „Bis Ingolsburg bin ich mit ihm gefahren.“

Otto erinnerte sich. „Siehst du, selbst der ist über die Kluft nicht hinweggekommen, trotzdem du ihm weismachen wolltest, du wärest ein Tuppelschicksel.“

„Wieso? Er ist doch mit mir auf einen Neubau gegangen, wir haben uns oben hingesetzt. Er ist frech geworden. Dann bekam ich Angst. Ich habe mich vor Puschelkopp gefürchtet — und dann, als er immer weiter wollte, hab ich ihn weggestoßen —“ sie hielt etwas inne — „Ich hätte ihn nicht so behandeln sollen.“

„Warum nicht gar.“ Er schien vergnügt. Dann

sagte er leise: „Du hast doch nichts ändern können. Er ist sicher unglücklich geblieben, wie er war.“

„Wie ich ihn dann noch ein Stück auf der Bahn begleitet habe, war er so still und hat mich immer so merkwürdig von der Seite angesehen“ — sie lachte, wurde plötzlich erschreckt: „Der hat mir so leid getan.“ — Dann schrie sie: „Ich hätt ihn nicht so behandeln sollen.“

„Nachher hätte er auch nicht mehr gewußt,“ brummte Otto.

Aber Sophie schüttelte beharrlich den Kopf.

Sie sprang mit einem Ruck auf den Boden. Machte einige schnelle Schritte zum Fenster hin. Wollte den Vorhang herunterreißen, den Flügel aufmachen. Aber sie blieb plötzlich stehen. Schien sich etwas Fernliegendem zu erinnern. Gleichgültiger kam sie langsam zurück. Sie ging die hintere Zimmerfront mehrere Male auf und ab, an der Tür vorbei und fuhr mit der Hand über die Klinke. Es wurde offenbar, daß sie mit einem Gedanken rang, der zwischen quälenden Entschlüssen zu vermitteln schien. Sie sah starr zu Boden, zuckte zuweilen mit den Mundwinkeln. Otto hatte anfangs wieder vor sich hingelächelt. Wurde jetzt aufmerksamer. Aber wie einer, der darauf wartet, zu einer nebensächlichen Hilfeleistung gerufen zu werden.

Sophie schloß: „Mit deinen zeitweiligen Verschwommenheiten hast du am meisten geschadet.“

Er horchte auf den Ton. Der Klang der Stimme war irgendwie brüchig.

„Deine Geschichte mit dem Negerhäuptling kommt mir jetzt schmierig vor. Ich sehe dich direkt, wie du als kleiner Junge mit dem Finger im Straßenkot Kreise ziehst.“ Sie überlegte. Die Stimme schien ihr selbst nicht zu gefallen. Sie wurde so rauh. Sie schien die Gewalt darüber zu verlieren. „So ist deine Geschichte —“ zwang sie sich.

Was hat sie nur, dachte er. Der Negerhäuptling? „Ach so —“ rief er. Er lachte. Fühlte Rührung aufsteigen. Der Häuptling eines von den Franzosen unterworfenen Stammes soll deportiert werden und bekommt die Vergünstigung, seinen Harem mitzunehmen. Er hatte das von den Siegern großartig gefunden. Der Streit war gekommen, als er weiter erzählte, wie die Frauen sich weigerten, dem Häuptling ins Exil zu folgen, und der Oberst, der sich nicht genug darüber wundern konnte, schließlich zwei von den Frauen

gewaltsam mittransportieren ließ. Hier war Sophie wütend geworden, während er nicht nur die Ritterlichkeit des Offiziers anerkannt wissen wollte, sondern einen Haß gegen diese Frauen zu bekunden bereit war. Er war gar nicht zu Wort gekommen, so heftig hatte ihm Sophie jede Entgegnung abgeschnitten. Ich habe sie damals nicht verstanden, erinnerte er sich.

„Ja so —“ wiederholte er. Dunkel merkte er, wie etwas Beunruhigendes sich in ihm sammelte und darauf wartete, sich auszubreiten.

„Dieser Mann hat nicht das Recht, die Frauen in den Dreck zu ziehen. Was haben sie ihm getan — sind sie vielleicht schuld?“

„Ja wie denn, wie meinst du das?“

„Dieser Häuptling ist abhängig geworden. Ein halber Mensch. Er hat den Wert verloren. Er hat kein Recht mehr, mit einer Frau zusammenzusein. Die Komödie, die da aufgespielt wird, ist schmierig. Zwingen zu wollen —“ sie macht eine verächtliche Gebärde.

„Aber ist er denn schuld —“ man merkte, er war ängstlich. Er rang etwas nieder. „Man kann sich doch die Umstände denken, wie er besiegt, gefangen wird, am Leben bleibt, vielleicht um sich später zu rächen, vielleicht . . .“

„Laß das!“ Ihr Gesicht wurde rot angeschwollen.

„Aber bestand denn nichts, was die Frauen an den Mann kettet —“ rief er mit zitternder Stimme. Mit niedergekämpften Tränen.

„Kettet — kettet?“ Sie höhnte. Sie schien aufheulen zu wollen, aber verzog das Gesicht zu einem breiten Grinsen. „Was sollen die Frauen da mit dem Krüppel. Und dann noch angekettet —“

Er nahm sich mit aller Kraft zusammen und blieb ruhig. Er antwortete mit leiser belegter Stimme: „Wenn er sie sehr geliebt hat, so wird er sein Glück darin gesehen haben, zu wissen, daß sie immer an seiner Seite stehen werden.“

Sophie blieb stehen. Sie wuchs schwarz empor. Sie sprach mit eisiger Stimme: „So — Pfui Teufel“ — und spuckte aus.

Da huschte ein Lächeln über sein Gesicht, spielte um die Augen, umspannte die Wange, sank dann ein und drängte — blitzschnell, daß er die Worte nicht mehr halten konnte: „Und du? Könntest du auch so sein?“

Sophie stutzte. Streifte ihn mit einem abweisenden Blick. Überlegen. Als ob eine Gefahr vorüber wäre.

Er aber erschrak. Widerstrebende Gedanken

etzten hin und her. Ich habe sie beleidigt, schoß er ihm auf. Er wagte sie nicht anzusehen. Er rief hervor: „Bitte, denk nicht das — ich meine, du an Stelle des Häuptlings“ — er erinnerte sich später, wie er gefühlt hatte, Gott sei Dank — ich hab's noch schnell sagen können.

Sophie aber schlug mit dem Körper gegen die Tür. Sie richtete sich wieder auf. Wie ein sprungereites Tier. Hing vornübergebeugt. Wollte schreien. Würgte. Ächzte. Wie von dem Pfeil getroffen, bäumte sich auf, schlug die Faust gegen die Tür, heulte: „Jawohl“, schrie fünfmal, zehnmal: „jawohl“, krächzte.

Er zog mit einem Ruck die Beine an, so daß er in hockende Stellung kam, und starrte sie für Sekunden bewegungslos an.

Er schien in einen Abgrund zu versinken. Er blieb wie von einer Mauer umgeben.

Lebrochenes Flehen: „Was hab ich denn gesagt — Sophie, lassen wir doch das alles sein. Ich hab ja nichts gesagt. Was hab ich denn getan — Sophie!“

Er mochte das mehrmals gestöhnt haben. Es kam von weit draußen her. Es mischte sich bereits der leise Ton einer Kränkung hinein, daß sie nicht auf ihn hörte.

Sie wurde ohne jeden Übergang plötzlich ruhig. Man merkte kaum, daß sie geweint hatte. Sie sah bedrückt aus, nur ihre Mienen zitterten stark und zwangen sich ein Aussehen auf, das überall alles hinwegzugleiten schien. Es gelang sogar, als ob sie verstohlen lächelte.

Eben, was ist auch weiter,“ sagte sie leichthin. Ihr Gesicht zog sich zusammen, als hätte er einen Schlag bekommen. Wie wenn er sich von einer Fessel befreien müßte.

Du weißt doch, ich habe immer solche Angst. Ich werde ja auch weggeschafft werden. Freilich ist es dumm, diese Angst.“

Sophie zuckte die Achseln.

Er sprach schnell weiter: „Und dann, überall messe ich mir so viel Schuld bei. Meine Cousine kann ich immer noch nicht vergessen. Das wird ich alles rächen, denke ich, und das macht mich so unsicher.“

„Deine Cousine?“ fragte sie nebenher. Sie sah bereits wieder starr auf den Boden.

„Oh, ich hab dir schon erzählt. Auch da ist mein Vater schuld;“ — er holte Atem und setzte sich etwas zurecht — „sie war bei uns zu Besuch. So mit sechzehn Jahren. Einmal ist sie im Garten vor mir hergegangen und hat sich immer umgedreht,“ — paßt es hier her? schoß es ihm durch

den Kopf — „dann so in eine Hecke hinein, ich habe mich erst nicht getraut, ich wußte nicht, was ich machen sollte, dann bin ich doch noch schnell nachgelaufen, bin ihr um den Hals gefallen, hab sie geküßt und gleich wieder fort. Und wie ich dann so erregt ins Zimmer gekommen bin, hat mich der Vater von oben bis unten angesehen, hat sie rufen lassen und mich vor ihr einen dummen Lummel, den man ohrfeigen müßte, genannt und mich weiter vor ihr herabgesetzt.“ Um Gotteswillen, dachte er, was soll ich nur machen — „Ich bin ihr dann immer ausgewichen, ich dachte, erst muß ich den Vater erwürgt haben, ehe ich wieder zu ihr sprechen darf, aber ich habe ihr bei der Abreise einen Zettel noch zugesteckt, daß ich hinkommen würde und sie heiraten. Nach ein paar Jahren hab ich sie wiedergesehen. Mir fiel alles ein. Ich dachte, wenn auch nicht heiraten, aber wir könnten zusammen sein. Als ich ihr das sagte, hat sie mich angesehen, daß ich zu ersticken glaubte. Sie stand im Garten mit einer Gießkanne, ganz hager, und hat überhaupt nicht mehr auf mich gehört. Erst war ich ganz erschrocken, dann hab ich einfach gelacht —“ Er hielt inne. Schien etwas noch zu prüfen, ob er es aussprechen sollte. Sophie blieb schweigend.



Henri Matisse

„Heute weiß ich, daß ich irgendwie schuld bin. Ich muß büßen. Ich hasse solche Frauen.“
Sophie schwieg. Sie schien nicht auf ihn zu hören.

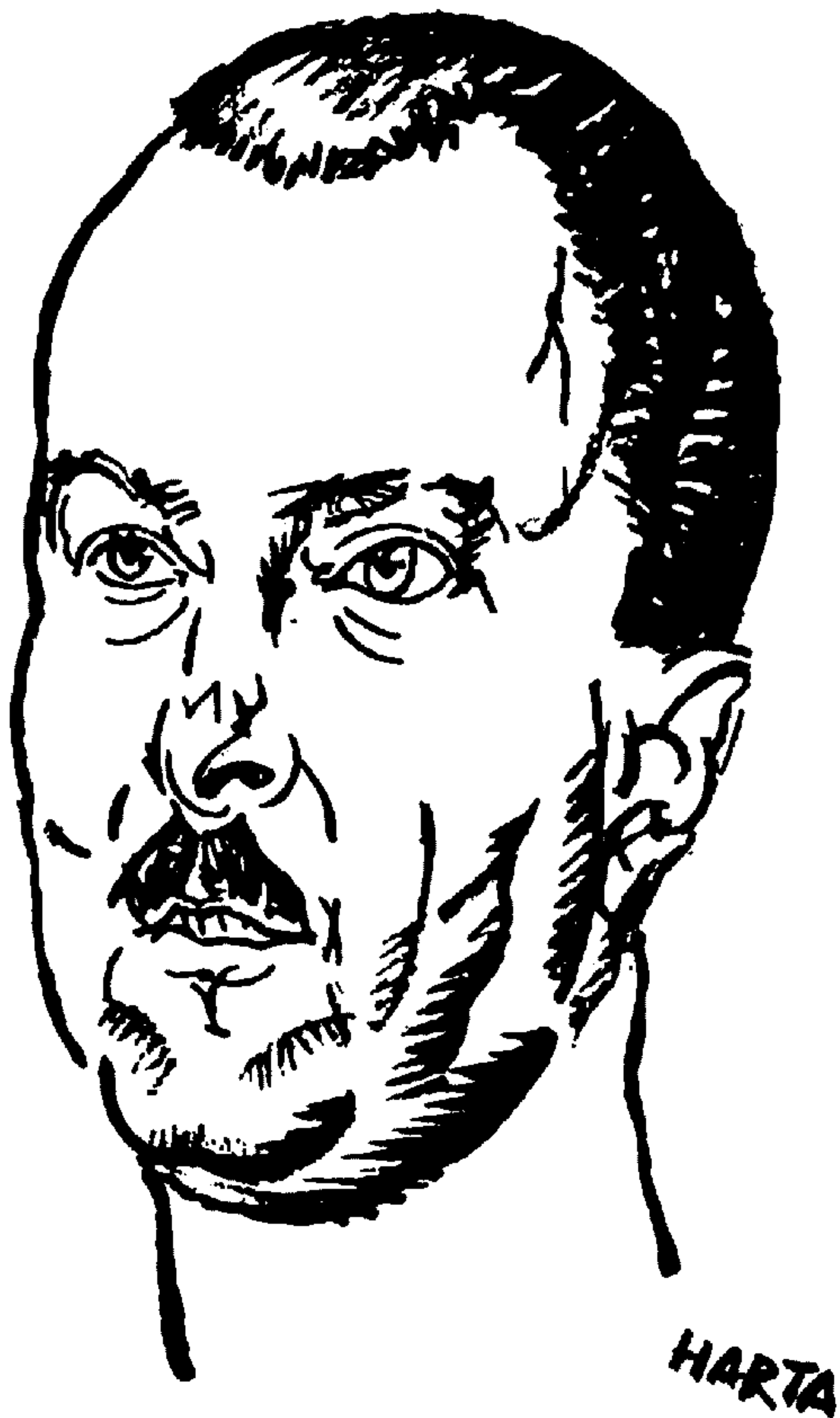
Plötzlich schrie er: „Du! Verstehst du denn nicht, diese Unsicherheit, die immer ist — und mit deiner Schwester, Sophie — sprich doch!“

Es war, als ob sie erwachte. „Aber es ist ja nichts . . .“

„Du! Laß mich doch nicht so sitzen, Sophie!“
Er hatte Tränen in den Augen.

„Nun ja,“ sagte sie leise, „ich weiß doch nicht.“
Und munterer: „Es hat ja mit dir nichts zu tun. Hörst du, gar nichts mit dir. Überhaupt niemanden. Es ist ja alles vorbei. Das ist so. Hast du dich geschreckt?“

Er lauschte. Er sog die Worte ein. Aber es wühlte etwas in ihm, das er immer wieder hinunterstieß. Die Cousine war ihm sofort wieder entschwunden. Er fühlte sich direkt gekränkt. Wurde unruhiger. Er erinnerte sich später, er hätte sich winden mögen. (Der dritte Teil folgt)



F. A. Harta: Porträt des Arthur Roessler

DIE STADT

Ich sah eine Stadt im Flor fremden Lichtes. Die Sonne
hing bleich und des Glanzes beraubt über ihr,
nichts mehr als ein Stern inmitten von Sternen.

Tausend Türme wuchsen zu den Wolken und
eines vor langem zerstörten

Turmes Schatten erhob sich. Zahllose Massen
wälzten sich torwärts und hervor aus den Toren,
Musik zu unbekannten Festen ertönte, es kamen
Züge von Büßern,

Soldaten kehrten vom Kampfplatz, Gefangene
schritten in Ketten,
und den Gräbern entstiegene Schatten irrten in-
mitten der Menge,

und in die Stimme der Lebenden mischte sich ihre
Stimme und herrschte:

Sie vereinigten Hände von Fremden und ihr Lachen
fiel in der Liebenden Küsse,

wo sie durch Umarmungen schritten, sanken die
geöffneten Arme,

und aus ihren im Vorwurf der Schuld unheimlich
klaffenden Augen

brach eine geheimnisvolle Sonne und floß jenes
Leuchten,

das die Stadt und tausend Lebende in sein melan-
cholisches Zittern tauchte.

Und ich irrte allein durch die Menge, der Schlag
meines Herzens

erstarb im Pochen zahlloser toter und lebendiger
Herzen,

und die magische Woge aller unserem Tage er-
loschenen Blicke

bestrahlte die Seele mir. Und dort traf ich dich:
deinem Odem entwehte der Duft meiner tiefsten

Einsamkeiten,
der Heimat Erde, der ätherischen Blüten im dun-
kelnden Laubgang,

erblüht in des Nachthimmels silbernem Regen,
und deine Stimme bebte von Stimmen, die ich im

irrenden Winde erlauscht
bei meines einsamen Feuers Geprassel.

Ottokar Brézina (Deutsch von Otto Pick)

FLUCHT

Aufgestellt sind die Gegenstände der Welt vorbei
am Speisewagen:

Bahnhöfe mit fliehenden Laternen und unsicheren
Herren in weißen Westen

oder blanke Schweizerstädte mit geflaggtten Häu-
sern, Musik und Schützenfesten,

und Alpenberge mit feuchten Wäldern, die vor-
überjagen.

Vorbei am Fenster ist die Erde hintenübergefallen.
Mein Leib duckt ganz still, nur mein Kopf rast
vorüber.

Meine braunen Augen bullern wie Kegelkugeln
die Schienen entlang. Gewitter steht drüber.
Iezackter Himmel und Nacht und Berge, die sich
vor der Lokomotive ballen.

Ein schöner Sonnenschein ist flüchtig an den Him-
mel über Bellinzona gespuckt.

Der Mittag liegt, ein schleimig gelber Schein, ge-
froren auf der Stadt und im Geäst
der Telegraphendrähte. Um Menschenmassen friert
verschämt ein Lächeln fest.

Im Bahnhof dreht uns an der Polizei vorbei. Ich
gehe unbefangen und geduckt.

Hugo Kersten

DER ZUG

Ich stehe auf der zitternden Brücke,
Vanilleduft sticht mir in die Nase.

Und eins, zwei, fünf, sieben sausen die kleinen,
schwarze Augen

Unter mir durch, mein Kopf will hinab.

Meine Beine rollen sich geschwind am Rücken
hinauf,

Als ich hupp, hupp wie ein Ventilator mich um
meine Ohrmuschel drehe.

Tott sei Dank! Endlich rennt das Licht hinterher
auf den Schienen.

Meine Hüften trennen sich erlöst von den Rippen

Und meine Augen hängen sich an eine starke
Telegraphenstange.

Da trabt ein alter Mann vorbei.

Über die Schulter zieht ihm der lila Strick
in höhnisch grinsendes Maul in die Jacke.

Erna Kröner

WEI GEDICHTE

beobachtung

Vort oben auf dem weit waldumrandeten Rau-
schenland

Reht langsam der lange weiße Mann blaurauchend
und riecht und riecht die weißen Waldwinde.

Er geht durch die kellerriechende Erde
und lacht und weint.

Empfindung

Hohe Großwinde machten kalt mein Rückgrat
und da schielte ich.

Auf einer krätzigen Mauer sah ich
die ganze Welt

Mit allen Tälern und Bergen und Seen,
mit all den Tieren, die da umliefen —

Die Schatten der Bäume und die Sonnenflecken
erinnerten mich an die Wolken.

Auf dieser Erde schritt ich
und spürte meine Glieder nicht,
so leicht war mir.

Egon Schiele

UNTER DEN BÄUMEN . . .

Unter den Bäumen saß ich,
Die rote Blüten in das blinde Wasser weinten,
Verloren und verträumt. —

Oh, wenn du meine Tage kenntest, Königin! —
Aber du kennst sie nicht.

Und wenn du meine Nächte kenntest, Königin,
Dein Herz erschärke vor der Glut, die loht,
So sehr du's auch bezähmst.

Soll ich dir sagen,

Wie weh mir das Feuer in die Adern schießt,
Wenn dich ich denke?

Aber du — hörst es nicht.

Ich sah die toten Götter in Reihen stehn,
Aus schwarzem, hartem Stein gehauen,
Und sah nur dich.

Ich sah Marmorbilder aus gleitenden Falten gehn,
Und achtete sie nicht;



Richter, Berlin: Porträt des Adolphe Basler (Paris)

Der tote Prunk der Jahrtausende glänzte in den
Hallen,
Doch ich dachte meines Fluches.
Denn mein Fluch ist es, allein zu sein je und je,
Und zu schweigen, wenn meine Qual mich nicht
anbrüllen soll von der hallenden Wand.
Du aber gehst stolzen Schritts dahin,
Und deine Augen leuchten über den Reichtum,
den man um dich breitet.

Hellmuth Wetzel

DAS LYRISCHE GEDICHT

Es handelt sich darum, das adäquate Wort zu finden; das Wort, das den Sekundenzeiger zwingt, stehn zu bleiben.

Das Momentane wird zum Zuständlichen; transformiertes Erlebnis ist Artistik letzten Endes. „Begebenheit“ ist nicht wesentlich. Wesentlich ist vielmehr . . . Figuration. Naivität wird Ballast; —; gewichtig nur die Kongruenz: Ereignis und Expression haben sich (substantiell) zu decken. Vor allem ist die gehaltliche Gemeinsamkeit zwischen Projektion und Erscheinung kennbar.

Nicht die erste Assoziation ist künstlerische „Arbeit“. — Bei einfachen Fällen geht es nur um ein zu betrachtendes Substantivum, dem ein Adjektivum koordiniert ist; Beispiel: „blondes Haar“. Erste Attraktion (des Naiven): „goldene Welle“. Adäquate Transformation: (das Beispiel fällt aus; nicht . . . Invention, sondern Elementares, Manuelles soll exhibiert werden.) —

Komplizierteste Umsetzung: vergleichbar der Umwechslung von zehntausend Kupfer-Pfennigen in eine Banknote; die den gleichen Wert repräsentiert wie die Summe der Einzelbestandteile; den gleichen Wert: und doch einen größeren. Weil komprimiert, tragbar in einer Westentasche. Der lyrische Dichter kann über viele Umwege (Raffinesse?) zum Sekundären gelangen; je sprunghafter die Gänge . . . desto primärer das stilistisch dem Ereignis Beigeordnete. — —

Die Transsubstantiation der Oblate und des Weins in Leib und Blut des Heilands . . . gibt das Theorem des lyrischen Gedichts. Notwendig erscheint der Glaube an die Möglichkeit: Visionäres zu fixieren.

Es soll nicht gesagt werden, daß grundlegende Faktoren allein, zwingend Lyrisches bedingen. Komparserie und Weihrauch . . . sind erforderlich.

Bleibt zu notieren: daß das Originäre nicht absolut primär zu sein hat (Zeugung und Geburt!): wie das Erlebnis das Wort herbeiziehen kann (herbeizieht): so kann das Wort zum Er-

lebnis führen. Il vécut ce qu'il devait peindre (Lanson) ist ebenso „richtig“ wie: il peignait ce qu'il devait vivre.

Hans Leybold

Der Reiter Pik

Eine Novelle von Hans Flesch von Brunningen

Rittmeister Martin Bruck war am Tage nach seiner Hochzeit gelähmt worden. Seine zwanzigjährige Frau Else war gerade bei der Toilette gewesen; sie hatte die Puderdose fallen gelassen und war in das nebenliegende Zimmer gestürzt. Dort lag der Rittmeister, in den hellen Reithosen, doch ohne Waffenrock, schief am Bettrand und wollte sich erheben; seine breite Stirn war voll Schweiß.

„Die Füße — — geh — hilf mir doch!“ Er schlenkerte mit Pöstern umher. Frau Else bekam zuerst einen Lachkrampf, der dann in ein unsagbares Schluchzen überging.

Der Doktor erschien an der Schwelle. Ja, das war eine bittere Sache. Jugendsünden — meinte der dicke Arzt. — Er streifte die schlanke Else mit dem Bruchteil eines boshaften Blickes. Diese zuckte verächtlich mit den Mundwinkeln, sie wußte ihr Teil. „Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich die Lähmung gibt —“

Nein, die Lähmung gab sich nicht. Durch zehn Jahre nicht, die diese bestialische Ehe dauerte. Den Weisungen der Ärzte gemäß wurde jegliche Aufregung vermieden; das Ehepaar Bruck zog sich, noch bevor es in einen vielversprechenden gesellschaftlichen Verkehr getreten war, gänzlich von der Welt zurück. In ein Erbschlößchen am Schwarzwaldhang, wo Tag für Tag die Sonne über der Rheinebene Stunden des Schmerzes und der Entbehrung aufsteigen ließ. Hie und da fuhr man hinunter nach Baden-Baden, zu einem Theater, einem Fest. Hie und da besuchte Otto Marters — wenn er gerade in der Gegend zu tun hatte — seine Jugendliebe Else und seinen Freund, dem es nun auch mit dem Sprechen schlechter und schlechter ging. Hie und da schlug der Blitz in einen benachbarten Baum des Waldes.

Frau Else war ihrem Gatten nie untreu gewesen. Nicht nur die Erinnerung an den überschwenglichen Taumel der Hochzeitsnacht hielt sie davon ab, jener einzigen Nacht, die in ihren Gedanken als unheimlicher roter Fleck alles andere grau und schäbig machte. Es war ihr Zurückhaltung, strengste Keuschheit, die dem nächsten Freunde nicht einmal einen Kuß gewährte, zu einer zitternden Wollust geworden, deren Schauer sie unbe-

rußt suchte und fand. Nur vor Dienern und Chauffeuren empfand sie Grauen. „Führe mich nicht in Versuchung!“ flehte ihr zartes Madonengesicht unter dem dichten Schleier. Sie ließ sich von Martin Bruck die Knie küssen und rannte dann aus dem Zimmer.

Am zehnten Jahrestag der Hochzeit fuhr das Ehepaar Bruck mit seinem Auto zur Stadt. Man wollte die Vorstellung eines bekannten wandernden Zirkus' besuchen, dem eine gewaltige Reklame vorausgeeilt war. Besonders waren es die Leistungen eines javanischen Reiters, der den Namen Pik trug, von denen man Unerhörtes erwartete. Else und ihr Mann hatten in einer Loge Platz genommen. Die hölzernen Sitzreihen, die sich unter dem improvisierten Zeltdach in trübem Licht bis hoch hinauf erhoben, wimmelten von dem gemischtesten Publikum. Eine schlecht frisierte Kunstreiterin saß auf einem schönen Pferd und jonglierte. Harmlose Clowns liefen ratlos umher, und es gelang ihnen wirklich, die zahlreich erschienenen kleinen Kinder zum Lachen zu bringen. Ein Mann mit Limonade, der eine schmutzig rote Farbe auf der Wange trug, wand sich zwischen den Sitzen durch. Kleine Affen stiegen auf Gerüste und ließen sich dann unter quiekenden Lauten in einen Bottich fallen. Applaus perlte in dicken pärlchen Tropfen auf die Arena. Eine Schar Wildwest-Krieger stürzte in die Manege und gärdete sich ausgelassen. Gelber Staub machte für Augenblicke den Ausblick unmöglich. Martin Bruck in seiner Loge hütelte. Seine Frau trug ein ausgeschnittenes, helles Kleid, sie beugte sich über ihn. Es war in den letzten Tagen nicht gut, gar nicht gut gegangen. Man hätte heute nicht ausfahren sollen. Die Augen Martin Brucks lackerten. Nun sprengte ein großes furchtbares Roß mitten in ein Getümmel hinein. „Der Reiter Pik!“ „Bravo — bravo!“

Dort stand einer auf Pferdes Rücken, mit langen blonden Haaren und einer teefarbenen Haut. Er sprang dem Renner auf das gehobene Haupt und stieß dabei einen kurzen barbarischen Ruf aus. Die Augen waren wässerig, aber stark. Die Stirne ganz ausgeweitet. Wie er an der Loge vorbeikam, hob er den Blick. Dann lag er plötzlich unter dem Bauch des Tieres, stieg aber auf wie ein Wind und flog pfeilgerade voraus. Vor die Nüstern und dann im Salto zum Sattel. Diese Darbietungen schienen sehr anziehend und wagemutig. Der Großteil des Publikums war mit gespannt, atmete schwer. Frau Else war blutrot im Gesicht. Es wurden jetzt mehrere Tiere hereinge-

führt, auf denen der waghalsige Javaner seine Produktionen fortführen sollte. Leider war es den beiden in der Loge nicht mehr bestimmt, dies mitanzusehen. Denn der Rittmeister hatte zu stöhnen begonnen, seine Hand griff nach der samtenen Sessellehne. Frau Else kehrte sich um und blickte verständnislos auf ihren kranken Mann. Die plötzliche Verschiebung des Horizontes von unsinniger Kraft zu lallender Hinfälligkeit schien ihr absurd, nicht zu glauben. Nach einigen Sekunden aber sah sie ein. Sie sprang auf, rief nach einem Garderobier: „Lassen Sie das Auto kommen!“ Vor dem schmalen Bretttertor des Zirkus, das in grellen Plakaten stand, drängten sich Gassenbuben, Strolche, Kutscher um den vorfahrenden Wagen. Um das zuckende Bogenlicht flatterten Mücken, die Gesichter der Anwesenden waren blutlos. Aus der Bude drang wütender Applaus. Dann gab die Huppe dreimal ihr dumpfes Zeichen: Frau Else fuhr mit dem Sterbenden in die Nacht. Sie hatte ihn weich gebettet und hielt seine Hand. In den Kronen der Bäume sah sie gelbe Reiter auf und nieder tanzen, sich bis auf ihre Brust niederlassend. Der Kot flog klatschend von den Rädern. Rittmeister Bruck weinte. Er machte



(Alter Holzschnitt)

seiner Frau Zeichen, aus denen sie entnehmen konnte, wie leid es ihm getan, daß er die Darbietungen nicht bis zum Schluß hatte verfolgen können. Er war schon sehr kindisch geworden.

Am nächsten Tag kamen außer dem Sanitätsrat noch die beiden alten Schwestern Brucks an sein Lager geeilt. Der Sanitätsrat schüttelte den Kopf. Die Schwestern glitten durch die Zimmer und legten Hand an. Hie und da gingen ihre runzeligen Gesichter auf und zeigten tief drinnen einen rostigen Schmerz, der an den schmalen Nasen zu fressen schien. Frau Else war sehr apathisch. Es regnete. Es war April. Sie saß auf der geschlossenen Veranda und schaute in die Wolken im Land.

„Ob er die Nacht überleben wird? — —“ Im Gärtnerhaus nebenan übte eine Hand Klavier. „Waldteufel, Pluie des diamants . . .“ Es ging gegen sechs. Hinter ihrem Rücken spürte sie drückend und grausig das große Viereck, das in das Sterbezimmer führte. Dort hatte man ein Nachtlicht angezündet und zwei Kerzen, es wurde schon dunkel. Schwester Ada betete mit einem dicken Buch. Else hörte die Worte bis heraus. Sie rannen ihr über beide Schultern, machten sie müde und sammelten sich als schwere Flüssigkeit über ihrem Schoß auf dem Samtkleid. Das Dienstmädchen meldete ihr Otto Marters.

Sie mußte das Auto überhört haben.

„Führen Sie den Herrn direkt zu mir — —“ Man mußte Martin jetzt schlafen lassen.

Durch den Gang kam der kleine Abgebrannte auf sie zu. Er beobachtete eine abwartende Haltung und küßte ziemlich schwerfällig ihre Hand. Langsam ließ er die Worte der Betrübnis über seine Lippen kommen, violette Schwingen freundlicher Vögel. Else sprach wenig, was ihr Jugendfreund auf die überstandenen Aufregungen zurückführte. Aber sie schlug ein Bein über das andere, und sie machte, da es zu regnen aufgehört hatte, ein Fenster auf und ließ Waldluft über die gepolsterten Möbel fahren. Diese Waldluft zog sie auch an den blonden Haaren ganz an der Stirn und schlug sie ihr ins Gesicht, diese Waldluft riß Herrn Otto Marters die schönsten Sätze von den weichen Lippen. Der saß dort, fest und im Jakett, auf dem Fauteuil. Der sagte:

„Du mußt viel gelitten haben, Else — —“

(Mit einem Celloton auf dem geliebten Namen.) Else überkam jetzt sehr die Lust, einen rohen Witz zu machen. Sie war siebenundzwanzig, oh über ihr Leben! Warum hatte sie diesen verreckenden Körper nie ganz umgebracht? Ihn toll

und ordinär betrogen? Sie hatte nicht wollen, gut. Aber es gab so manche Freunde, die sicher gut küssen konnten. Sie bog sich ganz zu Otto Marters hin. Der sah die Kerze flackern, Wolken im Tal. Er wußte nicht, wohin mit seinem Mitleid.

„Mein Leben war mir oft zur Last — —“

Sie sah aus nächster Nähe sein glatt rasiertes, gutes Kinn; wollte es mit der Hand umfassen und diesem aufgeputzten Edlen seine Seele austrinken.

„Schwacher Gemütsfex — —“ Über den Baumkronen sprang ein gelbes Licht hinab, herauf.

„Wollen wir nicht anzünden?“

„Glaubst du, daß er sicher sterben wird?“ gab sie zurück.

Fragte da Angst oder Gier? Otto Marters wollte gerade sein bürgerliches Vorurteil beiseite werfen, da öffnete sich das drohende Viereck. Zerknittert stand mit Häubchen und Buch die Schwester vor den Sündern.

„Martin ist erwacht und verlangt nach dir!“

„Entschuldige einen Augenblick! Ich werde schauen, ob er fähig ist, dich zu sehen — —“ Und huschte hinein. Wie ein Schatten folgte ihr die Schwester. Otto Marters blieb im Dunkel zurück. Seine Gefühle waren trüb und undurchsichtig.

Drinne lag der knöcherne Kopf, furchtbar erwacht, in den Kissen. Else im sinnlich-weißen Schleier beugte sich über das Lager.

„Ich werde ste—erben . . .“ Ganz gut ging es jetzt mit dem Sprechen. Else erwiderte nichts, sie nahm die verdorrte Hand zwischen ihre weichen Finger. Man hatte dem Rittmeister ein Kruzifix hingestellt. Das sah er nun, machte seine Wangen voll und blies danach, ein ungezogenes, verderbtes Kind. Else suchte ihn zu beruhigen.

„Gut sein, Guter!“ Die zweite Schwester war hereingeflattert. Martin Brucks Lippen waren trocken. Er spürte den blühenden Atem Elses nahe, nahe seiner männlichen Hüfte den aufgestützten, nackten Unterarm, der Adern durchscheinen ließ wie ausgebreitetes, duftendes Geäst. Die Begierde schüttelte das sinkende Wrack.

„Nie ge—ge—lebt — —“ Und seine Lippen spitzten sich zum Kuß. Else sprang auf, warf das Nachtlicht durch die Erschütterung um, das ölige Flecken über die Marmorplatte rinnen ließ, und floh auf die Veranda. Die eine der Schwestern wollte ihr nach, doch etwas schien sie zurückzuhalten — Draußen war es noch immer stockdunkel. Aus der Niederung vereinzelte Lichter des benachbarten Dorfes. Wo war nur Otto?

chtig, da saß er. Doch hatte er sich seinen Stuhl angewendet, ganz an das Fenster hin und war durch eine verzierte, große Lehne getrennt. Warum sprach er nichts. Frau Else zitterte. Das Zittern war lüstern und ängstlich. Entsprang im Innern und lief im Schoß zusammen. Der dort nahm nun eine harte, fremde Melodie.

Du — Otto — es geht sehr schlecht —“

ohne Antwort. Sie legte ihm die Hand auf den hervorragenden Ärmel, der sich rauh angriff.

Fahre an dem Handteller hin, Narr, mit gepflegten, glänzenden Nägeln —“, dachte sie. Nichts, der Stoff blieb stumm unter ihren Fingern. Da bog sie sich vor, um Otto ins Gesicht zu sehen.

Und fuhr zurück. Aus dem breiten Sessel hob sich groß wie ein Schatten der Reiter Pik. Sie war an den Tisch getaumelt, die Blumenvase rollerte zu Boden, machte Lärm. Der dort, im selben Mantel, die Arme weit gebreitet, kam auf sie los. Eine Haarsträhne fiel über die Stirn. Der Reiter Pik faßte Else an beiden Handgelenken, zog sie zu Boden, schnürte die Kehle. Die biß ihm den Hals blutig, konnte nicht freieren, verging.

Der Sterbende aber brüllte mit der Gewalt eines trotzen Tieres. Brüllte und griff nach der Hand seines Freundes Otto.

Else — du — Else —“ Otto Marters sprang auf. Auch vor den Augen des Rittmeisters schienen hreckliche Zeichen und Gesichte aufzustehen. Die Kerzen warfen Geflacker an die Wände. Da war es zu spät, der Rittmeister fiel zurück, das rauhen auf beide Wangen gemalt, ein Gruß der Hölle. Tot. Otto Marters eilte auf die Veranda. Die Schwestern entrollten Rosenkränze und beteten. In der Zugluft, die entstand, blähten sich die Schleier, verlöschte ein Licht. Die Veranda stand man leer. Über die Baumkronen jagte der alajische Reiter, die Eroberte nackt vor sich über den Sattel gelegt, bis an das Ende der Welt. Und ward ihr Herr und Gebieter.

Ein vorbeiwandernder Lehrer erklärte seinem wißgierigen Söhnchen das seltsame Schauspiel in den Wolken.



Jourdain

FRAU UND KNABE

Sie war wahnsinnig aufgereggt nach dieser Nacht; sie dachte viel an sich selbst, die Länge der Arme tat ihr wehe, aber sie zog den ganzen Körper straff aus, als wäre es nötig, um eine Ordnung herzustellen. Vor dem Zerfallen wollte sie sich hüten. Schmerzen kamen, sie wurde ungeduldig. Die Verlassenheit: wie ein Kind wünschte sie jemand, der bei ihr wacht, streichelt, die Verbindung mit der Sorge eines anderen würde schon erleichtern. Sie könnte bei Licht liegen, und dann würde sie weggenommen werden, Artigkeit war zu greifen, in den Haaren versteckt, oder in den Winkeln des Zimmers, sie würde damit einschlafen. Sie war noch wie ein Kind, zweiundzwanzig Jahre alt. Dieser Wunsch, ganz selbstverständlich bei Lichte — — — sie jammerte ohne Laute. Welche Zeit es wohl sein mag? Midjane paßte nicht in diese Winterfröste, gegen Morgen das Dunkel beschwerte ihr Herz. Sie faßte beinahe die ganze Stadt in ihrer Trauer auf, ja, daß nur keine Straße fehlte, die schwarzen Dächer der Häuser; wie ein ödes Hügelland lag alles. Der Nebel und die Laternen fielen ihr plötzlich ein, einzelne Menschen, verkrochen in der Unwachtheit des Tages. Als hätten sie gesprochen, jetzt mußten sie nach Hause, sie stöhnten mit ihren Augen. Manche von denen kamen von Frauen, die schlichen viel körperlicher entlang, erinnerten an gedehnte Raubtiere, sie waren nicht glücklich. Midjane weinte und schlug sich. Sie dachte an Paris; sie sah am meisten Pelze und Guesten und Bilder. Es war dort bewegter, oh die herrlichen Plätze, und die Menschen rennen sich nicht um, zeigen sich. Ihr bewegt euch, ohne Wut treibt ihr im Gedränge, die Betonung ohne Gleichmäßigkeit: Jubel.

Midjane zog in andere Zimmer; sie hatte Aussicht auf einen Park, der lag im Schnee. Weich richtete sie die Lager ein, daß Wärme kam, und Licht schimmerte durch bunte Seiden oder Marmorschalen. Midjane nahm einen braunen Knaben; sie legte ihn nackend in ihre Kissen, die seinen Körper hineinzogen, so war er verborgen und gehoben zugleich. Grüne Schimmer von der Lampe narbten ihn wie eine alte Bronze. Midjane saß von fern, sie starrte auf ihn, wie auf eine neue, fruchtbare Insel, Bäume mit schweren, saftigen Blättern, und große Vögel, die darin ruhten. Sie lebte viel allein, hatte den Knaben, der sie bediente, mit dem sie gemeinsam las; ihre Kostbarkeiten erklärte sie ihm, sie hatten genug zu schauen, daß die Stunden verstrichen. Djemal

So geht es immer weiter. Z. B.:

„Im Eßzimmer liegen drei,
ein Pionier und zwei von der Infanterie,
so liebe, blonde Burschen.
Die zwei kommen auch schon durch,
aber der Pionier
wird uns wohl sterben,
weil die Dumdwunden
so sehr schwer heilen —“
Meiner Mutter Haus steht am Rhein,
— ist nun ein Krankenhaus mit sechzehn Krankenbetten,
und ist doch nur ein solches Haus,
von den vielen tausend in Deutschland . . .“

Die Sache schien selbst den Redakteuren des „Vorwärts“ ungeheuerlich. Von der Besorgnis erfüllt (ich zitiere jetzt den „Vorwärts“): „daß solche Berichte sicherlich nicht geeignet sind, den Kampfesmut und die Zuversicht unserer Krieger zu erhöhen, die danach gewärtigen müßten, als Verwundete von den Feinden barbarisch mißhandelt zu werden,“ wandten sie sich an einen Gewährsmann in Düsseldorf, wo die Mutter des Herrn H. H. Ewers wohnt. Dieser Gewährsmann stellte nunmehr im „Vorwärts“ fest:

„Auf Ihre Aufforderung hin habe ich Hanns Heinz Ewers Mutter persönlich aufgesucht und festgestellt, daß die alte Dame nie einen geschweige mehrere Verwundete zur Pflege in ihrem Haushalt gehabt hat, vollends keinen mit ausgestochenen Augen. Es ist eine alte, freundliche, aber gebrechliche Greisin, Ewers Mutter, voller mütterlichen Stolz auf ihren Dichtersohn. Sie erklärte mir, daß sie infolge des fraglichen Gedichts (ich hatte von dem Gedicht nichts erwähnt, sondern anderen Grund für meine Frage vorgeschützt) schon sehr viele Anfragen, besonders aus Berlin, erhalten hätte. Es handle sich aber lediglich um ein Produkt der Phantasie ihres Sohnes. Sie habe wohl ihrem Sohne öfters geschrieben von ihren Besuchen bei Verwundeten in den Krankenhäusern, aber von ausgestochenen Augen kein Wort; sie selbst kenne auch keinen solchen Fall aus eigener Anschauung. Verwundete in ihrem Hause zu pflegen, dazu sei sie weder „physisch kräftig genug, noch pekunär in der Lage.“ . . . Es war wirklich rührend, wie die alte Dame mir das Gedicht vorlas, mit einem so innigen, vertrauenden Ausdruck, wie ihn nur eine Mutter haben kann, die ihren Sohn über alles liebt. Es würde mir deshalb auch sehr leid um das alte Mütterchen tun, wenn der Sohn für seine unverantwortlichen Greuelgeschichten in der Öffentlichkeit so gezüchtigt würde, wie er es eigentlich verdiente. . . .“

M. P. In Sachen Madame Caillaux ist der Prozeß gegen mich nunmehr auf den 9. März anberaumt worden.

Professor Haeckel in Jena. Ein Bureau für Zeitungsausschnitte zählt mich irrtümlich zu Ihren Anhän-

gern und sendet mir deshalb ein Feuilleton von Gustav Renner, das am 13. Januar in der „Deutschen Tageszeitung“ erschienen ist. Bevor ich den Ausschnitt wegwerfe, will ich Ihnen den Schlußsatz daraus mitteilen: „ . . . Aus diesem Geiste heraus gilt es, ein neues Deutschland zu erbauen, in dem für „Weltanschauungen“ (vom Autor in Gänsebeine gesetzt!) wie die Ostwalds und Haeckels kein Platz sein wird.“

J. F. W., Chefredakteur der Dresdener Neueste Nachrichten. Vollkommen verstehen wir, daß Sie vier große Feuilletonspalten mit Kerramik füllen mußten, das Unerhörte zu berichten: vor der Literarischen Gesellschaft Ihrer guten Stadt hat die Dichterin Annette Kolb einen Vortrag gehalten, in dem sie den Chauvinismus primitiv fand und von gewissen „Matins“ sprach, die nur leider an journalistischem Apachen-Talent ihr Pariser Vorbild nicht erreichten. Bei diesen Worten sprangen Sie, Chefredakteur, auf und stoppten die Meinungen der Münchnerin. Werden Sie auch uns zürnen, wenn wir Ihren neckischen Rapport zum willkommenen Anlaß eines Grußes an Annette Kolb nehmen?

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

ROBERT REHLEN. Kleine Kriegs-Kunstgeschichte (Verlag von E. A. Seemann, Leipzig). Robert Rehlen hat (vor dieser Zeit) saubere Bücher erscheinen lassen. Die Auswahlbände aus Heine, Schopenhauer, Napoleon bedeuten feine, verständnißvolle Arbeit. Sein neues Buch muß man entschieden ablehnen, da der Verlag es versäumt hat, den Text von den Bildern so getrennt zu halten, daß man ihn beseitigen kann, ohne die Illustrationen zu zerstören.

HERMANN HESSE. Lieder deutscher Dichter. Eine Auswahl. Geh. M. 3,—, in Pappband M. 4,—. (Verlag von Albert Langen in München). Gegen dieses Buch gibt es den einen Einwand: Wir besitzen gleichwertige Sammlungen die Fülle. Und den zweiten: Hermann Hesse hat (mit Martin Lang und Emil Strauß) vor einiger Zeit (bei S. Fischer) eine Auswahl von Liedern deutscher Dichter erscheinen lassen („Der Lindenbaum“), die belangvoller ist. Gewiß können gute alte Verse nicht oft genug gedruckt werden. Aber man soll sie in Zeitschriften veröffentlichen, und nicht solche Bücher machen, die schon gemacht worden sind.

AN UNSERE ABONNENTEN

Aus Raumrücksichten konnte der Roman SOPHIE in der AKTION nur gekürzt zum Abdruck kommen. Das vollständige Werk ist soeben in unserem Verlage in Buchform erschienen. Die Abonnenten der AKTION erhalten das gebundene Exemplar, das 3 Mark kostet, zum Vorzugspreise von M. 1,—, wenn sie es von uns direkt beziehen (nicht durch den Buchhandel).

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Hans Richter: Der Reiter (Titelzeichnung) / Hans Leybold: Wege zu Peter Altenberg / Arthur Roessler: Drei Jungwiener Maler / Hans Richter: Der Denker (Zeichnung) / Franz Werfel: Ein Sonntag / Paul Boldt: Drei Gedichte / Erna Kröner: Strindberg / Hugo Hinz ist gefallen! / Hugo Hinz: Letzte Verse / Georg Hecht: Abl-Melech / Alfred Vagts: Erinnern im Lazarett nach der Narkose / Kurd Adler: Lied der irren Frauen / Rudolf Großmann: Irrenanstalt (Zeichnung) / Mynona: Das Abgebrochne. Eine Groteske / Franz Jung: Sophie. Des Romans letzter Teil / Ludwig Meidner: Der Dichter Jakob van Hoddis (Zeichnung) / Kleiner Briefkasten / Bücherliste

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke
Prospekt kostenlos

Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

GUSTAVE FLAUBERT

Sämtliche Werke in zehn Bänden
Autorisierte Ausgabe

Geheftet M. 40,— Gebunden M. 50.—
J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W.

VON STENDHAL-BEYLE
Gesammelte Werke
Deutsch von Oppeln-Bronikowski
EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN

Roman. Erste vollständige Ausgabe
Deutsch von Raphael Loewenfeld
Eugen Diederich's Verlag in Jena

STENDHAL-HENRI BEYLE
Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons I.
Herausgegeben von Georg Hecht

M. 4,—

ALBERT LANGEN, VERLAG, MÜNCHEN

HONORÉ DE BALZAC
Die menschliche Komödie

Deutsche Ausgabe in 16 Bänden / Übersetzt von Hedwig
Lachmann, E. P. Greve, A. Schurig, René Schickele u. a.

Jeder Band M. 4,—

INSEL-VERLAG LEIPZIG

FRANZ BLEI
Gesammelte Schriften
6 Bände

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

AUGUST STRINDBERG
Sämtliche Werke

Man verlange kostenlos Sonderprospekt
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

PETER KRAPOTKIN
Die französische Revolution

2 Bände. M. 4,80.

THEODOR THOMAS VERLAG, LEIPZIG

THOMAS G. MASARYK
Rußland und Europa
Soziologische Skizzen

Zwei Bände. M. 24,—

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

DIE AKTION
Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—
Jahrgang II und III je Mk. 15,—
Jahrgang IV Mk. 12,—

Von den Jahrgängen II, III und IV sind einzelne Ergän-
zungsnummern (à 30 Pfg.) zu haben.

Die Preise der kompletten Jahrgänge beziehen sich auf ungeb. Exempl.

AUGUST STRINDBERG
Historische Miniaturen / Novellen
Deutsche Übertragung von Emil Schering

M. 5,50

Georg Müller, Verlag, München

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

Verlag DIE AKTION

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
DER AKTION

Nr. I (selten)

Mk. 2,—

Nr. II—V

à 50 Pfg.

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen
Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Homeyer u. a.
50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke,
Zeitschriften
und übernimmt auch deren Expedition.
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ment durch die Post vierteljährlich M. 2,14, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{14}{15}$

INHALT: Die Kreuzigung. Holzschnitt aus dem Jahre 1495 (Titelblatt) / Richter-Berlin: Die Aufrichtung des Kreuzes. Holzschnitt / Max Oppenheimer: Der Gekreuzigte (Federzeichnung) / Ernst Stadler: Christi Kreuzigung / August Strindberg: Das Märchen vom Sankt Gotthard / Elie Nadelman (Paris): Federzeichnung / Friedrich W. Wagner: Jugend / Jomar Förste: Das trübe Land / Peter Bauer-Barmen: Frühling / R. de la Fresnaye (Paris): Miniatur-Holzschnitt / Wilhelm Stolzenburg, Wilhelm Klemm, Kurd Adler, Erwin Piscator, Otto Steinicke und Hans Koch: Verse vom Schlachtfeld / Ludwig Bäumer: Aus den jenseitigen Oedichten / Hellmuth Wetzel: Dichterpflcht / Paul Boldt: Stadt / Else Lübcke: Peter Altenberg / Hans Richter: Schlafender Hund (Tuschzeichnung) / Carl Weißenstein: Die Niederträchtige. Eine symbolische Skizze / Jean Paul: Eine Luftfahrt / Ernst Koch: Selbstkritik / Kurt Kersten: Über einen schlechten Roman / Kleiner Briefkasten



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

NEUER JAHRGANG DER
WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON

RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

April:

Walt Whitman, Der Krieg

Zwölf Gedichte, übersetzt von Gust. Landauer

Leonhard Frank:
Die Ursache

Eine Novelle

Robert Walser, Nachtstück

Gustaf Kauder, Der Flug zur Menschheit

Martin Gumpert, Zwei Gedichte

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott (Fortsetzung).

Glossen:

Franz Blei, An die Reichen, die Armen und die Dichter. Arnold Zweig, Ein Luxemburger. Rudolf Kurtz, Börsenmetaphysik. Hugo Ball, Totenrede. R. S., Österreichs Kriegsziel

Ludwig Meidner, Acht Zeichnungen

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 3. APRIL 1915



Richter-Berlin: Die Aufrichtung des Kreuzes



CHRISTI KREUZIGUNG

Dieses Gedicht hat Ernst Stadler als Neunzehnjähriger, 1902, geschaffen.

Abendgluten rankten sich um Marmorsäulen,
Bluteten auf den weißgebauchten Mantel, zuckten
Um wutverzerrte, bleiche Züge,
Um geballte Fäuste,
Die sich emporwarfen zur Terrasse, wo
Er träumend über ihre Häupter weg
Den Tag ins blaue Meer verklingen sah —
„Kreuzige ihn! Kreuzige ihn!“
Dumpfes Hämmern durch das schwüle Zwielight.
Glühend starrt die Gier.
Die rostigen Nägel beißen sich ins Fleisch.
Die Sehnen springen.
Dampfend quillt das Blut.
Ein Wimmern stirbt
Im trunkenen Reigen, der von Blut und Gier be-
rauscht

Das Kreuz umrast:
„Hilf dir, König der Juden.“

Ernst Stadler

Das Märchen vom Sankt Gotthard

Von August Strindberg

Es ist Samstagabend in Göschenen im Kanton Uri, einem der vier Urkantone, Wilhelm Tells und Walter Fürsts Kanton. Auf der nördlichen Seite des Sankt Gotthard, wo die germanische Zunge gesprochen wird, und stille, freundliche Menschen wohnen, die in ihren Angelegenheiten Selbstbestimmungsrecht besitzen, wo der „Heilige Wald“ gegen Lawinen und Bergsturz schützt, dort liegt das grünende Dorf an einem Bache, der ein Mühlrad treibt und Forellen enthält.

Jetzt am Samstagabend, wie die Abendglocke Angelus läutet, jetzt versammelt sich das Dorfvolk beim Brunnen unter dem großen Wallnußbaum.

Da kommt der Postmeister, der Amtmann und der Oberst selbst, alle in Hemdsärmeln und mit Sensen auf der Achsel. Von der Mahd des Tages kommen sie, um die Sensen zu waschen, denn hier ist die Arbeit geehrt, und selbst getan ist am besten getan. Dann kommen auch die Burschen mit Sensen, und die Mädchen mit den Milchkübeln; zuletzt versammeln sich die Kühe des Ortes, von einer Riesenrasse, wo jede Kuh so groß ist wie ein Stier. Fett ist das Land und gesegnet ist es; aber der Wein wächst dort nicht auf der nördlichen Seite des Gotthard, die Olive auch nicht, nicht der Seidenbaum, nicht der üppige Mais. Grünes Oras und goldenes Korn, der hohe Wallnußbaum und der fette Mangold, das ist der Jahreswuchs des Landes.

Das Wirtshaus „Zum goldenen Pferd“ liegt am Brunnen, unter einer jähren Felswand des Sankt Gotthard; und dort im Garten an einem einzigen langen Tische sitzen sie jetzt nach der Arbeit des Tages, die müden Mäher, alle am selben Tische, ohne Rangordnung: der Amtmann, der Postmeister, der Oberst, die Knechte auch; der Fabrikant, der Strohhüte macht, und seine Arbeiter, der kleine Schuhmacher des Dorfes, der Schulmeister und alle die anderen.

Sie plaudern über Saat und Melken; und sie singen zusammen, Lieder, die in einfachen Dreiklängen gleich dem Weidehorn und den Kuhglocken klingen. Sie singen vom Frühling und dessen reinen Freuden, so treuegrün und hoffnungsblau.

Und sie trinken das blonde Bier.

Darauf steht die Jugend auf, um zu spielen, zu ringen und zu springen, denn morgen ist Schützenfest mit Wettkampf, und da kommt es darauf an, geschmeidig zu sein.

Und darum wird diesen Abend zeitig Zapfenstreich geblasen, auf daß niemand verschlafen und dösig zu den Festen komme, wo die Ehre des Dorfes auf dem Spiele steht.

Der Sonntag begann mit Glockenklang und Sonnenschein; festlich gekleidete Menschen aus naheliegenden Dörfern versammelten sich, und alle sahen ausgeschlafen und wach aus. Beinahe alle Männer hatten die Sense gegen die Büchse vertauscht; die Mädchen und die verheirateten Frauen warfen ihnen musternde und ermunternde Blicke zu, denn für Haus und Hof lernten sie schießen; und der Meisterschütze wußte, daß er den Tanz mit der Schönsten eröffnen durfte.

Jetzt kam ein gewaltiger Leiterwagen, von vier mit Bändern und Blumen bekleideten starken Pferden gezogen; und der ganze Leiterwagen war eine

einzig große Laube mit Bänken darin; man sah die Menschen darin nicht, aber man hörte von innen Gesang, schönen, hochgestimmten Gesang, von Schweizerland und Schweizervolk, dem schönsten Lande und dem tapfersten Volke.

Dann kam der Zug der Kinder; sie gingen zu zweien, Hand in Hand, als wären sie gute Freunde oder kleine Bräute und Bräutigame.

Und als die Glocken klangen, zogen alle nach der Kirche hinauf.

Als aber der Gottesdienst aus war, begann das Fest; und auf der Schießbahn, die sich an die gewaltige Felswand des Sankt Gotthard lehnte, knallten bald die Schüsse.

Der Sohn des Postmeisters war der Meisterschütze des Dorfes, und es war kein Zweifel, daß er den Preis erringen würde. Er schoß eine Serie und bekam vier zwölfen auf sechs Schuß.

Da aber hörte man oben im Berge ein Hallohen und ein Krachen; Steine und Kies rollten den Abhang hinab, und man sah die Fichten im heiligen Schutzwalde schaukeln wie bei einem Sturm. Bald erschien auf einem Felsblock, die Büchse über die Schulter, und mit dem Hute winkend, der wilde Gemsjäger Andrea aus Airolo, dem italienischen Dorfe im Kanton Tessin, auf der anderen Seite des Berges.

„Geh nicht in den Wald!“ riefen alle Schützen.

Andrea verstand nicht.

„Geh nicht in den heiligen Wald! Der Berg kommt über uns!“ schrie der Amtmann.

„So laß ihn kommen!“ antwortete Andrea und fuhr mit rasender Schnelligkeit den Abhang hinunter. „Und hier bin ich!“

„Du kommst zu spät!“ antwortete der Amtmann.

„Noch nie kam ich zu spät!“ erwiderte Andrea und trat an die Bahn heran, rief das Gewehr sechsmal an die Backe und hatte sechs Zwölfen.

Nun wäre er der Sieger gewesen; aber die Gilde hatte ihre Gesetze, und man liebte das schwarze welsche Volk von der anderen Seite des Berges nicht, wo der Wein wuchs und die Seide gesponnen wurde. Da bestand alte Feindschaft, und Andreas Schüsse konnten nicht gerechnet werden. Andrea aber trat an die Schönste heran, die des Amtmanns eigene Tochter war, und er bat höflich, den Tanz des Abends mit ihr eröffnen zu dürfen.

Die schöne Gertrud errötete, denn sie hatte ein Auge auf Andrea geworfen; doch sie mußte sein Angebot ablehnen.

Da wurde Andrea finster, und sich verbeugend, flüsterte er ihr ins Ohr, das dabei blutrot wurde:

„Mein sollst du werden, wenn ich auch zehn Jahre warten muß. Acht Stunden bin ich über den Berg gegangen, um dich zu treffen, darum kam ich zu spät; das nächstemal aber werde ich zur rechten Zeit kommen, wenn ich auch mitten durch den Berg gehen soll!“

Das Fest war aus und der Tanz auch. Alle Schützen saßen vorm „Goldenen Pferd“, und Andrea war auch dabei; des Postmeisters Rudi aber saß auf dem Hochsitz, weil er der Meisterschütze war, nach den Regeln versteht sich, aber Andrea war es in Wirklichkeit.

Rudi wollte sich necken.

„Nun, Andrea,“ sagte er, „du bist ein gewaltiger Jäger; aber du weißt: die Gemse schießen ist nichts, aber sie bekommen, das ist etwas!“

„Habe ich sie geschossen, so habe ich sie bekommen,“ antwortete Andrea.

„Schön! Nach Barbarossas Ring haben alle geschossen, aber niemand hat ihn bekommen!“ erwiderte Andrea.

„Was ist Barbarossas Ring?“ fragte ein Fremder, der noch nicht in Göschenen gewesen war.

„Ja,“ antwortete Rudi, „dort kannst du ihn sehen!“

Und er zeigte nach der Bergwand hinauf, wo ein großer kupferner Ring an einem Haken hing. Und er fuhr fort:

Kaiser Friedrich Barbarossa pflegte nämlich diesen Weg nach Italien zu gehen; er ging ihn sechsmal und ließ sich krönen, sowohl in Milano wie in Rom. Und da er damit deutsch-römischer Kaiser wurde, so ließ er auf deutscher Seite diesen Ring am Berge anbringen, zum Zeichen, daß er Deutschland mit Italien getraut habe. Und wenn dieser Ring, sagt die Sage, aus seinem Haken gehoben werden kann, dann ist die Ehe aufgelöst, die nicht glücklich war.“

„Dann will ich sie auflösen,“ sagte Andrea, „wie meine Väter mein armes Land Ticino von den Tyrannen in Schwyz, Uri und Unterwalden erlösten.“

„Bist du nicht Schweizer?“ fragte der Amtmann streng.

„Nein, ich bin Italiener aus der schweizerischen Eidgenossenschaft.“

Damit lud er sein Gewehr und legte eine eiserne Kugel hinein. Ziele und schoß!

Der Ring wurde von unten gehoben; und vom Haken gelöst fiel er hinunter, der Ring des Hohenstaufen, Barbarossas Ring.

„Es lebe das freie Italien!“ rief Andrea und schwang seinen Hut.

Aber niemand antwortete.

Andrea nahm den Ring auf, überreichte ihn dem Amtmann und sagte:

„Verwahrt den Ring, als ein Andenken an mich, und an diesen Tag, als ihr mir Unrecht tatet.“

Darauf trat er an Gertrud heran und küßte ihr die Hand. Und dann ging er den Berg hinauf und verschwand; erschien wieder und verschwand in einer Wolke. Aber nach einer Weile war er wieder zu sehen, weiter oben. Es war nicht er, denn es war sein Riesenschatten auf der Wolke; und er stand da, die Faust drohend über das deutsche Dorf erhebend.

„Das war der Satan selbst!“ sagte der Oberst.

„Nein, das war ein Italiener!“ sagte der Postmeister.

„Da es spät am Abend ist,“ sagte der Amtmann, „will ich ein Regierungsgeheimnis erzählen, das morgen in der Zeitung steht.“

„Hört! Hört!“

„Ja, man telegraphiert, nachdem der Kaiser der Franzosen bei Sedan gefangen worden, hätten die Italiener die französischen Truppen aus Rom verjagt; und König Viktor Emanuel ziehe in diesem Augenblick auf die Hauptstadt.“

„Das ist eine große Neuigkeit. Dann ist es mit den römischen Promenaden der Deutschen aus. Das wußte Andrea wohl, da er ein so großes Maul hatte!“

„Er muß noch mehr gewußt haben,“ sagte der Amtmann.

„Was denn? Was denn?“

„Werden ja sehen! Werden ja sehen!“

Und sie sahen.

Eines Tages sahen sie fremde Herren mit ihren Instrumenten kommen und den Berg begucken; und es sah aus, als hätten sie nach Barbarossas Ring geguckt, denn gerade dahin richteten sie das Fernglas. Und sie guckten nach dem Kompaß, als wüßten sie nicht, wo Norden und Süden ist.

Und dann war ein großes Essen im „Goldenen Pferde“, bei dem der Amtmann auch war. Da wurde beim Dessert von Millionen und Millionen gesprochen.

Einige Zeit später sahen sie, wie das „Goldene Pferd“ niedergerissen wurde; wie die Kirche fortgetragen, Stück für Stück, und eine Strecke davon wieder aufgebaut wurde; sie sahen, wie das halbe Dorf rasiert; wie Kasernen errichtet wurden; wie der Bach seinen Lauf änderte und das Mühlrad fortgenommen, die Fabrik geschlossen, das Vieh verkauft wurde.

Und dann kamen dreitausend schwarze Arbeiter, die italienisch sprachen.

Da verstummten die schönen Lieder vom alten

Schweizerland und den reinen Freuden des Frühlings.

Statt dessen hörte man Tag und Nacht ein Klopfen; und wo Barbarossas Ring gegessen hatte, wurde ein Bergbohrer eingetrieben; und dann begann das Schießen, denn da sollte der Tunnel durch den Berg.

Es war jetzt, wie man wußte, nicht so schwer, ein Loch durch die Klippe zu machen; es sollten aber zwei Löcher gesprengt werden, eins von jeder Seite; und die beiden Löcher sollten sich treffen, genau wie ein Nagel, und daran glaubte niemand, denn es war eine und eine halbe Meile zu sprengen. Eine und eine halbe Meile!

„Wie, wenn sie sich nicht treffen? Dann müssen sie von neuem beginnen!“

Aber der Obergeringenieur hatte gesagt: sie werden sich treffen.

Und Andrea von der italienischen Seite, er glaubte an den Obergeringenieur; denn er war selbst ein treffsicherer Kerl, wie wir wissen. Darum trat er in die Arbeitsschar ein und wurde erster Mann.

Das war eine Arbeit, die Andrea paßte. Das Licht der Sonne, die grünen Matten und die weißen Alpen bekam er nicht mehr zu sehen; aber er glaubte sich einen eigenen Weg zu Gertrud zu sprengen, den Weg durch den Berg, den er in einem großsprecherischen Augenblick zu kommen gelobt hatte.

Acht Jahre stand er in der Dunkelheit und führte ein Hundeleben. Nackend stand er meist, denn es herrschte da eine Wärme von dreißig Grad. Bald stießen sie auf die Quelle eines Flusses, und dann lebte er im Wasser; bald trafen sie ein Lehmager, und dann lebte er in Schmutz. Fast immer war die Luft verdorben, und die Kameraden stürzten; aber es kamen neue. Schließlich stürzte Andrea auch und wurde ins Krankenhaus gebracht. Da bekam er die Vorstellung, die beiden Tunnels würden sich niemals treffen, und das quälte ihn am meisten. Sich niemals treffen!

Es lagen auch Leute aus Uri im Saale und phantasierten; ihre ständige Frage in fieberfreien Augenblicken war:

„Glaubt ihr, daß wir uns treffen werden?“

Ja, niemals hatten Tessiner und Urileute so danach verlangt, sich zu treffen, wie hier unten im Berge. Sie wußten, wenn sie sich trafen, würde tausendjährige Feindschaft aufhören und die Versöhnten einander in die Arme fallen.

Andrea war gesund und kam wieder in Gang. Er machte 1875 den Streik mit; warf einen Stein, wurde ins Loch gesteckt, aber kam wieder heraus.

Im Jahre 1877 brannte Airolo, sein Geburtsdorf, ab.

„Jetzt habe ich meine Schiffe hinter mir verbrannt; und jetzt muß ich vorwärts,“ sagte er.

Im Jahre 1879 wurde der 19. Juli ein Tag der Trauer. Der Oberingenieur für den ganzen Tunnel war in den Berg hineingegangen, um zu messen und zu rechnen; und wie er da stand, bekam er einen Schlag und starb! Mitten auf der Bahn! Da hätte er sein Grab bekommen sollen, wie ein Pharao, in der größten Steinpyramide, die es gibt; und sein Name, Favre, hätte da eingeritzt werden sollen.

Indessen: die Jahre vergingen. Andrea sammelte Geld, Erfahrung und Kraft. Göschenen besuchte er nie; aber einmal im Jahre ging er nach dem Heiligen Wald und sah sich die Verwüstung an, wie er es nannte.

Er sah Gertrud nie, schrieb nicht an sie; das brauchte er nicht, denn er lebte mit ihr in seinen Gedanken, und er fühlte, daß er ihren Willen bekommen hatte.

Im siebenten Jahre starb der Amtmann, in Armut.

„Welches Glück, daß er arm war!“ dachte Andrea; und so haben nicht alle Schwiegersöhne gedacht.

Im achten Jahre geschah etwas Merkwürdiges. Andrea stand als erster Mann im italienischen Tunnel und schlug auf seinen Bohrer. Die Luft war knapp und erstickend, so daß er Ohrensausen hatte. Da hörte er ein Ticken, das dem Laute des Holzwurms glich, der Totenuhr genannt wird.

„Ist meine letzte Stunde gekommen?“ dachte er. „Deine letzte Stunde!“ antwortete etwas in ihm, oder außer ihm. Und er erschrak.

Folgenden Tag hörte er wiederum das Ticken, aber deutlicher, so daß er glaubte, es sei die Uhr, die er trug.

Aber den Tag darauf, der ein Festtag war, hörte er nichts; und jetzt glaubte er, es sei nur das Ohr; und da wurde er bange, ging in die Messe; und in stillen Gedanken klagte er über die Unbeständigkeit des Lebens. Die Hoffnung hatte ihn getäuscht, die Hoffnung, den großen Tag zu erleben, die Hoffnung, den ausgesetzten großen Preis zu bekommen für den ersten Bohrer, der durch die Wand ging, die Hoffnung, Gertrud zu bekommen.

Am Montag stand er jedoch wiederum am weitesten vorn mit seinem Bohrer, aber verzagt; denn er glaubte nicht mehr, daß sie die Deutschen im Berge treffen würden.

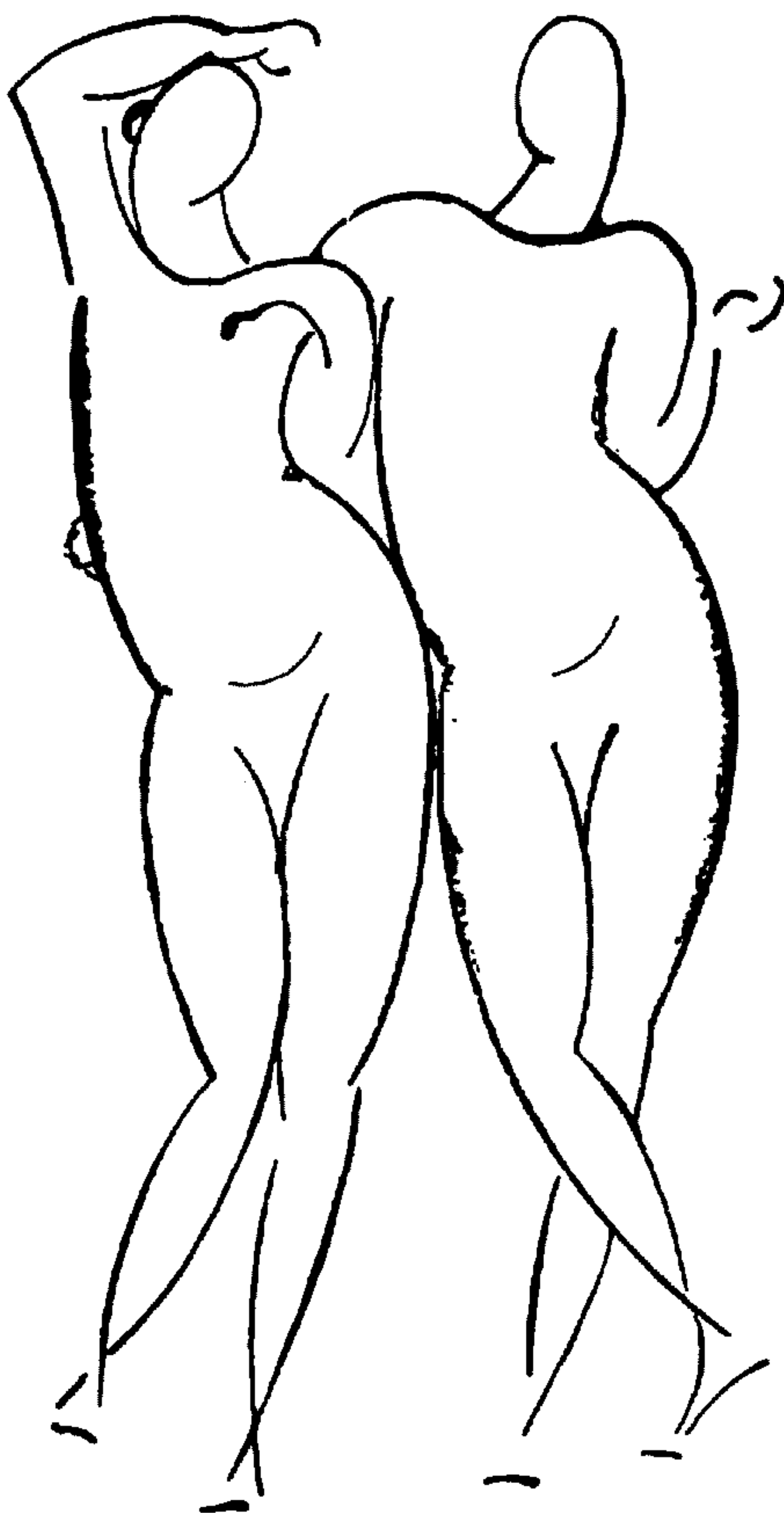
Er schlug und schlug, aber ohne Hast, wie sein geschwächtes Herz nach der Tunnelkrankheit schlug. Da hörte er auf einmal etwas wie einen Schuß und ein gewaltiges Krachen, aber innen im Berge, auf der anderen Seite.

Und nun ging ihm ein Licht auf: sie hatten sich getroffen.

Zuerst fiel er auf die Knie und dankte Gott; dann erhob er sich und fing an zu schlagen. Er schlug Frühstück über, Mittag über, Rastzeiten und Abendbrot über. Er schlug mit dem linken Arm, wenn der rechte einschlief. Dabei dachte er an den Oberingenieur, der mitten vor der Wand gestürzt war; und er sang das Lied der drei Männer im feurigen Ofen, denn die Luft brannte gleichsam um ihn, während das Wasser von seiner Stirn troff und die Füße im Lehm standen.

Schlag sieben, den 28. Januar, fiel er vornüber gegen den Bohrer, der mitten durch die Bergwand flog.

Ein schallendes Hurra von der anderen Seite weckte ihn, und er verstand, verstand, daß sie sich



Elie Nadelman: Federzeichnung

getroffen hatten, daß die letzte Stunde seiner Mühen gekommen, und daß er Besitzer von zehn-tausend Lire war.

Da, nach einem kurzen Seufzer an den Allerbar-mer, legte er den Mund ans Bohrloch, flüsterte, so daß es niemand hörte: „Gertrud“; und darauf brachte er ein neunfaches Hurra auf die Deut-schen aus.

Um elf Uhr nachts hörte man ein schallendes „Aufgepaßt!“ von der italienischen Seite, und mit einem Gekrach wie von Belagerungskanonen stürzte die Wand ein. Deutsche und Italiener fielen sich in die Arme und weinten, die Italiener küßten sich, und alle fielen auf die Knie, ein Te Deum laudamus singend.

Es war ein großer Augenblick; und es war 1880, dasselbe Jahr, in dem Stanley mit Afrika fertig wurde und Nordensköld mit der Vegafahrt.

Als der Lobgesang auf den Ewigen verstummt war, trat ein Arbeiter von der deutschen Seite hervor und reichte den Italienern ein zierlich ge-setztes Pergament. Es war eine Ehren- und Ge-denkschrift auf den Oberingenieur, Louis Favre.

Er sollte zuerst den Tunnel passieren, und Andrea sollte sein Ehrengedächtnis und seinen Namen auf dem kleinen Arbeitszuge nach Airolo führen.

Und das tat Andrea getreulich, auf einem Schiebe-wagen vor der Lokomotive sitzend.

Das war ein großer Tag! Und die Nacht war nicht kleiner.

Es wurde Wein in Airolo getrunken, italienischer Wein; und es wurde Feuerwerk abgebrannt. Es wurden Reden gehalten, auf Louis Favre, Stanley und Nordensköld; es wurde eine Rede auf den Sankt Gotthard gehalten, den geheimnisvollen Bergstock, der Jahrtausende eine Scheidewand zwischen Deutschland und Italien, zwischen Nord und Süd gewesen war. Ja, allerdings ein Son-derer, aber auch ein Sammler. Denn der Sankt Gotthard hat dagestanden und sein Wasser ehrlich geteilt zwischen dem deutschen Rhein wie der französischen Rhone, der Nordsee wie dem Mittel-meer . . .

„Und dem adriatischen,“ unterbrach ein Tessiner. „Bitte, vergessen Sie den Ticino nicht, der Italiens größten Fluß, den gewaltigen Po, speist.

„Bravo, Besser! Es lebe der Sankt Gotthard, das große Deutschland, das freie Italien und das herr-liche Frankreich!“

Es war eine große Nacht, auf einen großen Tag. Folgenden Morgen stand Andrea auf dem Inge-nieurbureau. Er war in seine italienische Jäger-tracht gekleidet, hatte eine Feder am Hut, eine

Büchse auf der Achsel und ein Ränzel auf dem Rücken; war weiß im Gesicht und an den Händen.

„So, du bist jetzt zufrieden mit dem Tunnel,“ sagte der Kasseningenieur, oder der Geldmann, wie sie ihn nannten. „Nun, das kann dir niemand ver-denken, und es ist ja auch nur noch Maurerarbeit übrig. Also die Abrechnung!“

Der Geldmann schlug ein Buch auf, schrieb einen Zettel und zählte zehn-tausend Lire in Gold auf. Andrea schrieb sein Zeichen, steckte das Gold ins Ränzel und ging.

Er warf sich auf einen Arbeitszug; und in zehn Minuten war er bei der gefallenen Scheidewand. Feuer brannten im Berge auf beiden Seiten gegen die Lichtscheine, die Arbeiter hurraten auf Andrea und schwenkten die Mützen. Es war herrlich! In zehn Minuten wieder war er auf der deutschen Seite. Aber als er das Tageslicht in der Öffnung sah, hielt der Zug und er stieg aus.

So ging er dem grünen Licht entgegen und sah das Dorf wieder, Sonnenlicht und Grün; und das Dorf lag da, neu aufgebaut, strahlend, schöner als früher. Und als er hinkam, grüßten die Arbeiter ihren ersten Mann.

Geradeaus auf ein kleines Haus lenkte er seine Schritte; und unter einem Walnußbaum neben den Bienenkörben stand Gertrud, still, schöner, milder, ganz als hätte sie dagestanden und auf ihn ge-wartet, acht Jahre lang.

„Jetzt komme ich,“ sagte er; „so wie ich kommen wollte! — Folgst du mir in mein Land?“

„Ich folge dir, wohin du willst!“

„Den Ring hast du bereits; ist er noch da?“

„Er ist noch da!“

„Dann gehen wir sofort! — Nein, nicht umkehren; nichts darfst du mitnehmen!“

Und sie gingen Hand in Hand! Aber sie gingen nicht durch den Tunnel.

„Auf den Berg hinauf!“ sagte Andrea, und lenkte in den alten Paßweg ein. „Durchs Dunkel ging mein Weg zu dir; jetzt will ich in Licht leben mit dir, für dich!“

(Übersetzt von Emil Schering)

JUGEND

Noch manchmal bin ich müde des Lichtes.

Doch schon ist Dämmerung da,

Glück bringend, Trübsal versenkend.

Als ich ein Kind war, waren mir alle Dinge ver-worren und voll Gefahr.

Aber jetzt spiele ich mit ihnen.

Und bin ich nicht doch noch ein Kind?

Meine Mutter war müde.
Was hatte sie Fremdes geboren?
Was hing sie in Liebe an mir, der entlieft wie der
Wind schnell?

Mein Vater war grade und stark.
Seine Stimme zertrümmerte Wünsche.
Und Sehnsüchte welkten behaucht kalt von seiner
Nüchternheit.

Ich wurde klein und krank,
Hinsiechend im dinglichen Dunkel.
Doch zart aufrankte sich Geblüh der blassen
Bilder.

Spielen auf Treppen mit Tölpeln in plumpen
Manieren.
Singen die Weisen, die Volk sang
Am Abend nach Arbeit.

Der Narr im Winkel,
Verspottet vom rohen Getriebe,
Verjagt von dem Jubel der seeleverlassenen Sippe.

Die Kammer ist eng,
Wo Wünsche sich fangen und Schlangen gebären,
Wo Tod lockt und Trübsal wird Ding, das man
greift.

O klebrige Decke.
Man denkt an die Beine der Mädchen,
Die zäumelos sprangen im Taumel der tobenden
Triebe.

O wutentworfene Waffe der webenden Wasser
der Wehmut.
Gold liegt auf den Bergen, Gold schwimmt in den
Feldern.
Gold, Ferne und Fahrt.

Die stillen Bücher.
Das Licht der Lampe.
Der harte Ruf des Vaters zum Schlaf.

Schwill aus dem Schwur der zerdrückten Be-
drängnis,
Tiefklingende Klage der bebenden Brust.

Das Volk ist still.
Steht Gottes Arm.
Warm weht der Wind.
Blütendurchströmt.

Du siehst mich nicht an,
Tochter der Quelle.
Dein Atem ist kalt.
Ich zittere zag.

Friedrich W. Wagner

DAS TRÜBE LAND

Moräste lauern, träge und entfaßt.
Arbeiterfrauen, stumpf und mondbemalt,
Umschleichen ängstlich schwarze Kohlenlager.
— Unheimlich blechern, grauenhaft und mager,
Tränt einer Ziehharmonika entblößtes Lied
an den Kanälen, spät; verlogen flieht
Das letzte Schimmern: der befleckte Mond.
— Blutleere Greise greifen, morsch und abgelohnt,



R. de la Fresnaye

Irrlichtern gleich, der Erde Qual auf Mündern,
Grotesk und welk, zurück an blöden Kindern.
Schlafburschen träumen, wandelnd, ernst und rein,

Vielleicht an eine Blonde: Werde mein.
Ich bin so stark. — Beschämend früh im Haag
Ein falsches Blau: der arme, arme Tag...

Jomar Förste

FRÜHLING

Himmliche Scheinwerfer hüllen die Stadt in Blau.
Gierig wuchert Grün. In gelben Mützen
springen Primeln. Tümpel und Wiesenpfützen
schleimen Froschlaich. Drauf brütet die Sonnen-
frau.

Knallrot in offenen Fenstern dünsten Bett-
kissen. — Einmal im Jahre freut sich der
Phunder. —

Hecken und Beeten entblühen täglich Wunder.

Mädchen knospen auf. Schwermütig-froh.
Brüste quillen: Doldenschwerer Flieder.
Männerblick rankt sich um ihre Glieder.
Und nachts küßt jede ihren Romeo.

Peter Bauer

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte
„lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-
sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Gefallene

Für Franz Pfemfert

Dieser barg verschämt den Leib
in der ersten krausen Ackerfurche.
Sein Leib, die Erde, sind schon eins.
Jener bäumte sich, erschrocken, auf,
Rettung fordernd aus dem steilen Himmel.
An seinem Ort grinst noch ein Hilferuf.
Viele warten (die man nur vergaß!)
auf Signale, die sie rufen sollen . . .
Einer blättert lockere Erde auf,
in die straffen Knie gesunken.
Dieser fällt mit Lachen sein Gewehr!
Manche sind verwundert, daß sie fielen,
solch ein Staunen ist in ihren Mienen;
diese schrecken uns bei Nacht.
Kinder liegen über starken Männern,
Bart und Locken, wunderbar verschlungen.
Oft liegt Hand auf Hand auf einem Herzen.

Wilhelm Stolzenburg

Traum

Eine Mauer stieg auf, grau bis in den Himmel.
Stein schloß an Stein, lückenlos. Eine einzige
Pforte

In halber Höhe, ohne Treppe, ohne Stufe
Öffnete sich schwarz. Dort saß eine alte Frau.

Eine alte Frau, die nichts sagte und nichts tat.
Von der Schulter hing ihr ein härenes Gewand
Ich kannte sie nicht. Sie wurde kleiner und
kleiner —

Es dauerte wohl ein Jahrtausend
Die Philosophen der alten und neuen Geschichte
Gingen vorüber, gesenkten Hauptes
Wetzten mit schwarzen Mänteln die Sterne.

Wilhelm Klemm

Auch Kurd Adler steht jetzt als dienstpflichtiger
Soldat im Felde . . .

Ruhe an der Front

Manchmal nur surren verirrte Geschosse.
Knarrende Wagen auf fernen Chausseen.
Krähende Hähne in einem Dorfe. Zwei Rosse
klappern irgendwo. Lüfte wehen
weich, violett, seltsam wie unserer Mütter Hände,
die oft in unseren Träumen erscheinen.
Fremde Ruhe sinkt um uns her. Es fände
keiner den Ton der zerrenden Wildheit. Und
keinen

käme der Tod wie ein Wunder an, daß er den
Blick

staunend und schreiend lodern lasse. Scheiden
seh ich das Leid

dieser Welt. Und Liebe strahl ich zurück.

Fast vergeß ich die wilde Zeit. Eine Ewigkeit
dünkt mich dies grause Spiel schon vorbei.

Der Frühling tastet mich an wie ein vertrautes
Gedicht:

Sommertage, ein winkendes Tuch und ein lieben-
der Schrei.

Die junge Sonne wandert über mein Angesicht.

Kurd Adler

Schwermut

Quallende Wesen sitzen in meinem Nacken.
Ich sehe endlose Berge und darauf mein Schicksal.
Flötentöne einer toten Vergangenheit duzen mich.
Fürchte die Sonne, sie reißt alle Wunden wieder
auf.

Otto Steinicke

In einem Mittag

Der März hat Flandern überzuckert.
Es blüht der Schnee in prallen Hauben.
Soldaten, Knospen, frühe Fliegen,
Die nie an ihr Verderben glauben,
Verzittern in der Mittagssonne.

Wie Viertelstunden fallen Wumpse
Aus träumenden Kanonenschlünden,
Und Frauen, die an Wiegen stehn,
Erröten in verspielten Sünden.

Ich selbst hab hinter Spitzenhängen
Ein Glas Champagnerwein getrunken
Und bin verzagt der fernen Liebsten
An ihre weiße Brust gesunken.

Hans Koch

Einst

„Gebt Ruhe!“ Weib, warum so bang
Reißt dir ein Schrei die Brust entzwei?
Einst kommt ein Tag: der ferne Sang
Schwillt an und geht vorbei.

Mit ihm zieht eine gleiche Totenschar,
Die Hand am Herzen, kopfgebeugt,
Doch hinter ihnen schwingt sich Tag und Jahr,
Frühlinge, die sich neu erzeugt.

Man munkelt, alt, von Waffentaten
Vor grauen Jahren: Erinnerung.
Man denkt an aufgeblühte Saaten,
Nicht an den Dung.

Erwin Piscator

AUS DEN JENSEITIGEN GEDICHTEN

Einmal werden wir unsere grauen Hände pflegen,
 Einer dem andern, und mit gebogenem Rücken
 Unsere Gesichter an eine Flamme drücken,
 Die für andere zu warm ist, und uns wenig be-
 wegen.

Wir werden Worte ausschaukeln, die uns einmal
 begehren,
 Und mit ihnen spielen wie mit Kindertoten-
 köpfen —

Wir werden mühsame Atem schöpfen
 Wie in den Augenblicken, wo wir verwehrt.
 Um unsere Stühle wird ein Stille läuten
 Unserer alten Feindschaft, und das Besinnen
 Wird uns überwinden, und wir werden beginnen
 Uns aus dem Gewesenen hinauszudeuten . . .

. . . Eine Stunde geht um in deinem Gesicht,
 Von deinen schlanken Fingern tröpfelt Schwere,
 In blaue Dämmer taut die Atmosphäre,
 Und Balken fallen langsam ins Gewicht.

Ludwig Bäumer

DICHTERPFLICHT

Du sollst die weite Weisheit aller Welt
 In deine dunklen, tiefen Schalen bergen
 Und schweigen können.
 Du sollst die falsche Rede hörn und dennoch
 Mit stummen Lippen lächeln können.
 Du sollst in Liebe lodern, doch im Stolz verstummt
 Den Nebenbuhler schweigend siegen sehn.
 Das alles sollst du in deine kühlen Gefäße tun.
 Nur manchmal
 Sollst du in einem goldnen Becher von den reichen
 Essenzen mischen
 Und mit lässigen Händen ins Meer gießen, das
 doch keine Zunge hat
 Und sinnlos deine Gabe gegen die Klippen sprüht;
 Und wenn sie mitleidig lächeln,
 Wirst du ein Dichter sein.

Lockt dich nicht dieses, unser stolzes Schicksal?

Hellmuth Wetzel

STADT

Unsere Stadt ist gar nicht absolut.
 In die roten, gefleckten Wolkenmassen
 Sinken die Häuser abends wie zerlassen.
 Voller Detail. Straßen und Lampenflut.
 Behändetes Café voll Köpfen kocht.
 Im Rock aus Schrei steht Litfaßsäule steif.
 Wind fliegt vorbei als dunkler Pferdeschweif.
 Und Hurenlächeln brennt am Kleiderdocht.
 Tagestrottoir beschreiten Dunkel Träger.
 Kleider mit alten Flecken roten Munds.
 Antlitz, auf Hirn gefaltet, friert blutlos.

Ach: nahten reicherblutig Wälder uns
 Der Stadt entsritten! Und wärmend und bloß
 Himmel der Farbige, der blaue Neger.

Paul Boldt

PETER ALTENBERG

Ich möchte wohl wissen, ob Peter Altenberg für
 den Krieg begeistert ist. Neulich las ich zufällig
 im „B. T.“, daß er in einem Wiener Theater —
 erste Balkonreihe, Mitte — in einem Gewand mit
 „blanken Uniformknöpfen“ gesessen habe.
 Einstmals war ich gerührt, daß er das Nudeln
 der Gänse verdammt.

Also — daß ich es begreife — Peter Altenberg
 sitzt in einem Wiener Theater — erste Balkon-
 reihe, Mitte — und lächelt dem Publikum zu in
 einem Gewand mit blanken Uniformknöpfen.

Else Lübcke

DIE NIEDERTRÄCHTIGE

Durch das in sich aufgenommene und an sich ver-
 äußerte Neid-Bekennen kroch schlangenartig die
 Diebin. Sie zeigte sich weder giftig noch gefähr-
 lich, aber durch ihre Blicke versuchte sie oft straffe
 Beine einzuknicken und fürs wirkliche Leben ge-
 schaffene, stolze und edle Gestalten zu Fall zu
 bringen. Ihre Widerspenstigkeit, die wie eines
 Teufels an dem schwarzen, Mißtrauen erwecken-
 den Äußeren erkenntlich wurde, schritt über ihre
 Opfer stolz und erhaben, wie dazu berufen, das
 Schlechte eitel zur Schau tragend, im eigenen



Hans Richter: Schlafender Hund

Gedankenbild sich als verwüstendes Gespenst sehend.

Sie anerkannte kein Glück in der Welt, da sie an jeder gemeinen Tat Ergötzen fand, beim Gelingen einer in ihrem Wunsche seienden schmachvollen Tat wie eine Siegerin betend demütigst niederfiel, allen himmlischen Mächten für die ihr zugekommene Kraft dankend, die in Übermaß zu Mut gestaltet alle bedrohte, die, ihr rechtgebend, sie im Rechte ließen und sie noch als rein und schön erkannten. Denn sie hatte dennoch Mitgefühl, das falsche Mitleid mit ihren Opfern. Sie lehrte sie die eigene Niederträchtigkeit, das Menschsein verkennen und bloß ein Wesensein behaupten, welches dem demokratisierenden Staubwerden entgegensieht. Sie offenbarte ihnen das Werden des Lebens in Schwäche, Gemeinheit, Überlisten und Betrug, welches in dem sündelosen Andere-Bekämpfen zur notwendigsten Selbstverständlichkeit wird, denn Zukunftsträume sind ihr Kerkermauern, und jeder Idealismus in seelischer Reinheit und Vollkommenheit wird, glaubt sie, verderblich für alle, auch für die nicht in der Niedertracht und Gleichgültigkeit Geborenen.

Sie blieb immer Salome und Herodias, die geheime und die offene, in ihrer Nacktheit und Blöße bezaubernde Sünderin, das Furchtbare des Mensch-Entfremdens zeigende; sie blieb die Niederträchtigkeit und Vorbild der willenslosen, von der Gleichgültigkeit zur Schlechtigkeit verführenden und keine frommen geistigen Menschheitswerte zu erkämpfen suchenden Verführerin.

Sie war die auf dem Sockel eines Siegermals inmitten schwarzer Torffelder stehende, gespenstig lächelnde Tänzerin. Lockte Träume in ethisch-ästhetischen Verzückungen in den in tiefer Finsternis goldene Lichter entlassenden Sumpf hinein, erfreute sich an ihrem Zugrundegehen, ließ sich auf ihren sich immer liebenden untersinkenden Körpern wie ein weißer Schmetterling nieder, ließ ihre angebeteten göttlichen Füße auf deren Haupten spüren und machte die in Verzweiflung Ersticken den noch ihrer schönen Vergangenheit gedenken.

Ihre in Nebelschleiern gefeierte Gestalt blieb den sich selbst Frommen und Stolzen ein nicht ungefährliches, aber der Lächerlichkeit verbleibendes Spielzeug.

Carl Weissenstein

EINE LUFTFAHRT

... Vierterhalbttausend Fuß tief rannte die weite Erde — ich glaubte fest zu schweben — unter mir dahin, und ihr breiter Teller lief mir entgegen, worauf sich Berge und Holzungen und Klöster,

Marktschiffe und Türme und künstliche Ruinen und wahre von Römern und Raubadel, Straßen, Jägerhäuser, Pulvertürme, Rathäuser, Gebeinhäuser, so wild und eng durcheinander verwarfen, daß ein vernünftiger Mann eben denken mußte, das seien nur umhergerollte Baumaterialien, die man erst zu einem schönen Park auseinanderziehe.

Auf der Fläche, die auf allen Seiten ins Unendliche hinausfloß, spielten alle verschiedenen Theater des Lebens mit aufgezogenen Vorhängen zugleich. Einer wird hier unter mir Landes verwiesen — drüben desertiert einer und Glocken läuten herauf zum fürstlichen Empfang des Dritten. Hier in den brennend farbigen Wiesen wird gemäht — dort werden Feuerspritzen probiert — englische Reiter ziehen mit goldenen Fahnen und Schabracken aus — Gräber in neun Dorfschaften werden gehauen — Weiber knien am Wege vor Kapellen — ein Wagen mit Weimarschen Komödianten kommt — viele Kammerwagen von Bräuten mit besoffenen Brautführern — Paradeplätze mit Parolen und Musiken — hinter dem Gebüsch ersäuft sich einer in einem tiefen Perlenbach, nach dem dabei zusehenden Kniegalgen zu urteilen — lange Fahren mit vielen Wagen ziehen unten über breite Ströme und ich oben gleichfalls, aber ohne Fährgeld — ein Schieferdecker besteigt den Stadtturm und ein sentimentalischer Pflarrsohn guckt aus dem Schalloch und beide können (das kann ich viertelhalb Fuß hoch observieren, weil die dünne Luft alles näher heranhebt) sich nicht genug über das hundert Fuß tiefe Volk unter sich verwundern und erheben. — Einer auf Knien und hinter der Binde muß drei Kugeln seiner dreifarbigen Kokarde wegen in seinen Pelz aufnehmen — ein für die Kirmes angeputztes Dorf samt vielen nötigen Verkäufern und Käufern, dazu katholische Wallfahrten von schlechtem Gesang begleitet — ein lachender, trabender Wahnsinniger muß eingefangen werden — fünf Mädchen ringen entsetzlich die Hände, ich weiß nicht warum — über hundert Windmühlen heben im Sturm die Arme auf, die blühende Erde glänzt, die Sonne brennt aus den Strömen zurück, die munteren Schmetterlinge unten sind nicht zu sehen und die hohen Lerchen nur dünn zu hören, oder ich täusche mich sehr — das Leben hier schweigt und ist groß und droht fast — Gott weiß, welcher gewaltige böse oder gute Geist hier in dieser stillen Höhe dem Treiben grimmig-grinsend oder weinend-lächelnd zusieht und die Tatzen ausstreckt oder die Arme und ich frage eben nichts nach ihm ...

Jean Paul

SELBSTKRITIK

ERNST KOCH. Das Geheimnis der Welt. (Verlag Ernst Koch, in Freystadt, Niederschlesien) 330 Seiten.

In dem Buche „Heureka“ von E. A. Poe wird der Gedanke ausgesprochen, daß in der ursprünglichen Einheit des ersten Dinges die Ursache aller Dinge liegt. Poe bezeichnet selbst diesen Gedanken als unbeweisbar. In den im Jahre 1912 und 1913 von mir erschienenen Schriften 1. Was ist die Ursache, der Kraft, des Lebens? Eine neue Weltanschauung! 2. Woraus besteht die Welt? 3. Gibt es eine ewige Wahrheit? 4. Die Seele des Weltalls, die größte Entdeckung aller Zeiten? 5. Materielle Weltanschauung und Religion — kein Gegensatz. 6. Unsere Erkenntnis auf neuer Grundlage ist dieser Gedanke bereits vor Erscheinen des Buches „Heureka“ eingehend erörtert worden. Es wird in diesen meinen Schriften, die zu einem Buche mit dem Titel „das Geheimnis der Welt und die Zukunft“ vereinigt worden sind, zum ersten Male bewiesen, daß die Temperatur als ursprüngliche Einheit des ersten Dinges anzusehen ist; daß allein der Temperaturunterschied die Ursache aller Kraft (Anziehung und Abstoßung), aller Erscheinungen, aller Dinge, mit einem Worte die Ursache des Weltalls ist. Aus Anziehung und Abstoßung gehen alle anderen Naturkräfte hervor.

Da in diesen Schriften der Nachweis erbracht ist, daß die Temperatur oder der Temperaturunterschied allgegenwärtig, unendlich und ewig ist, ist Temperatur nicht geschaffen worden, sondern sie ist das Ding, was ursprünglich da war, was vermöge seiner Allgegenwart den ganzen Weltraum ausfüllt und durch den Temperatur- und Druckunterschied automatisch zu den Himmelskörpern sich zusammenballt.

In der Temperatur tritt Gott in die Erscheinung. Temperaturwirkungen und Gotteswirkungen sind einander gleich. Da alle Kraft allein aus der Temperatur kommt, ist Temperatur die höchste Kraft, das ist Gott. Die Materie, die schon bei dem denkbar kleinsten Temperaturunterschied stets automatisch sich ändern und deshalb zweifellos als eine Temperaturerscheinung betrachtet werden muß, ist weiter nichts, als die ewig wechselnde Form, in der das, was wir Gott nennen müssen, in die Erscheinung tritt. In diesem Gedankengange wird jeder selbständig denkende Mensch begreifen können, warum Gott allgegenwärtig, unendlich und ewig sein muß. In allen Religionen kehrt der Gedanke wieder, daß Gott allgegenwärtig, unendlich und ewig ist. Bisher hat noch keine Religionslehre beweisen können, warum dies der Fall sein muß. Darin sind aber alle Religionen einig, daß nur Gott diese Eigenschaften haben kann. Wird nun nachgewiesen, daß die Temperatur auch diese Eigenschaften hat, so muß Temperatur und Gott einander gleich sein. Auf den Namen kommt es nicht an. Statt Temperatur oder Gott kann der Mensch auch einen anderen Namen wählen z. B. Natur,

Vorsehung, Schicksal, allerhöchstes Wesen, Schöpfer usw.

Jeder denkende Mensch wird zu dem Glauben, zu der Gewißheit gelangen können, daß er ein Teil von Gott ist, daß Gott deshalb in jedem Menschen wohnt, lebt, wirkt. Wer diesen Glauben in sich trägt, wird erkennen, daß Gott keine Form und Gestalt haben und deshalb auch nicht in irgendeiner Gestalt, sondern nur im Geiste und in der Wahrheit verehrt und angebetet werden kann. Gott oder Temperatur ist überall, auch z. B. in dem Getreidekorn, in den Pflanzen, aus denen allein Körper und Seele der Tiere und Menschen automatisch entstehen. Das Getreidekorn ist aufgespeicherte Samenenergie oder, da alle Energie allein aus der Temperatur kommt, aufgesammelte Temperatur. Alle pflanzlichen und tierischen Nahrungsstoffe werden in den Tieren und Menschen in Temperatur, in Lebenskraft das ist Gotteskraft umgewandelt. Gott ist ebenso gut im Getreidekorn, wie im Menschen selbst. Wäre dies anders, dann müßte das Getreidekorn und der Mensch unabhängig von Gott sein.

Wer an der Wahrheit vorstehender Gedanken noch zweifelt, möge das Buch „das Geheimnis der Welt“ lesen; er wird dann von der Richtigkeit der darin enthaltenen Gedanken überzeugt werden. Wer aber das Buch nicht lesen will oder kann, hat kein Recht, den Inhalt des Buches als Phantasie oder Irrtum hinzustellen.

Ernst Koch

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

WALTER BLOEM. Das verlorene Vaterland. Roman. (Verlag Grethlein & Co., Leipzig). 100. Tausend.

Man mißt den Stand einer Kultur nach dem Verbrauch an Seife; richtiger werden die Schlüsse, wenn man die Auflageziffern wertloser Romanschmarren als Maßstab annimmt.

Dieser Bloem sagt der Masse, was sie immer hört und immer hören will. Er ist nie stark genug, sich selbst geben zu können und richtet sich nur nach dem „gebildeten“ Leser. Bloem scheint das Elsaß nur im Lodenkostüm zu kennen und in Straßburg „Schulbuchpsychologie“ getrieben zu haben. Der Blumenthal des „Weißen Rössl“ im Roman . . . Von Rassenunterschieden faselt das Buch allerlei, findet die „Lippen“ einer Elsässerin heiß und feucht, den „Mund“ einer Preußerin herbe, schmal und nordisch. Eine Französin hat gleich den „frühreifen, weiblichen Instinkt ihrer Rasse“ und die Franzosen sind natürlich Windbeutel und Komödianten. Den Krieg richtet Herr Bloem lecker her wie Anton Werner und bietet im Elend gleich Pfefferminzplätzchen an. Ein künstlich erregter Stil lauert stets auf Wirkungen und will den bekannten fliegenden Atem erzeugen. Auf einer einzigen Seite zählt man 75 spannende Pünktchen. . . . Kurz: Herr Bloem markiert den helläugigen, blonden Mann mit der geschäftigen Faust, dem rasch 100000

KLEINER BRIEFKASTEN

Th. D.r, Dresden. Die Gerechtigkeit fordert diese Feststellung: Herr Erich Mühsam hat im August v. J. eine einwandfreie patriotische, nationale Haltung bewiesen, die der des „Simplizissimus“ ebenbürtig ist. Das abzustreiten hat niemand ein Recht. Denn in der mir vorliegenden Erklärung, mit der Herr Mühsam in den ersten Augusttagen das Erscheinen seiner Zeitschrift sistierte, heißt es klar und bewußt: „Vorerst ruhe im Lande aller Zwist. Das Grundsätzliche meiner Überzeugungen wird durch die gegenwärtigen Ereignisse nicht berührt. Aber ich weiß mich mit allen Deutschen einig in dem Wunsche, daß es gelingen werde, die fremden Horden von unsern Kindern und Frauen, von unsern Städten und Äckern fernzuhalten.“

M. P. Müssen Sie Tageszeitungen lesen? Ich empfehle Ihnen als Ersatz die „Christliche Welt“, die Professor Martin Rade herausgibt. Und die im Verlage von Hirzel, Leipzig, erschienene Schrift des Berliner Oberhofpredigers Dryanders. Und, besonders und immer wieder und wieder, Leo Tolstois „Religiös-ethische Schriften“. Dieses zwei starke Bände umfassende Werk ist im Verlage von Eugen Diederichs für 4 Mark zu haben. Einen Auszug daraus, „Tuet Buße“, sendet Ihnen der Verlag gegen 35 Pf. zu. Jeder Freund der AKTION sollte diesen Auszug kennen.

H. M. Die neueste Arbeit von Hedwig Dohm, ein Essay, „Der Mißbrauch des Todes“, wird in der AKTION erscheinen.

G n u s t i k e r. „Das ist doch egal, ob man mir neues Blech als Silber anhängen will oder altes, weil es doch man Blech ist“, läßt meine Köchin Ihnen sagen. Ich selbst bitte Sie, Ihr Wohlwollen der AKTION zu entziehen.

W o l f g a n g H e i n e. Es war kein Druckfehler.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

IWAN TURGENJEW: Sämtliche Werke in zwölf Bänden. Übersetzt von Fega Frisch, Alexandra Ramm, Ludwig Rubiner u. a. Herausgegeben von Otto Buek. (Verlag Georg Müller, München). Band 1. Väter und Söhne. Am Vorabend. Die Götter hatten wirklich Turgenjew von der Wiege an zum Sänger der „bleibenden Verhältnisse“ bestimmt, sie haben ihm ein Menschheitsproblem ganz leichthin in den Schoß geworfen: „Väter und Söhne“ muß jenen Texten zugezählt werden, die sich den uralten Grundmotiven und ewigen Fabeln des Menschensanges würdig anreihen, — von der Adam- und Evadichtung über Kain und Prometheus, Don Juan und Ahasver, Hamlet und Don Quichotte hinweg bis zum Faust. Das Schicksal und die ewig gleichlaufende Zeit scheinen ja zu wollen, daß die, die einst

Söhne gewesen, dermaleinst zu Vätern sich auswachsen, „und so fort bis hin zur Ewigkeit“ . . .

Väter und Söhne: Turgenjew hat beide versöhnt, zwischen beiden einen Ausgleich gefunden und tiefgründigen harmonischen Zusammenklang sogar, aber nicht, indem er die Kontraste abschwächte, die Gegensätze sich berühren ließ, sondern indem er sie gleichsam „aufhob“, das heißt in ihrer größten Schärfe gerade für Ewigkeiten bestehen ließ, um nur von weitem ein höheres Drittes zu zeigen, darin sie einmal zusammentreffen würden — nicht im Endlichen mehr, im Unendlichen erst! Basarow, der Jugendliche, wird von seinen alten Eltern überlebt, Wassilij Iwanitsch und Arino Wlaßsewna, sie beide weinen am Grabe ihres Sohnes, des ersten russischen „Nihilisten“. Aber jener stirbt nicht, weil er in Wahrheit das schwächere, unterliegende Prinzip verkörpert, diese überdauern nicht, weil sie zugleich auch die Sieghafteren, Lebensmächtigeren sind, sondern Basarows früherer Tod ist nur ein Symbol des Ewig-Jugendlichen an sich, der Eltern Weiterleben lediglich Ausdruck des Zäherseins als solchen. Diese beiden Welten haben sich gerade nicht gefunden, sie existieren fort, jede in ihrer eigenen unendlichen Sphäre, die eine in der unendlichen Sehnsucht, die dem Pelidenschicksal, den unsterblichen Jünglingen immer so nachweint, die andere in dem mählichen, mählichen Hinwelken und Hinschwinden, das ebenfalls für den Blick kein Ende zu haben und als steinaltes, unvordenkliches Greisentum vor erstaunten Kinderaugen nie zu vergehen scheint. Aber wie sehr getrennt und geschieden in ihren äußeren Wandelkreisen, sie erleiden voneinander tiefere, innerlichere Berührungen als das Bewußtsein zunächst erkennt. Denn das eherne ewige Schicksal hat sie seit Menschengedenken aneinander gekettet, ineinander verschlungen, erlaubt ihnen ein Auseinanderfliehen nur bis zu gewissen heimlichen Grenzen und beugt sie ringartig, dem Willen entzogen, einander wieder entgegen.

„Väter und Söhne“ wird für alle Zeit zu den entsiegelnden Büchern gezählt werden, das ist zu denen, die, während man auf Schritt und Tritt Worten und Sätzen begegnet, die man selbst schon einmal gedacht zu haben glaubt und so, nach Platos Anschauung, etwa in einem früheren Leben gehört haben mag, in der Tat die Seele nur von einem lastenbeunruhigenden Dunkel, einer quälenden Ahnung erst wirklich befreien.

Anselm Ruest

GESCHÄFTLICHE NOTIZ

Dieser Nummer liegt ein Prospekt bei der „Zeitschrift für Wahrheitsforschung“ Wien, auf den unsere Leser hierdurch verwiesen seien.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Die Kreuzigung. Holzschnitt aus dem Jahre 1495 (Titelblatt) / Richter-Berlin: Die Aufrichtung des Kreuzes. Holzschnitt / Max Oppenheimer: Der Gekreuzigte (Federzeichnung) / Ernst Stadler: Christi Kreuzigung / August Strindberg: Das Märchen vom Sankt Gotthard / Elie Nadelman (Paris): Federzeichnung / Friedrich W. Wagner: Jugend / Jomar Förste: Das trübe Land / Peter Bauer-Barmen: Frühling / R. de la Fresnaye (Paris): Miniatur-Holzschnitt / Wilhelm Stolzenburg, Wilhelm Klemm, Kurd Adler, Erwin Piscator, Otto Steinicke und Hans Koch: Verse vom Schlachtfeld / Ludwig Bäumer: Aus den jenseitigen Gedichten / Hellmuth Wetzell: Dichterpflcht / Paul Boldt: Stadt / Else Lübcke: Peter Altenberg / Hans Richter: Schlafender Hund (Tuschzeichnung) / Carl Weißenstein: Die Niederträchtige. Eine symbolische Skizze / Jean Paul: Eine Luftfahrt / Ernst Koch: Selbstkritik / Kurt Kersten: Über einen schlechten Roman / Kleiner Briefkasten

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke

Prospekt kostenlos

Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

GUSTAVE FLAUBERT

Sämtliche Werke in zehn Bänden

Autorisierte Ausgabe

Geheftet M. 40,—

Gebunden M. 50.—

J. C. C. Bruns' Verlag in Minden i. W.

VON STENDHAL-BEYLE

Gesammelte Werke

Deutsch von Oppeln-Bronikowski

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN

Roman. Erste vollständige Ausgabe

Deutsch von Raphael Loewenfeld

Eugen Diederichs Verlag in Jena

ALFRED WOLFENSTEIN

Die gottlosen Jahre

Gedichte

Geh. M. 3,50

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN

THOMAS G. MASARYK

Rußland und Europa

Soziologische Skizzen

Zwei Bände. M. 24,—

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

FRANZ BLEI

Gesammelte Schriften

6 Bände

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

AUGUST STRINDBERG

Sämtliche Werke

Man verlange kostenlos Sonderprospekt

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

PETER KRAPOTKIN

Die französische Revolution

2 Bände. M. 4,80.

THEODOR THOMAS VERLAG, LEIPZIG

FRANZ MEHRING

DIE LESSING-LEGENDE

Vierte, unveränderte Auflage

Gebunden M. 3,—

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart

DIE AKTION

Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—

Jahrgang II und III je Mk. 15,—

Jahrgang IV Mk. 12,—

Von den Jahrgängen II, III und IV sind einzelne Ergänzungsnummern (à 30 Pfg.) zu haben.

Die Preise der kompletten Jahrgänge beziehen sich auf ungeb. Exempl.

SONDERNUMMERN DER AKTION

Von folgenden Autoren erschienen bisher besondere Hefte: René Schickele / Heinrich Mann / Carl Einstein / Franz Blei / Nikodemus Schuster / Ferdinand Hardekopf / Gottfried Kölwel / S. Friedlaender / Alfred Lichtenstein / Senna Hoy / P. v. Gütersloh. Jedes Heft ist einzeln zu beziehen (Preis 30 Pf.) durch den Verlag.

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

Verlag DIE AKTION

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN DER AKTION

Nr. I (selten)

Mk. 2,—

Nr. II—V

à 50 Pfg.

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta / Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Homeyer u. a.

50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50 portofrei gegen Voreinsendung des Betrages



F. E. HAAG, MELLE i. H.,

Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber

Dissertationen, Werke,

Zeitschriften

und übernimmt auch deren Expedition.

Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. $\frac{18}{19}$

INHALT: Ines Wetzel: Landschaft (Titelzeichnung) / Theodor Däubler: Sang an Mailand / Hans Richter: Tuschzeichnung / Heinrich Nowak: Das Kind. Eine Szene / Robert Schnitzer: Simson / Max Oppenheimer: Federzeichnung / Hans Koch: Karfreitag 1915 / Wilhelm Klemm: Stilleben. Gedicht / Heinrich Schaefer: Laurentius / S. Kemeny: Acker / Karl Jakob Hirsch: Original-Holzschnitt / Ich schneide die Zeit aus. II / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Bücherliste



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

NEUER JAHRGANG DER
WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

Mai:

Friedrich Burschell, Der reiche Jüngling

René Schickele, Bemerkungen zu diesem Heft

Ernst Stadler, Franziskanische Gebete von Francis Jammes

Wilhelm Hausenstein, Das Bild der englischen Weltpolitik

Kasimir Ed. Schmid, Yousouf. Eine Novelle.

Kleine Anthologie:

Gottfried Benn, Ikarus. Albert Ehrenstein, Entwandlung. O. E. Schmidt, Psalm. Otto Schneider, Der Eine. Franz Werfel, Der Erkennende. Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott (Fortsetzung).

Glossen:

Annette Kolb, Brief an einen Toten. Christian Undt, Der neue Papst. Medard Ottenhayn, Kleine Ratschläge. Rudolf Kurtz, Nationale Kunst. Max Adler, Der himmlische Riese

Acht Zeichnungen von Ines Wetzel

Soeben erschienen:

CARL EINSTEIN

NEGGERPLASTIK

Mit zahlreichen Reproduktionen

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

1. MAI 1915

SANG AN MAILAND

I

Berge müssen vom Gebirge blau herüberfliegen,
Feuchte Winde bringen sie auf lauer Luft heran.
Gletscher dürfen sich auf einmal über Mailand
wiegen,

Wo man seiner Alpen kalte Ferne wissen kann.

Wenn die Schwalben wandern, kommen schwebend auch die Höhen,

Ja, an grünen Tagen sind die Schneegefülle da.
Plötzlich ists, als ob die Vögel vor den Bergen
flöhen,

Grünes Wetter, Eis und Wiesen, alles klar und nah!

Wandernde Gebirge lagern über Frühlingsauen,
Sie bedrohen dann sogar die breitgebaute Stadt.
Fremde Fernen sollten nicht hinein bis Mailand
schauen:

Was die Luft für Traggewalten im Geheimen hat!

Soll der Städter sich an Gipfelneugierde gewöhnen,
Muß er oft von Gletscherflügeln überfunkelt sein?
Schneegebirge können seine Mittagslast verhöhnen,
Seltsamkeiten bürgern sich auf Mailands Plätzen
ein.

*

Ewigkeitsgletscher, Mailänder Dom,
Banne die Flucht der geflügelten Brüder,
Werde das Eis im berauschenden Strom,
Knüpfe die guten Gedanken an Rom!
Herrlichkeit, öffne die Flügel, werde nicht müder:
Schnee der Jahrhunderte
Schweb über Hügel, deren Geschlecht sich verwunderte,

Daß edle Gletscherpracht Mailand entsteigt,
Eigne Vollendung in Marmor verzweigt.

Mailänder Dom, Ewigkeitsgletscher,
Alte Vereisung im Kreisungsgeplätscher,
Kalte Erweisung der Weltenerwertung,
Flamme und Eis,
Halt und Beweis

Walangestammter Charaktererhärtung

Aller verwandlungertragenden Wesen,
Denn es gab ewig ein kaltes Erstrahlen,
Rhythmus war Schreiten auf leisen Sandalen,
Suchen der Ruhe, die dauernd gewesen!
Unser Bedenken, unser Erbauen
Fliegt zu der Einzigkeit eignem Erschauen.
Das Füreinandersein bringt uns die Richtung.
Jede Verpflichtung besorgt die Verdichtung
Zu der Ursprünglichkeit einfacher Seelen,
Die ihren Anspruch ans Leben erwählen.
Um die Gerechtigkeit hast du geworben,
Wurdest aus Richtigkeit wirklich geboren,
Ohne den schweren Leib wärest du gestorben:
Nur was die Erde kennt geht nicht verloren.
Erde, beschwinde dich freudig mit Seelen,
Laß uns aus Leichtigkeit Kunden erzählen,
Zungen sind besser als Flügel gelungen,
Immer zu zweien am höchsten gedrunen.
Zungen sind trennbare Paare von Schwingen,
Die unsern Flug auf Besuchen vollbringen,
Aber dabei aus der Sprache ersingen:
Sang und Gang müssen zusammen gelingen.

*

Sicher wie die Sonne,
Hoffend wie der Mond,
Gläubiger als Sterne,
Wirst du in der Ferne,
Unter Leid und Wonne,
Still vom Ich bewohnt.
Andacht ist sein Wesen
Licht die Urgeburt,
Wirklich nie gewesen
Ist es, weil umspurt
Vom Sichselbstvermissen
Eigener Gewissen,
Die aus sich gerissen
Gleich das Ich erlesen.
Einsam wie die Sonne,
Hilfreicher als Sterne,
Suchend wie der Mond,
Weißt du aus der Wonne

Was in eigner Ferne
 Als Verheißung thront:
 Du wirst eingenommen,
 Tief zu dir gebückt,
 Sollst dich ganz bekommen,
 In das Ich entrückt!
 Fruchtbar wie die Sonne,
 Schuldloser als Sterne,
 Furchtlos wie der Mond,
 Sei bei Leid und Wonne,
 Ohne alle Ferne,
 Deine Heiligkeit geschont.
 Denn du wirst beim Sterben
 Im Geheimen zagen,
 Silben dir zu sagen,
 Die das Selbst verderben:
 Ahnungsloses Bleiben,
 Wird dein Leid vertreiben,
 Angeborne Wonne
 Geht mit ihrer Sonne.
 Stiller als die Sterne
 Lebst du deine Ferne
 Und der Flug vom Mond
 Ist dir ungewohnt.

Ewigkeitsgletscher, Mailänder Dom,
 Herrliches Ich einer Stadt,
 Wahrheit und Stille im eigenen Strom,
 Marmor, der Aufgaben hat,
 Hüte im Herzen die letzte Verhüllung
 Wenn sich dein Wesen verglich:
 Prüfe die Stürme der Himmelerkürung,
 Erst werde Marmor, dann sprich!
 Fühle dein Ruhen in kühner Berührung,
 Wo dir ein Gleichnis entwich:
 Züngelt ins Blaue, erklügelte Türme,
 Steinerne Sprachen sind klar.
 Flüchtige Wünsche, ihr wütenden Stürme,
 Bringt euch in Einfachheit dar!

Kunden vom Dome beschwingen die Welt,
 Seine Gestaltung verwundert ein Meer,
 Angstvoll erwartet das eisige Feld
 Aller Erhaltung berühmte Gewähr.

Ewigkeitsgletscher, Geburtengespenst,
 Outer Jahrhunderte furchtbarer Ernst,
 Wenn du das steinerne Segeln erkennst,
 Wisse wie tief du das Wittern entkernst.

Schrecklicher Greif, Überbieter der Zeit,
 Baue im Herzen das künftige Nest,
 Mache dich zwischen den Suchenden breit,
 Halte den plötzlich Erzwitschernden fest.

Kirchen entflattern der Seele geheim:
 Kindliche Stimmen verkünden sich laut.
 Geister bekommen ein günstiges Heim,
 Gipflungen werden auf Gletscher gebaut.

II

Wo die Maulbeerbäume sich in Tümpeln schauen,
 Wasser dableibt, in Kanälen angestaut,
 Fing ein Mann mit Knaben an das Tal zu bauen,
 Wo der Weiher Schleußen kriegt und seine Maut.

Lombardei, ein Weiser ward dir zugetragen.
 Fremdes Wissen kehrte breit auf Feldern ein,
 Mathematisch überwand er Wasserplagen:
 Schachbrettartig sollte bald das Flachland sein.

Leonardo war ein Geist und brachte Güte
 Aus den Ölgebirgen in das Seidenland,
 Wo der Blick sich um Befestigungen mühte,
 Schlang die Einsicht wunderbar ein Wasserband.

Storch und Reiher sind vor ihm davongeflogen,
 Sumpf und trübes Fließen blieben plötzlich aus.
 Knaben standen um die Spiegelflut im Bogen,
 Jeder sein Narziß in fremdem Land und Haus.

Ferne Burgen sind auf einmal angekommen,
 Alte Hallen waren unerwartet da,
 Zukunftspläne schienen heimlich angeschwommen,
 Niemand ahnte, daß man Steingespenster sah.

Viele Berge sind auch wiederum verschwunden,
 Wenig Zauberstücke blieben dann zurück,
 Doch dem Wunderbaren folgten gute Kunden,
 Selten aber stammt aus Magierhänden Glück.

Lang bepflanzte Leonardo seine Gärten,
 Zu der Wissensschuld erwog er die Geduld,
 Seines Grames Rätsel kannten kaum Gefährten,
 Was ihm rasch gelang, entwand sich andrer Huld.

Mit der Einsamkeit war er zumeist beschäftigt:
 Zaubergriffe hatten ihn zu oft erstaunt.
 Mancher Zufall hat sein Mißtrauen bekräftigt:
 Wurde er durch seinen Spuk zu Tun gelaunt?

Lebhaft sei das Angestrengte entgespenstert,
 Nur behutsam unterstufst du klug das Ich:
 Ruhig werde deine Muße eingefensterter:
 Leeren Einsamkeiten aber schenke dich.

Niemand hat bei deinem Werke beigestanden!
 Stiller als der Himmel bleibt das Seelenblau.
 Die Geduld erlöste dich aus andern Banden,
 Was hervorkam überdachtest du genau.

Die Mechanik mag sich mit der Tat vertragen,
In Maschinen treten Leidenschaften auf.
Mystische Gestalten tragen alte Wagen:
Andre Tage fallen in den Schicksalslauf.

Leise wird der Mann das Ich vertreten:
Ohne Hilfe ging er den verfügten Weg,
Stets erkennend, wenn die Richtungen sich drehen,
Daß ein Wittern keine Weisungen verleg.

Zahlenhaft hat ihn das Dasein angehalten,
Als er ankam, faßte ihn des Schöpfers Hand.
Kalt kann der Erkannte, was er sah, verwalten,
Klar erfaßt das Ich den angesagten Rand.

Laßt die Seele mit dem Wasser gütig schaffen,
Doch versteht den Augenblick, da sie vereist,
Krystallinisch kann man sich zusammenraffen;
Kalt und wandellos ereigne dich im Geist!

Die Geduld wird das Jahrhundert überwinden,
Rhythmisch überragt sie deiner Fassung Fall.
Keine Zeit! Du sollst dir Eignungen erfinden:
Der Verstand verwaltet den erhaltenen Krystall.

Sichres Wissen wird die Einsicht still umfließen,
Nirgends überbürdet uns eine Geburt.

Keinen Einfall mag die Weisheit alt umschließen,
Die Gewißheit zeigt sich kunstgerecht verschnurt.

•

Leonardo ging zu übertriebnen Festen,
Frühlingsgrüne Spiegel tauchten vielfach auf.
Zehnmal sah er sich zertrennt zwischen den Gästen,
Kerzen nahmen einen ungestümen Lauf.

Auch die Marmorflöße hatten Faschingslaunen,
Schatten haschten blumensilbrig nach der Wand,
Kopfputzdamen brachte blauer Tand zum staunen,
Masken winkten fahl durch eine Fahnenwand.

Tanzmanieren gaben sich im Saal zu schaffen,
Wer sie hatte war nicht lange von Belang,
Larvenfratzen sah man ohne Häse klaffen,
Von der Fürstin blieb allein der leichte Gang.

Unser Dasein ist im Grunde die Bewegung,
Die mich aufrecht in der gleichen Richtung hält.
Jede andre angemaaßte Seitenregung
Hat den Leib in halbe Stellungen geschnellt.

•

Leonardo sah die Tragik in der Haltung,
Und das Scherzo in dem zugedachten Gang:
Manneseinsicht wälzt sich jäh in die Verwaltung,
Frauen klettern an der Politik entlang.

Mailands Damen hatten alte Staatserfahrung,
Mehr als Frankreichs Diplomatenheer:
Eben sprechen sie von Jagd und Rechtewahrung:
Scharlachschemel zucken wichtig hin und her.

Auch die Füße scheinen lauter bunte Zungen,
Aufgeregt bestehn sie auf dem nächsten Krieg.
Ihnen ist schon manches Meisterstück gelungen:
Oftmals skeptisch unten, wenn sich Schwall ver-
stieg.

Damen übernehmen gerne die Gazetten,
Knaben haben sie der Runde überbracht,
Hochzeitsaussichten erheben Schreck und Wetten,
Man verpaßt dabei die Nachricht einer Schlacht.

III

Mailand wandelt unter eingeglasten Hallen,
Lila Schleppen überwältigen den Dom.
Durch Kometen scheinst du schattenlos zu wallen,
Überall ereignet sich ein Feuerstrom.

Flimmerkegel, Flammenpyramiden werfen
Sich auf Türme, die ein Flackerprall betäubt.
Linsen müssen noch das Kanteneck verschärfen,
Flache Trichter kreisen schneeig angestäubt.

Aller Glanz entfaltet sich in Glastkrystallen,
Nachtopase gaukeln aus dem Blau zum Schwarz,
Schreckensgelb kann Straßengas zusammenprallen,
Die Petroleumgeglöbung gleicht dem Quarz.

Diamant! Vor jedem eingeführten Laden
Protzt elektrisch roh ein großer Kohinoor.
Bernsteinfenster. Lusterschnuppen, Lampen-
schwaden,

Goldstaubpforten, keilen sich ins Gasthoftor.

•

Alle Pracht aus Glas ist kantenscharf geschliffen,
Vor dem Stein der Weisen sitzt die brave Frau,
Trinkt das Bier, den Schaum, den Satz mit einbe-
griffen,

Trägt die falschen Edelsteine blaß zur Schau.

Blender klimpern wie elektrisch die Zigeuner,
Ihre Klänge schlagen hektisch wie auf Glas.
Blond die Geiger, bloß der Zembalist wird
bräuner:

War eklektisch wer die Sechs zusammenlas?

Soll ich meinen Schatten zwischen Glas verlieren,
Denn was geben Spiegelspielereien auf?

Sollst du die Geschichte, das Geschick zervieren,
Angesichts des Hierseins nimm dich glatt in Kauf!

Nicht erschrecken, denn es gibt keine Gespenster!
Rückwärts kennst du dich bereits wie vorne aus:
Gelbe Leere schenken dir geputzte Fenster,
Grell und keck zerspiegelt dich das Scheibenhaus.

Finster war ein fernes Wesen eingetreten,
Zwischen Scherben kannte mich die Fremdgestalt,
Tücher, die sich steil um einen Turban drehen,
Machten drinnen über sieben Indern Halt.

Ein Fakier im Spiegel war zum Spaß gelungen,
Denn ich sah wie hinter mir etwas geschah,
Rasch ist er im Satz von Platz zu Platz gesprungen:
Aber jetzt steht bloß ein Teppichfeilscher da.

Dreifach zeigen mir gewittergrüne Scheiben,
Meine blauen Möglichkeiten schrill durchstreift.
Eine Lampe kann sich blutig weit verschreiben,
Rotverzackt, heraufgeblaut und gelbversteift.

Eine Zeitung wird jetzt ausgeschrien.
Blätter kommen immer schneller nachgehetzt,
Rufer siehst du Knäule auseinanderziehen,
Dunkle Gruppen werden weiß zerfetzt.

*

Was zuletzt geschah zerknittert die Geschichte,
Bloß ein Augenblick ist meiner Hast geschenkt,
Wichtig sind die Meldungen und nicht die Wichte,
In die Welt bist du aus Zufall eingeschwenkt.

Fasse dein Ereignis nur auf die Sekunde.
Keine Schattenwache schleicht dir achtsam nach,
Bloß durch das Erlebnis kommt uns eine Kunde,
Wandre, dich umspiegelnd, durch das Schlaf-
gemach.

Sein Gespenst darf man durch Kartenspiel ver-
zetteln,

Langsam macht es deine Aussichtskreise klar.
Sieh, zu dir die letzte Schicksalszuckung betteln,
Noch ein Trumpf: Geschick und Dasein steuerbar!
Schon das Geld war eine dreiste Schein-
bezweckung.

Scheine gelten dir bereits an Goldesstatt.
Spiel dich los aus unverzettelbarer Deckung:
Wunsch auf Trumpf: Und dir ergibt sich alles glatt.

*

Spiele durch die Politik mit As und Worten,
Was sich selbst zum Zwecke ward ist Spielerei.
Karodame tändle mit den Sofaborten,
Neuigkeiten schafft der Herzensbub herbei.
Pick und Treff sind Könige in Frauenhänden,
Völker legt man vor die besten Spieler hin,
Das Ereignis steht in braungebundnen Bänden,
Doch der Krieg kam Kartenspielern in den Sinn.
Einen Aufstand bringt den Bürgern als Bescherung,
Ganz entschicksalt bleibt den Rednern der Ver-
stand!

Sorgt für Freiheit und für Volksbelehrung,
As auf As in der geschickten Kartenhand!
Schein um Schein, der stärkste König hat verloren!
In der Zeitung steht der Adel trostlos da.
Letzthin, nach den Tieren, ward der Mensch ge-
boren,
Zufall, daß der Rundgang durch die Welt geschah!

IV

Gleißende Messer zerschneiden die Nacht.
Städtevulkane sind harmlos erwacht.
Flammenerscheinungen sprühen verzückt,
Feurige Spielzeuge sind uns geglückt!
Dinge, die Zwecken der Leiblichkeit frommen,
Haben wir lodernd uns selber entnommen,
Haben sie über den Menschen gestellt:
Handwerkmechanik erbaut ihre Welt.
Werkzeuge sind uns erstrahlend entkommen,
Donnerndes Drohen umtost uns beklommen,
Fahndende Fahrten durchfahren die Nacht,
Andere Sprachen sind flatternd erwacht.
Züngelnde Gipfel erschüttern die Luft.
Fliegende Türme zersilbern die Kluft:
Große Ereignisse kommen geflogen,
Volklicher Drohungen goldener Bogen
Schlingt sich aus Städten empor in den Wald,
Wo ein entsetzliches Echo erschallt.
Irdische Willkür bezwingt das Jahrhundert,
Fichten empfangen den Schnellzug verwundert:
Noch ist es Zeit! Heute beginnst du,
Was dein Geschick war betäubst und begrinst du.
Steigender Schnee überflittert den Himmel,
Aufwärts entflattert Gewittergewimmel,
Flatternder Same erschüttert die Nacht,
Glühende Treppen sind aufrecht gedacht.

*

Tauübergossene, mondlichtumschlossene
Waldwelt ergeistert komethaft die Stadt.
Stündlichbeschlossene, plötzlichergossene
Flammenbejahung hat abermals statt.
Rastlose Machenschaft faselt erhaben,
Sternende Essen bestehen am Feld.
Schlotternde Schlote entwallen dem Graben
Eitle Kamine zerstieben ihr Geld.
Hohe Kanonen bedrohen die Sterne,
Pappeln bekennen die gelbe Gewalt,
Städte entstufen erleuchteter Ferne,
Eschen erschwärmen verängstigt den Wald.
Flammen, die prall in Verglasungen ragen,
Sagen dir: Mach deine Schale zu Glas,
Kannst sie erbittert auf einmal zerschlagen,
Schaffe das Ich aus dem Scherbengelaß.

*

Gletschererkreisende Lenkmeteore,
Steuerkometen entfiebern der Stadt,
Lilabegeisterte Quecksilbermoore
Zucken zurück und beglasen sich glatt.
Schnellaufgezüngelte Schwingenhaubitzen,
Schwebekanonen zerbohren das Schwarz:
Wagemutwolkigen, blendenden Schlitzen
Übergewittert zerprasselndes Harz.

Wandernder Sprachen erhabne Portale
Gletschern mit Pathos die Ströme entlang.
Klingende Spitzen mit sangbarem Tale
Kommen zum See mit melodischem Gang.

Frierende Flüsse, wie scheckige Tiere,
Rasen belanglos an Türmen vorbei:
Wasserfallhastiger sausender Stiere
Prachtvolles Da ist ein Wassernotschrei!

*

Gefahr! Gefahr? Das ganze Land kann sich be-
klagen:

Hat Aberwitz die Weltenwandlungen verhängt?
Denn Ahnungen von altverwandten Wahnsinns-
tagen

Versammeln sich aus aller Zeit heraufgedrängt.

Gefällte Wälder können unsern Traum bestürmen,
Sie wurden Meldungen und züngeln lichterloh.
Der hohe Forst soll Aufruhr in die Wolken türmen:
Ein fremder Vogel unterfliegt mich schadenfroh.

Du Urgeburt in mir, gebäre keine Schrecken:
Selbst wenn ich schuldig bin: Das Ich bleibt un-
versehrt!

Ein Nest in mir? Mit zwitschernden Belebungs-
fleckten!

Gewissens Ibis du, dein Flug sei mir gewährt.

Wo ist das Leid? Die Eile haben wir geboren!
Du bist bereits wo dich das Wissen hinberief:
Die Wildnis ging für unsre Witternis verloren:
Es reut mich nicht, daß ich die Schicksalsnacht
verschliefe.

Theodor Däubler

Das Kind

Eine Szene von Heinrich Nowak

Personen: Der Mann. Die junge Frau. Das Baby.
Das Dienstmädchen.

(Ein wohnlicher Raum im Haushalte eines jungen Ehepaares, halb Salon, halb Herrenzimmer. Auf einem Schreibtisch rechts steht ein Tischtelefon. An der Rückwand, mehr nach rechts zu eine Türe, links davon ein Diwan. Auf der linken Seite in der Nähe eines Kamines steht ein Kinderwagen. Beim Aufgehen des Vorhanges steht die junge Frau beim Telefon und spricht hinein. Es ist spät am Nachmittage eines Wintertages. Bei Beginn der Szene herrscht noch ziemlich helle Dämmerung, am Ende tiefe Dunkelheit.)

Die Frau (beim Telefon): Das wäre sehr nett von Ihnen . . . Wie? . . . Ja, ja . . . Ich möchte gerne gehen . . . man muß nur mit meinem Mann sprechen . . . Jetzt? . . . Er ist noch nicht zu Hause. Es ist ja erst fünf Uhr; und bis fünf ist er doch im Bureau . . . Gott, er muß jeden Augenblick kommen. Vielleicht rufen Sie in einer halben

Stunde wieder an! Dann wird er sicher schon zu Hause sein . . . Ja, es geht ihm etwas besser. Er muß sich mehr zerstreuen . . . Der Arzt meint, daß es von Überanstrengung herrührt . . . Ja . . . Ja . . . Also Sie rufen wieder an . . . Schön! . . . Auf Wiedersehen! (Sie läutet ab und geht zu dem Kinderwagen und spielt mit dem Kinde. Dann läutet sie an der Wandglocke und ruft:) Marie . . . Marie . . . (Sie nimmt das Baby aus dem Wagen heraus und hält es vor sich hin.) Marie . . .

Das Dienstmädchen (bei der Türe): Bitt' schön?

Die Frau: Die Milch, Marie! (Dienstmädchen ab.) Jetzt bekommt das Bubi zu trinken und dann wird es wieder schön schlafen . . . Ja . . . Es wird lange schlafen . . . Nicht wahr? . . . Bis morgen früh, bis die Sonne wieder scheinen wird. (Sie legt das Kind wieder in den Kinderwagen, zieht aber die Vorhänge zur Seite. Das Dienstmädchen kommt mit der Milchflasche.) So, geben Sie her, Marie! (Sie rückt einen Stuhl zu dem Kinderwagen, setzt sich darauf und hält dem Kinde die Milchflasche.)

Das Dienstmädchen: Gnädige Frau, wir haben noch kein Nachtmahl für heute!

Die Frau: Ja, warten Sie! . . . Das kann ich Ihnen jetzt noch nicht sagen. Vielleicht essen wir heute abends nicht zu Hause. Ich weiß noch nicht, ich muß erst meinen Mann fragen. Ich werde Ihnen später sagen, was Sie tun sollen.

Das Dienstmädchen: Ja, gnädige Frau! (Sie will abgehen.)

Die Frau (sie zurückrufend): Marie, kommen Sie noch mal her!



Hans Richter: Tuschezeichnung

Das Dienstmädchen: Ja . .

Die Frau: Marie, hören Sie mich an. Sagen Sie einmal . . gestern, wie meine Freundin hier war . . Sie haben doch öfters im Zimmer bei Bubi nachgesehen . . Was hat mein Mann die ganze Zeit getan?

Das Dienstmädchen: Bubi hat geschlafen, und der gnädige Herr ist beim Kinderwagen gesessen und hat das Kind fortwährend angeschaut. Die ganze Zeit . . Zwei Stunden ist er dort gesessen.

Die Frau: Ja . .

Das Dienstmädchen: So habe ich ihn schon oft gesehen. Besonders in der letzten Zeit. Er sitzt immer bei dem Kind und schaut es an; ganz Angst wird einem, wenn man ihn so sieht.

Die Frau (seufzend): Ja . . Er ist sehr krank; man muß auf ihn acht geben . . Wenn Sie ihn wieder so bei dem Kind sitzen sehen, so rufen Sie mich! Ja?

Das Dienstmädchen: Ja. (Geht ab.)

Die Frau: Schön ausgetrunken, Bubi ist brav! Jetzt wirst du schön schlafen. (Sie stellt die Milchflasche beiseite und bettet das Kind bequem in den Wagen. Man hört von ferne Läuten. Eine Stimme im Vorraum; dann tritt der Mann herein.)

Der Mann (dunkler Anzug, im Gesicht gequälte Züge. Begrüßung).

Die Frau (tritt zu ihm und bietet ihm ihre Lippen, die er küßt): Baumanns haben telephonierte, wir sollen mit ihnen in den Wintergarten gehen. Magst du? Sie werden wieder anrufen, um deine Antwort zu hören.

Der Mann: Wenn du willst, so können wir ja gehen.

Die Frau: Ich möchte schon um deinetwillen gehen. Du mußt unter Menschen kommen, du brauchst Zerstreuung, du sollst auch an anderes denken als fortwährend an deine Arbeiten.

Der Mann: Nun gut, wir können ja gehen!

Die Frau: Ja . . Die Marie werde ich jetzt fort-schicken, damit sie einige notwendige Besorgungen macht und dann wenn wir fortgehen bei Bubi bleiben kann.

Der Mann: Ja . . Ja . .

(die Frau geht ab. Der Mann zieht einen Stuhl zu dem Kinderwagen, setzt sich nieder und betrachtet teils mit boshaften, teils mit neugierigen Blicken das schlafende Kind. Stille; man hört fast das Uhrenticken. Nach einer Weile öffnet sich ganz leise die Türe; im Rahmen sieht man die junge Frau, die ihren Gatten entsetzt betrachtet. Einige Zeit bleibt sie bewegungslos stehen, dann geht sie leise an ihn heran und berührt seine Schulter.)

Die Frau: Robert! . . Robert! . . Was hast du nur?

(Der Mann schweigt.)

Die Frau: Du sitzt in der letzten Zeit oft stundenlang bei dem Kinde, ich will wissen was du denkst!

(Der Mann schweigt.)

Die Frau: Hast du denn gar kein Vertrauen zu mir? Bin ich dir denn ganz fremd geworden? Sag mir doch, worüber du grübelst.

Der Mann (leise und wie geistesabwesend): Es ist nicht mein Kind . . Es ist nicht mein Kind . .

(Kurze, schwere Pause. Die Frau weicht ein wenig zurück.)

Die Frau (tief und eindringlich): Also . . du willst sagen, daß ich dich betrogen habe?

Der Mann (wie erwachend): Nein; ganz so wollte ich es nicht sagen.

Die Frau (Nach kurzer Pause, mit einem leichten Ton der Gehässigkeit): Vielleicht kannst du mir auch sagen, wer mein Geliebter war!

Der Mann: Ein jeder!!!! Ein jeder, den du irgendwo einmal sahst, und der dir vielleicht eine Sekunde lang gefiel, ist ebenso oder noch viel mehr Vater dieses Kindes als ich.

Die Frau (lacht schrill und hysterisch): Also dafür war ich dir treu, so vollkommen treu wie man es nur sein kann, um das von dir hören zu müssen! Da wäre es ja eigentlich gar kein Unterschied, ob ich mich einem jeden, der mir eine Sekunde lang gefiel, gegeben hätte, oder nicht.

Der Mann (sehr ruhig sprechend): Nein, es ist auch kein Unterschied!

(Pause)

Die Frau (weinend): Und ich war dir so treu!

Der Mann: In Wirklichkeit kann eine Frau überhaupt nicht treu sein!

Die Frau: Und ein Mann vielleicht?

Der Mann: Auch nicht! Aber bei einem Manne hat die Untreue nicht derartige Konsequenzen wie bei einer Frau. Seine Untreue hinterläßt in dem Gesichte des Kindes keine Spuren, nur die ihre.

Die Frau: Und das alles hast du jetzt schon in dem noch gar nicht ausgeprägten Gesicht unseres Kindes gesehen?

Der Mann: Gesehen nicht, aber gefühlt und geahnt. (Stille. Die Frau sitzt zusammengesunken auf dem Diwan und weint.)

Der Mann: Du bist eine Dirne genau so wie alle anderen Frauen! (Die Frau zuckt zusammen. — Sie steht auf, kommt zu ihm und legt ihre Hände auf seine Schultern.)

Die Frau: Schau, du bist krank und erregt; be-

ruhige dich doch! Du siehst alles so dunkel und schwarz. Hier im Zimmer ist es finster; ich will Licht machen und dann werden die trüben Gedanken gleich fort sein. (Sie umschmeichelt ihn.) Ich werde mich dann anziehen, und wir gehen fort, du kommst wieder unter Menschen, wirst lachen und nicht mehr traurig sein.

Der Mann (abwehrend): Nein; laß es sein! Ich sehe deutlich (fast visionär gesprochen): Du bist auf der Straße gegangen, du sahst irgendeinen Mann, der dir gefiel. Und gleich dachtest du instinktiv als Weibchen: Der! . . . Sekundenlang lagst du in Gedanken in seinen Armen. Dann kam natürlich und selbstverständlich deine gute Erziehung und das, was man so Liebe nennt; und der Gedanke an den anderen — die Untreue, die eben begangen war — wurde sofort als schmutzig unterdrückt und verscheucht. Aber ganz konnte sie nicht ausgerottet werden. Denn in dem Kinde hat sie Spuren hinterlassen. Ich bin zufällig der physische Vater des Kindes; was weiter? Ein jeder andere könnte es auch sein, und das Kind wäre in seinen psychischen Eigenschaften, ja vielleicht nicht einmal in seinem Aussehen anders als es ist. Es ist nicht mein Kind . . . Es ist nicht mein Kind . . . Es ist nur dein Kind! Aber sonst niemandes.

(Die Frau weicht in Angst und Entsetzen vor ihm zurück. Dann nimmt sie alle ihre Energie zusammen und geht zu ihm hin. Schmeichelnd und liebkosend sucht sie ihn von den düsteren Gedanken wegzuziehen. Im Zimmer ist es schon fast ganz dunkel geworden.)

Die Frau: Robert . . . Robert . . . Robert . . .

(Er hat ein blankes Rasiermesser aus seiner Rocktasche hervorgezogen, und wie sie sich jetzt an ihn lehnt, hält er sie mit der linken Hand fest, und durchschneidet mit der Rechten ihren Hals. Sie will etwas sprechen. Aus der Wunde, aus dem Mund und der Nase springt rotes Blut. Die durchschnittenen Luftröhre verhindert ein Schreien und Sprechen. Nur ein Röcheln und ein dumpfer und gedämpfter Fall wird hörbar. Der Mann hat die Tote zu Boden gleiten lassen. Dann geht er, das Messer in der Hand zu dem Kinderwagen. Er blickt das Kind an, rupft mit der linken, blutigen Hand die Bettdecke zurecht. Er schaut seine Hand an und lächelt. Die Rechte mit dem Rasiermesser bewegt sich vor seinen Augen. Sie sucht die andere Hand, findet sie und durchschneidet die Schlagader.)

Der Mann (lächelnd): Ja . . . Ja . . . Ja . . . (Er geht langsam zur Türe hinaus, eine Blutspur hinter sich lassend. Durch die Stille hört man ihn noch.)
Ja . . . Ja . . . Ja . . .

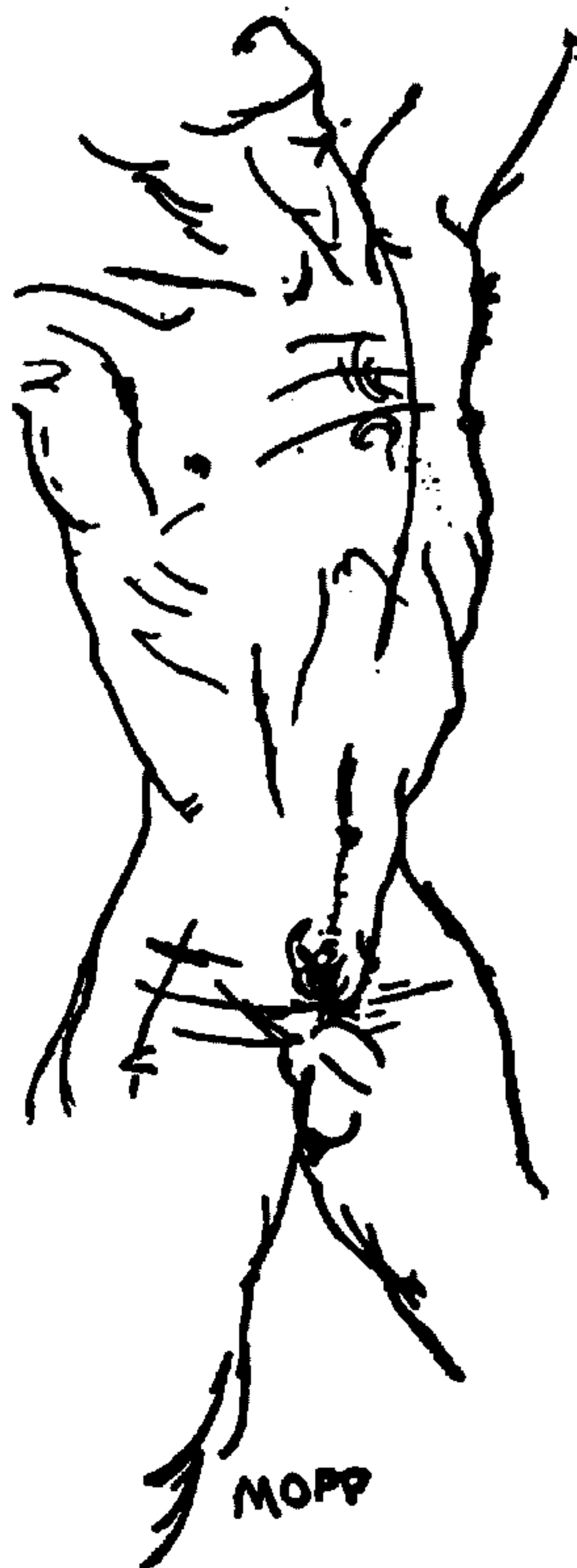
(Ein dumpfer Fall. Im Zimmer ist es nun ganz dunkel geworden. Tiefe Stille. Man kann die einzelnen Gegenstände auf der Bühne nicht mehr unterscheiden. Beim Kamin aber steht der Kinderwagen von der hellen, roten Glut stark bestrahlt. Sehr lange Pause. Plötzlich ertönt aus dem Dunkel heraus die schrille Klingel des Telefons. Einmal — — zweimal — — dreimal — — Immer stärker und länger. Das Kind im Kinderwagen erwacht aus seinem Schlaf und beginnt zu schreien. Es sind aber keine weinenden Laute, sondern kräftige Lebensschreie. Kurze Pause. Dann fällt der Vorhang rasch.)

SIMSON

Tiere zerbrachen an ihm; in seinem riesigen Gehirn
war seine Wirklichkeit nur ein blasser Schein.
Der Tod seiner Arme war seinem Leibe so fern.

Aus seiner Ewigkeit zu sich zurückzukehren,
wurde er Mann und Weibgeschlagener.
Der runde Raum, um sein Haupt geballt,
war ohne Gott, voll Chaos, Tanz und Schreien.
Die Trümmer des zersplitterten Unsinnlichen
rissen ihm seine Augen in den Tag,
so daß sein Mund mit Klagen war:
Da du ihm Hirn und Gott und Blut
und Geschlecht genommen,
Hure im Tal!

Robert Schnitzer



Max Oppenheimer: Federzeichnung

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Karfreitag 1915

Die Wolkenstiere, die mit flackernden Nüstern
Den giftig grünen Himmelsplan hinunterstoben,
Haben die wehrlose Sonne gemordet.
Der Westen schwimmt in dem erbrochnen Blut.
Im Osten geht ein Rudel schlanker Hügel flüchtig:
Scheue, blanke Rappen, die zur Tränke stürmen.
Das Land liegt herrenlos wie eine Steppe,
Wie ein vergeßnes Nerofest, ein Tanzsaal nach
Kehraus

Nur die Winde reiten
Mit schepperndem Hoi!
Und munter zickelnden Schabracken . . .
Kein Falke gleitet aus den Schwingen,
Kein Maulwurf schiebt den Rüssel vor.
Der gläsern tiefe, nackte Himmel
Klirrt unter dem Schwalbe der Haubitzen,
Die brüllend rings am leeren Erdsaum blitzen . . .
Den bärtigen Jesu Christ
Haben die fetten Eunuchen des Himmelspalastes
verwiesen,
Hat ausgespieen das letzte, glühende Sternentor.
Den nackten Jesu Christ
Hat die Erde im Schauder ihrer Drachenhaut
Hoch auf ein Felsengrat gehoben.
Den demütig-stolzen Jesu Christ
Haben die dummfrechen Menschenbrüder
Entrüstet ans braune Kreuz geschlagen.
Dem stummen Dulder Jesu Christ
Hat eine sausende Langgranate,
Da alle Völker, alle Zonen
Im Veitstanz ihres Krieges rasen,
Das Leidenskreuz zu Schanden gerissen.
Es greifen die hageren Arme ins Leere,
Die Hände verkrampft wie verkohlte Insekten,
Geistern im Wüstensabbath des Lichts.
Das Antlitz schläft in Gottestrunkenheit . . .
Doch jetzt — die Adern dunkeln jählings auf,
Am Hals zerrt sich die Haut in straffen Falten,
Die Augen bersten schier im Weiß der Quäl,
Hintüber knickend schnappt wie eine Maske
Gipsweiß das Antlitz noch einmal ins Leere.
Dann schlägt ein Schwall von dunklen Strähnen
Im Sinken des Haupts vor Nase und Mund . . .
Er ist vollbracht.
Es sinkt die Nacht
Wie schwarzer Nebel über Land.
Die Luft erzittert,
Die Erde bebt:
Die schweren Feldgeschütze donnern
Dem dorngekrönten, toten König den Salut.

Hans Koch

ACKER

Mit den großgehornten, weißen Ochsen
kommt der hartknochige Lebens-Schauer.
Er zerackert mir das Herz in Qual. —
Und der grobe Bauer
pfeift vergnügt und lacht und jauchzt manchmal.
Eine unfruchtbare Jungfrau folgt ihm
weinend; blutig ist die Tränentrauer.
Sie sät Tod in dieses Ackerstück. —
Und der braune Bauer
pfeift vergnügt und lacht und schaut zurück.

Simon Kemeny

Aus dem Ungarischen übersetzt von Heinrich Nowak

STILLEBEN

Auf dem Tische lagen zwei kolossale Zwiebeln
Mit straffen, glänzenden Hüllen. Hinter ihnen
Versackte der Himmel in grünem Dunst,
Der Horizont stürzte nach. Ich war so traurig —
Aber grenzenlos kehrt nie zurück.
Die beiden Globen waren zwei Monumente,
Glatte Schlußergebnisse großer Zeitalter,
Geheimnisvoll zwischen Aufgang und Niedergang.
Mein Herz stand still.
Die Zeit regnete endlos auf sie,
Zwei Häupter, im Tode aneinander geneigt.

Wilhelm Klemm

LAURENTIUS

O Toderkeuchen —
einen Hauch —
schwarz in sich zitternd mein Haupt,
blutbrechen hin mein Leben —
Verkohlung kocht —
die letzten Quintessenzen
durch Peinenmesserwerk
und löcherlosen Siebwall
durchgehackt hitzekreiselnd,
wüten
und wissen nicht und wissen nicht
und zischen irrsinnig silbrig — —
Durchgefressen schwanden alle Böden
vor Salzen, Säuren, braunen Zähnen —
Schwerer Orkan,
kugelgeballt,
schlug mühsam
langsam durch alle Wände — —
Auf rohen Rosten
kam mein Leben zu liegen —
Über weißer Glut,
äsender Schatten,
flackern Eingeweide,
flackern Schreie: Du!
Du! Mir du! In allen Höhen du!

Heinrich Schaefer



Karl Jakob Hirsch (Worpswede): Holzschnitt

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

II

Das große Umlernen beginnt. Früher sprach man vom Umwerten aller Werte und verstand darunter das Aufdenkopfstellen aller gäng und gäbe Begriffe. . . . Bei diesem Treiben, dieser Verleugnung aller Vernunft, dieser Hinneigung zu einem verwaschenen Weltbürgertum und der Verhöhnung allen deutschen Wesens als Chauvinismus konnte dem um unsere Zukunft ernstlich besorgten Vaterlandsfreund angst und bange werden. . . . Da ging der Juli 1914 zur Ruhe und: „Die Glocke, sie donnert ein mächtiges Eins, — und unten zerschellt das Gerippe.“ . . . Die deutsche Menschheit lernte wieder beten, sie schämte sich nicht, die Gotteshäuser zu füllen und ergebungsvoll den Schutz des Höchsten anzurufen, während im Feindeslager Haß, Neid, Rachsucht emporlohten. Da setzte die innere Läuterung ein und wir besannen uns auf uns selber, indem wir uns fragten: sind wir denn wirklich so entartet, so genußsüchtig, so verfranzost, so verengländert, wie viele, die sich zu unseren Wortführern aufgeworfen hatten, jahraus jahrein das Ausland hatten glauben lassen? . . . Bezeichnend war auch die endlose Beschäftigung mit Goethe. Man soll ihn als Dichter so hoch stellen wie man will — das, was ihn einer bestimmten Schicht so angenehm machte, ist doch nur der Mangel des stark nationalen Einschlages. Er hat für die ganze Menschheit gewirkt, heißt es. Sicherlich! Aber heute müßte ein anderer Pulsschlag durch seine Schilderung von Longwy gehen, wenn er als deutscher Dichter gelten wollte. Ob es in diesen eisernen, übereisernen Tagen möglich wäre, daß irgendein Blatt zustimmend Goethes „Kriegsglück“ zum Abdruck brächte? Wer den Abstand der Goetheschen Empfindungswelt von der, die heute jeden Deutschen beseelt, erfassen will, der lese dieses Gedicht nach. . . .

Aus einem Feuilleton „Das Umlernen“, 7. 9. 1914, „Deutsche Tageszeitung“, Berlin.

Poincaré und Delcassé
Und den Obergäuner Grey
Und die russischen Halunken,
Wie werden wir euch tunken,
Tunken in die rote Sauce,
Und die Strammheit eurer Hose
Hauen wir, juchhei, juchhe,
Voran dem Obergäuner Grey
Samt Poincaré und Delcassé
Zu Poinca- Delca-Frikasseel

Dr. Arthur Dinter, in der „Post“ Berlin in einem „Marschlied“, gedruckt 18. 9. 1914.

Da verknäult im Daseinskampfe
Einer auf den andern einhieb
Und im Druck der Werktagsstampe
Sich der Freund am Freunde kleinrieb — —?

Da Parteien und Parteichen
Sich verspeisten warm und kalt
Und das Schreiten über Leichen
Fast schon als Spaziergang galt — —?

Da des Dichters heil'ge Wahrheit
Sich zu süßem Qualm vernebelt

Und die Künstler nur durch Narrheit
Sich zu Ruhm emporgestrebelt — —?

Liebe Freunde, was wir waren?
Jeder weiß es, der nicht blind,
Aber laßt das Alte fahren,
Fragt euch lieber, was wir sind.

Was wir sind? Wir sind Geweihte!
Jedem ward sein Ritterschlag!
Wir sind Qual- und Todbereite,
Wenn das Vaterland uns mag.

Wir sind nicht mehr Arm' und Reiche,
Stand und Kaste ward zum Spott,
Wir sind Kraft- und Wesensgleiche,
Und wir glauben auch an Gott.

Unser einz'ger Wunsch ist geben,
Opfern, was man ist und liebt,
Leben, leben — dreimal leben,
Daß es dreimal Tote gibt.

Aus einem Gedicht „Was wir waren?“ von Hermann Sudermann im „Berliner Tageblatt“ 16. 8. 1914

Abseits, weit abseits von dem Lärm und dem großen Rhythmus des Krieges lebt mitten unter uns eine kleine Gruppe von Menschen, denen die Gesetze des Staates die tätige Teilnahme an dem, was alle mitreißt, hochhebt, opferfreudig umschafft, verbietet. Der Staat verlangt nicht ihre Hilfe und er verzichtet oft auch auf sie, wenn sie freiwillig geboten wird, denn diese Schar hat das Recht ver wirkt, für den Kampf des Reiches zu leiden und zu sterben. Und doch ist, da der Krieg — es ist tausendfältig belegt — auch die kümmerlichsten Reste an Edlem und Starkem an die Oberfläche treibt, dieses Los des Ausgestoßenseins gerade in den Monaten einer allgemeinen nationalen Erhebung auch für die bürgerlich Entgleisten in den Gefängnissen doppelt schwer. . . .

Aus einem Artikel „Kriegserleben im Gefängnis“, „Vossische Zeitung“, Abendausgabe 18. März 1915

Und wenn ich hundert Jahre würde, diese Tage werd' ich nie vergessen! Es ist das Größte, was wir erlebt haben. Wir wußten nicht, daß so Großes erlebt werden kann. Noch vor drei Wochen wären wir unfähig gewesen, es uns auch nur vorzustellen. Dieses Gefühl, etwas erlebt zu haben, was wir selber noch gar nicht aussprechen können, überwältigt alle . . . Nichts lebt in uns als das Eine, das Ungeheure: uns ist das deutsche Wesen erschienen.

In allen deutschen Herzen schlägt jetzt derselbe heilige Zorn. Ein heiliger Zorn, ein heiliger Zorn, ein heilender Zorn. Alle deutsche Wunden schließen sich. Wir sind genesen. Gelobt sei dieser Krieg, der uns am ersten Tag von allen deutschen Erbübeln erlöst hat! . . .

Hermann Bahr in einem Prosaaufsatz „Das deutsche Wesen ist uns erschienen!“ 14. 8. 1914 im „Berliner Tageblatt“, Abendausgabe

Ich weiß nur, daß Sie in Waffen sind, lieber Hugo, doch niemand kann mir sagen, wo. So will ich Ihnen durch die Zeitung schreiben. Vielleicht weht's der liebe Wind an Ihr Wachtfeuer und grüßt Sie schön von mir.

... Jetzt hat es uns wieder zusammengeblasen, alle stehen für einander. ... Jeder Deutsche, daheim oder im Feld, trägt jetzt die Uniform. Das ist das ungeheure Glück dieses Augenblicks. Mög' es uns Gott erhalten! ...

Glückauf, lieber Leutnant. Ich weiß, Sie sind froh. Sie fühlen das Glück, dabei zu sein. Es gibt kein größeres. Und das wollen wir uns jetzt merken für alle Zeit: es gilt, dabei zu sein. Und wir wollen dafür sorgen, daß wir hinfert immer etwas haben sollen, wobei man sein kann. Dann wären wir am Ziel des deutschen Wegs. ... Und das hat unserem armen Geschlecht der große Gott beschert!

Nun müßt ihr aber doch bald in Warschau sein! Da gehen Sie nur gleich auf unser Konsulat und fragen nach, ob der österreichisch-ungarische Generalkonsul noch dort ist: Leopold Andrian. ... Und wenn ihr so beisammen seid, und während draußen die Trommeln schlagen, der Poldi durchs Zimmer stapft und mit seiner heißen dunklen Stimme Baudelaire deklamiert, vergeßt mich nicht, ich denk' an euch!

Es geht euch ja so gut, es muß einem ja da doch schrecklich viel einfallen, nicht?

Hermann Bahr in einem Prosaaufsatz „Gruß an Hofmannsthal“, „Berliner Tageblatt“, Abendausgabe 21. 8. 14.

Recht, Unrecht — das steht nicht in Frage, wir haben Dringenderes zu tun. Wer bleibt oben? Nur das entscheidet. Nachher werden Philosophen und Geschichtsschreiber Gründe genug für das Recht zu finden wissen. Folglich handelt es sich nicht um Kultur, sondern Kraft. Diese Einsicht ist schon ein Gewinn ...

Wie steht es drüben? ... Werden Frankreichs Truppen geschlagen, so bricht der Kampf erst recht im Innern aus, und die Kommune von 1870 wird ein Kinderspiel gegen diese Revolution. Niemand wird wissen, was er wollen soll. Sie haben alle Regimes gehabt und keine hat sich bewährt.

Dies nimmt jeder Deutsche in den Kampf mit: mögen wir siegen oder unterliegen, der Weg ist richtig. Es geht nur so, wenn überhaupt. Nur mit dem Kaiser. Wenn das Undenkbare geschähe, wenn alles fiel, der Thron bliebe aufrecht. Sind drei Menschen übrig, werden sie sich vor dem Throne verneigen und von vorn beginnen. Ein Symbol seiner Selbsterhaltung von solcher Macht hat kein anderes Volk. Das ist ein Faktum, dokumentarisch belegt ... Das ist der zweite Gewinn ...

Als ich das letztmal, vor wenigen Wochen, drüben war und in St. Germain mit Freunden auf der Terrasse saß, — ... hatte ich immer das Gefühl: wie lange noch? Wir gingen an hohen Parkmauern vorbei. Hinter alten Gittern lagen verwunschene Schlösser ... Es war voll süßer Schwermut. Dieses heitere und stille, dem Schönen zugewandte Dasein war dem Wesen unserer Zeit fremd und konnte nicht dauern ...

Dieses Frankreich kann nicht dauern, so wenig wie Hellas dauern konnte. Die Verfeinerung muß die Menschen lebensunfähig machen. Es gibt (in Frankreich) nur noch eine ästhetische Gemeinschaft. Die Kraft fährt in Bilder und Gedanken ... Die Materie wird von dem Esprit überwunden, und die Entmaterialisierung entwirrt die Nation. Bilder, schöne Worte sind keine Waffe gegen den Feind an der Grenze, noch gegen die Masse der Enterbten, die jetzt schon in Paris an Barrikaden denkt.

Furchtbares Beispiel! ... Schon stehen wir vor den Toren. *Vae victis!* Kein Erbarmen darf unsere Tat verkürzen, die Ruhe schaffen soll ...

Julius Meier-Graefe, Morgenausgabe des „Berliner Tageblatt“, 11. September 1914 in einem Feuilleton, „Drei Gewinne.“

Nur nach einer Seite hin ist dieser Krieg von innerer Bedeutung, historisch notwendig und mit dem vollen Haß zu führen, den rassige Menschen rassigen Menschen zollen. Die Slawen oder wir, das ist die Frage, und wenn sie auch diesmal noch lange nicht entschieden werden kann, so wird sie doch für ein halbes Jahrhundert entschieden. Da gibt es aber viele und vorzügliche deutsche Geister, die längst durch ihre Propaganda oder durch ihr eigenes Werk sich diesen Slawen leidenschaftlich hingegen haben und die Durchtränkung unserer Kultur mit der „slawischen Seele“ herbeisehnten. Diese haben es jetzt schwer, denn sie fühlen für die, denen der Krieg am meisten gilt, und die ihn wahrhaftig entseelt haben. Es ist gerecht, daß man sie gewähren läßt, und man mag sie bedauern.

Ich nehme aber die Stunde wahr, um aus dem Herzen laut zu sagen, daß ich sie hasse, jene slawische Seele. ...

Ich glaube nicht, daß irgendein deutscher Denker und Dichter im Ernst französische Kultur zu Falle bringen möchte oder gar englische. ... Schlagt sie tot, ihr werdet dennoch Verwandte bleiben. Mit dem Russen aber —

Emil Ludwig in einem Feuilleton „Es ist gerecht“, „Berliner Tageblatt“ 6. 9. 1914.

Was schiert uns Russe und Franzos,
Schuß wider Schuß und Stoß um Stoß,
Wir lieben sie nicht,
Wir hassen sie nicht,
Wir haben alle nur einen Haß,
Wir lieben vereint, wir hassen vereint.
Wir haben alle nur einen Feind:
England.

Herr Lissauer in seinem berühmten „Haßgesang“.

Damals im August schwieg, was uns schied; es gab wirklich nur noch Deutsche. Wir haben sicher alle den besten Willen, uns das zu bewahren. Aber mit der Zeit hat sich da doch ein kleines Mißverständnis eingestellt. Alle sind noch immer bereit, nur noch Deutsche zu sein, doch meint damit jetzt schon wieder jeder seine Art, deutsch zu sein.

Hermann Bahr in einem Feuilleton „Kitsch“, „Berliner Tageblatt“, Abendausgabe 9. 4. 1915

„O mein Vaterland“
von G. Hauptmann:

O mein Vaterland, heiliges
Heimatland,
Wer denn rief das Wetter dir
herein,
Daß des fahlen Hasses gelber
Schein
Dich umrucket wie ein Welten-
brand?

O mein Vaterland, heiliges
Heimatland,
Was du sagst, ich will es gerne
tun:
Mähen will ich, mähen, und
nicht ruhn! —
Eh ich nicht die letzte Garbe
band

Und der Tod mich löst aus
meiner Pflicht,
Bin ich mit dem letzten Hauche
dein.
Deine Ernte soll geborgen
sein,
Schwör ich dir vor Gottes
Angezicht!

Echo:

O mein Heimatland, o mein
Vaterland,
Wie so innig, feurig lieb ich
dich!
Schönste Ros', ob jede mir
verblich,
Duftest noch an meinem öden
Strand.

O mein Vaterland, all mein
Gut und Hab,
Wenn dereinst mein banges
Stündlein kommt,
Ob ich Schwacher dir auch
nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles
Grab.

Werf ich ab von mir mein
Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott
dem Herrn:
Lasse strahlen deinen schönsten
Stern,
Nieder auf mein irdisch Vater-
land!

Das Echo hat länger als zwanzig Jahre geschwiegen. Damals, 1891, als Schuljunge, (ich stand mit meinen politischen Anschauungen noch dort, wo heute etwa Oskar Aha Schmitz und Sombart stehen) fand ich das Gedicht wunderschön. Es war von dem Schweizer Gottfried Keller und hieß „An mein Vaterland“ . . .

Th. W. Unbedingt hat das „Berliner Tageblatt“ jedwedes Anrecht, von den „besten Herrschaften“ (so nennt der Verlag Mosse im „B. T.“ seine Abonnenten selbst!) geliebt zu werden. Wo du es anpackst, ist es interessant. Heute, den 30. April, finde ich in den Berliner Morgenblättern diesen kurzen, sachlichen Polizeibericht:

„Aus Mangel an neuer Beschäftigung ist die 50 Jahre alte, aus St. Gallen gebürtige Witwe und Dienstmagd Ida Zichmann in den Tod gegangen. In der Wohnung ihrer Herrschaft öffnete sie am Donnerstagabend den Gashahn und nahm den Schlauch in den Mund. Als sie heute morgen aufgefunden wurde, waren Wiederlebensversuche erfolglos.“

Was, bitte, macht das „B. T.“ aus dem Drama? Eine Geschäfts-Reklame, eine Rechtfertigung der nichtbeschuldigten Herrschaft und — eine Anklage gegen die Tote:

„In schwere Lebensgefahr (im „B. T.“ fett gedruckt) geriet in der vergangenen Nacht die Familie des Korsettfabrikanten Lesser in der Leipziger Strasse 115/16 durch den Selbstmord der Dienstmagd Ida Zichmann. Die Magd war eine 50 Jahre alte, aus St. Gallen gebürtige Witwe. Sie erhielt aber ihre Kündigung, da sie für die Stellung nicht geeignet war. Da sie keine neue Beschäftigung fand, kam sie zu dem Entschluß, sich das Leben zu nehmen . . . Heute früh um 5 Uhr wurde starker Gasgeruch wahrgenommen, der aus der Lesserschen Wohnung drang . . . Hilfe kam zu spät. Wie sich inzwischen ergab, waren bereits reichliche Mengen Gas in das Schlafzimmer der Familie Lesser eingedrungen.“

Nicht wahr? Da staunt der Fachmann, wie das berliner Schlagwort sagt.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ines Wetzel: Landschaft (Titelzeichnung) / Theodor Däubler: Sang an Mailand / Hans Richter: Tuschzeichnung / Heinrich Nowak: Das Kind. Eine Szene / Robert Schnitzer: Simson / Max Oppenheimer: Federzeichnung / Hans Koch: Karfreitag 1915 / Wilhelm Klemm: Stilleben. Oedicht / Heinrich Schaefer: Laurentius / S. Kemeny: Acker / Karl Jakob Hirsch: Original-Holzschnitt / Ich schneide die Zeit aus. II / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Bücherliste

U. Gaday. Ihr Aufsatz „Die Deutschsprechung Friedrich Nietzsches im Spiegel seines Testaments Ecce homo“ wird erscheinen. Freunde! Das unablässige Werben für die AKTION ist Freundespflicht. Unsere Künstlerpostkarten sind ein wirksames Werbemittel.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

An die Redaktion der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Leipzig im März 1915

Täubchenweg 21.

Sehr geehrte Redaktion! Anbei gestatte ich mir, Ihnen das 1. Heft der Deutschen Kriegsklänge 1914/15, ausgewählt von Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg (Feldpostausgabe), zur gefälligen Besprechung zu übersenden. Für letztere stelle ich Ihnen umseitig einige Unterlagen zur Verfügung; der Name des hohen Herausgebers und die Sammlung selbst rechtfertigen wohl meinen Wunsch, eine ausführliche Besprechung in Ihrem geschätzten Blatte zu bringen. Hochachtungsvoll
K. F. Köhler

Auszug aus den von vielen guten Zeitungen unverändert nachgedruckten „Unterlagen“:

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg. 1. Heft. Das Unternehmen, von dem das 1. Heft vorliegt, ist ein Zeichen der Zeit; es zeigt, wie Fürst und Volk, hoch und niedrig, zusammengeschmiedet worden ist in dem Willen, alle Kräfte für den einen Gedanken einzusetzen, der uns alle beherrscht. Ein deutscher Fürst, dem lange Jahre die Regentschaft von Braunschweig anvertraut war, hat die Dichtungen aus großer Zeit gesammelt. Mit Geibels prophetischem Ruf aus dem Jahre 1859 beginnt die Auswahl, und ihm schließen sich viele Namen an, die bereits zur Friedenszeit einen guten Klang hatten. Aber auch der Mecklenburger Herzog kennt keine Parteien mehr und so tauchen denn Dichter auf, die erst der Krieg gebar; es finden sich Dichtungen, die gleich Volksliedern entstanden: „Weiß nicht, von wann ich kommen bin“.

Auf Seite 7 des Büchelchens beginnt eine „gleich Volksliedern entstandene“ Dichtung:

Kriegslied 1914

Singweise: Prinz Eugen

Kaiser Wilhelm reiste jährlich,
Weil's Regieren gar beschwerlich,
Zum Erzherzog nach Konepischt,
Hei, da gab's ein lustig Jagen,
Und in diesen schönen Tagen
Dachte er an weiter nisch.

Prinz Georg, der Ungezog'ne,
Dieses ganz total verlog'ne
Jämmerliche Schandsubjekt, —
Ließ von seinen Räuberhorden
's gute Herzogspaar ermorden,
Meuchlings ward es hingestreck!

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke
Prospekt kostenlos

Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN

Roman. Erste vollständige Ausgabe
Deutsch von Raphael Loewenfeld
Eugen Diederichs Verlag in Jena

VON STENDHAL-BEYLE
Gesammelte Werke
Deutsch von Oppeln-Bronikowski
EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

CARL STERNHEIM
Aus dem bürgerlichen Heldendasein
Fünf Komödien. Geheftet jede M. 3,—
INSEL-VERLAG, LEIPZIG

FRANZ JUNG
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—
VERLAG DIE AKTION

THOMAS G. MASARYK
Rußland und Europa
Soziologische Skizzen
Zwei Bände. M. 24,—
EUGEN DIEDERICHS VERLAG IN JENA

FRANZ BLEI
Gesammelte Schriften
6 Bände
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

AUGUST STRINDBERG
Sämtliche Werke
Man verlange kostenlos Sonderprospekt
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

PETER KRAPOTKIN
Die französische Revolution
2 Bände. M. 4,80.
THEODOR THOMAS VERLAG, LEIPZIG

FRANZ MEHRING
DIE LESSING-LEGENDE
Vierte, unveränderte Auflage
Gebunden M. 3,—
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart

DIE AKTION
Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—
Jahrgang II und III je Mk. 15,—
Jahrgang IV Mk. 12,—
Von den Jahrgängen II, III und IV sind einzelne Ergän-
zungsnummern (à 30 Pfg.) zu haben.
Die Preise der kompletten Jahrgänge beziehen sich auf ungeb. Exempl.

SONDERNUMMERN DER AKTION
Von folgenden Autoren erschienen bisher besondere Hefte: René
Schickele / Heinrich Mann / Carl Einstein / Franz Blei / Niko-
demus Schuster / Ferdinand Hardekopf / Gottfried Kölwel /
S. Friedlaender / Alfred Lichtenstein / Senna Hoy / P. v. Gütersloh.
Jedes Heft ist einzeln zu beziehen (Preis 30 Pf.) durch den Verlag.

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis M. 3,—
Verlag DIE AKTION

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
DER AKTION
Nr. I (selten) Mk. 2,—
Nr. II—V à 50 Pfg.

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION
Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen
Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Homeyer u. a.
50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke,
Zeitschriften
und übernimmt auch deren Expedition.
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ²²/₂₃

INHALT: Paul Cézanne: Studie zum Raucher. Sammlung Stein, Paris (Titelzeichnung) / R. de la Fresnaye: Paul Cézanne. Ein Essay (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Paul Cézanne: Skizzenblatt / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Theodor Däubler: Das Drama von Ferrara / Paul Boldt: Ausflug / Hugo Kersten: Gefängnisverse / Wilhelm Klemm: Stille / Richard Oehring: Erlebnis / Schad: Sitzende Frau. Holzschnitt / Ludwig Bäumer: Kampf / Alfred Lichtenstein. Gespräch über Beine. Groteske / M. Slodki: Original-Holzschnitt / Ich schneide die Zeit aus IV / Kleiner Briefkasten



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

Soeben erschien:
C A R L E I N S T E I N
N E G E R P L A S T I K
in Halbpergament geb. M. 14,—

Man weiß allgemein, daß die viel diskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Kunst ausübte; aber die Urbilder dieser Negerkunst waren nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 119 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen jeder Kunstfreund sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann. In einer knappen Einleitung analysiert Carl Einstein auf der Basis prinzipieller kubistischer Anschauungen die Vollkommenheit dieser plastischen Kunst.

Außer den weitesten Kreisen der Kunstforscher und Liebhaber sei das Werk allen Ethnologen und Folkloristen sowie Freunden unserer Kolonien aufs angelegentlichste empfohlen. Man versäume nicht, es sich in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen zu lassen.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

R E N É S C H I C K E L E
B E N K A L, D E R F R A U E N T R Ö S T E R
E I N R O M A N

G E H E F T E T M. 3,—; G E B U N D E N M. 4,—

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 15. MAI 1915

Einiges über Bernard Shaw

Von G. K. Chesterton

In der guten alten Zeit, da der alte Ibsen die Welt noch mit wohlbekommender Freude erfüllte und die lebenswürdigen Erzählungen des vergessenen Zola das Familienheim rein und froh bewahrten, da hielt man es für nachteilig, mißverstanden zu werden. Zweifelhaft, ob es immer oder im allgemeinen ein Nachteil ist. Der Mißverständene hat immer das vor seinen Gegnern voraus, daß die seinen schwachen Punkt nicht kennen und auch nicht seinen Feldzugsplan. Sie ziehen gegen einen Vogel mit Angeln aus und gegen einen Fisch mit Pfeil und Bogen. Es gibt heute eine Menge Beispiele für diese Situation. Eins ist Herr Bernard Shaw. Er wird immer von jenen, die nicht mit ihm übereinstimmen, und ich fürchte, auch von jenen, die mit ihm übereinstimmen (wenn es solche gibt), als ein Kapriolen machender Humorist dargestellt, als ein glänzender Akrobat, als ein Verwandlungskünstler. Man sagt, er sei nicht ernst zu nehmen, er greife alles an und verteidige alles, um zu überraschen und zu unterhalten. Alles das ist nicht nur nicht wahr, sondern ist offenkundig das Gegenteil von der Wahrheit; es ist so wunderbar, als sagte man, Fontane besitze nicht die heftige Männlichkeit der Marlitt. Die ganze Stärke und der Triumph Shaws liegen in der Tatsache, daß er ein durchaus konsequenter Mensch ist. Weit davon, daß er auf dem Kopf steht oder durch Reifen springt, besteht seine Kraft vielmehr darin, daß er Tag und Nacht seine Festung hält. Er legt seine Shawprobe rigoros an alles, was im Himmel und auf Erden passiert. Was schwachköpfige Revolutionäre und schwachköpfige Konservative wirklich an ihm hassen (und fürchten), ist eben dies, daß seine Wagschalen, so wie sie sind, im Gleichgewicht stehen, daß sein Gesetz, so wie es ist, richtig durchgeführt ist. Man kann seine Prinzipien angreifen, wie ich es tue; aber ich wüßte nicht, wie und wo man die Anwendung angreifen könnte. Liebt er Gesetzlosigkeit nicht, so die Gesetzlosigkeit der Sozia-

listen ebensowenig wie die der Individualisten. Liebt er das patriotische Fieber nicht, so das in den Iren und Boern nicht weniger als in den Engländern. Er liebt die Schwüre und Fesseln der Ehe nicht, aber weniger noch die grausameren Fesseln und tolleren Schwüre der freien Liebe. Lacht er über die Autorität des Klerus, so lacht er noch lauter über die Pomposität der Gelehrten. Verurteilt er die Unverantwortlichkeit des Glaubens, so verachtet er mit gesunder Konsequenz auch die gleiche Unverantwortlichkeit der Kunst. Er hat die ganze Bohème mit dem Worte erfreut, daß die Weiber den Männern gleich sind; und hat sie wütend gemacht, als er sagte, die Männer seien den Weibern gleich. Er ist fast mechanisch gerecht; er hat etwas von der schrecklichen Art einer Maschine. Der wirklich Phantastische und Unberechenbare ist nicht Herr Shaw, sondern jeder Politiker: der steht auf dem Kopf, springt durch Reifen, ist wirklich immer bereit, alles oder nichts zu vertreten, ist wirklich nicht ernst zu nehmen. Ich weiß ganz genau, was Herr Shaw in dreißig Jahren sagen wird: das was er immer gesagt hat. Treffe ich in dreißig Jahren Herrn Shaw, ein würdiges Wesen mit weißem Bart bis auf die Erde, und sage ich zu ihm: „Man darf natürlich niemals eine Dame beleidigen,“ so wird der Patriarch seine bejahrte Hand heben und mich zu Boden schlagen. Wir wissen, sagte ich, was Shaw in dreißig Jahren sagen wird. Doch ist einer in Sternen und Orakeln so stark belesen, daß er zu prophezeien wagen kann, was Asquith in dreißig Jahren sagen wird oder Herr von Bethmann-Hollweg?

Wahrheit ist, daß es durchaus irrtümlich ist, anzunehmen, daß Abwesenheit von festen Überzeugungen dem Menschen Freiheit und Lebhaftigkeit gibt. Ein Mensch, der an was glaubt, ist flink und witzig, denn er hat alle seine Waffen bei sich. Er kann seinen Beweis im Augenblick vorbringen. Der Mensch, der mit einem wie Herr Bernard Shaw zu tun hat, kann sich einbilden, der habe zehn Gesichter; wie sich der Degen in der

er sich von den Schätzen des Louvre, wie er sich als junger Mensch von der Literatur der Alten genährt hatte. Gern zitierte er Verse von Lukrez, Horaz und Virgil und war überhaupt ein starker Humanist. Auch für die Modernen interessierte er sich. Er liebte Baudelaire und einiges von Victor Hugo, und gelegentlich verstand er selbst gefällig zu reimen. So findet man auf der Rückseite einer seiner Leinwände ein sehr reizendes Ströphchen über die schöne Frau mit dem zarten Fleisch, die sich auf dem Bilde dargestellt findet. Vielfach entdeckt man in Cézanne einen gewissen Respekt vor der Überlieferung, und keineswegs hat er, wie die Impressionisten, mit der Vergangenheit aufgeräumt. In gewisser Beziehung bedeutet er sogar eine Rückkehr zum Klassizismus. Die Impressionisten hatten niedergerissen, freien Platz geschaffen: Cézanne beginnt wieder aufzubauen. In diesem Zusammenhang darf man selbst auf Chardin hinweisen . . .

Wenn aber Cézanne, der so gut wie nur irgendeiner sein künstlerisches Geheimnis hat, nur ein Maler und ein großer Kolorist gewesen wäre: weshalb erregte er dann soviel Empörung rings um sich herum? Die Impressionisten hatten doch das Publikum an Wagnisse der Farbe gewöhnt, und die Farbe Cézannes, solider als die ihrige und weniger launisch, mußte doch in ihrer relativen Ruhe durchaus annehmbar erscheinen. Was jedoch in seiner Malerei revoltierte, das war eine Art fanatischen Willens, der daraus sprach, ein Wille, die Form zu beherrschen und sie verborgenen Gesetzen dienstbar zu machen. Diese dem Objekt angetane Gewalt könnte man bei allen großen Meistern spüren; aber Cézanne arbeitete mit einer neuartigen Freiheit, mit einer Unbekümmertheit, die verblüffte.

Noch heute gibt es Menschen, die behaupten, Cézanne zu lieben, und die doch nichts von dem Rhythmus verstehen, der alle Striche und Werte seiner Stilleben verbindet. Es tut ihnen leid, daß hier ein Kompotteller quer steht, dort ein Tisch-tuch aussieht, als wäre es von Holz, und auch mit manchem Frauenkopf sind sie unzufrieden. Selbst ein Schüler Cézannes spricht, angesichts einiger Stellen seiner Leinwände, ganz offen von seinen Ungeschicklichkeiten, Bizarrerien und manchmal groben Naivitäten, während ich glauben möchte, daß gerade von diesen Stellen die ersten Elemente einer neuen Sicherheit ausgehen. Von der Nachahmung des Objekts gelangte Cézanne, Schritt für Schritt, zur reinen Konzeption; er überwand das Enge, Zögernde

und ward immer einfacher, immer erhabener und immer losgelöster. Hartnäckig kam dieser Maler jeden Tag auf das, was er gestern Abend gemalt hatte, zurück, und steigerte den Stil des Werkes, das er vorhatte, mit jedem Tag ein bißchen höher, und erst, wenn er fühlte, daß es nicht höher ging, daß er sonst zurückfallen würde, gab er die Arbeit frei.

„Ich mache täglich Fortschritte, darauf kommt es an,“ pflegte er bis zuletzt zu sagen. Aber dann doch auch: „Ich bin zu alt, ich habe nichts fertig gebracht und werde es nie können; ich bleibe der Primitive des Weges, den ich eröffnet habe.“

Sicherlich enthält das Werk Cézannes die Keime aller Werte, die man heute fast ausschließlich sucht. Würde aber Cézanne, wenn er noch lebte, wirklich der Führer der Jüngsten sein wollen? Vielleicht würde er die Heutigen gar nicht leiden mögen. Denn niemand kann über die Bestimmung hinausgehen, die ihm das Leben gesetzt hat, und Cézannes Berufung war es, als Bindeglied zu dienen zwischen dem Impressionismus und dem, was später kommen sollte. Und in dieser Vorläuferrolle liegt für uns, die wir heute malen, Cézannes beste Bedeutung. Noch der Tod fand ihn in voller Arbeit und vollem Fortschreiten. Seine letzte Leinwand ist zugleich seine schönste, und sie ist so voll fruchtbarer Hinweise, daß man trotz ihres Wertes sagen kann: auch sie noch ist eine Hoffnung.

(Deutsch von Ferdinand Hardekopf)

Flaubert und George Sand

Von Heinrich Mann

I

Das neunzehnte Jahrhundert glänzt mit dem französischen Roman, wie das sechzehnte von italienischen Bildern und Palästen strahlt. Von 1850 bis 80 sitzt Flaubert auf dem Lande, oft monatelang ohne Menschen, und schreibt seine sechs Bücher. Hier bemüht sich die letzte Anstrengung, die repräsentative Kunstgattung der Zeit auf ihren Gipfel zu führen. Chateaubriand hatte das moderne Naturgefühl erfunden und den Stolz und den Schmerz des nach Auflösung der alten Gesellschaft an seiner Einsamkeit Tragenden. So blieben seine lyrischen und heroischen Landschaften allzu leer von Menschen; es lebt in ihnen nur René. Stendhal, der Gesellschaftsmensch, hatte auch darum Italien bevorzugt, weil er hier die vorrevolutionären Salons noch hingefristet fand. Schon mit aller Ungebundenheit des Modernen hatte er seine Aufklärungs-

ritte in diese Zweizeitenseelen gemacht; aber er sah vor den Seelen kaum die Gesichter, viel weniger ihr Haus und ihren Himmel. Balzac hatte aus dem Chaos des Jahrhunderts eine Welt gezogen, die mittleren und unteren Stände der Literatur erobert, die Literatur an Presse und Finanz, den neuen Mächten, gemessen, das Geld in die Literatur eingeführt samt den gewaltsamen Leidenschaften, die jetzt frei geworden waren. Sein herkulisches Genie hatte Stoffmassen gewälzt, wie nie ein anderes; nur waren sie nicht gereinigt und leicht gemacht durch Kunst. Théophile Gautier hatte Worte in Farben und Marmor umgewandelt; hatte Romane geschrieben, aus denen alles abwesend ist, wovon die Literatur sich nährt, und die dennoch Gewicht haben; in denen die Menschen, seelenlos, nur Staffage sind inmitten schöner Dinge, und die untadelig sind, aber ohne deutliche Beziehungen zum Leben. Flauberts Talent hält dies alles zusammengerafft wie ein Viergespann und lenkt es, wohin sein Temperament und seine Weisheit wollen. Er hat den sozialen Überblick des Einen, ohne seine Illusionen; der Analyse des Anderen schafft er unerhörte Ausdrucksmittel, macht als Erster das Geistigste sinnlich fühlbar. Er hat Plastik als Grundtugend geübt, hat die materische Wortkunst zum Impressionismus weitergeführt. Und das Tiefste in ihm ist sein Einsamkeitsbewußtsein; ein seit René viel schwerer gewordenes, das endlich sich seines Stolzes begibt. Er ist stark in jeder dieser Fähigkeiten; er wird groß, wo er sie alle zugleich betätigt. Es sind in seinen Büchern ein paar (notwendig nur ein paar) solcher äußersten Kraftleistungen. Ein Landwirtschaftsfest: wir sehen ein Wogen von Vieh, Bauerntrachten, Honoratioren, Beamten um Zelte, Wagen, beflaggte Gebäude; vernehmen offizielle Reden, Gespräche in der Menge, eine Liebeswerbung; bemerken das Vortreten Einzelner aus dem Gedränge und ihr Wiederuntergehen, das Herauslugen von Grimassen, über die sich sogleich etwas Anderes legt, gebauschte Kleider, abgebrochene Gesten, den Wind, der über den Köpfen die Wolken treibt, die wechselnden Sonnenflecke, die Gerüche von alledem, nun verweht und nun wieder aufgewirbelt, wie die Stimmen; hören diese Welt von Dingen nicht erzählen, sondern erleben sie; sehen sie selbsttätig ihren geheimen Sinn preisgeben. Wenn irgendwo, ist hier ein Gesamtkunstwerk, eins, das ein einziges Hirn erschuf und dem kein Handlanger zum Leben hilft.

Als sein erstes Buch, *Madame Bovary*, bekannt

geworden ist, zirkuliert dieses Bild von Flaubert: Er ist auf die Wiedergabe der genauen Wirklichkeit bedacht; er sieht sie „unpersönlich“, „wissenschaftlich“, immerhin übertrieben düster. Jedenfalls ist er ein ganz Moderner, der durch künstlerische Einkleidung sozialer Probleme zu interessieren weiß; und, wie das Gericht anerkannt hat, sind die Beweggründe zu seinen freilich gewagten Schilderungen erzieherisch, sittlich. Er sollte in seinem nächsten Buch, das im übrigen ein Gegenstück zum ersten sein mag, seine Beobachtungsgabe an sympathischen Menschen üben, bessere Herzen vorzeigen: dann wird man ihm danken. Indessen muß man auf das nächste fünf Jahre lang warten; und als es kommt: welche unliebsame Überraschung! Diese „*Salambo*“ ist nicht nur härter als das vorige, sie ist nicht einmal modern, rührt keine der Fragen auf, mit denen *Madame Bovary* der Öffentlichkeit lange zu tun gegeben hatte, ist ganz „äußerlich“, ergeht sich in Schilderungen verschollener Ungeheuerlichkeiten, so daß nicht einmal von Beobachtung die Rede sein kann. Kritiker und Professoren erklären das Meiste für gewaltsame Erfindung. Sainte-Beuve schmeckt sogar eine Messerspitze sadistischer Phantasie heraus. Das Bild, das nun von Flaubert in Umlauf kommt, ist etwas gehässig. In diesem Augenblick, während Flaubert in Paris den Sturm besteht, nähert sich ihm jemand als Freund: George Sand. Sie sieht in *Salambo* eins der schönsten Bücher, die je geschrieben wurden, veröffentlicht aus dieser Gesinnung einen Artikel und bestätigt ihn durch einen Brief. Zwei Geister haben einander berührt und werden sich bis zum Tode der Älteren nicht mehr loslassen.



Paul Cézanne: Skizzenblatt

George Sand kommt als Menschensucherin. Ihr Genie, das Genie der Frau, ist rein psychologisch. Ihr gehört nicht die Welt: nur der Mann, und was er ihr zu fühlen gibt. Als sie jung war, stürmte ihre sehr männliche Generation; die Literatur ergriff, mit Glanz und Lärm, Besitz von den sichtbaren Dingen. Sie aber blieb daheim und schilderte ihr Frauenschicksal, erregte sich einzig im Namen der Liebe. Es gab damals nur einen, mit dem sie ernstlich zu tun bekommen konnte; denn unter den Damaligen war nicht mehr als ein mit dem Herzen Lebender: Musset. Und seitdem? „Die Beweggründe, die sie nach diesen verschiedenen Richtungen trieben, nach dieser Entfaltung dramatischen und literarischen Talentes und nach diesem plötzlichen Überdruß am Lärm der Welt, nach diesem tätigen Dasein einer Theaterleiterin und nach diesem trägen Landleben, — die Beweggründe waren schließlich, daran zweifelt nur nicht, eine ununterbrochene Folge von Liebesgeschichten.“ Dies sagt sie von Lucretia Floreani, der Gestalt, die ihr am ähnlichsten sieht. Jetzt, da sie sich den Sechzig nähert, ist von ihrem leidenschaftlichen Drängen nach dem Manne nur das Tiefste übrig: die weiblich lüsterne Neugier, der psychologische Kitzel. Und hier wittert sie etwas mit Seltsamkeit Lohnendes. Ihren verstorbenen Freund Balzac ersetzen, mit dem sie Kritiken ausgetauscht, an dem sie sich entwickelt hat; sich von der Seele des Mannes noch einmal befruchten lassen: es kostet ihn wenig; und keinen anderen Entgelt will sie für die Güte, die sie bringt. Nun gerät sie gerade an einen, der dessen froh ist, weil er weiter einer Frau gar nichts zu geben hätte; weil er erfahren hat, daß „die Muse, sei sie noch so widerspenstig, einem doch weniger Kummer macht als die Frau“; und weil er als Freundin eine braucht, die, nach seinem Wort, „vom dritten Geschlecht“ ist.

Das Erste, was sie bemerkt: daß er ein gütiges Herz hat. Bei einem Besuch in seinem Landhaus hat sie ihn seine Mutter mit „meine Tochter“ ansprechen hören und ihr sind die Tränen gekommen. Komisch, meint sie: er hat eine Seite, die in seinen Büchern nicht zum Vorschein kommt, die er vielleicht selbst nicht kennt. Sie schreibt es ihm und fügt hinzu: „Es wird sicherlich später kommen.“ Sie pocht an, damit er sich aufschließe; sehr behutsam und verständnisvoll. „Spielen kann ich nur mit meinem eigenen Mißgeschick; das, welches ein großer Geist hat durchmachen müssen, damit er in den Stand gesetzt ward, zu produzieren, halte ich heilig und rühre daran weder rauh

noch leicht.“ Sie gibt ihm ihre Stimmungen, damit er mit seinen erwidere. Darauf erfährt sie von schwarzer Laune, die wie Flut über ihn hingehe, und von Todesängsten, durch die ihn der Stil hetzt. Sie wirft die Keuschheitsfrage auf. Es kommt zurück, daß Keuschheit nur als Kraftprobe Wert habe; und zu seiner Zeit, der Zeit tapferer Romantik, habe man sich stark genug gefühlt, Liebe und Kunst, alles zu gleicher Zeit, zu bewältigen. Sie zeigt sich ungläubig und erhält die Bestätigung, in Wirklichkeit habe er längst gewählt. „Für die Künstler (die Priester sind) ist Keuschheit keine Gefahr, im Gegenteil . . .“ Er solle sich selbst malen? Nein; denn der Erstbeste sei interessanter, weil er typischer sei. Der ideale Künstler wäre ein Ungeheuer. „Ich empfinde einen unbesieghchen Widerwillen dagegen, etwas von meinem Herzen zu Papier zu bringen.“ Sie, die nie etwas anderes zu Papier gebracht hat als ihr Herz, begreift nicht; und aus den Verhandlungen hierüber gewinnt sie die erste Skizze seines Wesens. Ein späterer Betrachter sieht in den selben Zügen mehr, als sie sehen konnte, weil er weiß, wohin dies alles geführt hat; weil schon in den Bildnissen aus der starken Zeit eines Geschlechtes manches den Sinn des Verfalles annimmt für den, der die Nachkommen kennt.

II

Flaubert vollbringt sein ganzes Werk im Kampf gegen sich selbst. Dieser endgültige Eroberer des Realismus ist kein Liebhaber der Wirklichkeit; dieser Moderne haßt die Bürgerwelt; dieser Erfinder des unpersönlichen Romanstils hat Lyrik zu verbergen.

Die letzten Windstöße des romantischen Sturmes gelangten, als er jung war, bis in seine Provinz. Er und seine Kameraden, gesprengt von Schwärmerei, fühlten sich als Ausnahmen in der platten Menschheit um sie her. Sie träumten vom Räuberleben, von der Liebe großer Damen und vom Kampf für den Islam, von allem, was beim frühen Victor Hugo steht; trugen Dolche; benutzten sie auch und verstanden, zu sterben. Eine Pariser Geistesmode hat sie verspätet erreicht, als man in Paris schon anfang, sie abzulegen; so verspätet dringt sie auch in das Kloster, worin Emma Bovary ihre Mädchenzeit verträumt. In ihren bildsamsten Jahren werden diese jungen Gehirne nach Vorstellungen und Bedürfnissen gefaltet, gegen die alsbald die ganze Wirklichkeit als Feind aufstehen wird. Einige erliegen ihr: so erliegt Emma Bovary. Vor allem darum, weil Paris, das sie nie zu sehen bekommt, ihr immer das Irrlicht bleibt.

Flaubert sieht es, wie's ist, vergleicht, schämt sich; und was er von seinem Herzen zu Papier zu bringen sich trotzdem nicht versagen kann, Stimmungsprosa, wolkig wie Novembertage, Herzensdrang an Chateaubriands, seines Helden, Geburtsstätte und Grab: das ist von diesem Augenblick ab verurteilt, verschlossen zu bleiben. Er unterdrückt seine Jugend, seine ganze Jugend, um reif vor die Welt hinzutreten, mit einem kurz vor den Dreißig begonnenen Werk, aus dem vermeintlich der Autor abwesend, das angeblich unter den unerforschlichen Augen eines unsichtbaren Gottes geschehene Selbstgestaltung der Dinge ist. Aber die wilde Ironie, die nirgends nachweisbar hervortritt und deren Katzenaugen man doch überall ahnt, hinter den Vorgängen, hinter dem Stil, hinter der verfälschten und unangemessenen Gefühlssucht der Heldin: wie entsteht sie? Wer hat hier gelitten, um so ironisch sein zu dürfen? Eine arme Frau, die sich weder ihre Sinne noch ihre Eindrücke selbst gab, muß, weil sie ihnen und nicht den Bürgerregeln folgte, ärgste Erniedrigung, bittersten Tod erdulden. Die Tatsachen hetzen sie und kein Mensch ist da, dem die Wimper zucken würde, kein verstehender Mensch; so konnte ihr Dichter in den Ruf eines harten Erziehers kommen. Gewiß, er erzog. Aber er war kein Gewissensrat für Bürgerfrauen und nicht eine Dame namens Emma Bovary hat ihn zum Schreiben genötigt. Er erzieht sein Herz. Die *Éducation sentimentale*, die er später beschrieb, hier geschieht sie. Alle Gewalt des Buches liegt darin: daß jemand mit bitterer Überzeugung gegen sein eigenes Herz wütet und gegen seines Herzens ehebrecherische Gelüste nach Poesie. Gäbe er ihnen nach, er wäre gewiß, von der Zeit beiseite geschoben zu werden, unwirksam zu bleiben und abzustorben. Die Zeit will ihn modern, wissenschaftlich und nüchtern. Sie erhebt ihre Forderungen in ihm selbst. Seine zunehmende Geistigkeit verfeindet ihn mit seinem Herzen. So ergibt er sich der Unterwerfung dessen, was er war, dem Kampf gegen den Jüngling, der noch in ihm lebendig ist. Aber dieser Jüngling scheint in denen, die als erstes die Romantik sahen, ein zähes Leben gehabt zu haben. Flauberts nächster Freund, Louis Bouilhet, blieb all seine Dauer ein Poet aus den *Bohème*-Tagen und immer im Zorn gegen die nachkommenden Zeiten, die er mitmachen mußte. So nimmt Flauberts Pessimismus seinen Ursprung in entrüsteter Romantik. Rodolphe, der Dichter, sitzt, hoffnungslos verdüstert, in seiner winterlichen Dachkammer. Das Feuer, das er, seiner

Unerschöpflichkeit gewiß, mit den Manuskripten seiner Gedichte entfachte, erlosch im Kamin. Wo kamen die Genossen hin? Der Mond ist untergegangen und Mimi tot.

Aus dem mißverständlichen Erfolg von *Madame Bovary* mag Flaubert bittere Genugtuung geschöpft haben. Vielleicht, er war noch jung, hat er sich auch berauschen und täuschen lassen, hat sich — nach Beendigung eines Buches ist uns sein Keim und, was es uns war, oft ganz entfallen — im Augenblick selbst für den unbeirrbaren Realisten gehalten, als den man ihn ansprach. Er kann den Pessimismus seines Buches für nüchternen Wirklichkeitssinn angesehen haben, während er leidende Rache war; kann die Form, die er seinem Pessimismus gegeben hatte, das Groteske, für wirkliche, überlegene Stärke gehalten haben; und doch verdankte er es nur seinem Drang, sich zu behaupten, griff an aus Not und gestand, indem er karikierte, Schwäche ein. In seiner Jugendprosa, wo er noch das gute Gewissen zu seinen ersten Idealen hat, gibt es kein Groteskes. Während einer Orientreise nimmt es überhand. Hier, wo der Romantiker sich im Burnus an der Spitze von Mameluken und bei Brunnen mit Rosenwasser hätte fühlen sollen, verbringt er ganze Tage damit, einen imaginären alten Franzosen zu parodieren. Seine Feinde, die Bürger, halten ihn schon belagert, lassen ihm keine volle Ruhe mehr zum Genuß von Träumen. Nach der Heimkehr schließt er sich ein mit den Phantomen der Menschheit, um sich von ihnen vorspielen zu lassen. Seine noch jugendliche Albernheit verdüstert sich wohl; aber es ist kein Zweifel, daß Monsieur Homais früher in ihm entstanden ist als Emma Bovary, und daß sein Drang, darzustellen, vor allem eine Sucht zu herrschen ist, ein Verlangen, die Welt dadurch unter sich zu bringen, daß er sie sich — ohne selbst vorzutreten: die „Unpersönlichkeit“ gehört zu seiner Rache — als arme Fratze gebärden läßt; ein Vorsatz, in seiner hohen Einsamkeit mehr als menschliche Genüsse zu feiern. Denn welchen menschlichen Genuß vermöchte er nicht durch Literatur zu überbieten? Von der Liebe gibt sie ihm das beste: intellektuelle Wollust und Hingabe, Selbstvergessen in der Umarmung des Vollkommenen; und das Fragwürdigste, Aufstachelndste, Genüsse wie das keuchende Entsagen in der *Éducation sentimentale*; oder Salambos Python; oder die Tochter der Herodias. Die Literatur gibt ihm, stärker als das Leben, die Exaltation des Zeugens; sie gibt ihm konzentrierter das angstvolle Heranziehen der

Geschöpfe. Sie gibt ihm Abenteuer, Reisen, unvorhergesehene Bekanntschaften; Qualen, Krankheiten und Krisen jeder Art. Mehrere Tage hindurch hat er den süßlichen Geschmack des Giftes auf der Zunge, das die Bovary nahm.

Nur will dieser Rausch, der schnell unentbehrlich wird, immer üppiger genährt werden. Die mitlebenden Bürger findet Flaubert längst ohne Reiz, ihr Groteskes kläglich. Er braucht wildere Absonderlichkeiten, eine Welt der Ungeheuer und Gifte, einen Himmel, der wie ein Alldruck ist; eine Welt auch, wo die Worte rasseln und klirren dürfen wie Panzer und Foltern, trompeten wie Elefanten, hysterisch beben wie eine mit Wohlgerüchen durchseuchte Priesterin; wo sie in die Augen schreien, die Augen sengen, die Augen zu Göttern machen und martern dürfen gleich der unerbittlichen Schönheit des harten Südens. Die wirklichen Bedürfnisse, aus denen „Salambo“ kam, sind diese. Vor sich selbst wird Flaubert den anderen Beweggrund ausgespielt haben: wenn bei seinem ersten Buche die Moralisten, Gesellschaftstheoretiker, Pädagogen sich aufgeregt hatten, — diesmal sollten die Archäologen staunen, die von der gerade modernsten Wissenschaft! Er wollte — da es schon Wirklichkeit sein sollte — eine allen unbekannte, von ihm allein schwer errungene Wirklichkeit hinlegen und an der sollten sie ihre Freude haben. Auf die Geste kam es an, auf die herrische, unberührte Geste, mit der man dies alles hinausschleuderte: niedergestampfte Armeen und den heulenden, blutrünstigen Liebeswahnsinn eines Halbwilden, Bal mit Kindern auf den rotglühenden Armen und Felsenkessel voll Menschen und reißende Tiere darüber her! . . . Es bleibt Geheimnis, ob der jahrelang in dieser Hölle Schmiedende nie darauf geachtet hat, daß es hier von den Grenzen härtester Wirklichkeit wieder in sein altes Traumland geht; daß sich in der Überfülle prachtvoller Landschaften die unausweichliche Nähe Chateaubriands erklärt, in Salambo die mystische Liebende Velleda und die unbesiegleiche Zärtlichkeit des Lyrikers, der Hamilkars Tochter sang, in der Bezauberung, die dies kleine Mädchen, kaum daß sie sich zeigt, an tausend Bluthunden mit Menschengesichtern übt. Niemand fehlt als René; und fehlt er? Der gallische General, der, erstickt vom Sirocco und der Schwere der Wüstenweiten, an einem Luftloch des verschlossenen Zeltcs röchelt und nach Galliens Viehweiden, dem aus Walddunkel zitternden Licht seiner Strohütte lechzt: wäre er nicht die Seele dessen, der sich an solche schlimme

Schöpfung vergab, sich in diese von Seelen leere Einsamkeit verirrt?

III

Wenn so viel Entsagen, so viel Selbstvergewaltigung wenigstens Ruhm eintrüge! Flaubert hatte nicht den Körper eines Skeptikers; mochte seine Geistigkeit das Geräusch der Gewöhnlichen verachten, seine Sinnlichkeit gierte nach ihrer Anerkennung. Er empfand: „Um Dauerhaftes zu schaffen, darf man über den Ruhm nicht lachen“; und er litt heftig unter dem Achtungserfolg von Salambo. Damals zuerst mag er sich überblickt, mit seinem Schicksal abgerechnet haben. Einiges davon gab er George Sand zu bedenken, anderes blieben erstaunte und wehe Fragen, die niemand gehört hat.

AUSFLUG

In Sommerkleidern, leicht den Kopf geschwungen
Über die Erde, gehen die ihr Treusten.
Himmel umfliegt vor zarten Fingerfäusten,
Ein altes Gas, und säugt Blumen, Tierlungen.
Drei Kleidertiere. Das Jungbäumepack.
Sechs Ärmelbüschel voller Fingerbeeren.
Die Zehen sind, als ob sie Raupen wären,
Geworden. Und das Auge blaut im Tag.
Die Bäume grünen einen hellen Garten.
Ah Baum! Ah Fanatismus: wachsen, grünen!
Totes wegschmeißen wie das Meer die Dünen!
Und bluthaft werden, meerhaft nie entarten!
Der Herzschlag echzt. Frau F . . . lächelt erfrischend.

Ein Herzgewölk bleibt auf den Zähnen stehen.
Das Blut liegt zitternd zwischen Kopf und Zehen.
Ohren und Lippen in die Sonne mischend.

Paul Boldt

GEFÄNGNISVERSE

Die plumpen Zoten auf getünchten Wänden
sind Ornament an meinen Fiebertraum.
Angst liegt wie dicke Wolke in dem Raum
und schleicht mich an und zuckt in meinen Händen.

Nacht ist voll Furcht. Die schadenfrohen Tage
müssen auf meine Langeweile wachen.
(Gestern des Zellenwärters feistes Lachen,
weil ich nicht Suppe mag und Lackschuh trage.)
Der müde Morgen kraucht ins Gitter, weckt
Gesicht aus Träumen. In den Gängen
der Anstalt draußen lauert es versteckt.
Wie Pfropfen, die auf Flaschen lose hängen,
sind mir verloren in den Kopf gesteckt
zwei Augen, die aus ihren Höhlen drängen.

Hugo Kersten

DAS DRAMA VON FERRARA

Parisina

Das ist keine Lust, kein Nachtangebinde,
 Das ist meine Rettung, mein Himmelersehnen.
 Mein Herrgott verzeiht mir, wie einst Magdalenen,
 Er hat mich mit Ugo als Schutzgeist verbunden.
 Die Wehmut der Liebe ist sammtwarm ver-
 schwunden.

Die Reue verklärte sich nimmer in Tränen.
 Sein Atem ist Weihe, Unendlichkeitswähnen:
 In uns sucht das Dunkel noch dunkelste Stunden.
 O wie deine Kunden mir, Ugo, schwer munden.
 Wie tief wir uns sehn, ohne Mondlicht und Kerzen.
 Zum Grunde, zugrunde, dort muß ich gesunden.
 Ihr sprechenden Vögel: Vorbei alle Schmerzen!
 Verwunderte Blumen, geheilt sind die Wunden.
 Wir wühlen in Schächten nach herzhaften Erzen.

Ugo

Wie strahlend wird, ach, die Gemahlin des Vaters.
 Ich kann ihrem Reiz nur die Mondnacht ver-
 gleichen,

Mein Atem darf bald ihre Anmut erreichen,
 Doch bleibt sie der Anblick des ganzen Theaters.
 Ersprühete mein Glück mit der Pracht eines Kraters,
 So dürfte ich nie vor der Sünde erweichen,
 Warum dieses bleiche auf Beichtwegen schleichen:
 Ich suche noch immer den Trost eines Paters.
 Wo immer ich bin scheint der Mond was zu wissen.
 Ich fürchte im Finstern sie könnte mich rufen,
 Dann kann ich auf einmal die Stimme nicht missen,
 Dann tast ich mich hin zu den furchtbaren Stufen
 Und steige und steige dem Boden entrissen:
 Ich weiß, daß uns Fluch und Verwünschungen
 schufen.

Der Papagei

Mein schimmerndes Messer erglimmt zwischen
 Spiegeln.

Wie kann ich die Gattin, den Knaben gewahren?
 Sie scheinen sich lautlos im Dunkel zu paaren,
 Sie dachten vielleicht das Gemach zu verriegeln.
 Ein Lichtblick genügt, ihren Fluch zu besiegeln!
 Nun werden sie rasch in den Höllenpfuhl fahren,
 Ein tödlicher Dolch wird in Satans Gefahren
 Im Nu zwischen Spiegeln zu spukhaften Igel.
 Jetzt kniee ich gleich auf zwei weichlichen Leichen.
 Der Stahl wird sofort meine Schande entmerzen.
 Nun muß ich die Buhler im Dunkel erreichen.
 Kein Strahl fällt aufs Lager untilgbarer Schmerzen!
 Wer schreit jetzt? Ein Vogel? Er kreischt mir das
 Zeichen:

„Wir wühlen in Nächten nach herzhaften Erzen.“

Theodor Däubler

STILLE

Die Galerien der Träume spannen sich weit
 Mit frisierten Säulen und Rosenbögen.
 Wunderbare Gesichte erquickten sich,
 Große Augen, — edle Ovale, — kinnlose Schemen.

In Felsennischen bargen sich Engelsköpfe.
 Ich lege die glühende Schläfe an glatte Wand,
 Lausche auf das Herz des Gesteins — höre leisen
 Gesang.

Ein Harfengewitter antwortet aus hoher Luft.

Aus edler, freier Luft, wo sich zarter als Glück
 Die sonderbaren Feinheiten des Göttlichen ver-
 flüchtigen,

Denen nachatmend die Meilen des Augenblicks
 Zerspringen in schwelgenden Offenbarungen.

Wilhelm Klemm

ERLEBNIS

Es kam, daß wir enig atmeten.

Mein Haupt war gebettet in Gras und Blumen
 und meine Augen irrten nicht mehr.

So fühlte ich alles.

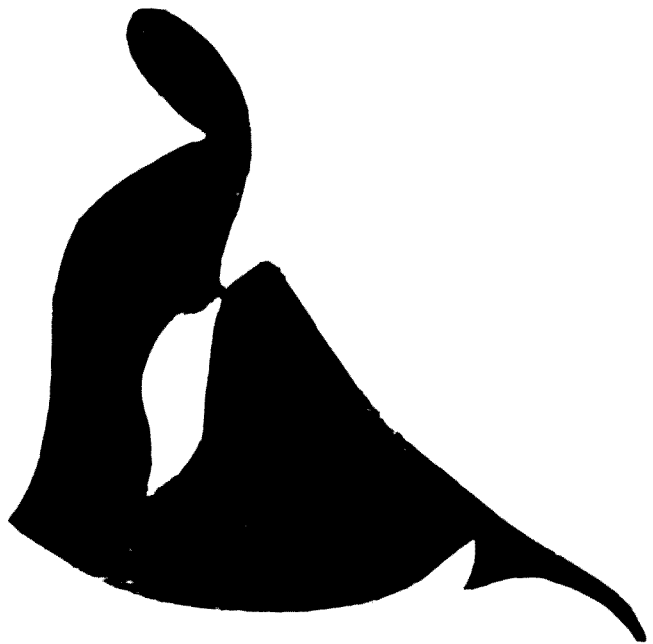
Die Bäume waren selig von Deinem Herzen
 und ihre Bewegungen rührten uns tief.

Eine Blume erwachte weiß am Himmel
 und träumte die sanfte Nacht.

Es kam, daß Du meine Hand nahmst
 und sie mit Deiner faltetest. —

Nun wieder stürzt mein Herz durch wilden Abend.

Richard Oehring



Schad: Sitzende. Original-Holzschnitt

KAMPF

Gott! Würgen von Überflüssen!
 — Stöhnen erflimmt alle Tonleitern —
 Wir entleichen dem Verbreitern
 Unseres Immermehrfaßen: Müssen . . .
 Schweigen zerbröckelnden Händen: Müssen . . .
Ludwig Bäumer

Gespräch über Beine

Von Alfred Lichtenstein (Wilmersdorf)

Aus dem Nachlaß des Dichters

I

Als ich im Coupé saß, sagte der Herr gegenüber:
 „Ihnen kann man die Beine nicht abtreten.“
 Ich sagte: „Wieso.“
 Der Herr sagte: „Sie haben keine Beine.“
 Ich sagte: „Merkt man das.“
 Der Herr sagte: „Natürlich.“
 Ich nahm meine Beine aus dem Rucksack. Ich
 hatte sie in Seidenpapier eingewickelt. Und als
 Andenken mitgenommen.
 Der Herr sagte: „Was ist das?“
 Ich sagte: „Meine Beine.“
 Der Herr sagte: „Sie nehmen die Beine in die
 Hand und kommen dennoch nicht weiter.“
 Ich sagte: „Leider.“
 Nach einer Pause sagte der Herr: „Was gedenken
 Sie ohne Beine eigentlich zu tun.“
 Ich sagte: „Darüber habe ich mir den Kopf noch
 nicht zerbrochen.“
 Der Herr sagte: „Ohne Beine können Sie nicht
 einmal ohne Schwierigkeit Selbstmord be-
 gehen.“
 Ich sagte: „Das ist aber ein fauler Witz.“
 Der Herr sagte: „Nicht doch. Wenn Sie sich er-
 hängen wollen, müßte Sie einer erst auf das
 Fensterbrett heben. Und wer wird Ihnen den
 Gashahn öffnen, wenn Sie sich vergiften wollen?
 Den Revolver könnten Sie sich nur heimlich durch
 einen Dienstmann besorgen lassen. Wie aber,
 wenn Ihnen der Schuß davon läuft? Um sich zu
 ertränken, müßten Sie ein Auto nehmen und sich
 von einer Tragbahre von zwei Pflegern in den
 Fluß schleppen lassen, der Sie an das jenseitige
 Ufer befördern soll.“
 Ich sagte: „Das ist doch wohl meine Sorge.“
 Der Herr sagte: „Sie irren, ich überlege, seitdem
 Sie da sind, wie man Sie aus dieser Welt schaffen
 könnte. Meinen Sie, ein Mensch ohne Beine sei
 ein sympathischer Anblick? Habe auch Existenz-
 berechtigung? Im Gegenteil, Sie stören das äs-
 thetische Gefühl ihrer Mitmenschen erheblich.“
 Ich sagte: „Ich bin ordentlicher Professor für

Ethik und Ästhetik an der Universität. Darf ich
 mich vorstellen.“

Der Herr sagte: „Wie wollen Sie das machen?
 Sie können sich selbstverständlich nicht vorstellen,
 wie unmöglich Sie sind.“

Ich betrachtete melancholisch meine Stummel.

II

Als bald sagte die Dame gegenüber:

„Keine Beine haben muß ein komisches Gefühl
 sein.“

Ich sagte: „Ja.“

Die Dame sagte: „Ich möchte einen Mann, der
 keine Beine hat, nicht anfassen.“

Ich sagte: „Ich bin sehr sauber.“

Die Dame sagte: „Ich muß einen großen ero-
 tischen Abscheu überwinden, um mit Ihnen zu
 reden, geschweige denn Sie anzusehen.“

Ich sagte: „Nanu.“

Die Dame sagte: „Ich glaube nicht, daß Sie ein
 Verbrecher sind. Sie mögen ein kluger und ur-
 sprünglich lebenswerter Mensch sein. Aber ich
 könnte mit Ihnen wegen der Ihnen fehlenden
 Beine beim besten Willen nicht verkehren.“

Ich sagte: „Man gewöhnt sich an alles.“

Die Dame sagte: „Daß einer keine Beine hat,
 verursacht bei dem natürlich empfindenden Weibe
 ein unerklärliches Gefühl tiefsten Grauens. Als
 ob Sie eine ekelhafte Sünde begangen hätten.“

Ich sagte: „Ich bin aber unschuldig. Das eine
 Bein kam mir in der Aufregung abhanden, als
 ich zum erstenmal meinen Professorenstuhl ein-
 nahm, das zweite habe ich verloren, als ich, in
 Gedanken versunken, jenes wichtige ästhetische
 Gesetz fand, das zu grundlegenden Änderungen
 in unserer Disziplin führte.“

Die Dame sagte: „Wie heißt dieses Gesetz?“

Ich sagte: „Das Gesetz heißt: Es kommt nur auf
 die Struktur der Seele und des Geistes an. Wenn
 Seele und Geist edel ist, muß man einen Körper
 schön finden, mag er äußerlich noch so bucklig
 und entstellt sein.“

Die Dame hob ostentativ ihr Kleid und zeigte
 dadurch bis an den oberen Rand der Oberschenkel
 wunderschöne, in allerhand Seide gehüllte, Beine,
 die wie blühende Zweige aus dem saftigen Leibe
 ragten.

Unterdessen sagte die Dame endgültig: „Sie
 mögen recht haben, obwohl man ebenso gut das
 Gegenteil behaupten könnte. Jedenfalls ist ein
 Mensch mit Beinen etwas erheblich anderes als
 einer ohne.“

Damit ließ sie mich sitzen, stolz davonschreitend.



M. Slodki :

Original-Holzschnitt

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

IV

Zirka 1500 Passagiere und Mannschaften der „Lusitania“ ertrunken

Die „Lusitania“ wurde am Vorderschiff getroffen. Es erfolgte eine laute Explosion, Teile des aufgerissenen Schiffskörpers flogen in die Luft. Bald darauf traf ein zweites Torpedo das Schiff, das sich nach Steuerbord zu neigen begann. Die Besatzung ging sofort daran, die Passagiere in die Boote zu bringen. Ein sechsjähriges Mädchen bat mich, sie zu retten. Ich brachte sie in ein Boot, befürchte aber, daß ihre Eltern umgekommen sind. Ich selbst bestieg das letzte Boot. Einige Boote konnten infolge des Ueberneigens des Schiffes nicht niedergelassen werden und mußten, als das Schiff sank, abgeschnitten werden. In der zweiten Klasse befanden sich viele Frauen, ferner waren ungefähr vierzig Kinder unter einem Jahr an Bord. Die Ueberlebenden erklären, daß viele Passagiere durch die Torpedos getötet oder verwundet wurden. Die Ankunft von drei Fischdampfern, die 100 Leichen an Bord haben sollen, ist signalisiert worden.

Aus dem W. T.-B.-Telegramm vom 8. 5. 1915

... Jedenfalls bedeutet die Leistung unseres Unterseeboots ein Glanzstück erster Ordnung. Ein Riesenschiff — die „Lusitania“ verdrängt 41440 Tonnen, hatte eine Registertonnage von 31550 Tonnen, ist 232,3 Meter lang, 26,8 Meter breit und hatte eine Raumbreite von 17,3 Metern — wurde von einem David, der wenige hundert Tonnen mißt, zerstört. Ein Torpedoschuß im Werte von etwa 12000 bis 15000 Mark vernichtete zahllose Menschenleben, ein Schiff, dessen Bau und Ausrüstungspreis etwa 30 Millionen beträgt, und Ölfür von unschätzbarem Preise. Auch Deutschlands Schmerz vereint sich mit dem der gesamten Kulturwelt um das Leben der vielen Hunderte unschuldiger Menschenleben.

Aus einem Artikel des L. Persius, „Berliner Tageblatt“, Abendausgabe, vom 8. 5. 1915

Zehn „Lusitanien“ nun für jeden Mann!

England muß noch mehr Feuer sehn, dann brennt es.

Die Saat ist reif. Ran, wackres Tauchboot, ran!

Die nächsten, die du mißt — vivant sequentes!

Der Caliban im „Tag“, 9. 5. 1915

Die Kunde von der Vernichtung der „Lusitania“ wird in England wie ein Blitz einschlagen. Sie wird die schwüle Stimmung ... noch unbehaglicher gestalten. Die „Pest“ der deutschen U-Boote hat schon unter den verschiedensten englischen Schiffskategorien aufgeräumt. Die Kommandanten waren nicht wählerisch; was ihnen unter Torpedorohr kam, ward aufs Korn genommen. Aber zum ersten Male ist einer der großen und stolzen, schnellen und eleganten Passagierdampfer der britischen Amerika-Linie der deutschen Vergeltung zum Opfer gefallen. Das wird in der ganzen Welt starken Eindruck machen. ... Scheinbar wohlbehütet gleitet die „Lusitania“ heran, schon glaubt sie, der Gefahr entronnen zu sein — da, dicht vor der irischen Küste trifft sie der tödliche Streich. Die unheimlichen, unsichtbaren Scher (in der Zeitung so gedruckt) tauchen unter und verschwinden. Programmäßig ist alles verlaufen. So etwas ist im Seekriege wohl kaum jemals gewesen. Und man möchte sagen: „Angesagt zählt doppelt.“

B.Z. am Mittag, 8. 5. 1915

Circus-Variété Schumann.

Kleine Preise!

Täglich von 8 bis 11 Uhr

Circus-Variété-Vorstellungen

sowie

Torpedieren der Lusitania.

Rauchen gestattet!

Inserat, das am 14. 5. 1915 im „Berliner Tageblatt“ in der „Täglichen Rundschau“ und in den übrigen gleichguten Berliner Tageszeitungen erschienen ist.

An die Kulturwelt! Ein Aufruf.

Der nachstehende Aufruf geht uns zur Veröffentlichung zu. Wir als Vertreter deutscher Wissenschaft und Kunst erheben vor der gesamten Kulturwelt Protest gegen die Lügen und Verleumdungen, mit denen unsere Feinde Deutschlands reine Sache in dem ihm aufgewungenen schweren Daseinskampf zu beschmutzen trachten. Der ehernen Mund der Ereignisse hat die Austreuung erdichteter deutscher Niederlagen widerlegt. Um so eifriger arbeitet man jetzt mit Entstellungen und Verdächtigungen. Gegen sie erheben wir laut unsere Stimme. Sie soll die Verkünderin der Wahrheit sein.

Es ist nicht wahr, daß Deutschland diesen Krieg verschuldet hat. Weder das Volk hat ihn gewollt noch die Regierung, noch der Kaiser. Von deutscher Seite ist das Äußerste geschehen, ihn abzuwenden. Dafür liegen der Welt die urkundlichen Beweise vor. Oft genug hat Wilhelm II. in den 26 Jahren seiner Regierung sich als Schirmherr des Weltfriedens erwiesen; oft genug haben selbst unsere Gegner dies anerkannt. Ja, dieser nämliche Kaiser, den sie jetzt einen Attila zu nennen wagen, ist jahrzehntlang wegen seiner unerschütterlichen Friedensliebe von ihnen verspottet worden. Erst als eine schon lange an den Grenzen lauernde Uebermacht von drei Seiten über unser Volk herfiel, hat es sich erhoben wie ein Mann.

Es ist nicht wahr, daß wir freventlich die Neutralität Belgiens verletzt haben. Nachweislich waren Frankreich und England zu ihrer Verletzung entschlossen. Nachweislich war Belgien damit einverstanden. Selbstvernichtung wäre es gewesen, ihnen nicht zuvorzukommen.

Es ist nicht wahr, daß eines einzigen belgischen Bürgers Leben und Eigentum von unsern Soldaten angetastet worden ist, ohne daß die bitterste Notwehr es gebot. Denn wieder und immer wieder den deutschen Mahnungen zum Trotz, hat die Bevölkerung sie aus dem Hinterhalt beschossen, Verwundete verstümmelt, Aerzte bei der Ausübung ihres Samariterhandwerks ermordet. Man kann nicht niederträchtiger fälschen, als wenn man die Verbrechen dieser Meuchelmörder verschweigt, um die gerechte Strafe, die sie erlitten haben, den Deutschen zum Verbrechen zu machen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Truppen brutal gegen Löwen gewütet haben. An einer rasenden Einwohnerschaft, die sie im Quartier heimtückisch überfiel, haben sie durch Beschießung eines Teils der Stadt schweren Herzens Vergeltung üben müssen. Der größte Teil von Löwen ist erhalten geblieben. Das berühmte Rathaus steht gänzlich unversehrt. Mit Selbstaufopferung haben unsere Soldaten es vor den Flammen bewahrt. — Sollten in diesem furchtbaren Kriege Kunstwerke zerstört worden sein oder noch zerstört werden, so würde jeder Deutsche es beklagen. Aber so wenig wir uns in der Liebe zur Kunst von irgend jemand übertreffen lassen, so entschieden lehnen wir es ab, die Erhaltung eines Kunstwerkes mit einer deutschen Niederlage zu erkaufen.

Es ist nicht wahr, daß unsere Kriegführung die Gesetze des Völkerrechts mißachtet. Sie kennt keine suchtlöse Grausamkeit. Im Osten aber trinkt das Blut der von russischen Horden hingeschlachteten Frauen und Kinder die Erde, und im Westen zerreißen Dum-Dum-Geschosse unsern Kriegern die Brust. Sich als Verteidiger europäischer Zivilisation zu gebärden, haben die am wenigsten das Recht, die sich mit Russen und Serben verbünden und der Welt das schmachvolle Schauspiel bieten, Mongolen und Neger auf die weiße Rasse zu hetzen.

Es ist nicht wahr, daß der Kampf gegen unsern sogenannten Militarismus kein Kampf gegen unsere Kultur ist, wie unsere Feinde heuchlerisch vorgeben. Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt. Zu ihrem Schutz ist er aus ihr hervorgegangen in einem Lande, das jahrhundertlang von Raubzügen heimgesucht wurde wie kein zweites. Deutsches Heer und deutsches Volk sind eins. Dieses Bewußtsein verbrüdet heute 70 Millionen Deutsche ohne Unterschied der Bildung, des Standes und der Partei.

Wir können die vergifteten Waffen der Lüge unsern Feinden nicht entwinden. Wir können nur in alle Welt hinausrufen, daß sie falsches Zeugnis ablegen wider uns. Euch, die ihr uns kennt, die ihr bisher gemeinsam mit uns den höchsten Besitz der Menschheit gehütet habt, euch rufen wir zu: Glaubt uns! Glaubt, daß wir diesen Kampf zu Ende kämpfen werden als ein Kulturvolk, dem das Vermächtnis eines Goethe, eines Beethoven, eines Kant ebenso heilig ist wie sein Herd und seine Scholle.

Dafür stehen wir euch ein mit unserm Namen und mit unserer Ehre!

Adolf v. Baeyer, Exz., Professor der Chemie, München; Professor Peter Behrens, Berlin; Emil v. Behring, Exz., Professor der Medizin, Marburg; Wilhelm v. Bode, Exz., Generaldirektor der königlichen Museen, Berlin; Alois Brandl, Professor, Vorsitzender der Shakespeares-Gesellschaft, Berlin; Lujo Brentano, Professor der Nationalökonomie, München; Professor Justus Brinkmann, Museumsdirektor, Hamburg; Johannes Conrad, Professor der Nationalökonomie, Halle; Franz v. Defregger, München; Richard Dehmel, Hamburg; Adolf Deißmann, Professor der protestantischen Theologie, Berlin; Professor Wilhelm Dörpfeld, Berlin; Friedrich v. Duhn, Professor der Archäologie, Heidelberg; Professor Paul Ehrlich, Exz., Frankfurt a. M.; Albert Ehrhard, Professor der katholischen Theologie, Straßburg; Karl Engler, Exz., Professor der Chemie, Karlsruhe; Gerhard Esser, Professor der katholischen Theologie, Bonn; Rudolf Eucken, Professor der Philosophie, Jena; Herbert Eulenberg, Kaiserswerth; Heinrich Finke, Professor der Geschichte, Freiburg; Emil Fischer, Exz., Professor der Chemie, Berlin; Wilhelm Foerster, Professor der Astronomie, Berlin; Ludwig Fulda, Berlin; Eduard v. Gebhardt, Düsseldorf; J. J. de Groot, Professor der Ethnographie, Berlin; Fritz Haber, Professor der Chemie, Berlin; Ernst Haeckel, Exz., Professor der Zoologie, Jena; Max Halbe, München; Professor Adolf v. Harnack, Generaldirektor der königlichen Bibliothek, Berlin; Gerhart Hauptmann, Agnetendorf; Karl Hauptmann, Schreiberhau; Gustav Hellmann, Professor der Meteorologie, Berlin; Wilhelm Herrmann, Professor der protestantischen Theologie, Marburg; Andreas Heusler, Professor der nordischen Philologie, Berlin; Adolf v. Hildebrand, München; Ludwig Hoffmann, Stadtbaumeister, Berlin; Engelbert Humperdinck, Berlin; Leopold Graf Kalckreuth, Präsident des Deutschen Künstlerbundes, Eddelsen; Arthur Kampf, Berlin; Fritz Aug. v. Kaulbach, München; Theodor Kipp, Professor der Jurisprudenz, Berlin; Felix Klein, Professor der Mathematik, Göttingen; Max Klinger, Leipzig; Alois Knoepfler, Professor der Kirchengeschichte, München; Anton Koch, Professor der katholischen Theologie, Tübingen; Paul Laband, Exz., Professor der Jurisprudenz, Straßburg; Karl Lamprecht, Professor der Geschichte, Leipzig; Philipp Lenard, Professor der Physik, Heidelberg; Maximilian Lens, Professor der Geschichte, Hamburg; Max Liebermann, Berlin; Franz v. Liszt, Professor der Jurisprudenz, Berlin; Ludwig Manzel, Präsident der Akademie der Künste, Berlin; Josef Mausbach, Professor der katholischen Theologie, Münster; Georg v. Mayr, Professor der Staatswissenschaft, München; Sebastian Merkle, Professor der katholischen Theologie, Würzburg; Eduard Meyer, Professor der Geschichte, Berlin; Heinrich Morf, Professor der romanischen Philologie, Berlin; Friedrich Naumann, Berlin; Albert Neisser, Professor der Medizin, Breslau; Walter Nernst, Professor der Physik, Berlin; Wilhelm Ostwald, Professor der Chemie, Leipzig; Bruno Paul, Direktor der Kunstgewerbeschule, Berlin; Max Planck, Professor der Physik, Berlin; Albert Plehn, Professor der Medizin, Berlin; Georg Reicke, Berlin; Professor Max Reinhardt, Direktor des Deutschen Theaters, Berlin; Alois Riehl, Professor der Philosophie, Berlin; Karl Robert, Professor der Archäologie, Halle; Wilhelm Röntgen, Exz., Professor der Physik, München; Max Rubner, Professor der Medizin, Berlin; Fritz Schaper, Berlin; Adolf v. Schlatter, Professor der protestantischen Theologie, Tübingen; August Schmidlin, Professor der Kirchengeschichte, Münster; Gustav v. Schmoller, Exz., Professor der Nationalökonomie, Berlin; Reinhold Seeberg, Professor der protestantischen Theologie, Berlin; Martin Spahn, Professor der Geschichte, Straßburg; Franz v. Stuck, München; Hermann Sudermann, Berlin; Hans Thoma, Karlsruhe; Wilhelm Trübner, Karlsruhe; Karl Vollmöller, Stuttgart; Richard Voß, Berchtesgaden; Karl Voßler, Professor der romanischen Philologie, München; Siegfried Wagner, Bayreuth; Wilhelm Waldeyer, Professor der Anatomie, Berlin; August v. Wassermann, Professor der Medizin, Berlin; Felix v. Weingartner; Theodor Wiegand, Museumsdirektor, Berlin; Wilhelm Wien, Professor der Physik, Würzburg; Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, Exz., Professor der Philologie, Berlin; Richard Willstätter, Professor der Chemie, Berlin; Wilhelm Windelband, Professor der Philosophie, Heidelberg; Wilhelm Wundt, Exz., Professor der Philosophie, Leipzig.

In den ersten Oktobertagen 1914 von der gesamten deutschen Tagespresse kommentarlos abgedruckt

„Sie fragen mich, ob ich arbeite und möchten etwas über mein Schaffen erfahren? Aber welche Wichtigkeit kann das alles jetzt haben? Was sind die armseligen Seiten eines Schriftstellers im Vergleich zu dem großen Heldengedicht, daß seine furchtbare Melodie über ganz Europa schallen läßt! Gewiß arbeite auch ich, wie alle arbeiten: niemand unterbricht den Rhythmus seiner gewohnten Arbeit . . . Wenn Sie wirklich darauf bestehen, will ich Ihnen sagen, daß ich gerade zwei Dramen beendet habe, von denen das eine vor zweitausend Jahren in Syrakus spielt; vor Beendigung des Krieges aber soll es nicht in Szene gehen . . . Wir sind nunmehr die Alten. Sie würden nicht glauben, wie gealtert wir alle sind: in wenig Monaten hat sich alles um uns völlig verändert. An den Philosophen, den wir mehr als alle anderen in Deutschland liebten, Friedrich Nietzsche, wollen wir heute nicht einmal mehr erinnert werden. Wir waren schon zu raffiniert, zu kompliziert. Heute haben wir eine neue Lebensnorm erworben. Was gestern existierte, existiert heute nicht mehr. Der Krieg hat Deutschland eine neue Seele gegeben. Diese Umwandlung mit Worten zu erklären, ist sehr schwer; man muß die deutsche Seele kennen, um dieses Wunder wahrzunehmen. Was wir bisher getan, gehört fortan der Vergangenheit an . . . Beim Abschied meinte Sudermann noch: „Die einzige Hoffnung unserer Feinde ist, uns auszuhungern. Sie täuschen sich darin. Auch dieser Schwierigkeit werden wir Herr werden, wie aller anderen.“

Herr Hermann Sudermann in seiner Grunewald-Villa zum Reporter der Tribuna Angelo Rhagghianti nach einem Bericht der „National-Zeitung“, Berlin, 1. 2. 1915

Für die 29. der von ihnen veranstalteten „Deutschen Reden in schwerer Zeit“ hatten die „Zentralstelle für Volkswohlfahrt“ und der „Verein für volkstümliche Kurse von Berliner Hochschullehrern“ den bekannten Theologen an der Kieler Universität, Prof. Dr. Baumgarten, gewonnen. Der Vortragende führte seine Zuhörer vor das Problem der Gegensätzlichkeit zwischen dem Krieg und der Bergpredigt . . . „Wir werden auch weiterhin den Vorwurf des Militarismus auf uns nehmen müssen, denn wir können die Kriegsbereitschaft unserer Nation nicht entbehren zur Behauptung des männlichen Charakters in unserem Volke. Die kriegerische Erziehung aber bedingt auch die stete Bereitschaft, wieder einen Krieg auf sich zu nehmen, so bald es die Ehre, das Wachstum, die Sicherheit nicht bloß, sondern auch die im innersten Wesen des Volkes liegende Ausdehnung des nationalen Wesens fordern.

Wie reimt sich nun ein solches kräftiges Bekenntnis zu einem starken nationalen Leben mit dem Geiste der Bergpredigt?

Die Forderungen der nationalen Ethik und die Forderungen der Bergpredigt gehen auseinander. Jesus hat seine Weisungen in der Bergpredigt auf eine ganz andere Grundlage gestellt, als auf die nationaler Forderungen . . . Wohl hat Jesus

seine Jünger einmal angewiesen, Steuern zu geben dem, der sie fordert, und Ehre dem, der sie beansprucht. Aber um Recht und Staat, Ehre und Gesellschaft, Nation und das Verhältnis der Nationen zueinander hat er sich nicht gekümmert. Wir aber sehen in unserem Staate mehr als was Jesus zu seiner Zeit im Staate allein sehen konnte. Der damalige römische Staat war mehr eine Tyrannis zur Vergewaltigung der Untertanen, als ihr Schützer und Förderer. Wir erkennen im Staate die Quelle und die Voraussetzung aller unserer Daseinsmöglichkeiten und den Inbegriff der Volkspersönlichkeit . . . Daher sind in dieser Zeit in unseren Kirchen die Texte des alten Testaments wieder stärker hervorgeholt worden . . .“

Aus dem Spezialbericht des „B. T.“ (Verlag Rudolf Mosse, Chefredakteur Theodor Wolff), vom 13. 5. 1915

Deutsche Soldaten, ihr seid wert aller Ahnen;
fühlt euch nur immer noch als Germanen!
Füsilier, wenn du das linke Auge schließt
und mit sicherm Visier in die Feindesrotte schießt,
dann lebt Odin wieder in dir auf,
der einäugige Blitzgott im Sturmwolkenhauf.
Wenn du den Zündfunken abdrückst, Kanonier,
dann gehn Donar und Loki aus von dir
mit dem Donnerhammer und der Feuerlanze.
Kavalleristen, wenn ihr losrast zum Tanze
mit blanken Klingen und schlanken Spießspitzen,
dann sieht man Baldurs sonnstrahlig Wildhaar blitzen,
alle Walküren jach zwischendrein.
Und hinter euern blutspritzenden Reihn,
da wo die barmherzigen Schwestern warten,
walten mitten in Hödirs Todesgarten
Frigga und Freya noch mit reger Geduld
und lebendiger Huld.
Denn es lebt auch noch der reine Krist,
der von Hause aus ein Jude gewesen ist,
der eure Urväter zu sich bekehrte
mit der Friedenspalme wie mit dem Schwerte.
Und es lebt auch die Jungfrau-Mutter Marie,
und eigentlich aus Welschland stammt die,
und legt ihren opferwilligen Sohn noch heute
immer wieder an unser Herz, liebe Leute.
Ja, die alten Götter leben noch allesamt,
auch der alte Gott, dem Tod wie Leben entstammt,
der Herr der Heerscharen, Einiger Zebaoth,
der grimmige und der gütige Gott.
Also, deutsche Soldaten, und auch du Volk am Herd:
sein wir aller unsrer Ahnen wert!

Amen.

Richard Dehmel, in der „B. Z. am Mittag“, 25. 8. 1914 als „Predigt an das deutsche Volk“

Flämische Bierstudien. Vom königl. bayrischen Oberinspektor Dr. Alfred Hasterlik in München. Es wird einem in gegenwärtiger Zeit nicht leicht gemacht, in einer der großen belgischen Städte seinen besonderen Bierstudien zu obliegen. Erkundigt

man sich unter Preisgabe seines ganzen französischen Sprachschatzes in Antwerpen bei einem Vorübergehenden, wo man das beste Glas Bier trinkt, dann antwortet der — natürlich deutsch, denn auf fünf Deutsche kommt vielleicht ein Einheimischer — bei Habis oder Stalus. Das „Pilsener“, das in diesen Gaststätten zum Ausschank kommt (oder muß man heute „kam“ schreiben?), kann jeden Vergleich mit einem Wiener Ringstraßenpilsener aushalten . . .

„Berliner Tageblatt“, 2. 5. 1915

„Die im Berliner Tageblatt erschienene ausführliche Darstellung der Schlacht bei Gorlice ist vom Anfang bis zum Ende unter Benutzung des Hartlebenschen Reisehandbuches frei erfunden. Was wir zur Würdigung von derlei Berichten mitteilen.“

Depesche der Kriegsberichterstatter Bittner, Ecker, Reden, Roda Roda, Schuls aus dem Kriegs-Pressquartier an die „Wiener Arbeiterzeitung“

Jetzt seh' ich Frankreich, wie es wirklich ist:
Mietshäuser, hoch, mit Menschen vollgepfropft;
Die Straßen eng, luftlos, voll Schmutz und Mist,
Die Rinnen zäh von trägem Kot verstopft.
Dem Männervolke bleibt die Arbeit fremd,
Sie stehen, faul, den Stummel schief im Munde . . .
Die Mädchen ungewaschen, ungekämmt . . .
Und lungernd liegen rasselose Hunde . . .
Die Knaben schmutzig und den Kopf voll Schorf . . .
Ajaccio! Wenn ich's deutschem Land vergleiche —
Weit überstrahlt das letzte deutsche Dorf
Die große Stadt im großen Frankenreiche . . .
. . . Mag euch der deutsche Geist entgegenführen
einem stolzen Morgen.

Gustav Hochstetter in einem Beitrag „An meine lieben Quartaner“, Berliner Tageblatt, 26. 4. 1915

Himmelherrgottsakramente,
Immer ran an den Salat!
Ich will keine Altersrente
Von dir haben, Vater Staat.

— — — — —
Ja, mein Weib daheim wird schelten,
Wenn's mich im Verlustblatt sieht.
Ei, sie schumpf auch sonst nicht selten.
Doch ihr kommt's nicht vom Gemüt.

Gustav Hochstetter in einem Couplet „Rauhes Landwehrlied“, das die sogenannten „Lustigen Blätter“, Berlin, veröffentlichten

KLEINER BRIEFKASTEN

M. P. Daß sich das „B. T.“ des „Lyrikers“ Otto König so herzlich annimmt, ist wirklich lustiger als zehn Jahrgänge des vermeintlichen „Ulke“, aber nicht so heiter wie die Legende, nach der Herr Parteiführer Scheidemann dem Fritz Engel für die unerhörte Verhöhnung der sozialistischen Weltverbrüderungsidee, begangen den 1. Mai 1915 im „Ulke“, mit einem Handschreiben dankte.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Ludwig Meidner: Lazarett (Titelzeichnung) / G. K. Chesterton: Einiges über Bernard Shaw / Wilhelm Klemm und Alfred Vagts: Verse vom Schlachtfeld / Hermann Kasack: Abendgang / Walter Rheiner: Miramée. Novelle / Georg Schrimpf: Zwei Aktstudien / Theodor Däubler: Messalina / René Schickele: Der Troubadour singt im Wartesaal / Richard Oehring: Eisenbahnfahrt / Walter Ferl: Versippte / Erwin Piscator: Rot / Max Pulver: Landschaft / Emmy Hennings: Zwei Gedichte / Erna Kröner: Das Bad / Wilhelm Klemm: Federzeichnung / Arthur Segal: Kampf auf der Brücke. Original-Holzschnitt / Jomar Förste: Frühjahr / Pierre Hamp: Verdient. Eine Novelle / Ich schneide die Zeit aus III / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke
Prospekt kostenlos

Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

F R A N Z J U N G

Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

CARLEINSTEIN: BEBUQUIN ODER DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

Verlag DIE AKTION

F R A N Z B L E I

Gesammelte Schriften
6 Bände

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

P E T E R K R A P O T K I N Die französische Revolution

2 Bände. M. 4,80.

THEODOR THOMAS VERLAG, LEIPZIG

D I E A K T I O N

Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—

Jahrgang II und III je Mk. 15,—

Jahrgang IV Mk. 12,—

Von den Jahrgängen II, III und IV sind einzelne Ergän-
zungsnummern (à 30 Pfg.) zu haben.

Die Preise der kompletten Jahrgänge beziehen sich auf ungeb. Exempl.

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /
Schiele / Menze / Melzer / Tappert / Homeyer u. a.

50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages



LEO N. TOLSTOI

Besinnnet Euch

100 Seiten Preis 30 Pfg.

EUGEN DIEDERICH'S

VERLAG IN JENA

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN

Roman. Erste vollständige Ausgabe

Deutsch von Raphael Loewenfeld

Eugen Diederichs Verlag in Jena

C A R L S T E R N H E I M

Aus dem bürgerlichen Heldendasein

Fünf Komödien. Geheftet jede M. 3,—

INSEL-VERLAG, LEIPZIG

T H O M A S G. M A S A R Y K

R u ß l a n d u n d E u r o p a

S o z i o l o g i s c h e S k i z z e n

Zwei Bände. M. 24,—

EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

A U G U S T S T R I N D B E R G

S ä m t l i c h e W e r k e

Man verlange kostenlos Sonderprospekt

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

F R A N Z M E H R I N G

D I E L E S S I N G - L E G E N D E

Vierte, unveränderte Auflage

Gebunden M. 3,—

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart

SONDERNUMMERN DER AKTION

Von folgenden Autoren erschienen bisher besondere Hefte: René
Schickele / Heinrich Mann / Carl Einstein / Franz Blei / Niko-
demus Schuster / Ferdinand Hardekopf / Gottfried Kölwel /
S. Friedlaender / Alfred Lichtenstein / Senna Hoy / P. v. Gütersloh.
Jedes Heft ist einzeln zu beziehen (Preis 30 Pf.) durch den Verlag.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN DER AKTION

Nr. I (selten)

Mk. 2,—

Nr. II—V

à 50 Pfg.



F. E. HAAG, MELLE i. H.,

Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber

Dissertationen, Werke,

Zeitschriften

und übernimmt auch deren Expedition.

Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 26

INHALT: Ludwig Meidner: Nächtliche Streikerversammlung (Titelzeichnung) / Patmore: Vom unbekannten Eros / Henri-Matisse: Araberin (Federzeichnung) / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Franz Pfemfert: Gegen die Deutschsprechung Nietzsches / Hans Reimann (Leipzig): Grotesken / Die zeichnende Satire / Kurd Adler und Alfred Vagts: Verse vom Schlachtfeld / Mia Morgenroth: Die alte Stadt / Richard Oehring: Vor Frühling wandernd / M. Slodki: Original-Holzschnitt / Ferdinand Hardekopf: Kleiner Hinweis auf ein Sonderseuchenbuch / Ich schneide die Zeit aus VI / Kleiner Briefkasten



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

Soeben erschien:

C A R L E I N S T E I N
N E G E R P L A S T I K

in Halbpergament geb. M. 14,—

Man weiß allgemein, daß die viel diskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Kunst ausübte; aber die Urbilder dieser Negerkunst waren nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 119 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen jeder Kunstfreund sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann. In einer knappen Einleitung analysiert Carl Einstein auf der Basis prinzipieller kubistischer Anschauungen die Vollkommenheit dieser plastischen Kunst.

Außer den weitesten Kreisen der Kunstforscher und Liebhaber sei das Werk allen Ethnologen und Folkloristen sowie Freunden unserer Kolonien aufs angelegentlichste empfohlen. Man versäume nicht, es sich in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen zu lassen.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

NEUER JAHRGANG DER
WEISSEN BLÄTTER

E I N E M O N A T S S C H R I F T
HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M
VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

Inhalt des Juliheftes:

Else Lasker-Schüler, Liebeslieder
Carl Sternheim, Napoleon. Erzählung. Mit vier Original-
lithographien von Ottomar Starke
Ernst W. Lotz, Gedichte vor dem Tod
S. Friedlaender, Der Waghalter der Welt. Essai
R. Schickele, Aïssé. Aus einer Indischen Reise
Max Herrmann, Schweigen mit Dir
Franz Blei, Vom Tag

G l o s s e n :

R. S., der „Pan“ im Krieg — Thomas Mann — Politische Erziehung. Gustaf Kauder, Russland und die Mächte, Ferdinand Hardekopf, Das Zeit-Echo, (Dazu Proben aus dem Zeit-Echo in Auszügen.) Adolf Behne, Der Schrei nach dem Fachmann, H. B., Zürich. R. Leonhard, Aphorismen. M. Lichnowsky, Ein Garten singt. Mit einer Zeichnung von Willi Geiger.

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

10. JULI 1915



Das Nachtmahl von Beaucaire

Von Napoleon Bonaparte (August 1793)

Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Georg Hecht

In seinem Buche „Denkwürdigkeiten über das Leben Napoleons des Ersten“ (das vor einem Jahr in der Übersetzung von Georg Hecht bei Albert Langen in München erschienen ist) berichtet uns Stendhal: „Im Jahre 1793 ging Bonaparte, der seit eineinhalb Jahren Hauptmann (der Revolutionsarmee) war, nach Beaucaire. Am 29. Juli befand er sich dort zum Nachtmahl in einer Herberge mit mehreren Kaufleuten aus Montpellier, Nîmes und Marseille. Es entspann sich ein Gespräch über die politische Lage Frankreichs . . .

Auf der Rückreise nach Avignon schrieb Bonaparte diese Flugschrift, die er ‚Das Nachtmahl von Beaucaire‘ benannte; er ließ sie bei Sabin Tournal, dem Herausgeber und Drucker des ‚Courier von Avignon‘ drucken.“

Das „Nachtmahl“ war Bonapartes zweite Publikation. Drei Jahre früher, 1790, ließ der damals Einundzwanzigjährige eine satirische Schmähchrift „Brief des Herrn Bonaparte an Herrn Matteo Buttafoco“ in Dôle drucken.

Ich kam am letzten Jahrmarktstage nach Beaucaire; der Zufall gab mir als Tischgenossen beim Nachtmahl zwei Kaufleute aus Marseille, einen Herrn aus Nîmes und einen Fabrikanten aus Montpellier. Einige Zeit nach dem gegenseitigen Kennenlernen wußte man, daß ich von Avignon käme und dem Militärstand angehörte. Der Geist meiner Tischgenossen, der die ganze Woche auf den Lauf des Geschäftes gerichtet war, das die Glücksgüter vermehrt, war es nun auf den Ausgang der gegenwärtigen Ereignisse, weshalb sich darüber eine Unterhaltung ergab.

Sie wollten meine Meinung wissen, um durch Vergleich mit ihrer eigenen eine bessere und ferner Mutmaßungen über die Zukunft gewinnen zu können, die uns mannigfach erregte; die Kaufleute aus Marseille schienen besonders aufgeregt zu sein: die Räumung Avignons hatte sie gelehrt, alles in Zweifel zu ziehen; es blieb ihnen nur eine große Besorgnis über ihr Geschick.

Unbefangenheit hatte uns bald ins Plaudern gebracht, und wir begannen ein Gespräch etwa folgendermaßen:

Der Herr aus Nîmes: Ist das Heer von Caraux stark? Man sagt, daß es beim Angriff viele Leute verlor; wenn es jedoch wahr ist, daß es zurückgeschlagen wurde, warum haben die Marseiller Avignon geräumt?

Der Militär: Das Heer war viertausend Mann stark, als es Avignon angriff, es ist heute gegen sechstausend Mann stark und wird, ehe vier Tage vergangen sind, auf zehntausend Mann stehen; es hatte an Verlusten fünf Mann und vier Verwundete; es ist nicht zurückgeworfen worden, da es gar keinen regelrechten Angriff unternommen hatte; es streifte rings um den Platz und wollte die Tore durch Springstücke durchbrechen; es

feuerte einige Kanonenschüsse ab, um die Standhaftigkeit der Garnison zu erproben; es mußte sich darauf in sein Lager zurückziehen, um den Angriff für die folgende Nacht zu erwägen. Die Marseiller waren dreitausendsechshundert Mann; sie hatten eine zahlreichere und größere Artillerie, und sahen sich doch gezwungen, über die Durance zurückzugehen. Das erstaunt Sie sehr; aber es geschah, weil nur gediente Truppen den Ungewissheiten einer Belagerung Widerstand leisten können; wir waren die Herren der Rhone, die Herren von Villeneuve und des flachen Landes; wir hätten ihnen jede Verbindung abgeschnitten. Sie haben die Stadt räumen müssen; die Kavallerie verfolgte sie auf ihrem Rückzug; sie hatten große Verluste an Gefangenen und ließen zwei Stück Kanonen.

Der Marseiller: So lautet nicht der Bericht, den man uns gab; ich will nicht gegen Sie streiten, da Sie dabei waren; geben Sie aber zu, daß dies Sie zu nichts führen wird: unser Heer steht in Aix, drei tüchtige Generale sind an die Stelle der früheren getreten; man hebt in Marseille neue Bataillone aus, wir besitzen einen neuen Zug Artillerie, mehrere Vierundzwanzigpfünder; in wenigen Tagen werden wir in der Lage sein, Avignon zurückzunehmen, oder wir werden wenigstens Herren der Durance bleiben.

Der Militär: Das sagt man Ihnen, um Sie in den Abgrund zu reißen, der sich mit jedem Augenblick vertieft und vielleicht die schönste Stadt Frankreichs verschlingen wird, die Stadt, die zu meist Freunde verdient hat; doch sagte man Ihnen auch, daß Sie Frankreich umstürzen und der Republik die Richtung geben würden, und Ihre ersten Schritte waren Fehltritte; man sagte Ihnen, daß Avignon zwanzigtausend Mann lange widerstehen könnte, und eine einzige Heeresabteilung ohne Belagerungsartillerie war innerhalb vierundzwanzig Stunden darüber Herr; man sagte Ihnen, daß der Süden sich erhoben hätte, und Sie befanden sich ganz allein; man sagte Ihnen, daß die Kavallerie aus Nîmes auszöge, die Savoyarden zu vernichten, und diese waren schon in Saint-Esprit und Villeneuve; man sagte Ihnen, daß viertausend Mann aus Lyon auf dem Marsche wären, Ihnen zu Hilfe zu kommen, und die Lyoneser unterhandelten über ihren Vergleich; erkennen Sie also, daß man Sie betrügt, geben Sie die Unklugheit Ihrer Führer zu und mißtrauen Sie ihren Erwägungen; der gefährlichste Ratgeber ist die Eigenliebe. Sie sind von Natur aus lebhaft; man führt Sie zu Ihrem Untergang durch dasselbe

Mittel, das so viele Völker vernichtete: man erregt Ihre Eitelkeit. Sie haben Reichtümer und eine beträchtliche Bevölkerung, man überschätzt sie vor Ihnen. Sie haben der Freiheit glänzende Dienste geleistet, man ruft sie Ihnen ins Gedächtnis zurück, ohne Sie darauf hinzuweisen, daß damals der Geist der Republik mit Ihnen war und daß er sich heute von Ihnen wendet. Ihre Armee, so sagen Sie, steht in Aix mit einem großen Zug Artillerie und mit tüchtigen Generälen; schön, doch versichere ich Ihnen, daß sie, was sie auch unternahme, geschlagen werden wird. Sie hatten dreitausendsechshundert Mann, gut — die Hälfte ist zerstreut. Marseille und einige Flüchtlinge des Departements können Ihnen viertausend Mann bieten. Das ist viel. Sie werden dann fünf- bis sechstausend Mann haben ohne Gemeinsamkeit, ohne Einheitlichkeit und Kriegsgewöhnung. Sie haben gute Generale; ich kenne sie nicht; ich kann ihre Trefflichkeit nicht in die Abrede stellen; aber sie werden in den Einzelheiten ertrinken, werden von Beamten nicht unterstützt und werden nichts tun können, was den Ruf erhält, den sie sich etwa erworben haben. Denn es bedürfte zweier Monate, um ihre Armee einigermaßen zu ordnen, und in vier Tagen wird Carteaux jenseits der Durance sein, und mit was für Soldaten! Mit der ausgezeichneten Leichttruppe der Savoyarden, dem alten Regiment von Bourgogne, einem tüchtigen Kavallerieregiment, dem tapferen Bataillon der Cote d'Or, das hundertmal in den Schlachten den Sieg sich vorangehen sah, und mit sechs oder sieben andern Korps, alles altgediente Milizen, die durch ihre Erfolge an den Grenzen und über Ihre Armee ermutigt sind. Sie haben vierundzwanzig- und achtzehnpfündige Kanonen, und Sie halten sich für unbesiegbar! Sie folgen darin der gewöhnlichen Ansicht. Aber die Leute vom Fach werden Ihnen sagen und eine unglückselige Erfahrung wird es Ihnen zeigen, daß gute Vier- und Achtpfünder im Feldkriege dieselbe Wirkung tun und unter sehr vielen Gesichtspunkten den großen Kalibern vorzuziehen sind. Sie haben neu ausgehobene Kanoniere, und Ihre Gegner haben Artilleristen aus den Linienregimentern, die in ihrer Kunst die Meister Europas sind. Was wird Ihre Armee tun, wenn sie sich in Aix sammelt? Sie ist verloren. Es ist ein anerkannter Grundsatz in der Kriegskunst, daß, wer hinter seinen Verschanzungen bleibt, geschlagen ist. Erfahrung und Wissen stimmen darin überein. Und die Mauern von Aix wiegen die schlechteste Feldverschanzung nicht auf, besonders wenn man ihren Um-

fang bedenkt und die Häuser, die sie außen in Schußweite einer Pistole umgeben. Seien Sie also dessen gewiß, daß dieser Entschluß, der Ihnen der beste scheint, der schlechteste ist. Wie werden Sie übrigens in so kurzer Zeit die Stadt mit allem versehen können, wessen sie bedarf? Wird Ihre Armee zur Feldschlacht ausrücken? Aber sie ist weniger zahlreich, ihre Artillerie weniger für flaches Land geeignet, sie wäre vernichtet, zumal bei einer Niederlage ohne Deckung, denn die Kavallerie wird sie verhindern, sich zurückzuziehen. Erwarten Sie also den Krieg im Lande von Marseille: ein recht zahlreicher Anhang hält es dort mit der Republik; das wird der Anstoß sein; die Vereinigung wird sich herstellen und diese Stadt, der Mittelpunkt des levantinischen Handels, der Speicher des europäischen Südens, ist verloren. Denken Sie an das frische Beispiel von Lisle*) und an die barbarischen Gesetze des Krieges. Doch welch ein Taumel hat sich plötzlich Ihres Volkes bemächtigt? Welch unselige Blindheit führt es in sein Verderben? Wie kann es sich anmaßen, der ganzen Republik zu widerstehen? Wenn es gar diese Armee zwänge, sich nach Avignon zurückzuziehen, kann es zweifeln, daß in wenigen Tagen neue Kämpfer an die Stelle der früheren treten? Wird die Republik das Gesetz, das sie Europa gibt, von Marseille empfangen? Im Bunde mit Bordeaux, Lyon, Montpellier, Nîmes, Grenoble, dem Jura, dem Departement Eure und Calvados haben Sie eine Revolution unternommen; Sie hatten die Wahrscheinlichkeit des Erfolges, Ihre Aufrührer konnten bösen Willens sein, doch Sie hatten eine achtungsgebietende Masse an Kräften. Heute dagegen, da Lyon, Nîmes, Montpellier, Bordeaux, die Provinzen Jura und Eure, Grenoble und Caen die Konstitution angenommen haben, heute, da Avignon, Tarascon, Arles bezwungen sind, müssen Sie zugeben, daß in Ihrer Hartnäckigkeit Torheit liegt. Und allein darum, weil Sie von Leuten beeinflusst sind, die nichts mehr zu verlieren haben und in Ihrem Sturz Sie mitreißen.

Ihre Armee wird sich aus den Wohllebenden, aus den Reichen Ihrer Stadt zusammensetzen; denn die Sansculotten könnten sich zu leicht gegen Sie wenden. Sie wollen also die Auswahl Ihrer jungen Mannschaft, die gewöhnt ist, das kaufmännische Gleichgewicht des Mittelmeeres zu bewahren und durch Wirtschaftlichkeit und Unter-

*) Lisle, eine kleine Stadt im Departement von Vaucluse, vier Meilen von Avignon, leistete dem Heere Carteaux Widerstand und wurde am 26. Juli 1793 mit Gewalt genommen.

nehmungsg Geist Sie zu bereichern, gegen alte Soldaten aufs Spiel setzen, die hundertmal im Blute der rasenden Aristokratie und der gierigen Preußen gewühlt haben.

Lassen Sie die armen Länder bis zum alleräußersten kämpfen. Die Leute aus Vivarais, von den Cevennen, aus Korsika setzen sich furchtlos dem Erfolg eines Kampfes aus; wenn sie gewinnen, haben sie ihr Ziel erreicht, wenn sie verlieren, befinden sie sich in der Lage, Frieden zu machen, ohne weitere Veränderung ihrer Stellung. . . . Aber Sie! — Verlieren Sie eine Schlacht, und die Frucht von tausendjährigen Mühen, Sorgen, Ersparnissen und Glücksfällen wird die Beute des Soldaten.

Das ist das Wagnis, in das man Sie mit so viel Unüberlegtheit treiben läßt.

Der Marseiller: Sie machen es rasch und erschrecken mich; ich stimme mit Ihnen überein, daß die Umstände bedenklich sind, vielleicht denkt man wirklich nicht genug an die Lage, in der wir uns befinden; doch geben Sie nur zu, daß wir noch ungeheure Mittel haben, die wir Ihnen entgegenstellen.

Sie haben mich überzeugt, daß wir in Aix nicht Widerstand leisten können, Ihre Bemerkung über den Mangel an Lebensunterhalt für eine langwährende Belagerung ist vielleicht ohne Einwand; aber denken Sie, daß die ganze Provence lange kalten Blutes die Einschließung von Aix mit ansehen wird? Sie wird sich aus freien Stücken erheben, und Ihre Armee, von allen Seiten umzingelt, wird sich glücklich schätzen, über die Durance zurückzugehen.

Der Militär: Wie ist es doch schwer, den Geist der Menschen und den des zeitlichen Umstandes zu erkennen. Überall gibt es zwei Parteien. Von dem Augenblick an, da Sie belagert sein werden, wird die Wahlabteilungspartei in allen Lagern festen Grund haben; das Beispiel von Tarascon, von Arles, von Arles muß Sie davon überzeugen: Zwanzig Dragoner genügen, um die frühere Verwaltung wiederherzustellen und die andere in die Flucht zu schlagen.

Von da an ist jede große Bewegung zu Ihren Gunsten in Ihrem Departement unmöglich; sie konnte statthaben, als die Armee jenseits der Durance war und Sie vollzählig waren. In Toulon sind die Gemüter sehr geteilt und die Sektionaristen haben dort nicht die gleiche Übermacht wie in Marseille, es ist also nötig, daß sie in ihrer Stadt bleiben, um ihre Gegner in Schach zu halten. . . . Was das Departement der Nieder-Alpen

betrifft, so wissen Sie, daß fast die Gesamtheit die Konstitution angenommen hat.

Der Marseiller: Wir werden Carteaux in unseren Bergen angreifen, wo seine Kavallerie ihm nichts nützen wird.

Der Militär: Als wäre die Armee, die eine Stadt beschützt, Herrin über den Angriffspunkt; übrigens ist es falsch, daß es bei Marseille Berge gibt, die unzugänglich genug sind, um die Kavallerie wirkungslos zu machen; allein Ihre Ölgärten sind steil genug, um Ihnen den Artilleriedienst sehr schwierig zu machen und Ihren Feinden großen Vorteil zu gewähren. Denn in den hügeligen Ländern hat durch die Schnelligkeit der Bewegungen, Genauigkeit im Dienst und richtige Abschätzung der Entfernungen der gute Artillerist die Oberhand.

Der Marseiller: Sie halten uns also für Leute, die keine Mittel und Wege mehr vor sich haben. Wäre es möglich, daß es dieser Stadt, die den Römern widerstand und unter den Despoten, die ihnen folgten, einen Teil ihrer Rechte bewahrte, vom Geschick beschieden wäre, die Beute einiger Straßenräuber zu werden? Wie, sollte der Allobroger, den die Beute aus Lisle belastet, in Marseille das Recht einsetzen? Wie, würden Dubois von Crané, Albitte ohne Widersacher sein? Diese Menschen, die vom Blute erhitzt sind, die die widerlichen Umstände ans Staatsruder gebracht haben, sollten die unumschränkten Herren sein! Welch traurige Aussicht eröffnen Sie uns da! Unser Eigentum, unsere mannigfachen Vorrechte wären ein Raub; in jedem Augenblick würden wir die Opfer einer Soldateska sein, die die Plünderungsgier unter einer Fahne vereinigt. Unsere besten Bürger würden genommen und wie Verbrecher getötet werden. Der Klub erhöhe sein mißgestaltetes Haupt, seine höllischen Pläne durchzuführen. Nichts ist so schlimm wie dieser schreckliche Gedanke, besser: man setzt sich der Möglichkeit aus zu siegen, als unausweichlich das Opfer zu sein.

Der Militär: Das eben ist der Bürgerkrieg: man zerfleischt sich, verabscheut sich, tötet sich, ohne sich zu kennen. . . . Allobroger! — Für was halten Sie die? Für Afrikaner, für Leute aus Sibirien? Ach, nichts von alledem, es sind Ihre Landsleute: Provençalen, Dauphinenser, Savoyarden; man hält sie für Barbaren, weil ihr Name fremd klingt. Wenn man ihre Truppen die phokäische Schar nennen würde, könnte man auf ihre Rechnung dem ganzen Fabelreich Glauben verschaffen.



Es ist wahr: Sie haben mich an eine Tatsache erinnert, an die von Lisle. Ich rechtfertige sie nicht, doch ich erkläre sie.

Die Leute von Lisle haben den Stabstrompeter, den man ihnen sandte, getötet, sie haben ohne Aussicht auf Erfolg Widerstand geleistet, sie sind im Sturm genommen worden, der Soldat kam mitten in Feuer und Tod, es war nicht mehr möglich, ihn zurückzuhalten, die Empörung tat das Übrige.

Diese Soldaten, die Sie Strolche nennen, sind unsere besten Truppen und unsere zuchtvollsten Bataillone, ihr Ruf ist über jede Verleumdung erhaben.

Dubois-Crance und Albitte, wahrhafte Freunde des Volkes, sind niemals vom rechten Wege abgewichen. . . . Sie sind Mörder in den Augen der Nichtswürdigen. Doch Condorcet, Brissot, Barbaroux waren gleichfalls Mörder, als sie unbefleckt waren Es scheint Ihnen, daß sie keine Mäßigung Ihnen gegenüber bewahren, sondern Sie behandeln wie verirrte Kinder. . . . Meinen Sie, daß, wenn jene es anders beabsichtigt hätten, Marseille die Waren, die es in Beaucaire hatte, noch zurückgezogen hätte? Sie konnten sie bis zum Ausgang des Krieges beschlagnahmen; sie haben es nicht tun wollen, und dank diesen Männern können Sie ruhig nach Hause zurückkehren.

Sie nennen Carteaux einen Mörder. Schön, doch vernehmen Sie, daß dieser General sich der größten Mühen unterzog, um Ordnung und Zucht aufrechtzuerhalten, das beweist seine Haltung in Saint-Espirit und Avignon: nicht eine Stecknadel wurde geraubt. Er hat einen Sergeanten ins Gefängnis werfen lassen, weil er sich herausgenommen hatte, aus Ihrer Armee einen Marseiller zu verhaften, der in einem Hause angetroffen worden war; denn dadurch war das Zufluchtsrecht des Bürgers ohne besonderen Befehl verletzt worden. Man hat Leute aus Avignon bestraft, weil sie es sich gestattet hatten, ein Haus als aristokratisch zu bezeichnen. Man erfährt jetzt vom Prozeß eines Soldaten, der des Diebstahls angeklagt war. . . . Ihre Armee dagegen hat über dreißig Personen getötet, das Zufluchtsrecht der Familien verletzt und die Gefängnisse mit Mitbürgern gefüllt, unter dem leeren Vorwand, sie wären Landstreicher.

Erschrecken Sie nicht vor der Revolutionsarmee; sie achtet Marseille, sie weiß, daß keine Stadt der öffentlichen Wohlfahrt so große Opfer gebracht hat; Sie haben achtzehntausend Mann an der Grenze und sind nicht in allen Umständen unter guter Führung. Zerschlagen Sie das Joch der

kleinen Zahl von Aristokraten, die Sie führen, nehmen Sie die gesünderen Grundforderungen wieder auf, und Sie werden keinen ergebeneren Freund haben als den Soldaten.

Der Marseiller: Ach was, Ihre Soldaten sind gegenüber der Armee von 1789 sehr entartet; die Armee wollte die Waffen nicht gegen die Nation ergreifen; die gegenwärtige sollte ein so schönes Beispiel nachahmen und die Waffen nicht gegen ihre eigenen Mitbürger richten.

Der Militär: Mit solchen Grundsätzen hätte die Vendée heute die weiße Fahne auf die Mauern der wiedererbauten Bastille gepflanzt und Jolès herrschte über Marseille.

Der Marseiller: Die Vendée wollte einen König, eine Gegenrevolution; der Krieg der Vendée und des Lagers von Jolès ist ein Krieg des Fanatismus; unser Kampf aber ist ein Kampf von aufrichtigen Republikanern, Freunden der Gesetzlichkeit und Ordnung, Feinden der Anarchie und der Bösewichter. Haben wir denn nicht die dreifarbige Fahne? Und welches Interesse hätten wir, die Sklaverei zu wollen?

Der Militär: Ich weiß genau, daß die Bevölkerung von Marseille von der in der Vendée verschieden ist. Die Bevölkerung der Vendée ist stark und gesund, die von Marseille ist schwach und krank; sie bedarf des Honigs, um die Pille zu schlucken; um in ihr die neue Lehre aufzurichten, mußte man sie täuschen; aber während der vier Revolutionsjahre, nach so vielen heimlichen Anschlägen, Verschwörungen und Anzettlungen, hat sich die ganze menschliche Verkehrtheit nach verschiedenen Seiten entwickelt: die Menschen haben ihr natürliches Gefühl vervollkommen. Das ist so wahr, daß trotz des provinziellen Bündnisses, trotz der Geschicklichkeit der Führer und der großen Mittel aller Feinde der Revolution das Volk überall in dem Augenblick erwachte, als man es eingelullt glaubte.

Sie haben, sagten Sie, die dreifarbige Fahne!

Auch Paoli richtete sie auf, um Zeit zu gewinnen, das Volk zu täuschen, die wahren Freunde der Freiheit zu vernichten und seine Landsleute für seine ehrgeizigen und verbrecherischen Pläne mit fortreißen zu können. Er richtete die Trikolore auf und ließ gegen die Befestigungen der Republik schießen, ließ unsere Truppen aus den Festungen vertreiben und entwaffnete die, die darin waren, und um die zu vertreiben, die auf der Insel waren, ließ er Truppen zusammenziehen, und er plünderte die Magazine und verkaufte zu niederem Preis, was sich darin befand, um mit diesem Geld



seinen Aufstand zu unterhalten, und er verheerte und beschlagnahmte das Vermögen der wohlhabenden Familien, weil sie zur Einheit der Republik hielten, und ließ sich zum Generalissimus ernennen und erklärte für Feinde des Vaterlandes alle, die in unseren Heeren blieben. Er hatte vorher die sardinische Expedition zum Scheitern gebracht und hatte dennoch die Schamlosigkeit, sich den Freund Frankreichs und guten Republikaner zu heißen und hinterging den Konvent, der seinen Absetzungserlaß erneuerte. Er brachte es zuletzt so weit, daß, als er durch seine eigenen Briefe, die man in Calvi fand, entlarvt war, die feindlichen Schiffe alle Verbindungen abschnitten und zu Gegenmaßregeln keine Zeit mehr war.

Nicht darf man sich noch an Worte halten, die Taten muß man prüfen; und gestehen Sie, daß, wenn man die Ihren beurteilt, es leicht ist, Sie als Teilnehmer der Gegenrevolution zu zeigen.

Welche Wirkung brachte innerhalb der Republik die Bewegung hervor, die Sie machten? Sie haben sie fast zum Sturz gebracht; Sie haben die Operationen unserer Heere gehemmt. Ich weiß nicht, ob Sie von Spanien und Österreich bezahlt wurden; aber wahrlich, Sie konnten sich keine stärkeren Nebenangriffe wünschen: was würden Sie mehr tun, wenn Sie bezahlt wären? Ihre Erfolge sind der Zielpunkt der angelegentlichsten Bemühungen von anerkannten Aristokraten; Sie haben an die Spitze Ihrer Sektionen und Heere eingeschworene Aristokraten gestellt, den Latourette, einen ehemaligen Oberst, den Soumise, einen früheren Hauptmann der Pioniere, Männer, die ihre Truppenteile verließen, als der Krieg begann, um sich nicht für die Freiheit der Völker zu schlagen.

Ihre Bataillone sind voll von solchen Leuten, und Ihre Sache wäre nicht die jener, wenn sie die der Republik wäre.

Der Marseiller: Aber sind Brissot, Barbaroux, Condorcet, Buzot, Vergniaux auch Aristokraten? Wer hat die Republik begründet? Wer hat den Tyrannen gestürzt? Wer endlich hat das Vaterland in der gefährlichen Zeit des letzten Feldzuges unterstützt?

Der Militär: Ich ziele wahrhaftig nicht auf diese Leute, die sich bei so vielen Gelegenheiten um das Volk sehr verdient gemacht hatten und gegen das Volk Anschläge machten. Was zu wissen mir genügt ist, daß die Bergpartei infolge der öffentlichen Meinung oder aus Parteigeist sich aufs äußerste gegen sie wandte, sie absetzte und ins Gefängnis warf, ja — ich will es vor Ihnen nicht

verschweigen — sie verleumdete. Die Anhänger von Brissot waren verloren ohne diesen Bürgerkrieg, der ihnen die Möglichkeit gab, ihren Feinden zu gebieten. In Wahrheit ist also nur für diese Leute Ihr Kampf von Nutzen. Hätten sie ihren früheren Ruf verdient, so würden sie die Waffen im Hinblick auf die Konstitution niedergelegt, ihren Vorteil dem allgemeinen Wohl geopfert haben; doch es ist leichter, das Beispiel des Decius anzuführen, als es ihm gleichzutun; sie haben sich heute des größten aller Verbrechen schuldig gemacht, sie haben durch ihr Verhalten ihre Entlassung gerechtfertigt. . . . Das Blut, das durch sie vergossen wurde, hat die wahren Dienste, die sie geleistet hatten, ausgelöscht.

Der Fabrikant aus Montpellier: Sie haben die Frage von einem Gesichtspunkt aus betrachtet, der diesen Herren sehr günstig ist; denn es scheint bewiesen, daß die Anhänger von Brissot wirklich schuldig waren; indes: ob schuldig oder nicht — wir leben nicht mehr in Jahrhunderten, da man sich für einzelne Menschen schlachtet! England hat Ströme von Blut für die Familien Lancastre und York vergossen, Frankreich für die Lothringer und Bourbonen; sind wird denn noch in diesen Zeiten der Barbarei?!

Der Herr aus Nîmes: Auch wir haben die Marseiller verlassen, seitdem wir gewahr wurden, daß sie die Gegenrevolution wollten und daß sie sich um besondere kleinliche Streitfragen schlugen. Die Maske fiel, als sie sich weigerten, die Konstitution bekannt zu geben; wir haben damals der Bergpartei einige Unregelmäßigkeiten verziehen. Wir vergaßen Rabaud und seine Klagen, da wir die werdende Republik umgeben sahen von dem widerlichsten Bunde, der sie in der Wiege zu ersticken drohte, weil es galt, der wieder fröhlichen Aristokraten und Europas Herr zu werden.

Der Marseiller: Sie haben uns feige verlassen, nachdem Sie uns durch bedeutungslose Gesandtschaften aufgewiegelt hatten.

Der Herr aus Nîmes: Wir waren guten Glaubens, und Sie hatten den Fuchs unter den Achseln; wir wollten die Republik und haben eine republikanische Konstitution annehmen müssen. Sie waren über die Bergpartei mißvergnügt, und über die Tagung vom 31. Mai; Sie mußten also die Konstitution noch annehmen, um sie zurückzuweisen und müßten sie ihre Aufgabe beenden lassen.

Der Marseiller: Wir wollen gleichfalls die Republik, allein wir wollen, daß unsere Verfassung von Abgeordneten gestaltet würde, die in ihren Handlungen frei wären; wir wollen die Freiheit,

allein wir wollen sie von Abgeordneten empfangen, die wir achten; wir wollen nicht, daß unsere Verfassung Mord und Anarchie beschützt: Unsere erste Bedingung ist: kein Klub, keine oftmaligen Urwählerversammlungen, gebührende Achtung dem Eigentum.

Der Fabrikant aus Montpellier: Es ist greifbar deutlich für den, der erkennen will, daß ein Teil von Marseille die Gegenrevolution will; man gesteht ein, die Republik zu wollen; das ist aber ein Vorhang, den man täglich durchsichtiger macht; man würde Sie gewöhnen, die Gegenrevolution in völliger Nacktheit zu sehen; der Schleier, der sie verbirgt ist nur noch von Gaze. Ihr Volk war gut, doch mit der Zeit hätte man die Masse verdorben, wäre nicht der Geist der Revolution, der über sie wacht.

Unsere Truppen haben sich große Verdienste um das Vaterland erworben, da sie die Waffen mit so viel Kraftentfaltung gegen Sie ergriffen haben, sie durften es der Armee von 1789 nicht gleichtun, da Sie nicht die Nation waren. Der Mittelpunkt der Einheit ist der Konvent, er ist der eigentliche Herrscher, zumal das Volk in Parteiungen zerfiel.

Sie haben alle Gesetze umgestürzt und alle Rücksicht. Mit welchem Recht entsetzten Sie Ihre Verwaltung? Hat man sie denn in Marseille gebildet? Mit welchem Recht durchzog das Bataillon Ihrer Stadt die Bezirke? Mit welchem Recht maßten es sich Ihre nationalen Garden an, in Avignon einzurücken? Der Bezirk dieser Stadt war die erste verfassungsgemäße Körperschaft, da wurde die Verwaltung aufgelöst. Mit welchem Recht maßten Sie es sich an, in das Gebiet der Drome einzurücken? Und warum glauben Sie, daß dies Departement nicht das Recht hatte, zu seiner Verteidigung die öffentliche Macht herbeirufen. Sie haben also alle Rechte vernichtet, Sie haben die Anarchie aufgerichtet, und dann beanspruchen Sie, Ihre Handlungen mit dem Recht der Gewalt zu rechtfertigen; Sie also sind Strolche, Umstürzler.

Sie hatten eine volkstümliche Regierung errichtet, Marseille allein hat sie ernannt; das geschah im Gegensatz zu aller Gesetzlichkeit; es kann nur ein Blutgericht sein; da es ein Gericht der Partei ist; Sie haben diesem Gericht mit Gewalt Ihr ganzes Departement unterworfen. Mit welchem Recht? Sie nahmen sich also diese Machtvollkommenheit, eine Tat, die Sie ungerechterweise Paris zum Vorwurf machen. Ihr Sektionskomitee hat Verbindungen anerkannt, das sind Vereinigungen, ähnlich den Klubs, gegen die Sie Ihre Stimme erheben. Ihr Komitee hat Verwaltungsmaßregeln über Gemein-

den im Departement Var ausgeübt; das also ist die verachtete territoriale Einteilung.

Sie haben in Avignon Leute ins Gefängnis gesetzt, ohne Auftrag, ohne Erlaß, ohne Nachforschungen der Verwaltungsbehörden; Sie haben das Zufluchtsrecht der Familien verletzt, die persönliche Freiheit mißachtet, Sie haben kalten Blutes auf öffentlichen Plätzen gemordet; Sie haben die Geschehnisse erneuert, deren Furchtbarkeit Sie übertrieben und die den Beginn der Revolution schädigten. Ohne nachzuforschen, ohne gerichtlichen Vorgang, ohne die Opfer zu kennen, nur auf die Anzeige von deren Feinden haben Sie sie gefangen genommen, sie ihren Kindern entrissen, durch die Straßen gezerrt und sie unter Säbelhieben sterben lassen; man zählt gegen dreißig, die Sie so hingerichtet haben. Sie haben das Standbild der Freiheit in den Kot gezogen, und haben dies in aller Öffentlichkeit ausgeübt; sie war der Gegenstand von allerlei Mißhandlungen einer zügellosen Jugend; Sie haben sie mit Säbelhieben zerschlagen; Sie können es nicht leugnen; es war heller Tag, über zweihundert Menschen standen bei dieser verbrecherischen Entheiligung dabei; der Zug ging durch mehrere Straßen und kam zur Place de l'horloge. Und so weiter. Ich halte in



meiner Betrachtung und Empörung ein. So also wollten Sie die Republik?! Sie haben den Marsch unserer Armee aufgehalten, indem Sie die Zufuhr zurückhielten. Wie können Sie sich der Klarheit so vieler Tatsachen entziehen, wie sich den Namen von Vaterlandsfeinden ersparen?

Der Militär: Es ist ohne weiteres ganz klar, daß die Marseiller den Unternehmungen unserer Heere geschadet haben und die Freiheit vernichten wollten; doch darum handelt es sich nicht; die Frage ist, ob sie noch hoffen können und welche Partei sie schließlich ergreifen.

Der Marseiller: Wir haben weniger Mittel, als ich dachte; aber man ist sehr stark, wenn man zum Tode entschlossen ist, und wir sind es viel mehr als das Joch der Männer wieder aufzunehmen, die den Staat regieren; Sie wissen, daß ein Mann, der ertrinkt, sich lieber an jeden Strohalm klammert, als daß wir uns zugrunde richten lassen, wir . . . Ja, wir haben alle an dieser neuen Revolution teilgenommen, wir würden uns um der Rache willen schlachten lassen. Vor zwei Monaten hatte man sich geschworen, viertausend unserer besten Bürger zu ermorden; bedenken Sie, bis zu welchem Übermaß man sich heute hinreißen ließe. Man erinnert sich wieder jener Ungeheuerlichkeit, die doch eine der Grundforderungen des Klubs waren; er ermordete einen Bürger, plünderte sein Haus, schändete sein Weib, nachdem man ihr zuvor ein Glas Blut ihres Gatten zu trinken gab.

Der Militär: Abscheulich! aber ist dies wirklich wahr? Ich traue dem nicht, denn Sie wissen, daß man heutzutage nicht mehr an Notzüchtigung glaubt . . .

Der Marseiller: Ja, ehe wir uns solchen Leuten unterwerfen, werden wir das Äußerste auf uns nehmen, werden uns den Feinden anheimgeben, werden die Spanier rufen; es gibt kein Volk, dessen Eigenart hierbei nicht mit der unseren übereinstimmt; es gibt nichts was man mehr hassen könnte. Beurteilen Sie also aus den Opfern, die wir ertragen werden, die Bösartigkeit der Männer, die wir fürchten.

Der Militär: Sich den Spaniern anheimgeben!! — — Wir werden Ihnen dazu keine Zeit lassen.

Der Marseiller: Man kündigt ihr Kommen alltäglich vor unseren Häfen.

Der Herr aus Nîmes: Um zu erkennen, ob die Verbündeten oder die Bergpartei zur Republik hält, genügt mir allein diese Drohung: die Bergpartei war in einem Augenblick am schwächsten, die Erschütterung schien allgemein. Hat sie gleichwohl jemals davon geredet, die Feinde ins

Land zu rufen? Wissen Sie nicht, daß zwischen den Freiheitsfreunden und den Despoten Europas der Kampf auf Leben und Tod geht? Wenn Sie also von deren Seite Hilfe erhoffen, so geben Ihre Führer gute Gründe dafür, daß man sie überfällt; aber ich habe von der Bevölkerung doch eine zu gute Meinung, als daß ich annähme, Sie wären bei der Ausführung eines so feigen Planes in Marseille die Stärkeren.

Der Militär: Glauben Sie daran, daß Sie der Republik einen großen Schaden zufügen würden und daß Ihre Drohung sehr erschrecklich wäre? Wir wollen sie veranschlagen.

Die Spanier haben keine Landungstruppen, ihre Schiffe können nicht in Ihren Hafen hinein. Wenn Sie die Spanier riefen, könnte dies nur Ihren Führern nützlich sein, um sich mit einem Teil ihres Besitzes zu retten; aber in der ganzen Republik gäbe es nur eine allgemeine Empörung; Sie hätten, ehe acht Tage vergehen, sechzigtausend Mann auf dem Halse, die Spanier würden aus Marseille fortschleppen, soviel sie tragen könnten, und es bliebe noch genug, um die Sieger zu bereichern. Wenn die Spanier dreißig- oder vierzigtausend Mann auf ihrer Flotte hätten und in voller Bereitschaft zur Landung, wäre Ihre Drohung entsetzlich; aber heute ist sie nur lächerlich, sie wird Ihren Untergang nur beschleunigen.

Der Fabrikant aus Montpellier: Wenn Sie einer solchen Niedrigkeit fähig wären, so dürfte man in Ihrer stolzen Stadt keinen Stein auf dem andern lassen, und es müßte von heute in einem Monat der Wanderer, der über Ihre Ruinen geht, glauben, hundertjährige Trümmer zu sehen.

Der Militär: Glauben Sie mir, werter Herr aus Marseille; zerbrechen Sie das Joch der kleinen Zahl von Verbrechern, die ihre Führer zur Gegenrevolution waren, errichten Sie wieder Ihre verfassungsgemäßen Ämter; nehmen Sie die Konstitution an; geben Sie den Abgeordneten die Freiheit, auf daß sie nach Paris gehen, sich für Sie zu verwenden; Sie waren irregeleitet; es ist nichts Neues, daß ein Volk durch eine kleine Zahl von ränkesüchtigen Tyrannen verführt wird; zu allen Zeiten haben Leichtgläubigkeit und Unwissenheit der Menge zumeist die Kriege ermöglicht.

Der Marseiller: Nun, mein Herr, wer kann am besten Marseille nützen? Werden es die Flüchtlinge tun, die von allen Seiten des Departements zu uns kommen? Sie haben ihren Vorteil daran, die Tat Verzweifelter anzuregen. Werden es die tun, die uns regieren? Sind sie nicht in demselben Fall? Wird das Volk es tun? Ein Teil kennt nicht

seine Lage, ist blind und zu Bösem begeistert; der andere Teil ist entwaffnet, verdächtigt, erniedrigt; ich sehe also mit tiefer Bekümmernis Unglück ohne Heilmittel.

Der Militär: Darin ist endlich was Vernünftiges. Warum sollte eine gleiche Revolution nicht unternommen werden, gestützt auf eine große Zahl ihrer Mitbürger, die alle guten Glaubens betrogen wurden? Alsdann wird Albitte, der das französische Blut nur schonen will, Ihnen einen getreuen und gewandten Menschen schicken; man wird sich in Übereinstimmung setzen; und ohne einen Augenblick zu verweilen wird die Armee unter die Mauern Perpignans rücken und, vom Erfolg beerauscht, den Spanier die Karmagnole tanzen lassen, und Marseille wird immer der bedeutende Mittelpunkt der Freiheit bleiben, nur einige Blätter wird es aus seiner Geschichte reißen müssen.

Diese glückliche Vorhersage brachte uns die frohe Laune zurück, der Marseiller zahlte frohen Herzens mehrere Flaschen Champagner, die Sorgen und Aufregungen gänzlich zerstreuten. Wir gingen um zwei Uhr nach Mitternacht zu Bett und gaben uns für den nächsten Morgen zum Frühstück ein Stelldichein. Da hatte der Marseiller noch sehr viele Zweifel vorzubringen, und ich aufrichtigsten Anteil daran, ihn zu belehren.

Romain Rolland

Von Gaston Sauvebois

Dieser Aufsatz ist entnommen der ausgezeichneten anthologischen Revue: „Poème et Drame“, die, etliche Zeit vor dem Kriege zu Paris gegründet, als ihr Programm feststellte: die Werke der neuen französischen Generation in den Hauptstädten und Kunstzentren des Auslandes bekannt zu machen; in Frankreich die „besten Werke der jungen ausländischen Meister“ bekannt zu machen; einen geistigen Bund zu bilden der „jungen schöpferischen Eliten der ganzen Welt, durch gegenseitige Kenntnis ihrer Absichten und Zusicherungen“; dieses Bündnis zu festigen durch Übersetzungen, Vorträge, Besuche und andere Kundgebungen. Somit will diese Revue „durch eine kollektive Kunst-Aktion die Gruppierung der wesentlichen Elemente der gegenwärtigen Generation vervollständigen.“

Olivier kam darauf zurück: „Das Leben — was ist das Leben?“

Christophe machte: „Eine Tragödie. Hurra!“

Diese Antwort des Helden von Romain Rolland erleuchtet jäh eine Seele. In dieser Antwort spricht sich eine neue Auffassung des Daseins aus, und sie bedeutet zugleich die heitere Bejahung dieser Auffassung. Jean Christophe*) ist mehr, als der Held eines Buches. Betrachtet ihn

*) Jean Christophe, Roman in 10 Bänden: „Der Tagesanbruch“, „Der Morgen“, „Der Jüngling“, „Die Revolte“, „Der Markt auf dem Platze“, „Antoinette“, „Im Hause“, „Die Freundinnen“, „Der brennende Busch“, „Der neue Tag“.

doch, wie er lebt, sich rührt, denkt, will, schafft! Dieses gigantische Wesen sprengt den Rahmen, in den es hineingedichtet worden ist, und vervielfältigt sich in uns. In unseren eigenen Gedanken und Gefühlen verwirklicht es nun seine stärkste Existenz. Man könnte sagen, daß Jean Christophe bereits der ganzen Welt verwandt ist: so viel Liebe, so viel Sympathie breitet er rings um sich aus, so viel vertrauten Widerhall weckt er in unserem Bewußtsein. Diese Figur entstammt der gemeinsamen Seele der Menschheit und sie gehört einem jeden und allen.

Christophe ist eine Art legendären Wesens, wie es seit den heroischen Zeiten kaum mehr erschienen ist. Die Musik, mit der dieses Wesen wundersam begabt ist, wird zur Weltsprache werden. Von ihr inspiriert, wird Christophe auf den Urgrund aller Empfindungen und Ideen vordringen, und was er sagen wird, wird verständlich sein für jedermann.

Wie ist er stark, gewaltig und grenzenlos! Wie sehr sticht sein mächtiges Walten ab von unserer Kleinlichkeit! Noch sein Werkeltag ist ja ganz durchwirkt von heldischen Dingen. Das Ungewöhnliche und das Einfache verbinden sich in ihm, wie in den Figuren alter Mythen.

Dieser Jean Christophe triumphiert am Ende über all sein Mißgeschick. Er ist der gute Riese; er ist stärker als die Welt und er darf ihr seinen Willen auferlegen. Selbst auf seinen Irrwegen behält er unsere Sympathien, und stets fühlen wir uns mit ihm solidarisch. Denn wir sehen bald nicht mehr das Buch. Es ist uns, als würden die Taten Christophes in der Realität vollbracht, und als gehörten sie bereits der Menschheitsgeschichte an. Dieses Gefühl vertieft sich in uns, weil der Roman in unserer Zeit spielt und uns gleichsam zu Mitspielern werden läßt innerhalb wohlbekannter Dekorationen.

In Christophe vermischt sich das Menschliche mit dem Wunderbaren. Er lebt unser heutiges Leben, aber viel intensiver. Hinter jeder Gestalt des Buches scheint eine geheimnisvolle Deutung zu lauern. Dieser Roman hat zwei gleichwertige Helden: Jean Christophe und die Welt. Die beiden prallen tausendfach aufeinander; und alle diese Berührungen erhalten symbolischen Wert. Es erscheint hier zum ersten Male das europäische Buch, das uns fehlt, das Evangelium des modernen Lebens. Man fühlt einen frommen, keuschen, glühenden Geist und eine schrankenlose Anbetung des Auf-der-Welt-seins. „Die höchste Tugend ist die Freude“, sagt Rolland. Aber die Freude,

darin befindlichen Schweizer und Deutschen lynchen. Wie „Popolo d'Italia“ mitteilt, wurden die beiden Besitzer der Brauerei von der Polizei nach dem Gefängnis geführt, unterwegs aber vom Pöbel blutig geschlagen. . . In Civitavecchio sollte ein Kanonikus als angeblicher Freund Oesterreichs vom Volke gelyncht werden. Man entzog ihn der Volkswut durch Verhaftung. Ueberall dauert die Spionenjagd fort. In Mailand wurde sogar ein Schweizer unter Spionageverdacht eingekerkert.

Gleichfalls der Horn-Korrespondent im „B.T.“, 28. 5. 15

So beklagt sich das Kais. Freiw. Automobilkorps, daß seine Mitglieder auf ihren Fahrten im Dienste der Armeeverwaltung auf die törichteste und obenein auf eine sehr gefährliche Weise belästigt werden. . . So sind zwei Herren als angebliche Spione mehrere Stunden lang festgehalten worden und in einem anderen Falle hatten übereifrige Patrioten sogar ein Drahtnetz über die Straße gespannt, wodurch einem Mitglied des Automobilkorps ein Ohr abgerissen wurde. . . Merkwürdigerweise haben sogar einige Polizeibehörden Ausweise als gefälschte angesehen. Wenn schlechthin amtliche Legitimationen angezweifelt werden, dann ist überhaupt keine Legitimationsmöglichkeit mehr vorhanden.

„B. Z. a. M.“, den 7. 8. 1914

Die Mailänder Bürgerschaft schickte eine Abordnung. . . nach Rom, um die Regierung zu schleunigster Verschärfung des Überwachungsdienstes gegen die Deutschen und Österreicher sowie gegen die Naturalisierten zu drängen. . . Die Blätter bringen Bildnisse der ältesten Freiwilligen des italienischen Heeres. Ein Mann ist zweiundsiebzig Jahre alt. . .

Der Horn-Korresp. im „B.T.“, 10. 6. 1915. unter dem Titel „Fortdauer der Deutschenhetze in Mailand“

KLEINER BRIEFKASTEN

Liebe Leser, in der Presse Berlins und anderswo war den 11. Juni 1915 folgendes zu lesen:

„Beleidigung der Presse.“

In einer am 29. Mai zu Düsseldorf tagenden Vorstandssitzung des bürgerlichen Verbandes der Rheinisch-Westfälischen Presse,

laufes ihn der Polizei zu übergeben. Wolken werden für Flieger, Sterne für Luftschiffe, Fahrradlenkstangen für Bomben gehalten, Telephon- und Telegraphendrähte mitten in Stuttgart sollen zerschnitten, Brücken gesprengt, Spione standrechtlich erschossen und die Wasserleitungen vergiftet worden sein. Es ist nicht abzusehen, wie sich das alles gestalten soll, wenn die Zeiten wirklich einmal schwierig werden. Festgestelltermäßig hat sich bis jetzt auch nicht das geringste Bedenkliche ereignet. Gleichwohl meint man, in einem Narrenhaus zu sein, während doch jeder, wenn er nicht ein Feigling oder gefährlicher Müßiggänger ist, ruhig seine Pflicht tun sollte, wozu die Zeiten ernst genug sind. Schutzleute, behaltet auch weiterhin kaltes Blut! Seid wie bisher Männer und keine Weiber, laßt Euch nicht ins Bockshorn jagen und habt die Augen offen, wie es Eure Schuldigkeit ist! Der Polizeidirektor.“

„Vorwärts“ und die übrige Presse, den 10. 8. 1914

. . . Weil jeder auf das Wesentliche sein Augenmerk haben soll, ist es nicht gut, wenn allerlei pikante Allotria in Umlauf gebracht werden. . . So ist es schon mehrfach vorgekommen, daß deutsche Offiziere in Uniform als Spione auf die Polizeiwache geschleppt worden sind. Wenn z. B. jemand mitten auf dem Potsdamerplatz Notizen macht, so ist er deshalb noch kein Spion. Daß Russen in Verkleidung durch Berlin gehen, das erklärt sich zu einem Teil in dem Bemühen der ängstlich gewordenen Leute, sich unkenntlich zu machen. . . Aber sie zu verprügeln ist kein Grund vorhanden, wie denn überhaupt in diesem Punkte ein kultiviertes Benehmen zu wünschen ist.

„B. Z. a. M.“ 4. 8. 1914 unter dem Titel „Spione und Spionenjagd“

die aus beiden Provinzen sehr zahlreich besucht war, ist nach der „Köln. Ztg.“ die folgende Entschliebung einstimmig angenommen worden: 1. In einem in einer ausländischen deutschfeindlichen Zeitschrift veröffentlichten Artikel hat Prof. Karl Bücher, der an der Universität Leipzig eine Anstalt zur berufsmäßigen Ausbildung von Journalisten errichtet, die folgenden Sätze niedergeschrieben: „Die Presse hat in allen Ländern ohne Ausnahme sich den Anforderungen des Krieges nicht gewachsen gezeigt. Sie hat ein beschämend geringes Bewußtsein von ihrer Pflicht offenbart, der Wahrheit und nur der Wahrheit zu dienen. . . So konnte dem wirklichen Kriege ein Preßfeldzug zur Seite treten, in dem mit den verwerflichsten Mitteln gekämpft wird und die schmerzlichsten Wunden des Schlachtfeldes immer weiter aufgerissen und vertieft werden. Gegen diese Flut des Völkerwahnsinns und der Bosheit aufzutreten, mag leicht als ein fruchtloses Beginnen erscheinen. Muß jeder derartiger Versuch doch mit dem Verzweiflungsschrei beginnen, daß, was wir seither als eine der besten Früchte der Kultur betrachtet haben, die Zeitungspressen, dieses Namens unwürdig, daß sie ein Tummelplatz der Unkultur geworden ist.“ 2. Eingestandenermaßen hat Professor Bücher in diesen Vorwurf auch die deutsche Presse einbeziehen wollen. 3. Der Verband der Rheinisch-Westfälischen Presse erhebt durch seinen Vorstand gegen diese durch nichts erwiesenen und der Wahrheit widersprechenden Behauptungen des Herrn Prof. Bücher den schärfsten Einspruch und weist den den Stand der deutschen Journalisten tief beleidigenden Vorwurf deshalb um so entschiedener zurück, als sein Urheber sich für berufen hält, den Nachwuchs der deutschen Journalisten für den Beruf zu erziehen. 4. Alle, denen Einsicht und Urteil über Wesen und Wirken der deutschen Presse zusteht, darunter der deutsche Reichstag, die Bundesparlamente, die Reichs- und Bundesbehörden und unsere Heerführer, haben im Gegensatz zu Prof. Bücher die großen Verdienste anerkannt, die sich die deutsche Presse um die Sache des Vaterlandes, die die Sache der Wahrheit ist, erworben hat. Ohne das opferfreudige, selbstlose Wirken der Presse, die von Tag zu Tag aus warmem Herzen und mit einem unermüdlichen Aufgebot geistiger Kräfte die einheitliche, patriotische, öffentliche Meinung ausspricht, die Zuversicht, das Vertrauen und den Opfermut wach- und hochhält, die Schatten des Pessimismus verscheucht und die im Interesse des Vaterlandes die schwerste Entsagung ausübt, die dem Politiker auferlegt werden kann, würde dieser Krieg nicht durchzuführen sein. An all dem und an vielem anderen, das der deutschen Presse anzurechnen ist, ist Prof. Bücher verständnislos vorübergegangen, als er jenen Vorwurf erhob. Für all das hat er kein einziges Wort der Anerkennung gehabt.“ Ich gestehe, ich habe diese merkwürdige Kundgebung nicht gleichmütig genossen. Und nach der Lektüre der Sätze des Herrn Professor Bücher ist es auch mir rätselhaft, wie dieser Mann soviel Weltfremdheit besitzen konnte, sich für geeignet zu halten, den Nachwuchs der deutschen Journalisten für den Beruf zu erziehen!

M. P. Abermals muß ich Franz Bleis Ode an die Liebenden aus technischen Gründen zurückstellen.

FREUNDE DER AKTION!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal ab. Damit in der Zustellung keine Unterbrechung eintritt, ist das sofortige Erneuern des Abonnements notwendig.

Wiederholt sei darauf hingewiesen, daß der Roman Sophie von Franz Jung nur beim direkten Bezug vom Verlage unseren Abonnenten zum Vorzugspreis von Mk. 1.— für das gebundene Exemplar (statt Mk. 3.—) abgegeben werden kann.

Auf die Künstlerkarten der AKTION, die für unser Blatt agitieren sollen, sei immer wieder hingewiesen.

Freunde, werbet neue Abonnenten (auch für die Büttenausgabe).

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Max Oppenheimer: Der Dichter Franz Werfel (Titelzeichnung) / Francis Jammes: Ländlicher Taufpsalm / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / H. K. Chesterton: Noch Einiges über Shaw / Ferdinand Hardekopf: Rapidität / Hanns Johst: Andante / Carl Weiß: Sommertag / Rudolf Großmann: Federzeichnung / Georg Hecht ist tot / Georg Hecht: Leichnam / Jomarr Förste: Erinnern / Paul Kraft: Grauen / Walter Ferl: Abschied im Frühling / Kurd Adler: Feierstunde / Arthur Segal: Original-Holzschnitt / Ich schneide die Zeit aus V / Kleiner Briefkasten / Notiz

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke
Prospekt kostenlos

Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

F R A N Z J U N G

Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

CARLEINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

Verlag DIE AKTION

F R A N Z B L E I
Gesammelte Schriften

6 Bände

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

P A U L C L A U D E L
G O L D H A U P T

Ein Trauerspiel in drei Teilen

Hellerauer-Verlag, Hellerau bei Dresden



ALFRED WOLFENSTEIN
Die gottlosen Jahre
Gedichte

Geh. M. 3,50

S. Fischer, Verlag, Berlin

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen
Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Homeyer u. a.
50 Stück M. 1,—, 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages



LEO N. TOLSTOI
Besinnet Euch
100 Seiten Preis 30 Pfg.
EUGEN DIEDERICH'S
VERLAG IN JENA

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN

Roman. Erste vollständige Ausgabe
Deutsch von Raphael Loewenfeld

Eugen Diederichs Verlag in Jena

C A R L S T E R N H E I M

Aus dem bürgerlichen Heldendasein

Fünf Komödien. Geheftet jede M. 3,—

INSEL-VERLAG, LEIPZIG

T H E O D O R D A E U B L E R
D a s N o r d l i c h t

Epos in drei Teilen

Wir wollen nicht verweilen

Autobiographische Fragmente

H e s p e r i o n

Eine Symphonie

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

F R A N Z M E H R I N G

DIE LESSING-LEGENDE

Vierte, unveränderte Auflage

Gebunden M. 3,—

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart

D I E A K T I O N

Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—

Jahrgang II und III je Mk. 15,—

Jahrgang IV Mk. 12,—

Von den Jahrgängen II, III und IV sind einzelne Ergän-
zungsnummern (à 30 Pfg.) zu haben.

Die Preise der kompletten Jahrgänge beziehen sich auf ungeb. Exempl.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
DER AKTION

Nr. I (selten)

Mk. 2,—

Nr. II—V

à 50 Pfg.



FREDERIK VAN EEDEN
Glückliche Menschheit
Essays

Geh. Mk. 4,—

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke,
Zeitschriften
und übernimmt auch deren Expedition.
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzb. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ²⁹/₃₀

INHALT: Ludwig Meidner: Theodor Barth, der Vorkämpfer für Völkerfrieden und Demokratie / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Francis Jammes: Pflanzen / Rudolf Börsch und Albert Michel sind tot / Albert Michel: Wir Jungen / Kurd Adler und Hans Koch: Verse vom Schlachtfelde / Grosz: Der Mörder (Federzeichnung) / Jomar Förste: Raja II / Walter Rheiner: Der Platz / Paul Boldt: Das Bad des Blinden / Fritz Heckerling (Wien): Roter Abend / Mia Morgenroth: Der See; Nacht im Gebirge / Diane Paalen: Gedanken / Wilhelm Klemm: Groteske / Hans Reimann (Leipzig): Grotesken / Stefan Wronski: Distichen / Mynona: Der Armleuchter als Handtuchhalter / Franz Pfemfert: Aus dem Dunkelsten ... / Die zeichnende Satire / Strohmeier (München) Original-Holzschnitt / Victor Fraenkl: Von „Deutschsprechungen“ und anderem. Ein Brief / Ich schneide die Zeit aus VIII / Kleiner Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

C A R L E I N S T E I N N E G E R P L A S T I K

in Halbpergament geb. M. 14,—

Man weiß allgemein, daß die viel diskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Kunst ausübte; aber die Urbilder dieser Negerkunst waren nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 119 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen jeder Kunstfreund sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann. In einer knappen Einleitung analysiert Carl Einstein auf der Basis prinzipieller kubistischer Anschauungen die Vollkommenheit dieser plastischen Kunst.

Außer den weitesten Kreisen der Kunstforscher und Liebhaber sei das Werk allen Ethnologen und Folkloristen sowie Freunden unserer Kolonien aufs angelegentlichste empfohlen. Man versäume nicht, es sich in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen zu lassen.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

R E N É S C H I C K E L E B E N K A L, D E R F R A U E N T R Ö S T E R E I N R O M A N

G E H E F T E T M. 3,—; G E B U N D E N M. 4,—

Wer im heutigen Deutschland, wo immer noch das dickaufgetragene „Gemüt“ den beglaubigten Idealismus repräsentiert und höchsten Marktwert hat, ist entwickelt und hellhörig genug für die Reinheit und Freiheit dieses dichterischen Evangeliums?

Professor Ernst Stadler in der AKTION, Nr. 34/35.

„Weiß Deutschland, daß der Krieg, der heute zwischen Deutschland und Frankreich tobt, schon kurz vor seinem Ausbruch in einem Roman beschrieben ist, der nicht etwa eine billige Liebesgeschichte mit Kriegsschilderungen in einer vulgären Sprache verbindet, sondern ganz dichterisch ist und zugleich eine sehr tiefe Psychologie Frankreichs gibt?

Frankfurter Zeitung über „Benkal“.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 24. JULI 1915

Flaubert und George Sand

Von Heinrich Mann

Sie hat die Selbstsucht abgelegt, in dem Maße, wie die Leidenschaften von ihr ließen. Was sie mit Musset bestand, war Kampf. Der gefährliche Kranke riß manchmal seine barmherzige Schwester in seinen Wahnsinn hinüber; und sie ergab sich, nicht ohne Selbstbetrug, der Wollust solcher Folterung. Übrigens hatte nicht er sie auf den Weg der krankhaften Leidenschaftlichkeit geführt; er begegnete ihr dort und sprach sie als Verwandte an mit Versen auf ihr Erstes, „Indiana“. Das ist das weibliche Empörerbuch von 1830; der Gatte stellt darin einen rohen Sklavenhalter vor, der Liebhaber einen gemeinen Egoisten. Psychologie mit aufregenden Zwischenfällen. Männer fallen in Ohnmacht. Der Geist der soeben abgelaufenen Epoche schlägt schwül und zweideutig heraus: politische Finessen und Sophismen verquickt mit einer gewollten Gläubigkeit; Nationalökonomie und Gespensterfurcht. Sie wird allmählich gerechter und gelangt zum Frieden und zum Idyll, zu den bescheidenen, wohlthuenden Reizen von „La Mare au Diable“. Man fühlt sich im Herzen der Natur, verspürt eine Intimität mit ihr, die, wie bei Lafontaine, nur dem Entwöhnten nach Fabel aussieht. Unwahres ist nicht darin, obwohl das Unappetitliche ganz leicht, im Hintergrund, angedeutet ist. Aber das Land ist echt und echt sind die Seelen. Nur die Kleider sind ausgelüftet. Die Natur duftet, der Bauer ist geruchlos. In seine dialektfreie Sprache ist hier und da ein Wort in Kursivschrift eingefügt, das wohlherzogenen Schäfern zu sagen scheint: „Mich dürft ihr anwenden.“ Denn schließlich ist dies alles Schäferei für Städter, die wieder einmal zur Natur zurück sollen. George Sand hat sie aus der prunkenden Abenteuerliteratur jener Tage von Zeit zu Zeit in ihre Welt geholt, wo man auf klassische Weise, nur gerührt, um stille, schlichte Seelenvorgänge besorgt ist. Seit Rousseau, in dessen Neuer Heloise die erste Frau des achtzehnten Jahrhunderts sich zeigt, die wieder etwas anderes ist als eine Vergnügungs-

maschine, scheint „Zurück zur Natur!“ immer zu bedeuten: „Zurück zur Frau!“ In George Sand liest man keinen Schriftsteller: man erlebt das weibliche Genie selbst, mit seiner Neigung, zu versöhnen, das Gute und das Wahre in einem zu fühlen. Beim Zusammenklingen dieser beiden Worte hätte ein sehr männlicher Künstler, Flaubert, in der Zeit, als er sich noch unerschütterlich wußte, eine ungeheure Lache angeschlagen. Und später hätte er den Kopf gesenkt. Er ist nicht der Mann des Friedens und der Natur; und legt er sich auf einen Rasen, wird ihm bang, daß Gras über ihn wachse. Er ist der Mann der Kunst und ihrer Qualen. Die Frau hegt tiefe Verachtung für die Kunst. Was ist sie George Sand! Sich ihretwegen martern? Einer Vollkommenheit zu Liebe, die künftige Geschlechter bestaunen sollen? „Ein gesundes, frisches Talent ist immer fertig zur Inspiration.“ „Der Wind spielt auf meiner alten Harfe, wie er mag, bald hoch, bald tief, bald falsch.“ Im Äußerlichen darf ein bißchen betrogen, ein Roman nachträglich „mit Lokalfarbe bestreut“ werden. Was liegt daran, wenn das Herz richtig geht, wenn das Werk ihr selbst und anderen wohl tut? Die Kunst hat dem Leben zu dienen. In George Sands Schloß geht in Winternächten, nachdem alle Dienstboden entfernt sind, bei verschlossenen Laden ein geheimnisvolles Wesen an, daß vorüberwandernde Bauern die fremdartigen Reden und Schreie für Teufelei halten. Es wird aber Theater gespielt: was in dieser Verschwiegenheit romantisch prickelt und einen Vorwand für Verkleidungen und kleine feine Soupers abgibt; ein loses Schema wird mit eigenen Erfindungen ausgefüllt, wie jedem das Herz sie eingibt; und die Kinder werden amüsiert, geübt, belehrt und gebessert. Mit demselben Nutzen improvisiert sie ihre Romane; und hunderttausend Leser sind um sie geschart, statt der Kinder. Die Verstiegenheit des priesterlich von der Welt gelösten Künstlers wird sie zärtlich und mitleidig belächeln, und von dem ganz Hohen, ganz Unwirklichen, von Saint-Antoine, muß sie fassungslos geblendet werden.

Wie immer, wenn Mann und Frau einander ergründen, stellt in dieser Freundschaft das weibliche Genie sich als das mehr gegenständliche, wirklichkeitsfestere heraus. In George Sands frühesten Büchern sind schon physiologische Beobachtungen, die nie ein Mann gemacht hat: tiefe Kleinigkeiten aus dem weiblichen Wissen um Kinder, Krankenpflege, den Sinn physischer Besonderheiten. Nicht sie ist, die sich das Leben mit unverrückbaren Idealen verstellt. Sie weist den galligen Träumer darauf hin, er scheine sich das „Glück“ gar zu sehr als etwas Mögliches zu denken; sie gibt sich zufrieden, wenn sie eine seltene Pflanze findet, sei es auch neben einem Haufen Kot. Nicht für sie ist der Roman eine Zuflucht außerhalb des Lebens. Selbst im Historischen sieht sie kein Mittel zur Kunst, sondern eins zum Menschlichen. Sie zieht sich in die Geschichte nicht zurück: sie macht Gegenwart und Vorbild aus ihr. Immer wieder verfällt sie auf die Revolution und schreckt auch vor 1793 nicht zurück, denn nie handelten Menschen unerwarteter, also amüsanter als damals, und ein Gewebe wie „Cadio“ nährt unerschöpflich die Neugier, die in gewöhnlichen Individuen den inneren Rückprall großmenschlicher Ereignisse zu verstehen suchen darf; aber ihr richtiger Lohn ist doch 1789, dieses arkadische Verbrüderungsfest, dieses weite Morgenrot, in das eine bis zur All-Liebe verklärte Menschheit starrt. Und ihre „Nanon“, worin dies geschieht, ist vollkommen irdisch. Sanftmut und Güte sind nicht erschwindelt; der reine Wirklichkeitssinn hält sie uns vor. „Da seht!“ Wir fühlen: wer dieses Jahr der Menschlichkeit im Innern miterlebte, kann nie mehr verzweifeln.

George Sand hat es irgendwie erlebt, vielleicht einfach, indem sie alt ward. Sie weiß, ihre jetzige Ruhe, ihre „Tugend“ (ein „emphatisches, dummes Wort“, das nur besagt, man sei notgedrungen unschädlich) sind kein Verdienst; aber sie können dazu dienen, daß man seine Freunde glücklicher macht und daß man sie in Bücher verbreitet, die auch wieder Menschen glücklicher machen. Die Kunst ist ein Weg zum Glück; nur einer. Viel besser noch, man füllt seinen Sinn mit Pflanzen und Tieren, man „trinkt die Unendlichkeit“; denn dies ist des Menschen Bestimmung, weil es sein Traum und seine Leidenschaft ist. Alles lieben, was einen umgibt, alle Meinungen, alle Geräusche. Sie bittet für die Achtundvierziger, die in die Éducation sollen; und sie lehrt den großen Unglücklichen, den sie wartet, das Kreischen der Ketten an den Schleppschiffen auf der Seine ertragen.

Sich einfügen in die große Ordnung, Logik, Gelassenheit noch bei Umwälzungen, die der Natur eignet. Den, der aus der Schale der Wahrheit trank, erbittern keine Eintagsfragen mehr. Das Interesse am Ich, das auch nur den Tag währt, schwindet; und ihre ganze Lebensarbeit empfindet sie nur noch als eine Stufe, über die ihre kleine Enkelin zu höherer Weisheit und mehr Güte steigen soll, als ihr selbst erreichbar waren . . . Beruhigt und verschönt, gerechtfertigt durch ein edles Altern, in den großen, animalischen Augen, die von der schwarzhaarigen, bleichen Liebenden übrigblieben, den Augen einer „sphinx bon enfant“, nicht mehr den verdächtigen Carlo Dolci-Blick ihrer christlichen Barmherzigkeit von einst; heidnischer, mit freier, verständnisreicher All-Liebe, eine warmblütige Faunin, trägt sie Trost und Segen der Natur in das alte Klosterzimmer, wo ein durch lange Unnatur Erschöpfter ringt.

VI

Er schreibt ihr: „Gestern Abend habe ich ‚Die Andere‘ gesehen und habe mehrmals geweint. Das hat mir wohlgetan. So. Wie das zärtlich ist und begeisternd! Mein bedrücktes Herz hat in seiner Spannung nachgelassen. Jetzt wirds, glaube ich, besser gehen!“ Sie prüft ihr Stück nicht als Kunstwerk; das Erleichternde ist, daß ihm dies nicht in den Sinn kommt, oder erst später; daß die Macht ihrer Menschlichkeit die fixe Idee der Kunst für Augenblicke aus seinem Bewußtsein zu drängen vermag. Die Kunst, die ihm Absehen und Enthaltung vom Leben ist, kalte Herrschaft über das Leben, unerbittlich gegen die Menschheit, deren letzter Richter sie ist, und gegen den Künstler, den sie erschöpft: hier zeigt sie sich verbündet mit dem Leben, gütig gegen alle, leicht für den, der sie übt. Es geschieht, daß in einem Werk wirklicher Schönheit, George Sands Novelle „Marianne“, ein Mensch, der ihm ähnelt, erlöst und beglückt wird. Auch jener hatte sich, noch jung, aus dem Leben zurückgezogen, weil es dem in Unmögliches Verliebten nichts zu bieten hatte als Schmerzen. Und dennoch wird dieser Mensch glücklich; und wird es, wie die Menschen es bei George Sand werden: umwoben von all dem Klang und Duft des Glückes, den sie auszubreiten weiß. Flaubert sieht: Das hat sie für ihn getan! Sie hat ihre Poesie aufgeboten, jene Einfachheit in der Fülle, die Ehrfurcht einflößt, um ihm zu sagen, ihn fühlen zu lassen: Du bist nicht verloren; nicht mit diesen einsamen Qualen und diesem Verzicht wirst du schließen.

Und wenn es eine wäre, die törichte, wenn auch

gütigen Herzens neben seinem Schicksal herginge! Sie aber dringt ein; sie durchschaut ihn. Durch seine anscheinend so mitteilsame, spottlustige Fröhlichkeit wird sie nicht getäuscht. Darunter, weiß sie, verbirgt sich Elend und in seiner Vereinsamung neben einem hohen Stolz auch tiefes Mißtrauen gegen sich selbst, viele Zweifel, samt Scheu vor der Lächerlichkeit enttäuschten Ehrgeizes. Daß er im Grunde Furcht vor dem Leben gehabt hat: er würde es niemand verraten; ihr aber gesteht ers; weiß sie doch schon. Wie vieles sagt er ihr, was sonst nie über seine Lippen käme! Daß er mit dem Alter immer weiblicher empfindsam wird; daß er als Fünfzigjähriger Verständnis und Sympathie für den Selbstmord Liebender hat; und sogar: „Ich bin nicht so dumm, daß ich Phrasen lieber habe als Wesen.“ Wozu ihr gegenüber bei der Fiktion beharren, als sei seine Härte etwas anderes denn vergewaltigte Zärtlichkeit? Längst kam sie hinter das Geheimnis seiner angreiferischen Laune. „Du bist zu zornmütig, das heißt: zu gut.“ Er glaubt, zu hassen, und erwidert nur, um sich Mut zu machen zu seiner Einsamkeit, vorweg den Haß, den er auf allen Seiten wittert. Lieber würde er lieben; würde schreiben wie George Sand, wenn das sein Schicksal hätte sein können. Man ahnt zuweilen, hellseherisch aus Sehnsucht, wie leicht, wie frei man sich mit Hilfe gewisser Anlagen bewegt haben würde, die ganz sicher irgendwann in einem lagen — man glaubt, den leeren Fleck zu spüren — und die einem auf nicht mehr erinnerliche Art verloren gingen. Die Neugier nach dem Anderssein; der Drang nach Vervollständigung einer auf immer beschränkten Menschlichkeit: Das ist der Boden der Freundschaft Flauberts zu George Sand.

Er sieht, daß die Siebenzigjährige sich nicht glücklicher nur, auch junger fühlt. Aber dazu muß man aus ihrem Blut sein; denn sie „hat ihre mütterlichen Wurzeln unmittelbar im Volk und spürt, wie sie auf dem Grund ihres Wesens immer noch leben.“ Sie liebt es, sich als Volkskind darzustellen. Flaubert weiß sich überall im Gegensatz zu dem Stand, aus dem er kam. Dafür entdeckten seine Feinde (und nach ihnen auch Nietzsche): Dieser Bürgerhasser ist selbst ein Bürger. Es wäre merkwürdiger, wenn er keiner wäre. Gute Satiren schrieb nie jemand, er hätte denn irgendeine Zugehörigkeit gehabt zu dem, was er dem Gelächter preisgab: ein Apostat oder ein Nichteingelassener. In Satiren ist Neid oder Ekel, aber immer ein gehässiges Gemeinschaftsgefühl. Einem Fremden gelingt keine. Flaubert behauptet das

reine Künstlertum, eine Mandarinenstellung außerhalb der Klassen. George Sand weiß es besser, menschlicher: „Es gibt keine absoluten Literaten.“ Denn der Künstler ist kein eigener Typus; er ist nur ein Ende, das Ende eines Stammes, seine Spitze, die am zartesten schwingt. Er bildet keinen Stand; er ist nur die Verklärung dessen, der ihn hervorbrachte. Tiefe und dunkle Geschlechter, die lange in Gesundheit, guter Laune und Geduld ihren Körper betätigt, ihren Geist gespart, das Leiden geehrt, eine Vorliebe für Rührendes, für alles, was, trotz der Vernunft, zum Herzen spricht, gepflegt haben: diese steigen endlich ans Licht mit der natürlichen, gefühlvollen und wohltätigen Kunst George Sands. Flauberts Vorfahren sind, bis in weite Vergangenheit, sitzende Bürger, bedacht auf den Geist, der zum Schaden ihrer Körper sich anhäufte, auf die Ideen, die mit ihren Zirkulationsstockungen entstanden; haben sich immer enger spezialisiert, sich immer weniger der Menschheit und immer mehr Begriffen zugerechnet, der „Wissenschaft“ oder einer „Firma“, sind in dem, womit sie sich umgaben und wonach sie sich bildeten, immer „historischer“ geworden und damit immer unnatürlicher, denn die Natur hat nur Gegenwart; und geschieht es, daß ihre Triebe schöpferisch werden, dann formt sich, über dem Leben, aus Feindseligkeit gegen das Leben und aus Schwäche vor ihm, das reine Kunstwerk. Der Ästhet, dieser, bis der tiers état mit sich selbst fertig ward, Unbekannte, ist die letzte Inkarnation des Bürgers.

PFLANZEN

Von Francis Jammes

Ihr Ursprung

Ph. Van Tieghem, Abhandlung über Botanik, zweiter Teil, Seite 1040: „... Warum nur die Frage um die Ursprünge so einschränken, indem man dem Pflanzenwuchs auf der Erde eine irdische Herkunft zuschreibt? Die Erde ist nur ein sehr kleiner Teil des Sternenganzes, ihr Pflanzenwachstum nur ein sehr kleiner Teil vom Wuchs im Weltall. Die schon für pflanzliches Leben geeignete hat sich mit Pflanzen bevölkert, wie sich noch heute eine neu aufgetauchte Insel oder ein herabgeschleuderter Block mit lebendem Grün bedeckt: durch zufällig aus benachbartem Sand herangetragene Keime. Der einzig mögliche Einwand ist der, daß die Erde im Raum stofflich abgesondert für sich sei. Aber das wird nicht jeder zugeben. Die Sternschnuppenfälle widerlegen ein solch völliges Abgeschlossenheit. Es genügt, daß bloß

einmal, oder doch selten, etliche, durch Meteorsteine oder irgendwie anders beförderten Keime die erkaltete Erdkugel erreicht hätten. Und wäre nun die Erde mit ihnen besät gewesen, dann hätte sich jeder entwickelt wie der Urkeim vor seinem Scheiden.“

Ich habe über diese Annahme nachgedacht: Ebenso wie ein auf den Mars oder auf den Mond gelangter Mensch die Erdgesetze, die er in sich trägt, nicht gänzlich abstreifen könnte; ebenso wie sein Urbestand gleich dem Grundstoff eines Blumensamens verharren bliebe; ebenso wie er, wenigstens überwiegend, irdisch zu denken fortführe . . . Ich sage mir: diese Rose, auf unsre Erde verschlagene Rose, diese Iris, diese Orchidee, diese Wasserlilie befolgen dann wohl Regeln, die ihnen ihr früheres Vaterland mitgegeben hat: vielleicht der Mond, vielleicht der Mars . . .

Aber aus dieser Annahme des Van Tieghem muß man weiter schließen: da jede Welt durch eine andre besät worden ist, muß eine sein, die aus sich selbst heraus Pflanzen getrieben hat. Da haben wir den Garten des Paradieses. Doch man braucht nicht gleich wieder mit Streit anzufangen. Ich komme einfach auf dieses: es ist angenehm, sich vorzustellen, daß zum Beispiel diese Japablüte erst einschlafen mag, wenn es Abend wird auf dem Stern, woher sie stammt, das heißt, wenn der Tag anbricht auf der Erde.

Die rote Taubnessel

Sie gehört in die Reihe der sich selbst bestäubenden Pflanzen: das will besagen, daß sich manche ihrer Blüten niemals erschließen. In einem purpurnen Gefängnis, unter der immer zugezogenen Krone, verläuft das Dasein des Fruchtknotens und der vier Staubbeutel. Welches Geheimnis verbirgt sich in der Liebesleidenschaft dieses Weiblichen, einer Frau, die vier Gatten ausgeliefert ist, zwei kleinen, zwei großen. Nach der Befruchtung des Stempels verweilt die Blüte nicht mehr im Hellen, sie fällt ab, sie verkriecht sich in den Boden, und dort, im Grab, gebiert sie ihre Körner.

Ihr Wappen

Jede Pflanze besitzt ein Wappen, worin ihre Legende steht. Der Stolz der Hyazinthe beruft sich in ihren Kelchblättern auf das gelockte Haar der Jünglinge und die weichen Wellen der Amaryllis und der Chloe.

Der Schaft der Hyazinthe bildet den Schäferstab, und jede Krempe ihrer Blumeneinschnitte formt sich zum Horn eines Bockes. Ihre Zwiebel ist die Kürbisflasche des Hirten.

Diese Sinnbilder seien also den Schafhirten zu eigen!

Der spanische Flieder, Kaiser des Frühlings, herrscht mit dem blauen Zepter aus lauter zerbrechlichen Herzen. Und diese Herzen, verstreut auf himmelfarbenem Grund: ich weihe sie den kleinen Kindern, die im April starben, am selben Tag, da sich ihre Seelen einem unbekannten Übelsein geöffnet hatten.

Ihr Gesicht

Wer möchte vermeinen, daß die Pflanze das Licht sucht und es in sich saugt? Mit einem Wort, daß sie dafür empfänglich ist? Licht empfangen, bedeutet sehn. Nebensache, ob die Sonne von den Einzelzellen des Blattes aufgenommen wird oder von denen der Netzhaut . . . Ja, der Gesichtssinn spielt sogar eine höchst wichtige Rolle bei den Gewächsen: sie brauchen das Licht, um sich zu nähren. Eine blinde Pflanze stürbe vor Hunger.

Ihr Wahnwitz

Ich habe gelesen, daß das Leben der Süßwasserfische ganz auf ein Ziel gerichtet ist: gegen die Strömung zu wirken, denn sie sterben im Meer. Ich sinne über Bäume, die, auch sie, auf der ewigen Suche sind nach ihrem Gleichgewicht in der Luft. Mit welcher langwierigen Sorge hat diese Eiche oder diese Zeder ein Gerüst aufgeschlagen, einen Zweig vorgeschoben und damit die Schwere der vorher entsproßenen Äste ausgeglichen. Der Stamm und dazu die Wurzeln, die mit dem ganzen Baum übereingestimmt sind, könnten auch ein riesiger Spazierstock sein, und die Finger der Erde wären um seinen Knauf geklammert. Aber dies hier ist ein Stock, der tätig ist, damit er aufrecht bleibe: aus seinem Urwesen drängend übt er das Auf und Ab von Seiltänzerarmen. Das ist die Aufgabe des Baumes: eine Aufgabe, verwickelter noch und möglicherweise noch rührender, als ich diesen Feigenbaum hier nicht allein um seinen Halt, auch noch um das Licht ringen sehe. Genötigt, seine Fülle hoch hinauf zu heben, ins Freie, wo er zu atmen vermag, sank er hin, strebten nicht die Wurzeln seinem Sturz entgegen: mit aller Kraft verknüpfen sie sich der Mauer. So gleicht das Leben dieses Feigenbaumes dem eines Künstlers: im Verlangen nach Licht und in der Schwierigkeit, sich zu halten.

Es gibt Apfelbäume, denen die Schöne ihrer Früchte lieber ist als die Wahrung ihres Gleichgewichtes: sie brechen zusammen. Sie sind wahnwitzig.

(Deutsch von Hegner)

RUDOLF BÖRSCH
zwanzigjährig, wurde, Ende Juni, als dienst-
pflichtiger Soldat, in Galizien getötet.

ALBERT MICHEL
zwanzigjährig, wurde, Ende Juni, als dienst-
pflichtiger Soldat, im Westen getötet.

WIR JUNGEN

Wir wanken angestrengt,
gepeitscht, gehetzt, entzwei gerissen;
und möchten doch nicht Freude missen
und Licht und Tag . . .

Doch unser Herze trauert.

Wir wissen nicht, was uns bedrängt
und fürchten immer einen Schlag,
der irgendwo im Ungewissen lauert.

Albert Michel

VERSE VOM SCHLACHTFELD

Meiner Mutter!

Seltsam kam es. Wie ein Auferstehen
aus des Lebens tiefstem quellenden Segen.
Mitten in Schreien, heißen Bildern und Fahrten
stiegen sie auf. Gesichte von zarten
Händen, die überm Bett meiner Kindheit sich
regen.

Hoffendes Streicheln, Stolz und staunendes Stehn
erschrockener Augen, als früher Trennung Be-
wegen

aufbrach und schied. Doch ein schweigend Be-
scheiden

hüllt sie voll Demut ein. Und war ganz lautlos
und schön.

Sorge vergrub sich in Nächten, auf daß die Tage
im Licht

flammen konnten und gleicher Jubel das Haus
heller mache. Und alles bittere Erleiden
versank in Sonne. In Sonne, die gierig sog
Blut und Jugend und Seele. Doch ihr Gesicht
blickte noch gläubig auf jede Hoffnung, die trog,
sehnte um jeden Schritt der gleitenden Füße.

— — — — —
Die Welt ward wirr, verzerrt und brannte aus,
und nur die Mauern der verkohlten Güter
ragen sehr nackt und groß und ohne Süße.
Des Lebens Brückenkopf stürzt krachend ein.
Begrub die Künste, Mädchen und die Brüder.
Ein fremder Wind riß an Vergangenheiten.
Das bunte Leben drückt der Tod ganz klein.
Ein Tor sprang auf. Hellblauer Kindheit Schein
umfloß die Mannheit. Sieh: es strahlt ein Stern:
uns Beiden.

Kurd Adler

Während der Schlacht

Mein Haus wohnt in verwurzelter Erde.
Darüber verfilzt die Schlacht zu irrem Gespinst.
Urwaldröhren umgittert den Takt meiner Pulse,
Schwälle wuchten mich an wie feindliche Fäuste:
Ich träume unter dem Schotter von Eisen und
Mord.

Fette Pinguine, die unbeflügelt rauschen,
Und Kolibris, die kupfern singen,
Reisen vom Spätrot ins Mondlicht der Nacht.
Aus keinem Stern taut ein Erbarmen nieder.
Mein Herz ist wie mit Bohlen ummauert,
Mein Haupt so schwer, als stützte mein Arm
einen Sandsack . . .

Drei Kerzlein halten mürrisch bei mir Wacht.
Am Brett hängt ein Spiegel, ich gähne drein —
Dann bin ich erschrocken und hatte schmerzhaft
gelacht,

Nicht, weil ich mich sah — zwei Fliegen nur, die
sich begatten . . .

Und es schüttelt und zischt: die beiden sind
trunken

In ihren Flammentod gesunken.

Hans Koch



Grosz: Der Mörder

RAJA II.

Den Kopf gestreckt, tierhaft und fast vollendet
 Hat sich ihr Augenweiß zum Nebentisch gewendet.
 Ihm rast ein Zittern herzwärts an die Lunge,
 Er scheint geneigt! — Schon flattert ihre Zunge!

— An hundert Andern wird sie ihn erkennen.
 — Spät wird er selig rohe Worte nennen.
 Sieht er den Morgen trüb um Gärten weben,
 Dann träumt sie blaß und wird im Schlaf noch
 geben.

Jomar Förste

DER PLATZ

Ich wag nicht mich zu regen. Doch der Platz
 dreht leise sich in meine weite Brust.
 Im Innern blüht mir weiß und unbewußt
 der hohen Bogenlampen langer Satz.

In ihrer Mitte schweb ich lächelnd auf.
 Aus meinen Händen fällt ein schmaler Regen
 auf bunter Bahnen glückliches Bewegen,
 und viele Menschen blicken still herauf.

Ich aber sauge aus beglänzten Läden,
 aus Mensch und Haus, Getier und Untergrund,
 der schwirrenden Gefühle Silberfäden.

Tief in sie eingehüllt bin ich ganz bunt
 und wunderbar erlöst und ohne Schäden,
 und kreise wie ein Mond am Himmelsrund.

Walter Rheiner

DAS BAD DES BLINDEN

Irgendwo vergeht Berlin.
 Da nimmt die Sonne seine Hände.
 Die Linden bleiben grün um ihn —
 Er riecht: im Winde duften Brände.

Blaßrosa, seine Lippen fühlen
 Das kühle Schwarz des Flusses, Flusses,
 Er schmeckt, wie die Vokale kühlen,
 Und den nervösen See des Kusses.

Ein Mädchen, nackt, hat ihn geküßt
 Und zieht ihn in die blauen Wellen.
 Er zuckt und schreit, vom Licht durchsüßt:
 Die Wellen! oh — die roten Wellen!

Paul Boldt

ROTER ABEND

Der goldene Rauch ist im Zergleiten,
 Der Himmel eine Amazonenschlacht,
 Wo rote Reiterinnen um eine Sehnsucht streiten,
 Bis der Mond sie blaß und bleichsüchtig macht.

Erst wenn die schwarzen Spinnen fallen,
 Richtet sich mein Blick wieder auf
 Und zuckt über diesem allem
 Und saugt an der Sterne Lauf.

Fritz Heckerling

NACHT IM GEBIRGE

Mondlicht mit scheuem Glänzen!

Nacht ist Gesang.

Welt ohne Grenzen!

Bin nur ein Laut, ein Klang . . .

Tönend in Mondeshelle

Auf in das Sein,

Wie eine Quelle

Sprudelt aus dunklem Gestein.

Mia Morgenroth

DER SEE

Wie zur Urzeit noch die Wellen sind,
 Und das Rohr, der Sand, die Nacht, der Wind,
 Und die Sterne nehmen ihren Lauf.

Mädchen singen schön im dunklen Boot.

Hinterm Wald erlischt das Abendrot,

Und der Mond steigt durch die Tannen auf.

Mia Morgenroth

GEDANKEN

Die heiligen Frauen, die halbwegs zu Gott
 Christus, den Mann, finden, verweilen oft da bis
 ans Ende und kommen nie zu Gott, der diesen
 letzten Versucher Christus auf den Weg gestellt
 hat, wie Abschied und Willkomm, denn er ist
 Menschensohn und Sohn Gottes, blond und eine
 Idee.

Junge Könige, die, schlecht beraten, Fehler be-
 gehen; alte Könige, die dafür büßen; exilierte
 Favoriten; weggeschickte und wieder zurückge-
 rufene Minister; dynastische Allianzen — ist es
 wirklich wahr, daß, wie man in den Büchern
 liest, solche Gleichgültigkeiten die Geschichte eines
 Volkes sind? Wir sind das Opfer einer Illusion.
 Vom Vergangenen bleibt nur ein Bild in den
 Büchern, und dieses Bild ist von den Historikern
 hergestellt, die alle die Geschichte zugunsten
 ihrer Vorurteile schreiben. Die Geschichte, das
 sind die Vorurteile der Historiker, in Erzählung
 gebracht. Was sind die Dokumente der Ge-
 schichte? Worte. Immer Worte. Worte eines
 Monarchen, eines Ministers, Verteidigung eines
 besiegten Generals, Pamphlete eines in Unnade
 gefallenen Günstlings, Worte irgendeines Ver-
 sammlungspräsidenten — — Worte! In Stein ge-
 meißelt, an Wände gemalt, auf Papyrus, auf Per-
 gament geschrieben, auf Papier gedruckt, und
 dieses von Mäusen verwaltet: die, was sie nicht
 fressen, als Historie auf spätere Zeiten kommen
 lassen.

Diane Paalen

GROTESKE

Das Essen wurde zuletzt so miserabel
 Daß meine Eingeweide mir davonkrochen.
 Die Luft roch wie der Atem eines Schellfisches,
 Meine verpesteten Lungen drehten sich um ihre
 Stiele.

Unterdessen trieb meine sogenannte Umgebung
 Mit verdoppeltem Eifer ihren Mumpitz weiter.
 Da erhob ich mich hastig von meinem Platze,
 Daß mein halbes Gesäß dran kleben blieb, was
 tut's?

Einer von den Herren kam mir nachgestürzt
 Mit vorwurfsvollen Augen: Es handle sich doch
 um das Dasein,
 Und die Damen warteten doch und ob ich nicht
 bleiben wolle?
 Ich schüttelte so heftig mit dem Kopf, daß er abfiel.
Wilhelm Klemm

Grotesken

Von Hans Reimann (Leipzig)

IM PARADIESE

Adam

Adam liegt im grünen Grase und schläft.

Es ist Mittag. Genau gesagt: 11⁴⁷.

Adam wacht auf.

„Es dürfte zehn Uhr sein,“ sagt er mit einem
 Blick zur Sonne. „Ich habe Hunger.“

Adam ißt.

Vom Essen müde geworden, legt er sich
 schlafen.

Gegen Abend wacht er auf. Es ist 7¹².

„Ich habe Hunger,“ sagt er. „Es dürfte um drei
 Uhr sein.“

Adam ißt.

Nach dem Essen streckt er sich ins Gras und
 schläft ein, müde vom Essen.

Am folgenden Morgen wacht er auf. Um 8 Uhr.

„Aber ich habe Hunger,“ spricht er. „Welche
 Zeit wird es sein? Um acht Uhr, denk ich.“

Das war Zufall.

Adam ißt tüchtig.

Hierauf legt er sich ins Gras und schläft, müde
 vom Essen, ein.

Bei Sonnenuntergang wacht er auf. Es war 9⁴⁸.

„Es dürfte um drei Uhr sein,“ sagt Adam und hat
 rechtschaffenen Hunger.

Er ißt sich satt.

Alsbald begibt er sich schlafen.

Am folgenden Morgen erwacht er frühzeitig. 5⁴⁸.

„Es mag zehn Uhr sein,“ sagt Adam. „Heut ist
 Sonntag. Heut mach ich nichts. Einen Hunger
 hab ich!“

Adam ißt sich toll und voll.

Weil Sonntag ist.

Sodann legt er sich schlafen.

Und, weil Sonntag ist, er schläft den geschlagenen
 Tag. Wacht erst auf am nächsten Mittag. Vor
 Hunger.

Ißt wacker.

Nach beendetem Mahle spricht er: „Ich bin
 müde.“

Adam geht schlafen. Gegen Abend wacht er auf.
 Es ist 5⁴⁸.

„Welche Zeit werden wir es haben?“ fragt Adam.

„Um 1 Uhr, denk ich,“ antwortet er sich und
 verspürt Hunger.

Er ißt.

Nach vollbrachter Mahlzeit legt er sich ins grüne
 Gras und schläft gesättigt ein.

Am folgenden Morgen um die siebente Stunde
 wird er munter.

Spricht: „Nun ist schon wieder Abend — und aus-
 gehungert bin ich!“

Er ißt kräftig und läßt sich's munden. Hierauf
 legt er sich ins Gras und schläft ein.

— — — — —

So ist das Leben.

Im Paradiese.

BEIM AUGENARZT

Ein Mann läßt sich die Augen untersuchen.

Der Arzt probiert ihm Gläser auf.

Er will herauskriegen, welches Glas dem Manne
 am besten paßt.

Er wechselt die Gläser und läßt den Mann lesen.

Der Mann liest.

Der Arzt fragt: „Besser oder schlechter?“

Der Mann: „Jawohl!“

Der Arzt: „Besser oder schlechter?“

Der Mann: „Jawohl!“

Der Arzt: „Besser?“

Der Mann schweigt.

Der Arzt: „... oder schlechter?“

Der Mann: „Nein.“

Der Arzt nimmt die Gläser weg.

Er fordert den Mann auf, zu lesen.

Der Mann vermag nichts zu erkennen.

Der Arzt setzt dem Manne das Brillengestell von
 neuem auf und probiert Gläser.

Er fragt: „Besser?“

Der Mann schweigt.

Der Arzt fährt fort: „... oder schlechter?“

Der Mann schweigt.

Der Arzt: „Ja, sehen Sie eigentlich mit dem Glase
 besser oder schlechter?“

Der Mann: „Nein.“

Der Arzt nimmt einen Kohlenhaken und schlägt dem Mann die Hirnschale ein.

DISTICHEN

Niemals waren die Dichter so einigen Sinnes wie heute;

Alle schreiben sie gleich: alle gleichmäßig schlecht.

„Langens Verlagskatalog rühmt als Meister der Dichtkunst d'Annunzio.“

Schleunigst stampft ihn zu Brei, Langens Verlagskatalog.

Stefan Wronski

Der Armleuchter als Handtuchhalter

Von Mynona

Laßt mich nur aus mit armenischen Kleiderinspizienten! Patsch — hat man eine weg. Wo man sich umblickt, ein Hahnrei. Was kannst du noch sprechen? Alles Anspielung, alles Beziehung. Du bist unbefangen wie Embryos, deren Umgebung auf Maskenbällen walzt. Was hilft es dir? Patsch, wie gesagt.

Auf was ich stoße, wenn ich rund um die Ecke biege? Auf Rosengärten? — Kuchen, es ist Krieg 1914 bis ...? Fragen Sie die Sekundaner von

AUS DEM DUNKELSTEN . . .
(Ergänzung zur Serie des Th. Th. Heine)



2004! Stoße ich auf das feinsinnliche Weib? das mir mit hörbarem Augenaufschlag offeriert:

Oh! Lieb, so lang du —

Freiligräthst, ergänze ich wütend.

Ebenso gern stoße ich auf einen Barbier, der mir, wenn ich vor Schaum im Nasenloch ersticke, noch gutmütig welchen ins Ohrloch quirlt. Und das will ein Patriot sein! Das will ein Patriot sein! Ist es nicht egal, auf was man so stößt? Ich stoße eben deshalb auf einen armenischen Kleiderinspizienten. Wozu sollte ich mich länger bei der Vorrede aufhalten: dieser Mann (?) bittet mich zu Tisch. Unschuldig wie Ihr Kanarienvogel sage ich zu, ich nehme die Einladung an. Ich folge ihr auch. Ich bin überhaupt, ich kann nicht leicht nein sagen. Na, Sie werden ja gleich selbst urteilen, das ist immer das beste. Nur keine Beeinflussung.

* * *

Ich gehe also dorthin. Eine Halsbinde, sage ich Ihnen: blütenbeschämend — pikfein, hauchte die Dame, der ich sie entnahm, und sah mich an. Ich bezahlte und ging, ich vergaß sie, das Leben drängt.

**Nasjanz
Kleider-Inspizient.**

Ich klinge zartfühlend. Öffnet mir eine innige Zofe, hä, Ebenholz türkiseingelegt, frech dezent. Sie würden ihr in die Wange kneifen und auf 1/21 verabreden. Gibt's bei mir nicht, ich versichere Ihnen eidlich. Im Besuchszimmer: die Gnädige, ein echter „Turm der Winde“ zu Athen, verstehn Sie! Massivige Imposanz umwogt Sie vom ersten Moment an. Ein Händedruck wie ein Versprechen auf Lebenszeit. Eine Stimme, Orkane von Schmalz, zu Zephyren abgedämpft. Noch eine Dame: Kuh (bo-opis) in Lila, ein Schelm von sich schön vorkommender Häßlichkeit, ein Temperament wie gepfeffertes Phlegma. Gott bewahre uns! Dann Otto, ein korpulenter Berliner, sieht aus wie Napfkuchen bei Mondaufgang; ein Kinn wie Kompott mit Sahne drüber. Bülow ist doch ganz anders.

Otto sagt zur Hausfrau: wo steckten der Nasjanz? Er pufft sie mit dem Ellbogen an den Oberarm. Zum Stutzigwerden keine Zeit. Eben kommt der Inspizient. Er öffnet die Tür zum Speisesalon und kommandiert: „Zum Essen, meine Verehrtesten!“ Ich greife mir, da Otto die Gnädige an sich ranschleibt, die in Lila. Wir setzen uns, eine Schmalseite bleibt frei. Mir gegenüber das Ehepaar, zu meiner Seite die lila Kuh, Otto zwischen ihr und der Hausfrau. Emma, das ebenehölzerne Türkis-

mädchen, bedient. Es schmeckt uns, besonders Otto sagt schnalzend immer: „Famos, famos!“ Allen ist der Mund voll, mir aber geht das Herz über. Und Kauserie hängt nach Mauthner (frei!) irgendwie mit Kauen zusammen. Mir will eine Art Toast entsteigen. Gott, wenn man wo sitzt, man will doch eben bißchen reden, plaudern, in Anregung bringen und gebracht werden. Mein Subjekt war 'ne rein gestimmte Lyra, und dann, sagt Schopenhauer, wird jedes Objekt zum Plektron. Jetzt steht da grade vor mir auf dem Kamin, denken Sie an, ein Armleuchter, der mich so rätselhaft ansilbert. Er silbert mich an, und da sage ich unwillkürlich, wie inspiriert, wie unterm Druck seiner Suggestion:

„Diese . . . ja, jawohl doch . . . diese . . . he he hi . . . diese . . . diese . . . diese — stimmungs-, diese tödlich beredten, düstren, katastrophenhaft beklemmenden, dennoch feierlich templos emotionierenden, ja, diese goldne Heiligkeit silbern um sich verströmenden, tränenlicht brennenden und wieder so leise, so irrsinnig singsangleise trunken tief in sich verschwiegenen, Leichen- und Liebesmagie düftenden, still inbrünstigen, herrlich kalten, urfrommen Armleuch-“

Halt!

Soeben bricht der Turm der Winde (confer oben) in sich zusammen. Die lila Kuh neben mir läßt die Gabel fallen und rundet ihr Mundloch weit auf, wie wenn es ein „Muh“ ausstoßen sollte. Inspizient Nasjanz ist mit der einen (nach Fließ mehr weiblichen) Hinterbacke noch sitzen geblieben, während die andre sich schon empörerisch in die Luft erhoben hat. Er glotzt mich an wie Lady Macbeth ihre Hand. Otto mit dem Kompott-Kinn bibbert zu Gallert geworden. Ich beiße mich vor Schrecken dermaßen heftig in die Unterlippe, daß ich sofort Blut und Zahnschmerz spüre. Und eh ich noch Zeit habe, mich zu erkundigen, was ich denn in meiner (bereits vorerwähnten) Unschuld angerichtet hätte, überpruscht mich die Ebenholzerne mit scheußlich erwürgtem Gelächter und witscht aus dem Zimmer, streift aber dabei mit ihrer sausenden Schulter den Armleuchter vom Sims. Der prasselt ins Kohlenbecken, ich schreie laut auf! Ich frage: „Waa . . . s denn? Habe ich die verehrten Herrschaf-“

Patsch! Der Inspizient langte mir über den Tisch rüber eine Knallschote, daß ich dachte, Rechts sei Links. Damit nicht genug, riß mich die Kuhdame in Lila toß an der Halsbinde und geiferte dabei (aus Motivierungssucht): „Verleumder, lügenhafter Insinuante! Feiger, verstoßener Ehrenrührer! Schamlos! Vor dem Dienstmädchen!“

Das Bibberkinn klappert mit dem Unterkiefer und hat noch am Oberkiefer eine halbe Wurst mit Mostrich kleben. Der Turm der Winde, ganz Ruine geworden, seufzt und ächzt wirklich, wie wenn ihn der Nordost durchschauerte.

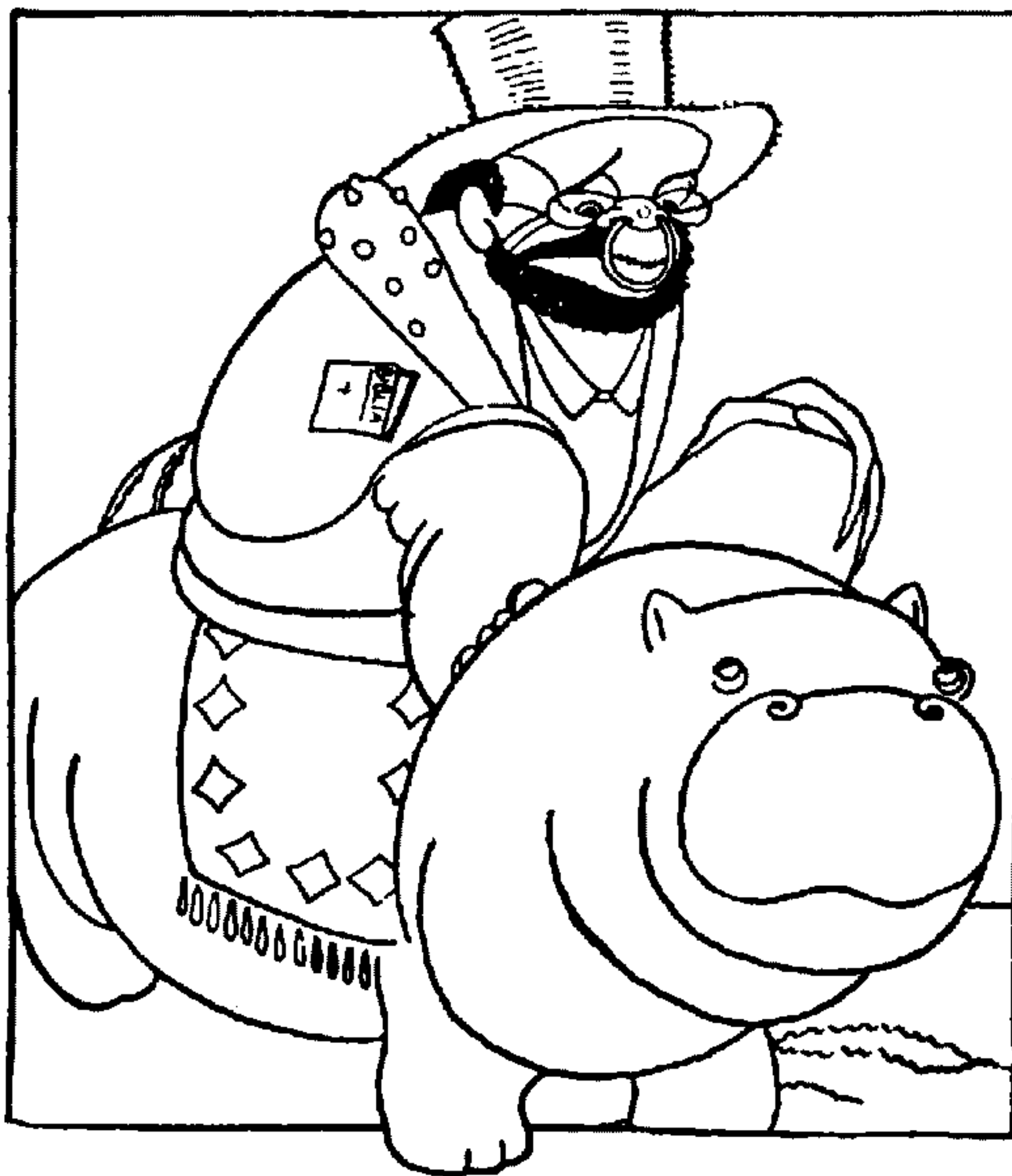
Ich keuche, die Brille hängt mir bloß noch an einem Ohr: „Herrschaften! Ich bin ahnungslos! Ich . . . ich . . . hatte mich überhaupt nur versprochen. Ich meinte natürlich den . . . bei Gott! . . . Handtuchhalter.“

Warum reicht mir der Inspizient plötzlich die Hand? Er schüttelt meine Hand: ein ganz . . .; er sagt ja so heiser, so jovial, so eindringlich: „Ein ganz, ein ganz und gar tief bedauerliches Versehen, eine . . . no no no . . . Ver- Verrrk-ennung . . . ein natürlich . . . na, tausendfältig Pardon und wie konnte das gesch . . . ehehen?? Und wie war denn das bloß eben nur mal mö . . . mö . . . möglich?? Wegen eines ganz einfach, na ja eben, Handt- . . . uchh-alters!“ —

Lilakuh, reizend rot, neckste mich dummblaubraun mit ihren yeux de bœuf seitwärts von unten auf an: „O Sie . . . ach Sie . . . Sie, Sie! Sie Filou Sie! Und wie Sie aber auch! Und wieso? Und ich dachte schon, Sie wollten hier so lose drauf anspielen? Ottole (sie meinte den widerlichen Bülowimitator) iß doch schon die Wurst auf! Ach, Sie, Sie! Nein, aber Sie —!“

Nun kam auch Emma (Türkis in Ebenholz) wieder herein, das Antlitz ernsthaft wie eine eben stehn-

NACH EUROPA!
(Zeichnung von Basarat)



Der Kaffer: „Vorwärts, Dickhaut, ich muß als Missionar wirken!“

gebliebene Wanduhr. Sie fragte wisprig: „Befehlen dritten Gang?“

Turm der Winde, mühsam restauriert, entgegnet säuselnd: „Heben Sie erst, Emma, da den Arm! . . . (sie wackelte wieder auffällig) den Hhhh . . . and-tuchhalter auf!“ Emma, verständnislos, zögert. Aber die Gnädige holt ja schon selbst ein Handtuch, sie spreitet es über die Leuchterarme und stellt den Apparat neben die Wasserschale, in die man die Fingerspitzen tunkt. Otto rülpsst schwer auf, kachiert es — als ob er sich an der Wurst verschluckt hätte. Die Magd stürzt atemlos aus dem Zimmer. Die lila Sphinx glupscht kuhglutäugig, und ich starre dumm, so dumm, bis zur Wehmut dumm, auf den Handtuchleuchter. Soll ich weinen? Ich verstehe mich nicht mehr. Ihr großer Zeh ist gebildeter als mein Gehirn.

* * *

Vierzehn Tage später trifft mich Otto. Er stellt sich vor mich hin wie eine Litfaßsäule. Er grinst. Er grinst. Er legt mir den knüppeldicken Zeigefinger unters Kinn, hebt mein ganzes Haupt damit hoch und sagt speichlig: „'ck habe da nämlich mit der Ollen. Über Justes Busen disputirn wer nich. Icke also mit de Olle. Emman injeweiht. Armleuchter int Fenster, wenn jelegen. Stadtgespräch. Wat? — Sie ham nisch jewußt? Jlaubt Ihn kein Deuwel! Inspizient? — Pinke, mein sehr Lieber, und die Lila'ne (blöde Kuh). Na! Nu pulwern Sie von dem (ausgerechnet!) Armleuchter. Dat klang entschieden zu beziehungsreich, verstehn Se? Jedenfalls (er klopfte mir die Schulter) sein Se vorsicht'jer mit de Stimmungen! Man hat se, se reißen einen zu Eißerungen hin, die äm Ärjernis jäm, adje! Die Olle, saj' ick Ihnen, det is ne neiromantsche Delikatesse, direktemang neopastetisch, det jloben Se mich, adjes!“ — — — Seit dieser Affäre stimmen mich Armleuchter mehr frivol, während ein Gran der sakralen Scheu, die ich vorher für sie hegte, sich meinem (sonst banalen) Empfinden für Handtuchhalter beige-mengt hat. So also sorgt unser Leben für die Ausgleichung von Mißverhältnissen? —



Strohmeyer (München)

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS VIII

Motto:

Wichtig für Hundebesitzer! Nach einer neueren Entscheidung des Kammergerichts machen sich diejenigen Hundebesitzer der Uebertretung des § 104 der Berliner Straßen-Ordnung schuldig, die — obgleich sie dazu in der Lage sind — nicht verhindern, daß ihr Hund auf dem Bürgersteige seine Notdurft verrichtet. Ein derartiges strafbares Nichtverhindern wird immer dann vorliegen, wenn der Hund, wie es zur Zeit der Hundesperre sogar vorgeschrieben ist, an der Leine geführt wird, so daß sein Besitzer in der Lage ist, auf ihn einzuwirken.

„Berliner Tageblatt“, 24. 6. 1915

. . . Dann beklagt sich Herr Bonus über die deutschen Zeitungen und sagt, er habe darin vergeblich „nach einer Aeüßerung der alten germanischen Feindesachtung gesucht“ . . . Wir wenigstens haben von Anfang an den Ton, den er mit Recht bedauert, zurück gewiesen.

„Berliner Tageblatt“ (Chefredakteur Theodor Wolff), 2. 10. 14, unter der Marke „Die Achtung vor dem Feinde“

„ . . . Gottlob gibt es auch heitere Episoden. Am Sonnabend morgen zogen wir in das brennende Ethe (Belgien) ein. Hier blühte uns ein Straßenkampf, der aber durch die Feigheit der Bewohner nicht sehr blutig für uns war. Wir nahmen alles Männliche und auch alle Schinken und Speckseiten mit, denn erstens muß der Mensch leben, und von hinten läßt man sich auch nicht gerne erschießen. Vor einer Haustür lag ein verwundeter Franktireur, und dicht hinter ihm grunzte friedlich eine schöne fette Sau. Der vorbeireitende Major rief uns zu: ‚Nehmen Sie das Schwein mit!‘ worauf prompt ein Mann fragte: ‚Welches denn, Herr Major?‘“

„Berliner Tageblatt“ (Chefredakteur Theodor Wolff), 22. 9. 1914

Hindenburg!

Das war der General Hindenburg,
Der haute die Russen von hinten durch;
Hei, da begann ein lustiges Laufen,
Zum Teile ließ er sie ersaufen —
Denn wozu gab uns die Natur
Die Seen und Sümpfe von Masur? —
Die andern wären gern entkommen,
Er hat sie aber gefangen genommen.
Was übrig blieb, empfing in Eile
Noch weitre Portionen deutscher Keile:
Die Losung hieß für Roß und Mann:
„Es lazarette sich, wer kann!“

Dr. X. in einem Gedicht „Hindenburg!“, im „Berliner Tageblatt“ (Chefredakteur Theodor Wolff), 14. 9. 14, Abendausgabe

Der König von Italien soll, wie römische Blätter erzählen, zu dem Banditenführer Pepino Garibaldi gesagt haben:

„Für den Krieg war eigentlich nur ich und die Canaille.“

Das ist natürlich eine geschmacklose Erfindung: so unartig spricht der König nicht von seiner Frau.

„Jugend“ (Herausgeber Dr. G. Hirth, 74 Jahre alt), Nr. 25, 1915

Wir haben es vor diesem Kriege nicht gewußt, wieviel Deutschland höher steht als alle anderen Völker der Erde. Frankreichs Kultur ist derart zerfallen, daß wir jetzt einem unritterlichen, halt-

losen Komödiantenvolk mit beinahe lächerlicher Politik und verfälschtem Kunstleben gegenüberstehen.

2. Matheft des „Türmer“

J. B. Der Krieg gegen den Federkrieg.

Aus Genf schreibt uns ein neutraler Gelehrter: Der geistige Zusammenbruch, den wir gegenwärtig bei einigen der angesehensten „Intellektuellen“ der kriegführenden Länder, namentlich aber in Frankreich, erleben, beginnt endlich in diesen Ländern selbst Anlaß zu lebhafter Entrüstung und zu energischem Protest zu geben. (Bitte, ich zitiere! F. P.) Man fühlt immer mehr, daß der Völkerhaß, der durch die Herabwürdigung des Geisteslebens des Feindes gesät wird, viel schlimmere Früchte hervorzubringen droht, als selbst die Blutverschwendung auf den Schlachtfeldern. (Ich zitiere bloß! F. P.) Als beachtenswertes Symptom solcher Besorgnis kann man den Artikel betrachten, den der Verfasser des besten französischen Lehrbuches der deutschen Literaturgeschichte A. Bossert, unter dem Titel „Zu viel Eifer“ neulich in der „Revue Bleue“ veröffentlicht hat.

In einer zwar schüchternen, aber doch ernsten Weise empört sich der Verfasser darüber, daß gewisse Intellektuelle Frankreichs ihr Ansehen mißbrauchen, um das deutsche Geistesleben herabzusetzen und zu verunglimpfen. . . Man blickt nach der Seite unserer Feinde, nicht um sie besser kennen zu lernen, sondern um ihre Schriftsteller und Künstler ohne Ueberlegung herabzusetzen. Das ist ja so leicht! Man gibt sich so als Patrioten aus, und man verschafft dem unwissenden Leser eine kleine Freude. . . (Hier ist nicht von Sombart, Otto Ernst, Fulda, Lissauer, Hauptmann, Scher, Dehmel, Berliner Tageblatt etc. etc. die Rede! F. P.) „Wozu alles das,“ fragt Bossert betrübt zum Schlusse. . . „Wir würden uns in den Augen der zivilisierten Welt in Mißkredit bringen, wenn wir uns — unzeitgemäßen und unnützlichen Ausfällen hingeben wollten.“

Von denselben Gewissensbissen gequält, sah sich der Herausgeber der „Revue Bleue“ selbst, Paul Flat, veranlaßt, in der letzten Nummer eine Art Ehrenrettung Goethes zu versuchen. . . Er las nicht etwa den „Faust“, denn er war von vornherein sicher, in diesem Werke keine Spur von Barbarei zu finden, sondern Eckermanns „Gespräche mit Goethe“ — eine Lektüre, die er mindestens einmal im Jahre unternimmt. . . Es besteht nach Flat eine Kluft zwischen dem humanistischen Bildungs-Ideal der deutschen Klassiker und dem preußisch-militärischen „Kultur“-Ideal der Gegenwart. Ja, er ist fest davon überzeugt, daß Goethe, dieses herrliche Exemplar des „Menschen“, falls er heute lebte, nach Frankreich übersiedelt wäre und auf seine ursprüngliche Nationalität verzichtet hätte, um auf diese Weise gegen die Schmach seines Volkes zu protestieren. (1)

. . . Hoffentlich kommt bald die Zeit, wo aufrichtige Vertreter des französischen Geisteslebens auch solche kindischen Schimpfereien ablehnen werden.

Aus dem „Berliner Tageblatt“, 30. 6. 1915

Eine Antwort von der Front gegen Haase.

Aus „flandrischer Einsamkeit“ sendet E. H. unter der Überschrift „Das Gebot der Vernunft“ der sozialdemokratischen Chemnitzer „Volksstimme“ eine Antwort auf den in der „Leipz. Volksztg.“ veröffentlichten Aufruf von Haase-Kautsky-Bernstein „Das Gebot der Stunde“, der die Abwendung der sozialdemokratischen Partei von der Politik des 4. August forderte. E. H. schreibt u. a.:

Sind einmal alle feindlichen Angriffe abgeschlagen, dann sollen unsere Feinde es büßen. . . Den Banditen einen Freibrief ausstellen, daß sie uns an die Gurgel springen können, sooft sie wollen, ohne befürchten zu müssen, daß sie dabei etwas verlieren, wäre nicht mehr Politik, sondern selbstmörderischer Wahnsinn. Wir haben im Gegenteil schon jetzt unseren Feinden zu sagen, daß ihr Spiel verloren ist, und daß jeder Tag länger, den sie zögern, ehe sie es aufgeben, sie teuer zu stehen kommen wird. . .

Sozialdemokratisches Bruch-Stück aus der „Vossische Zeitung“, Berlin, 3. 7. 1915. (E. H. = Ernst Heilemann; allzu verbrauchte Scherze habe ich gestrichen)

VON „DEUTSCHSPRECHUNGEN“ UND ANDEREM

Lieber Herr Pfemfert!

Das Plätschern im Weltblutbad, von betitelten und

unbetitelten „Intellektuellen“ hüben und drüben unermüdlich geübt, ist eine Zeiterscheinung zum Speien. Sintemalen diese Männchen in ihren Hirnwerkstätten zu wenig eigene Gedanken zu erzeugen vermögen, so mißhandeln sie mit ihren Federn tote, wehrlose Größen. Das muß Christus über sich ergehen lassen, und Betriebsame sind dabei, Evangelienverse als Stärkungspillen für die Krieger zu verabreichen. Solche Falschmünzerei wird an Jesus verbrochen, obgleich in Fülle Worte überliefert sind, mit denen er das Gegenteil eines nationalen Rechtsstaates, einer Selbstbehauptung gegen äußere Feinde predigt.

Ähnliches geschieht dem „Antichrist“, und für völkisches Ringen wird Friedrich Nietzsche als Eideshelfer bemüht. Natürlich paukt auch hier wieder gerade Prof. Sombart eifrig auf das Kalbfell los; der Herr, der Immanuel Kant ob seiner Schrift vom „ewigen Frieden“ zu verhöhnen sich erdreistet hat, gaukelt einem verehrlichen Publikum Nietzsche als Kriegsheiligen vor.

„Deutschsprechung“ haben Sie dafür geprägt! Ein ausgezeichnetes Gegenstück zu „Heiligsprechung“ und trifft ins Schwarze. Ja, wie der Prof. Sombart und seinesgleichen Nietzsche verrenken, so kann im gleichen Streckbett z. B. Schopenhauer, der doch ein Kerl von wirklichem Denkerwuchs ist, hin und hergezerrt werden. Ich mache mich anheischig, diese Arbeit, sogar ohne Vergütung, zu besorgen und zugleich zu beweisen, daß Schopenhauer auch „ganz anders konnte“. Es ist eben nichts mit einer nationalen Geschlossenheit und Einheitlichkeit solcher Geister, und hier heißt es „Hände weg“, wenn man saubere Finger behalten will. . . .

Ein ander Bild: Die deutsche Sozialdemokratie hat sich bemüßt gesehen, ein Friedensmanifest in die Welt zu schalmeien, und die deutsche Regierung hat mit der Posaune des Vorwärts-Verbots geantwortet. Das Weltfriedensschriftstück der Scheidemann und Genossen stöhnt unter einem sogar bei ihren Kundgebungen ungewöhnlichen Widersinn und vermag die Brethaftigkeit der angeblich so gewaltigen Partei nicht zu maskieren. Die Reichsregierung hätte sich wohl nicht die Mühe zu geben brauchen, bei der Geburt eines solchen Wechselbalgs mit einer feierlichen Verwahrung aufzutreten und das Erscheinen des „Vorwärts“ — — doch halt! Obzwar der Rechtsgelahrtheit ergeben, weiß ich doch nicht sicher, wie weit man sich in die See einer Zensurkritik hinauswagen dürfe. Also lieber fürsichtig, da ich ja DIE AKTION weiter lesen möchte!

Vielleicht darf ich jedoch ein anderes Mal etwas darüber reden, wie allenthalben die internationalen Gemeinschaften, als welche vornehmlich die europäischen Religionen, die Freimaurerei und die Sozialdemokratie anzusprechen sind, gegenüber diesem Krieg versagt haben.

Ich grüße Sie!

Max Victor Fraenkl

KLEINER BRIEFKASTEN

L. S. Täglich mehren sich die Klagen über den Gestank, der dem Leser beim Aufblättern seiner Tageszeitung entgegenströmt und heftigen Brechreiz erzeugt. Ein Teil der Leserwelt sucht die Ursachen des Mißstandes in dem Druckverfahren; der andere, zu meiner Freude immer größer werdende Teil des Publikums spricht die Druckmaschine frei.

M. P. Sie finden es „gipfelhaft“, daß in Berlin Zeitungen erscheinen, die es erlauben, daß ihre Hausdichter das weibliche Geschlecht also abstrafen:

*Italia verhülle dein schönes Haupt,
Du hast uns schöne betrogen! —
Wir haben an deine Treue geglaubt. —
Du aber hast frech uns belogen.
Noch schwebst du in tönender Worte Schwall,
Und spreizt dich in eitler Pose. —
Wir aber klopfen im Widerhall
Dir tüchtig auf deine Hosen!*

Nun, der Dichter hat anscheinend bald das Harte seines Tuns, einer Dame die Hosen „im Widerhall“ zu klopfen, eingesehen, denn nach einigen Strophen dichtet er Korrektur:

*Zu spät wirst du sehn, daß Treue dem ziemt,
Der noch will als Ehrenmann gelten. —*

Mithin die Ehrenmann Italia, und die abstrakten Hosen sind konkret geworden.

U. Gaday. Der Essay „Litterator und § 51“ wird bei der nächsten Gelegenheit erscheinen.

K. O. Sie sind entrüstet, da das von Franz Werfel (in dem Buche „Einander“, Verlag Kurt Wolff, Leipzig) so sichtbar gekennzeichnete „Geziefer“, statt zu verkriechen, schon wieder munter dabei ist, seinen Geschäftsbetrieb kommenden Tagen anzupassen. Es ist allerdings ein starkes Stück, wenn diese Fixen, die gestern noch den Lissauer zu überhassen trachteten und deren „Geistigkeit“ sich darin äußerte, daß sie Menschen buchstäblich an die Gurgel wollten, nunmehr versuchen, unsere Kulturziele als ihre Ziele zu verdächtigen. Doch gemacht! Diese Sorte von „Geistigen“ wurde, als sie sich von uns schlich, um, die Konjunktur wahrnehmend, chauvinistische Purzelbäume zu drehen, von der „Deutschen Tageszeitung“ mit Recht unsanft in den Hintergrund gestoßen. Auch wir werden zu verhindern wissen, daß diese „Intellektuellen“ sich noch einmal uns anbiedern. Gewiß ist es peinlich, wenn diese Leonhardiner heute meine Bejahung der Negation (von deren Konsequenz sie keinen Schimmer haben) als ihre „Forderung“ ausbellen, wenn diese Betriebsamen heute kühn abschreiben, was ich ihnen jahrelang ver-

gebens einzublauen suchte — aber ich bin dagegen, daß wir uns jetzt darob erregen. Laßt unsere Zeit kommen und dann laßt sie nur kommen.

F. H. Die sechste LYRISCHE ANTHOLOGIE DER AKTION soll bald erscheinen. Sie bringt Beiträge von Kurd Adler, Bäumer, Boldt, Brand, Max Pulver, Oehring, Wilhelm Klemm, Erna Kröner, Grosz, Förste, Ernst Stadler, Hardekopf, Hans Koch, Lichtenstein, Alfred Vagts, Schickele, Kanehl, Kurt Finkenstein, Manfred Georg, Wolfenstein, Emmy Hennings, Paul Mayer, Wetzel, Georg Hecht, Leybold, Heinrich Nowack, Otto Steinicke, Hermann Plagge, Hahn, Stolzenburg, Karl Otten, Kasack, Egon Schiele, Anton Schnack, P. v. Gütersloh u. A. Redaktionsschluß für diese Sondernummer ist Mitte August.

G. V. Ich fühle mich für den Anzeigenteil der AKTION nicht bloß preßgesetzlich verantwortlich und bin nicht geneigt, dort, weil Sie zahlen wollen, ein Auge zuzudrücken. Daß Sie das wundert, hätte, in grauer Vorzeit, die Presse als Kollektivbeleidigung empfunden.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

JULIUS LEVIN. Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki (S. Fischer-Verlag, Berlin 1915).

Hier wird eine nicht eben belangvolle Fabel, die Liebes- und Leidensgeschichte eines allzeit lächelnden polnischen Edelmanns, durch die Weltkenntnis und den psychologischen Instinkt des Autors, der Menschliches-Allzumenschliches mit Grazie entschleierte, derart belebt, daß wir die Darstellung des etwas hinterwäldlerischen Erdenwallens des Titelhelden als schätzenswerten Beitrag für das Archiv zur Erforschung der Seele betrachten dürfen. Der Herr von Golubice starrt aus verglasten Augen auf sein früheres Leben; wenn ihn die Reue übermannt, greift er zur Flasche, die ihm treuer bleibt als seine schöne Freundin Odette, die — weil sie selbst kein Schicksal hat — sehr darauf aus ist, das Schicksal anderer zu spielen. Die Haß- und Liebes-szenen mit Odette erscheinen mir als Höhepunkt des Buches. Hier ist Levin ganz frei von der Konvention. Man denkt nur an Chamferts grausam-eindeutiges Wort: „L'amour c'est le contact de deux epidermes et l'échange de deux fantaisies.“

Paul Mayer

EBERHARD BUCHNER. Kriegsdokumente. Band 2 (Albert Langen, Verlag, München).

Dieses Werk macht das umständliche und recht kostspielige Sammeln von altem Zeitungspapier überflüssig. Wenn nur sein Frühstückblatt aufbewahrt hat, wird sich später kein genaues Bild machen können von dem Zustand der Journalbetriebe im Kriege. Eberhard Buchner dagegen gibt aus allen grösseren Zeitungen die charakteristischsten Stücke. Wenn er nicht vor der Vollendung seiner Arbeit vom Ekel überwältigt wird, dann dürfte sein Werk der Grabstein für jene Presse werden.

F. P.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Selbstporträt (Titelzeichnung) / Richter-Berlin: Drei Original-Holzschnitte und eine Federzeichnung / Gaston Sauvebois: Romain Rolland (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Napoleon Bonaparte: Das Nachtmahl von Beaucaire (Zum erstenmale ins Deutsche übertragen von Georg Hecht) / Ich schneide die Zeit aus VII / Kleiner Briefkasten

HEINRICH MANN

Sämtliche Werke

Prospekt kostenlos

Paul Cassirer, Verlag, Berlin W 10

F R A N Z J U N G

Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

VERLAG DIE AKTION

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

Verlag DIE AKTION

P A U L C L A U D E L

G O L D H A U P T

Geh. M. 3,50, Leinenband M. 4,50.

Hellerauer-Verlag, Hellerau bei Dresden



F R A N Z B L E I

Gesammelte Schriften

6 Bände

Georg Müller, Verlag, München

KÜNSTLER-POSTKARTEN DER AKTION

Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen

Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /
Schiele / Menze / Melzer / Tappert / Meidner u. a.

50 Stück M. 1,— portofrei gegen Vorein-
sendung des Betrages



ALFRED WOLFENSTEIN

Die gottlosen Jahre

Gedichte

Geh. M. 3,50

S. Fischer, Verlag, Berlin



LEO N. TOLSTOI

Besinnnet Euch

100 Seiten Preis 30 Pfg.

EUGEN DIEDERICH'S

VERLAG IN JENA

LEO N. TOLSTOI

KRIEG UND FRIEDEN

Roman. Erste vollständige Ausgabe

Deutsch von Raphael Loewenfeld

Eugen Diederichs Verlag in Jena

HERMANN HENDRICH

Anthologie jüngster französischer Lyrik

Preis 50 Pfg.

Verlag DIE AKTION

F R A N Z M E H R I N G

DIE LESSING-LEGENDE

Vierte, unveränderte Auflage

Gebunden M. 3,—

Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart

D I E A K T I O N

Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—

Jahrgang II und III je Mk. 15,—

Jahrgang IV Mk. 12,—

Von den Jahrgängen II, III und IV sind einzelne Ergän-
zungsnummern (à 30 Pfg.) zu haben.

Die Preise der kompletten Jahrgänge beziehen sich auf ungeb. Exempl.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
DER AKTION

Nr. I (selten) Mk. 2,—

Nr. II—V à 50 Pfg.

T H E O D O R D A E U B L E R

D a s N o r d l i c h t

Epos in drei Teilen

Wir wollen nicht verweilen

Autobiographische Fragmente

H e s p e r i e n

Eine Symphonie

GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN



FREDERIK VAN EEDEN

Glückliche Menschheit

Essays

Geh. Mk. 4,—

S. FISCHER, VERLAG, BERLIN



F. E. HAAG, MELLE i. H.,

Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber

Dissertationen, Werke,

Zeitschriften

und übernimmt auch deren Expedition.

Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ment durch die Post vierteljährlich M. 2,14, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ³¹/₃₂

INHALT: Eli Nadelman (Paris): Frauenkopf (Titelzeichnung) / Stendhal-Beyle: Nancy / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Else Lasker-Schüler: Briefe und Zeichnung / A.Wo: Tagebuch eines Primus Omnium / Heinrich Nowak (Wien): Cafard! Eine Erzählung / Egon Schiele: Ährenfeld / Engert: Asta Nielsen (Original-Holzschnitt) / Wilhelm Klemm: Wandlungen / Richard Oehring: Landschaft / Anton Schnack: Einer Italienerin / Max Pulver: Nächte / Oskar Kanehl: D-Zug / Hans Reimann (Leipzig): Grotesken / Die zeichnende Satire / Ich schneide die Zeit aus IX / Kleiner Briefkasten / Wichtige Bücher



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

CARL EINSTEIN NEGERPLASTIK

in Halbpergament geb. M. 14,—

Man weiß allgemein, daß die viel diskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Kunst ausübte; aber die Urbilder dieser Negerkunst waren nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 119 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen jeder Kunstfreund sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann. In einer knappen Einleitung analysiert Carl Einstein auf der Basis prinzipieller kubistischer Anschauungen die Vollkommenheit dieser plastischen Kunst.

Außer den weitesten Kreisen der Kunstforscher und Liebhaber sei das Werk allen Ethnologen und Folkloristen sowie Freunden unserer Kolonien aufs angelegentlichste empfohlen. Man versäume nicht, es sich in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen zu lassen.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

NEUER JAHRGANG DER *WEISSEN BLÄTTER*

EINE MONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M
VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

Inhalt des Augustheftes:

Otokar Březina, Die Gegenwart
Gottfried Benn, Die Eroberung. Ein Stück Tage-Buch
Theodor Däubler, Gedichte
Heinrich Nowak, Die Sonnenseuche. Novelle
Max Scheler, Liebe und Erkenntnis. Essai

Kleine Anthologie:

Otty F. Bennewitz — Ernst Blaß — Herbert Ehrenstein —
Johann Friedrich — Rudolf Fuchs — Henriette Hardenberg
— Wilhelm Klemm — Gottfried Kölwel — Rudolf Leonhard
Hermann Kesser, Die Frühlingsreise. Erzählung

Glossen:

Max Brod, Zur Ideologie der Zeit. Eduard Bernstein, Revisionismus und Internationalismus. Paul Mayer, Kardinal Retz.
F. M. Huebner, Hesperien. Joh. R. Becher, Robert Michel. Hein, Münchener Sezession 1915.

Sechs Zeichnungen von Lene Kainer

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 21. AUGUST 1915

Picasso

Von Theodor Däubler

In großkubischen Massen stehn die Sabinerberge da. Wie Drusen, wie besondere Zufallskristalle sind die alten Städte in die Gesamtformen eingesprengt. Von unterirdischen Geometrien emporgerückt, überräumen Cervara di Roma, Rocca di Mezzo, Rocca Canterana das Anienetal: Nüchterne Würfelkastelle bestätigen die Sachlichkeit vergangener Geschlechter. Lange Feldmauern, Laubgänge nach hergebrachter Art unterstreichen gewissenhaft, vervollständigen lebendig den herben Charakter dieser an sich mathematisch aufgebauten Landschaft. Das ist Kubismus in der Natur. — Vornehmes Grau verdeutlicht die Geschlossenheit der Felsgegend. Leichtgoldene Schattengesamtheiten überflügeln scharf herausgearbeitet die schroff gekennzeichneten Besonnungsflächen. Das starre Blau des Himmels brauchen wir nicht zu sehn: hier setzt der Künstler ein: er braucht bloß die erhabene Einfachheit der Gebirge. Es gibt auch ganze Reihen grauer Tage ohne Regen. Da kristallisieren sich die Grundformen der kahlen Schluchten mit ihren graden Steinkanten noch unheimlicher ineinander: unerschaute Achsen schichteln vor unseren Sinnen kubische Ungeheuerlichkeiten über sich immer höher und abenteuerlicher auf. Hat noch kein Riese diese Welt gesehen? Der Kubismus erwartet seit zweitausend Jahren seinen Ergründer und Darsteller. Das frühe Mittelalter würfelte seine klassischen Funde übereinander; damals waren aber die südeuropäischen Länder noch nicht kahl, und von der Kultur auf ihre Nacktheit gebracht. Und so mußte der erste Kubismus des Westens bald wieder erschüttert werden. Der reiche Pflanzenbestand wollte Flammenarchitekturen mit waldeingangsartigen Prachtpforten, um darauf groteske Tieranekdoten anbringen zu können: unsere erste Monumentalität hatte damals gescheitert.

Was ich da von den Sabinerbergen sagte, gilt von jeder durch Terrassenbau in ihrer Charakteristik klargelegten Landschaft. Ganz Italien ist großzügig angelegt, seitdem es der menschlichen Geometrie unterworfen wurde. — Spanien kenne ich nicht, seine Großartigkeit mag wohl ebenfalls Menschenarbeit gekennzeichnet haben.

In Deutschland steht auch ein Berg, dessen Formen der Mensch geklärt und seiner Struktur nach fertiggestellt, kurz, ausgesprochen hat: Die Anhöhe, die Schloß Marienberg zu Würzburg trägt.

Der Kubismus, den wir heute haben, entstand auf psychologischer Grundlage, durch die Abstraktion, nicht durch naives Schauen der Natur. Und zwar geschah der Entschluß zum Kubismus in Pablo Picasso, einem Spanier auf Malaga, dem Sohn eines Zeichenlehrers. Er kam aber schon früh nach Paris. Es ließe sich nachweisen, daß der Kubismus schon oft über Paris verhängt war; radikal zum Durchbruch brachte ihn aber erst Picasso.

Dieser junge Künstler hatte einige Augenblicke großer Entscheidungskraft: seine Gesamtleistung kann uns jedoch leicht schwächlich und dadurch krankhaft angespannt vorkommen. Was er mit männlichem Griff erhascht hat, und nun unentwegt festhalten sollte, muß leider oft mit eklektischen Mitteln zusammengehalten werden: einmal, freilich, hat sein panischer Schreck Kristallformen angenommen, und wir hatten eine künstlerische Darstellungsart mehr!

Dieser Kubismus, der uns da beschert wurde, ist nun allerdings nicht erdhafte: Wird er sich unsere hergebrachte Formwelt zurechtrenken oder muß er der ersten stärkeren naturalistischen Gegenströmung sofort unterliegen? Vorläufig ist er noch nirgends bodenständig: seine Starrköpfigkeit kann leicht snobistisch in eine Zufallsakademie hineingebogen werden! Und so ist es auch bereits vielfach geschehen. In unserem Jahrhundert, wo alles

Bedeutende besonders rasch verballhornt wird, muß jede neue Errungenschaft außerordentliche Durchschlagskraft haben, um fortbestehen zu können. —

Prüfen wir unseren Kubismus auf seine Dauerhaftigkeit!

Wer ist der Künstler, der ihn uns gebracht hat?

Ein Frühreifer! Ein junger Bohème, der sich Toulouse-Lautrecs, des Malers seines Milieus, nicht erwehren konnte. Wie sollte der Siebzehnjährige sein Dasein, das Leben auf dem Montmartre anders gestalten? Das Stoffliche war vor allem ganz ähnlich; etwas alltäglicher, weil ärmlicher, bei Picasso, noch verwegen-exzentrischer, höllenhaft-großartiger beim aristokratischen Meister! Das dekadente Japanisieren und dabei das Plakathaft-packende des Lautrecschen Vortrags sah Picasso sofort ein: unheimlich rasch eroberte er sich unter des Meisters Einfluß seine eigene Malweise. Leider wurde aber das Sozialgleichgültige, Amoralische beim Viscomte gar bald vom jungen Montmartremaler ins Grotesk-Sentimentale gezogen: die Heroisierung einer bürgerlichen Frau wird zum ersten Schwächegeständnis! Die fast arabische Magerkeit des Armes dieser Arbeiterin, wo bloß die notwendigen Muskeln vorhanden, beinahe herausgemartert sind, kennzeichnet aber gerade in diesem Werk den rassigen Spanier. Die Symphonisierung von Wäsche und Dampf in Weiß und Wolkigkeit wirkt hingegen unselbständig und literarisch erzwungen. Die nächsten Arbeiten Picassos zeigen besonders stark die Neigung zur Vereinfachung: die Abhängigkeit von Puvis de Chavannes wird immer auffallender! Ein kranker Bettler in dekorativem Freskenstil trägt in einem Korb Blumen herbei, die stark im Sinne Odilon Redons gemalt sind. Das Bild ist, wie immer bei Picasso, eklektisch; von drei Meistern entlehnt und dennoch persönlich, gerade in seiner Abhängigkeit sogar aufrichtig. Picasso arbeitet in dieser Art weiter: Odilon Redon muß auch für die Schläfen eines dahinsiechenden Jünglings Rosenkränze weiterliefern: Und auch Picassos primitive Zeichnungen hat er lange beeinflußt.

Bleiben wir noch bei den blassen Farben Puvis de Chavannes', nehmen wir dazu Gauguinsche Konturierung und plötzliche heftige Farbeneinfälle, so sind wir äußerlich mit Picasso einen Schritt weitergegangen! Es handelt sich dabei natürlicherweise um ein Erlebnis des leidenschaftlichen Jünglings, nicht um ein Herumexperimentieren mit den Errungenschaften bedeutender Zeitgenossen: nur leider ist Picasso kein Aufdecker von geheimnis-

vollen Schönheiten in der Natur, sondern ein Atelierkünstler durch und durch. Daher heißen die Spritzer von Kraft und Ungestüm in seinen Bildern Gauguin und Van Gogh, und nicht Blut oder Sonne! Gewiß aber wollte er einmal den Gobelinstil los sein, und so glühte Tahiti, sprühte Arles plötzlich ins Grau eines Montmartremilieus. Und da geschah, was bei Eklektikern so schwer ist, es entwischt ihm etwas rein Persönliches, ja zum erstenmal das, was schließlich seine Tat werden sollte: Eine Perspektive im Dreieck! Pierrot und Pierrette sitzen da mit dreieckigen Hüten: und das ganze Bild trägt, ja hebt eine unterirdische Geometrie aus dem Rahmen heraus, ganz nah an uns heran. Alles das noch unbewußt! Die Leutchen trinken zum letztenmal Absynth, zur Erinnerung an Toulouse-Lautrec! Dieses reizvolle Bild, der „lapin agile“, beweist unbedingt die Aufrichtigkeit Picassos und zugleich die Notwendigkeit in seiner Natur, Kubismus zu bringen. Nun eine Frage! Trägt nicht ein unvermuteter Kubismus bereits die Interieurs bei Van Gogh? Wahrscheinlich! Das wäre aber nur ein Beweis dafür, daß der ausgesprochene Kubismus bald kommen mußte! Die Pierrottravestie der eigenen Person beschäftigt Picasso ziemlich lange. Das Gewand aus allerhand Lappen zusammengesetzt, die schwächliche Traurigkeit der lunären Masken reizten ihn außerordentlich: Die müden Farberinnerungen an Puvis verführten seine Gestalten immer wieder in den alten Kreis seiner Karnevalsrevenants. Puvis' flächenhafte Komposition, im Sinne eines Klassikers wie Poussin, hat Picasso nur insofern beschäftigt, als er ihr aus dem Weg ging. Seine Pierrots in Puvischer Farbenausstattung haben nämlich die Eigenart, sich in Dreiecken einander gegenüber zu stellen, um sich kompositorisch gut zu vertragen! Nur einmal sollte die hergebrachte Flächenanordnung über die fixe Idee, daß man sich in einem Kubus am häuslichsten einrichten könne, siegen. Da legte sich aber der Pierrot in der Horizontalen hin und gab seinen Geist auf!

Vielleicht hat Picasso damals an niemanden so inbrünstig geglaubt, als an Greco; dem nachzuphantasieren, sich zu ihm emporzutürmen, dazu fehlte ihm aber die Kraft!

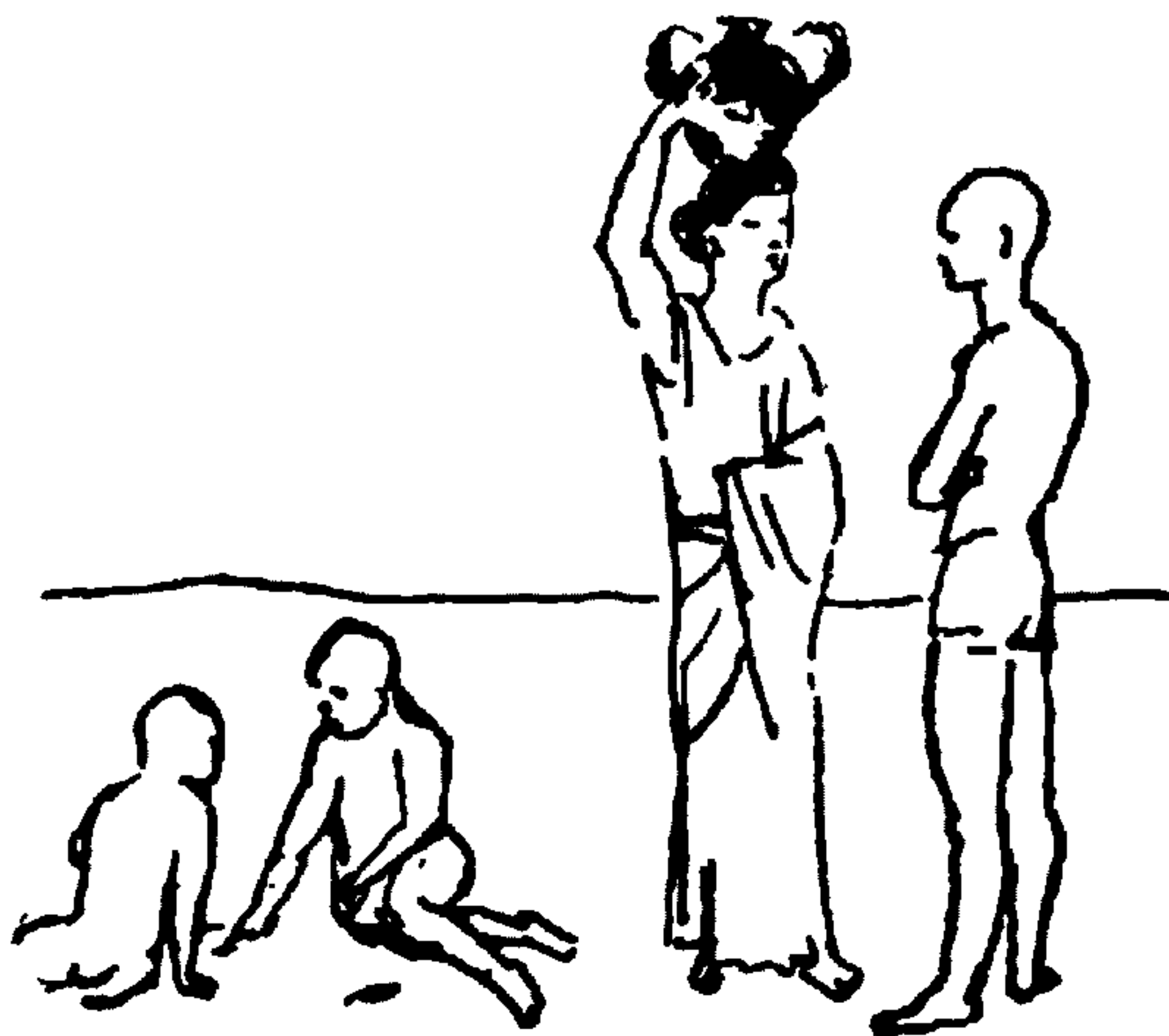
So hörte plötzlich jener unheimliche, an Cézanne gemahnende, Achsenparallelismus für einige Zeit auf: Picasso suchte seinen Anschluß wo anders. Ja wo? Sogar bei Renoir! Bei Bonnard. Einmal: In einem Damenbildnis, bei Carrière! Er war ganz müde geworden! Da rettete ihn der Ge-

schmack! Er offenbarte seine Traurigkeit! Alle Farben mußten darin niedertauchen: Übrig blieb ein ziemlich eigenartiges Blau. Oft war es dürrig, dieses fortwährende Blau; und ärmliche, kränkliche Menschen, vielleicht Familien, ganz in Blau, standen ratlos da in einer allzublauen Umgebung. Hystrionen fuchtelten ins Blaue: Alles wird Gebärde, doch die Stimmung ist echt, weil sie unserer Kultur entspricht. Aber selbst die veraltete Theatralik wird auf einmal erträglich, da sie sich als Talentlosigkeit gibt, und als solche eine Seelentragödie an und für sich bedeutet! Die Pierrots waren falsches Theater: jetzt, das scheinbar schlechte Spiel ist echt! Die Verlorenen im Leben sollte man sie nennen, diese blauen Kreaturen, rettungslos in ihre blaue Welt gestellt. Nichts sei hier aufgebaut: Die blaue Elegie wird traurig, furchtbar traurig, immer noch einmal wiederholt! Hier und da wird auch Grau mit verarbeitet. Nochmals hilft der feine Geschmack; aber nur vorübergehend! Wie hat sich diese Seele mit immer tragischeren Farben gekreuzigt! Ein gar rührendes Bekenntnis, diese Fugen in Grau und Blau. Eines Tages durchschaut sich Picasso ganz: Er muß auf Paris verzichten! Er ist erlegen: Der Frühreife ist erschöpft: Er schaut keine Komödianten mehr in Blau! Seine letzten Visionen verzichten sogar aufs Grau: Er anerkennt keinen Meister über sich, denn niemand kann ihm helfen! Warum ruft er keinen Neuen herbei? Haben ihn die Alten zu sehr enttäuscht? Es ist furchtbar: Er hat seine Eingebungen zu eklektisch herausgearbeitet! So wurde ein rein persönlicher Entschluß nötig! Negerkunst, Negerkunst! Afrika sandte endlich die richtigen Primitiven! Als alle die ulkigen, oft geheimnisvollen Gegenstände (ergötzliche Fetische, verhexte Schmuckgehänge, schauderhafte Häuptlingssessel) in Mengen nach Europa kamen, war die Freude riesig groß! Picasso wurde ein eifriger Prophet dieser herübergebrachten Schaustücke unberührter Kindlichkeit. Sein wirklicher Stil mußte da beginnen. Er wollte nur noch von den allerursprünglichsten Bildern lernen! Also die Neger wurden seine Lehrer! Nunmehr sollten uns seine Köpfe und ihre ganz einfachen, abstrakten Formen überraschen. Keine äußere Ähnlichkeit bringen diese Porträts. Die Hauptgebärde eines Menschen, sein Sichinsdaseinrecken, und dazu die plötzlichen Beschränkungen, Abplattungen seines Wesens, seien da breitflächig festgesetzt. Halb als holziges Gewächs, halb als Kristall, so werden Picassos Einblicke in unsere Art und Weise anberaumt. Der

elementare Raumanspruch jedes Individuums springt in die Augen, und dabei verhängt er sich gewissermaßen selbst über seine Welt. Er schleppt einen vorgeburtlichen Raumanschauungszwang mit sich fort. Flächen begrenzen ihn augenscheinlich, schließen aber sein Bewußtsein, seine Entfaltungsmöglichkeiten keineswegs ab. Im Gegenteil: Jede Fläche ist das Sprungbrett zu neuen Raumerschließungen. Aus der bloßen Kopfhaltung eines so dargestellten Menschen mögt ihr auf seinen Gang schließen, könnt ihr auf seine geometrischen Möglichkeiten über sich hinaus Anspielungen herauswittern! Der beim Zurweltkommen jedem Menschen zugestandene Raum bleibt immer einfach, selbstverständlich, absolut. Höchstens die zur Zeichnung nötige Ergänzungsfarbe kann subjektiv gewählt und untergeordnet scheinen. Aber die Farben, ebenso wie die Farbenbeschlüsse erzwingen über sich hinaus Kristallzusammenschichtungen, die logisch in den Betrachter überspringen oder sogar, von ihm vorhergesehen, sich als ein Erlebnis in ihm wieder vielseitig ineinanderschließen.

Nun folgt der Satz in den Kubismus! Der blieb zuerst rein zeichnerisch, um die Probleme monumental zu klären. Der letzte Behelf, auch Kurvendynamik auszudrücken, wird durch die primitivste Geometrie in Grade eingeteilt.

Gleich darauf noch ein Sprung in Picassos Entwicklung! Und wir stehen beinahe außerhalb des Kubismus! In welche Welt sind wir geraten? Mitten hinein unter die allgemeinen Maße des Geistes, in unser seelisches Erleben des auf Erden Anberaumten! Das ist der Rückschlag der Welt aufs Ich, und vielfach die Wechselbeziehung beider,



Pablo Picasso: Zirkuskünstler

des abstrakten Ichs und des Ichs als Welt! Der Brennpunkt liegt nun wieder im Bild, nicht wie früher, außerhalb des Bildes und gewissermaßen im Beschauer. Wir fühlen uns abermals ins Dargestellte hineingezogen, und nicht von dem, was vor uns aufgetürmt wurde, in uns selbst zurückgefeuert. Picassos lyrischer Empfindsamkeit mußten seine dramatischen Ausbrüche, voll von Leidenschaft, bald wieder weichen! Hier stehen wir schon am Ende des Kubismus, soweit er seinen Schöpfer angeht. Es beginnen die kubistischen Richtungen, die Schule, die billige Akademie! Picasso selbst führt uns immer weiter seelenwärts. Wir empfinden uns durch ihn in neu erschlossenen Regionen plastisch ausgedrückter Musikalität. Geometrie wird Melodie. Keine Kunstoffenbarung im höchsten Sinne überwältigt uns, aber eine spielerische Seite unserer seelischen Einsamkeit entfaltet einige, bis dahin noch nicht ausgedrückte plastische Möglichkeiten. Von hier gehen die meisten Futuristen aus.

Picasso entdeckt sich aber noch weiter einwärts: es scheint beinah, daß er sich anschicke, seine eigene Persönlichkeit aufzugeben. Was uns durch ihn zugänglich gemacht wird, ist ein allgemeingültiges Schema.

Picassos Tat ist damit getan: seine künstlerische Bedeutung, abgesehen von seiner eigentlich literarischen Fähigkeit, Abstraktionen auszudrücken, läßt sich heute noch nicht überblicken. Es scheinen auch noch weitere Möglichkeiten zu einer Entwicklung in ihm vorhanden zu sein.

Wir können vorläufig den Schöpfer zurückstellen und die Neue Kunst als Frage an sich, als Aufgabe für Kommende, näher betrachten.

Nur die Hysterie unserer Zeit hat eine so abstrakte Formulierung eines Programms für bildende Kunst hervorbringen können!

Das berauschte Sichausschäumen der weitaus reicheren sogenannten Impressionisten hat bereits in Cézanne einen herben, zurückfassenden Gegenwärtiger gefunden: hier war aber noch alles gesunder Instinkt, würdige Selbstbesinnung vor der Staffelei, männliche Priesterschaft in der Natur, kurzum selbstverständliche Größe!

Freilich steckt auch Cézanne voll von bürgerlicher Schulmeisterlichkeit. Er war wohl der Grundleger zum modernen Akademismus! Und somit wäre Picasso nur sein radikaler Nachfolger!

Will nicht gar oft das Licht, die klare Luft, wie sie uns bei Cézanne warm anlächelt, oder kühl umfächelt, oder sogar feucht zuhaucht, sich, wie von fernher, zu einem Kristall zusammenschließen?

Die leise symmetrisch herausgeholtten Bäume bleiben in allgemeiner-geometrischer Selbstverständlichkeit bescheiden an ihrem Platz. Und seht: Ein ganz unvorhergesehenes, ungezwungenes Luftphänomen schwebt aus der anspruchslos grauen, bescheiden grünen Landschaft auf uns zu, über uns hinaus! Nein! Ganz leicht, aber entschieden und eindringlich, in uns hinein!

Oder: Ein Wald besinnt sich seiner Grottenverwandtschaft oder seiner geistigen Herkunft! Auf einmal kommt es über uns: Wir müssen uns hinein versenken in diese Waldwelt, die uns so vertraut anheimelt, die in sich, in ihrem Innern einen Schwerpunkt andeutet, der einem andern gleichen in uns die Wage hält: Wie leicht und doch wie umgeistert atmen wir in Cézannes Wildnis. Des Waldes Ordnung entspricht unser Chaos. Und umgekehrt: Unsere Schöpferlust findet im Wald ihre Sammlung. Wir mutmaßen einen Kristall, der in sich allen Regungen und Richtungen der Landschaft ihren Frieden verbürgt.

Picasso hat somit in Cézanne wohl seine Kompositionserlebnisse vorgefunden und sie dann kühn und ausdrücklich herausgeschält.

Nun geht der Zyklus plastisch-musikalischer Erschütterungen und Beruhigungen an. Eine Mandolinenspielerin, eine Geigerin, ein Dichter, ein Stilleben: Bei allen das friedfertige Dämmern der Seele und Dinge in rhythmischen Schichtungen. Oft nur die Welt des Dargestellten in seiner kristallinen Selbstartigkeit, dann plötzlich seine verhängnisvolle Dämonie in überraschenden Farben melodisch angetippt. Dann abermals der Darsteller: Ganz befremdend in diesen abstrakten Dämmerungen; denn meistens taucht er auf, wenn er durch eine naturalistische Beobachtung am Modell festgehalten wird! Dann aber wieder symphonische Rätselaufstellungen, unweigerliche Verschwiegenheiten einer Seele, leichtklagende Entsagungen und dazwischen wieder freudige Einfälle; alles das haarscharf herauskristallisiert und durch die Farbe unterstrichen und zugleich gemildert.

Wer diese Empfindungen miterleben, aus sich selbst hervortönen lassen kann, wird sie lieben; für den sind sie auch schön. Für Picasso waren sie jedenfalls ein Ausweg. Ein Weg sind sie aber sonst für niemanden!

Oft hat man vor solchen Bildern den Eindruck, die Symbolik unseres eisernen Zeitalters wirke auf uns ein, etwas Unerhörtes wolle uns in neue Kristallisationsmöglichkeiten miteinbeziehen! Daran dachte aber der Künstler nie. Seine Beziehungen zu Leben und Natur sind überhaupt

gering. Er liebt den Montmartre und entsinnt sich in grauen, oft leicht gebräunten oder auffallend überblauten Schichtungen seiner spanischen Arabeskenstimmungen. Fast immer lauscht er nur auf gefällige und leichte Musik: Und da verliert er sich in seiner Betrachtungsweise und entweicht traurig lächelnd den bunten Schwierigkeiten einer persönlichen Auseinandersetzung mit der Natur.

Er sieht Paris in winzigem Format: Einzelne Teile silbergrau geschaut; goldene Einsprüche dagegen, blaue oder braune Verwandtschaften mit beiden. Alles das durcheinandergewürfelt und dabei doch übereinandergestellt: So ist seine Vision! Er betrachtet die Stadt mit literarischer Voreingenommenheit. Er gibt sie in Stenogrammen wieder! Die Ohnmacht vor den Schauern einer Großstadt wird als genialische Nonchalance ausgegeben und als modern kolportiert: Alles, was ungewohnt ist, muß gleich modern sein! Dabei aber immer die Wappen eines starkbegabten Farbenvirtuosen. So zum Beispiel das Grau der Seinebrücken, wundervoll goldbraun bekrant von den klaren Wasserspiegelungen des Flusses. Oder: In zärtlichem Rosa auseinandergelegte Flächen, übersponnen von champagnerblonden Sonnenfloren als chaotische Zurechtlegungen einer Dichterseele. Überall Farbeigen tümlichkeiten, zeichnerische Aufrichtigkeit, fast nie aufdringliche Preziosität, aber auch nur ganz vereinzelt echte Naivität!

Vielfach wird Braque als der Begründer des Kubismus angesehen. Ein klares Entwicklungsganzes ergibt sich aber nur bei Picasso!

Der kam psychologisch zur Negerkunst und dann logisch weiter zum eigentlichen Kubismus, und noch weiter, zu seinen Seelenkristallen und Farbenschnittzelpor tr äts. Von diesen ging dann Severini auf ziemlich eigenartige Weise aus. Viele Vorboten des Picassismus hat es gegeben: Kein Künstler der jüngsten Generation hat aber so verzweifelt Ernst gemacht mit der abstrahierenden Zusammenraffung und Ineinanderbiegung des künstlerisch Erlebbaren. Wo jeder andere fertig gewesen wäre, da gerade setzte Picasso ein: Und sein Werk, das er zuerst gar nicht zugänglich machte, hat bereits ganz große Wirkungen ausgeübt: Er ist historisch geworden.

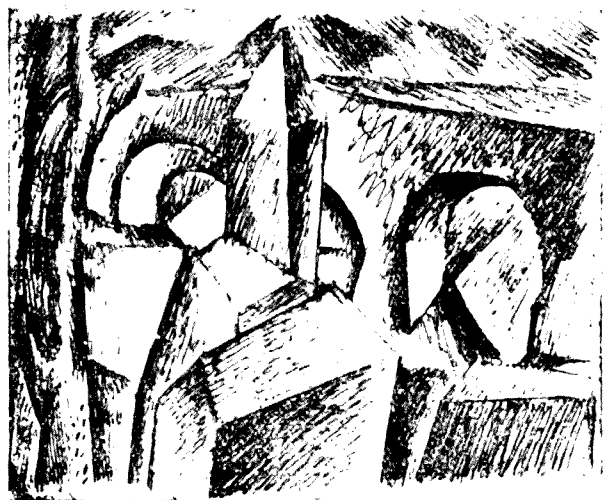
Erst jetzt scheint, daß wir ganz ohne Renaissance auskommen können! Komposition im Sinne der primitiven Toskaner hatten wir schon früher: Gauguin, Maurice Denis, die meisten Neoimpressionisten behandelten das Bild vor allem

wieder bildhaft. Sie schwankten aber zwischen dem Lyrischpersönlichen in der Einmaligkeit jeder Schöpfung und dem Bloßdekorativen, Stimmungsmäßigen hin und her. Hier hingegen stehen wir, wie bereits gesagt, vor einer Revolution, die uns zum Schema zurückgeführt hat. Die Abwendung von der Natur? De Maistre sagte von ihr: *Qui est cette dame? Je ne la connais pas!* Hier hat sogar die Kunst mit allgemeingültigen Begriffen zu rechnen. Wir unterliegen einer unerbittlichen Geometrie. Wir werden uns an diese Kunst gewöhnen müssen!

Der Modernste kann uns aber sagen: So horcht doch auf die eigene Unterwelt; sie ist voll von mathematischer Gerechtigkeit, voll von rhythmischer Verheißung, ganz musikalische Güte. Ihr könnt plötzlich die Antwort auf euer Rätsel in den eigenen Bronzegrotten erlauschen.

Lassen wir das für die Späteren: Welches ist augenblicklich das Grundgesetz, dem sich diese Würfelspieler unterwerfen müssen? Herrschaft der Graden! Das sind Darsteller einer psychologischen Geometrie, keine Gestalter mehr im alten Sinn. Das Dreieck besiegt das Runde. Sehen wir von Picasso ab: Befragen wir den Kubismus als solchen! Was sieht er? Das Steile! Was bevorzugt er? Die Nase! Die Nase wird Trumpf! Das Rundliche war das Maß der Hochrenaissance: Die Locke wirkte barock und mußte zur Allongerücke auswachsen. Die Ohrmuschel beherrscht das Rokoko. Sofort sollte das Mündchen dem Ohrlein ähneln.

Bei den Griechen mußte das Gesicht vereinfacht, zur Einfachheit des Leibes gestimmt werden, nur so ließ sich ein Gesamteindruck hervorbringen. In der Gotik wurde das Gesicht, als Träger des



Pablo Picasso: Paris

seelischen Ausdrucks zur Hauptsache. Deshalb mußte der Körper entweder abgehärmt und zergliedert, oder von Knittergewändern verdeckt, dem Kopf unterworfen werden.

Das stilistische Gleichgewichtsbedürfnis unserer Kubisten und Futuristen setzt neben die Nase, die sich an und für sich einer einfach-geometrischen Form, dem Dreieck nähert, noch dreieckige Wangen, Münder, viereckige Augen, verteilt plötzlich plumpe Walzen auf Antlitz und Leib, vergittert den Akt, sieht auf einmal römisches Reticulatum, kassettiert das Firmament, und so fort. Das stilistische Auswiegen eines Bildes wird zur Hauptsache: Pflanzen, Tiere, auch Menschen sind Gewichte und Erleichterungen, um den Bildausdruck komplizieren und verfeinern zu können. Dieses Spiel mit der Wage läßt sich ungemein weit führen: Farbe und Zeichnung dürfen dabei gleichmäßig beteiligt sein oder werden einander wechselweise unterliegen.

Unter den jungen Künstlern ist Picasso der problemreichste.

Herbstklage

Von Stéphane Mallarmé

Seit Maria mich verlassen hat, um auf einem anderen Stern zu wohnen — auf welchem? Orion, Altaïr oder auf dir, grüne Venus? — habe ich immer die Einsamkeit geliebt. Wie viele lange Tage habe ich allein mit meiner Katze verbracht! Allein, das heißt ohne ein körperliches Wesen, denn meine Katze ist ein mystischer Genosse, ein Geist. Ich kann also sagen, daß ich lange Tage allein mit meiner Katze und allein mit einem der letzten Schriftsteller der lateinischen Dekadenz zugebracht habe; denn seit das weiße Geschöpf nicht mehr ist, habe ich seltsamerweise vor allem das geliebt, was in dem Wort „Verfall“ seinen Ausdruck findet. So sind im Jahr die letzten kraftlosen Sommertage, die unmittelbar dem Herbst vorangehen, meine Lieblingszeit, und die Stunde, da ich am Tag spazieren gehe, ist die Zeit des Sonnenuntergangs, bevor sie verschwindet, mit den Kupferstrahlen, die gelb auf den grauen Mauern liegen mit, dem Kupferrot in den Fensterscheiben. — Ebenso muß die Literatur, von welcher mein Geist einen Genuß verlangt, die hinsterbende Poesie der letzten Augenblicke Roms sein, indessen nur soweit sie noch keineswegs die verjüngende Ankunft der Barbaren atmet und nicht das kindliche Latein der ersten christlichen Prosen lallt.

Ich las also eins dieser kostbaren Gedichte (deren

dicke Schminke mehr Reiz auf mich ausübt als das schöne rosige Fleisch der Jugend) und ich wühlte mit einer Hand in dem Fell des reinen Tiers, als eine Drehorgel schmachkend und melancholisch unter meinem Fenster erklang. Sie wurde in der großen Pappelallee gespielt, deren Blätter mir selbst im Frühling düster und traurig erscheinen, seit Maria hier zum letztenmal mit den Kerzen vorbeigekommen ist. — Wahrhaftig, das Instrument der Taurigen: das Piano funkelt, die Violine bringt den zerrissenen Nerven Licht, aber die Drehorgel hat mich in der dunkelnden Erinnerung verzweifelt träumen lassen. Jetzt, da sie eine lustig vulgäre Weise murmelte, welche die Freude in das Herz der Vorstadt trug, eine verjähnte banale Weise: woher kommt es wohl, daß der gleichmäßig wiederkehrende Satz mir zu Herzen ging und mich wie eine romantische Ballade zu Tränen rührte? Ich kostete es langsam aus und warf keinen Ton zum Fenster hinab, aus Furcht, gestört zu werden und zu entdecken, daß das Instrument nicht allein sang.

(Deutsch von August Brücher)

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Schloßpark in Feindesland

Den Duft der Früchte haben die Kanonen abgeschallt;

die Kronen sind zerstreift und verfallen wie Skalpe über die Schießschartenmauer.

An einer Südwand klebt der wilde Wein,
als wäre Blut des Kampfes in sein Wurzelnest geflossen.

Im Grase haben sich Tote verkrochen wie graue Herbstzeitlosen,

ihr Herz tropft im Sauerdornbusch,
ihrer Augen Blau perlt harzig in den Wachholderbeeren.

Grau wiehert ein angeschossenes Pferd;
Georginen kauern über seinen Hufen
und warten in faulem Grün auf Sonne;
der Himmel fällt von seinem Blick ab, der nicht spiegelt,

in seinem Ohr lauert Feindseligkeit.

Wege liegen wie schwere Schlangen einem Posten um den Leib.

Ein Zweig fällt herab wie ein gehenkter Bauer,
eine Nuß wie eine späte Kugel.

Auf dem Schloßdach reitet der Herbst mit entblößten Sparrenbeinen

und kreischt mit rostiger Wetterfahnenzunge.

Ein Äroplan steigt hinauf
und hängt wie eine Fliege über dieser steinernen
Schachtel voll Aas.

Alfred Vagts

In der Beobachtung
Der Sommer kriecht mir ins Gehirn.
Tausend kleine, heiße Käfer laufen durch die
Ganglinien.

Die Monotonie der kleinen Erdhöhle drückt,
schwillt von heißer Luft.

Lauernd, wartend, stierend drehen sich die runden
Gläser.

Das große, üppige Tal ist so still wie das Pathos
der Renaissancefassaden.

Die weißen, durchlöcherten Häuser sind tot, die
blühenden Gärten sind tot, die windenden
Gräben sind tot.

Und die Sonne singt ihr sirreseliges Lied.

Nichts! — Lauernd, wartend, stierend — —

Tut-tut jammert das Telephon. Silber, spottend,
bebend rattert der Aeroplan.

Die kleinen, weißen Schrapnellwolken tanzen den
Elfenreigen.

Immer näher, heißer, drängender, gährender.

Tut-tut jammert der Kasten wieder.

„Jawohl! — Bomben — Unglück — — sechs
Kinder!“

(Am Abend noch — am weichen, lauen Abend —
lagen sechs Mützen voll Blut und Schmutz am
Gassenrand.)

Der Aeroplan klappert fern . . .

Die kleine Erdhöhle preßt zusammen, das Gehirn
verfließt. Fort — Fort! das Land ist wieder
gestorben.

— — — — —
Wenn der Tag verschwimmt, riech ich den starken
Fluß meiner Heimat.

Und seh die blauen, schweren Silhouetten des
Domes,

Die Lichter auf den dunkelnden Schiffen und die
einsam knirschenden Promenaden.

Und ich seh die Hände und Blicke von tausend,
tausend Müttern weit über die Nacht hin-
reichen bis zu uns.

Kurd Adler

Verwundete

Der erste:

Wir ranken an den Fenstern auf wie Gewächs in
kargen Töpfen.

Daß Luft so dünn ist, und Häuser, und zitternde
Frau . . .!

Wir können durch seltsame Dinge durchschaun,
aber wir schwanken häßlich mit unsern Bilder-
köpfen.

Der zweite:

Mitleidige kleben an uns und machen uns müder,
als wir schon sind. Alle Sinne sind zugelötet . . .

Wir haben Menschen getötet,
die rufen nach uns: Liebe Brüder . . .

Der dritte:

Einst warf uns stürzende Flut wie Muscheln auf
den Rand.

Nun harrt eine Stille, ganz leer.

Doch tief in uns, heimatlich singt wie ferne Bran-
dung

Rauschen des Meers . . .

Walter Ferk

VERSE

Im Flusse widerglänzten die Fabriken,

Im Rädertaumel zitterten die Brücken,

Ich eilte fröstelnd durch die Sommernacht.

Es schrie die Nacht laut auf aus grellen Fenstern,

Und Lichtreklamen tanzen gleich Gespenstern

— Zu wüstem Wirbel war der Schlaf erwacht.

Ich eilte fröstelnd durch das halbe Dunkel,

Es peitschte mich das lärmende Gefunkel,

Umschlang mich höhnisch: Weiß, grün, blau, rot,
rot —

— Die ernste Sommernacht war wie zerflossen

— Durch grelle Gassen schrille Autos schossen —

— Die Steine lebten und der Mensch war tot!

Uriel Birnbaum (Prag)

THEATERPROGRAMM FÜR BARNOWSKY

Direktoren fragen verlegen herum, was sie spielen
sollen. Dramaturgen wälzen die Literaturge-
schichte. Regisseure bestürmen die Maler. Die
Maler erfinden neue Schauspieler. Die Schauspieler
suchen Schneider, die ihnen die Rollen auf den
Leib schreiben. Ich schenke in dieser Not einem
Direktor ein Programm. Zuerst, was er nicht
spielen soll: weder Aischylos, noch Shakespeare,
noch Molière. Auch Goethe und Kleist nicht.
Denn das alles hat nichts mit dem heutigen
Theater zu tun, wird Zirkusstück, sowie es ge-
spielt wird. Ferner soll er nicht spielen, weil es
Ohnmacht und Ödigkeit und Langeweile und
dumme Psychologie und bürgerliche Problematik
ist: Ibsen, Hauptmann, Björnson, Halbe, Eulen-
burg und so weiter. Aber spielen soll er:
Strindbergs „Pelikan“, „Ostern“, „Damaskus“,
„Wetterleuchten“; Borchardts „Lassalle“; Burtes
„Herzog Utz“; Essigs „Weiber von Weinsberg“;
Max Pulvers „Robert der Teufel“; Robert Musils
„Die Schwärmer“; Sternheims fünf Komödien
aus dem bürgerlichen Heldenleben; Kamnitzers
„Die Nadel“; Wedekinds „Liebestrank“; Hei-

manns „Joachim von Brandt“; Hinnerks „Närrische Welt“; von Claudel „Der Tausch“, „Mittagswende“; von Becque „Die Raben“, „Michael Pauper“; von Wilde „Ernst sein tut not“; von Gogol „Der Revisor“; von Hofmannsthal „Der Abenteurer und die Sängerin“ und „Christinens Heimkehr“; von Shaw „Candida“; von Schickele „Hans im Schnackenloch“; von Anzengruber „Der Doppelselbstmord“; von Raimund „Der Verschwender“. — Wertester Herr Direktor Barnowsky! Sie haben zwei Theater — hier haben Sie 31 Stücke, mit denen Sie eine deutsche Schaubühne etablieren können, Richtung gebend für alle Zukunft. Ich versichere Ihnen, es kommt nicht mehr darauf an, den „neuesten Schnitzler“, den „neuesten Hauptmann“ zu spielen! Es ist ganz ohne Sinn, den „Sturm“ auszustatten oder nicht auszustatten, denn dieses Stück hat mit dem heutigen Theater nichts zu tun und daher das heutige Theater nichts mit ihm. Glauben Sie nicht an „das Publikum“, dem Sie in allen Sortierungen was bringen müssen. Das Publikum ist ein Zufallsbegriff, aber keine Wirklichkeit. Es steht ganz in Ihrem Willen, das Publikum zu machen. Durch Addition vielerlei Geschmacks und Ungeschmacks bekommen Sie keinerlei Summe, die Sie dann „das Publikum“ nennen können, denn Kraut und Rüben lassen sich nicht addieren. Sie sind jung, voller Willen, voll Kenntnis und Einsicht. Sie haben die Talente, Ihren Willen durchzusetzen, Ihre Kenntnisse zu verwerten. Sie leisten etwas. Leisten Sie also nicht bloß Theaterspielen für das „Publikum“, sondern die deutsche Schaubühne, die uns not tut. Ohne Ausstatterei, ohne „berühmte“ Schauspieler. Hier haben Sie ein Programm. Besteht ein Wille dazu, dann bekommen Sie auch die Stücke, die — auf den andern Theatern nicht gespielt werden. Geben Sie denen dafür alle die Stücke, die Sie nicht spielen sollen, die Schnitzers und Ibsens, und all das Zeug, das uns mit seiner Banalität anödet.

Nikodemus

AUFHÄNGEN

Ein Mann hängt sich auf und beobachtet sich.
Er spielt mit seinen Beinen.
Er möchte um seine Dummheit weinen.
Obgleich das Leben von ihm wich.
Er möchte doch so gern versuchen,
Karriere machen und auch Geld.
Und Streifenhosen, Haar gewellt.
Zu spät ist alles. Er muß fluchen.
Der Strick ist auch nicht eingeseift.

Herr Wedekind verlangts ja nicht.
Im Nebenzimmer brennt noch Licht.
Er ist nicht für die Tat gereift.
Und dies bemerkt er noch mit Schrecken,
Da fliegt vorbei die Kinderzeit.
Dann wirds auf einmal süß und weit —
O Annelies! O langes Strecken!

Emmy Hennings

Grotesken

Von Hans Reimann (Leipzig)

GEDRUCKTES

Woran liegt es, daß Ihr Gedrucktes respektiert, Geschriebenes hingegen — ungedruckt — minder? — Das liegt daran, daß Ihr alle schreiben könnt, aber nicht gedruckt werdet.

Ein Glück, daß Ihr nicht alle gedruckt werdet! Übrigens: warum werdet Ihr nicht alle gedruckt? — Ihr habt keine Beziehungen.

Ihr lest mit gläubigem Ernste, was ich Euch auf-tische und denkt, es sei wunder was. Es ist aber gar nichts. Es ist bloß gedruckt. Das ist der Witz. —

Ja, der Respekt vor dem Gedruckten ist groß. Ich werde mich drum hüten, Euch mein Manuskript hinzuzeigen.

Im Vertrauen: es ist grobliniertes Papier, ein unschöner Bogen, und just hier, wo ich augenblicklich schreibe, ist ein tüchtiger Fleck sichtbar. Ich schreibe zwar mit schöner, blauer Tinte, aber ich schreibe unvernünftig unleserlich. Viele Worte sind mehrfach durchgestrichen. Die Interpunktion ist von fremder Hand mit grüner Tinte dazugesetzt worden. Das Manuskript sieht unerfreulich aus.

Ich werde mich insonderheit hüten, Euch den auf Zeile 5 von oben gedruckten Satz (Spalte 425) in meiner Handschrift sehen zu lassen. (Nicht nachsehen, es ist der durchschossen gedruckte Satz!)

Ich zeige Euch mein Manuskript mitnichten. Aus guten Gründen. Ihr würdet es nicht ernst nehmen, wie Ihr es unter „gedruckten Umständen“ tut. Weil Ihr es gedruckt lest, nehmt Ihr es ernst.

Und da Ihr es ernst nehmt, darf ich mich unterstehen, ungescheut drucken zu lassen, was ich für gut befinde. Ihr glaubt's ja.

Ich darf es sogar wagen, Euch den erwähnten Satz (Spalte 425, Zeile 5 von oben) anzubieten mit der Versicherung, es sei eine profunde Wahrheit.

Um auf besagten Satz zu kommen: ich habe ihn aufgestellt als Endergebnis gewisser zoologischer Forschungen, die ich leidenschaftlich betreibe. Er stellt eine Art Lehrsatz dar und ist völlig ernst

gemeint. Ich sage Euch das im guten. Ich bin weit davon entfernt, einen Witz machen zu wollen. Der Satz ist nüchtern und beinahe wissenschaftlich. Er lautet:

„Der Sperling — gemeinhin Spatz genannt — lebt auf dem Meeresgrunde und nährt sich von Menschenleichen.“

Na?

Ihr habt Respekt davor. Donnerwetter, welch ein Satz! Ihr glaubt's. Laßt Euch den Satz im Kopf herumgehen. Er hat Euch überrumpelt. „Aber etwas Wahres wird dran sein!“ denkt Ihr; denn es steht ja schwarz auf weiß gedruckt vor Euren Augen. Ihr grübelt nach. Habt Respekt vor dem Gedruckten.

Meine Lieben, ich will nicht Schindluder mit Euch treiben.

Der Satz ist nicht wahr. Obwohl er gedruckt ist. Ich habe ihn frei erfunden. Um Euch auf die Probe zu stellen.

Haha, wie Ihr alle hineingefallen seid!

Aber nun seid desto vorsichtiger!

Und lest Eure Tageblätter respektlos!

KLASSISCHE DRAMEN

haben unbestreitbar einen Vorteil vor modernen Theaterstücken, nämlich den, daß in ihnen Könige auftreten; und diese Könige werden ständig von Pagen begleitet. Pagen sind Mädchen mit schönen Beinen. Gymnasiasten empfangen beim Anblick gedachter Pagen ihren ersten und Selterwasserfabrikanten und Professoren ihren letzten erotischen Anreiz. Ich bin — stehe ich darin allein da? — der vorgefaßten Meinung, daß es die Pagen sind, die den klassischen Dramen die besuchten Häuser machen.

Aber die klassischen Dramen haben einen Nachteil. Nicht für die männlichen Zuschauer, sondern für die männlichen Mitspielenden. In den klassischen Dramen sind nämlich enthalten kriegerische Volksszenen und Auftritte während wogender Schlacht. — Bei Volksszenen tut der Rhabarber das seinige, aber in kriegerischen Auftritten getümmelter Art will agieren sein. Da ziehen denn die sechzehn Mann, welche dicht gedrängt und schlecht bezahlt die tausendköpfige Schar verkörpern, in blinder Erregung, feurig und jäh ihre Schwerter und stechen in die Luft. — Meine Lieben, das mag angehen. Ist aber die Heil-, Sieg- und Hurraschreierei zu Ende, müssen die gezogenen Säbel in die diversen Scheiden praktiziert werden.

Und da könnt ihr sehen, wie die sechzehn Mann furchtbar schwitzend sich bemühen, die Öffnung der Scheide zu ergattern: die rechten Hände — die Säbelgriffe wild umkrampfend — irren flatternd in der Luft; die linken bringen begehrlieh die Scheide der Säbelspitze nahe; — aber es ist ein mißliches Unterfangen, und nur wenigen gelingt's.

DER JUDE

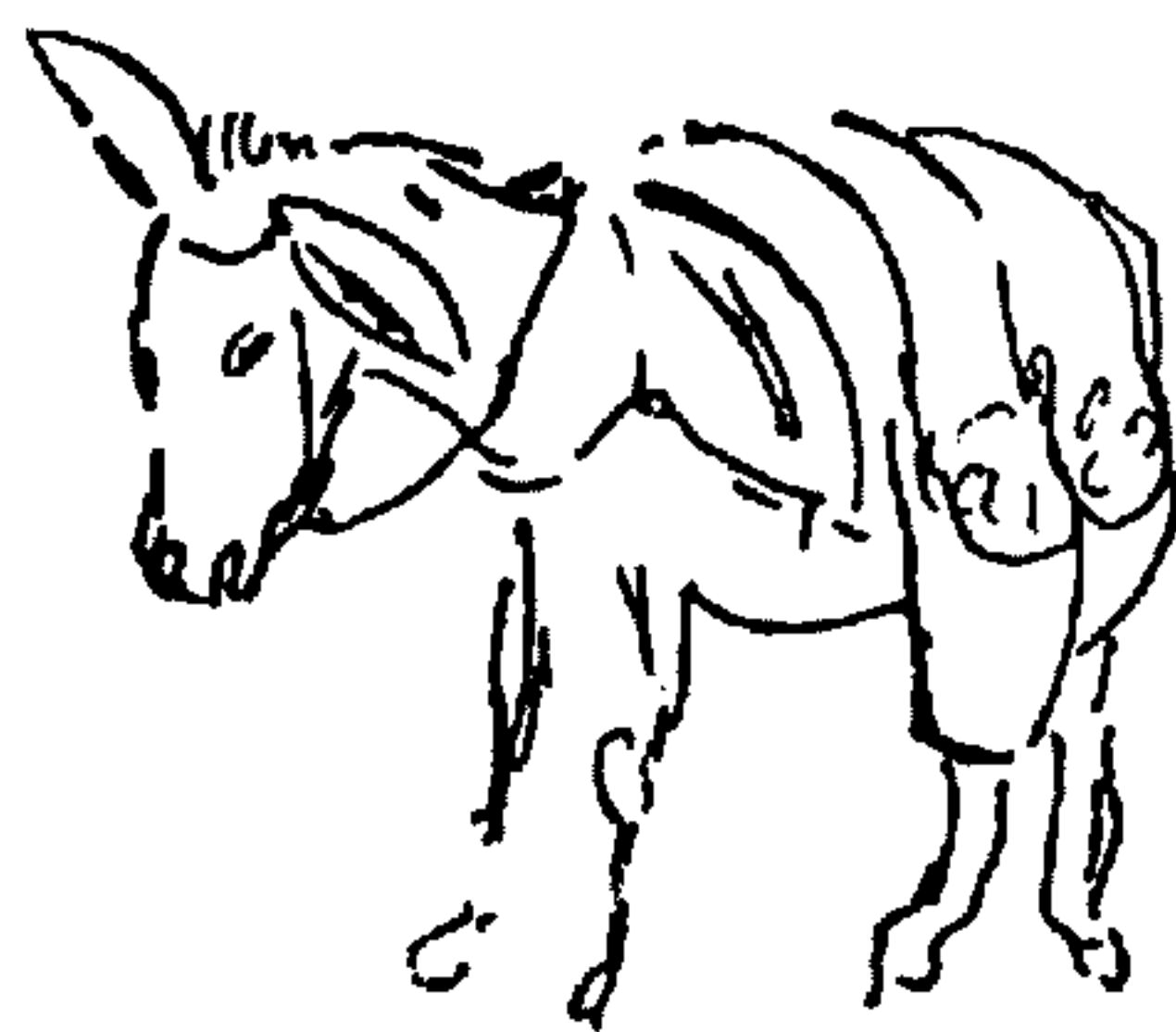
Steil hält sich ein Gymnasium,
Die Schüler auch gehn gar nicht krumm,
Sie gehn ja frei nach Hause,
Schnell Arm in Arm, und sonst vereint
Durch Schrei'n und Hau'n, noch wärmer scheint
Das Licht als in der Pause.

Der stumm, auffallend abseits schlurft,
Ist blaß, mit schwarzem Haar, gefurcht
Die Stirn im schiefen Hütchen,
Er horcht zerdrückt und schielend hin,
Er hört im Lachen dort den Sinn —
Den Ruf — das Spucken —: Jüdchen!

Es ist ein Laut mit süßem ü,
mit eklem, falschem, wüstem ü,
Sie singen es gleich Tieren —
— Oh, wollte irgend hintenrum
Noch eine Straße leer und stumm
Für ihn alleine führen!

Er läuft — und fühlt sich angefaßt —
Und dichter ins Gesicht gehaßt
Und zuckt und denkt: — Mich wehren —?
— Er ballt die Hand — sie bebt — behext
Von Nerv — zerfällt — — nur innen wächst
Der Zorn von großen Heeren.

A Wo



Henri-Matisse: Reise

Der Esel (*Equus asinus*) wurde von altersher gezähmt, und wild eingefangene Tiere wurden fort und fort zur Veredelung der Eselzucht benutzt. Die alten Römer gaben große Summen für diese Veredelung aus, die Araber tun es heute noch. Nur bei uns ist der zahme Esel durch fortwährende Vernachlässigung zu einem wahren Krüppel hinabgesunken.

Brehms Tierleben. Kleine Ausgabe für Volk und Schulen. II. Auflage, I. Teil, Seite 504.

DER KRIEG UND DIE FÜHRER DES GEISTES
 Sehr geehrter Herr Theodor Haecker, unter dieser Überschrift haben Sie im Brennerjahrbuch 1915 (Brennerverlag, Innsbruck) dem Hurenstrich dieser großen Zeit die Parade abgenommen, im besten Licht eines wenn auch, so doch nicht nur witzigen, sondern leidenschaftlich brennenden und klaren Geistes. Alle reinen, einfachen, von den Zeitungen, diesen schwarzen Blättern, nicht angefallenen Menschen bitte ich, diese außerordentlich wichtigen 50 Seiten in dem Jahrbuch zu lesen und sie dem Nächsten weiter zu geben. Nun lassen Sie mich in dieser Gesellschaft mitspazieren, und das begründen Sie mannigfach. Doch stichhältig kann nur ein Grund sein, der sich auf ein Urteil aus Kenntnis stützt, wie Sie ein solches Urteil bei den übrigen Herrschaften haben, das ich teile, immer geteilt und gesagt habe. Das Urteil fehlt Ihnen nicht. Sie schreiben: „Herr Blei ist ein Vampyrchen, das sich bald an einem Buch von Lados, bald an einem von Kierkegaard für die Produktion der nächsten sechs Wochen vollsaugt, da in ihm selber nur die Leere gähnen würde.“ Ich könnte Ihnen darauf sagen, daß Sie sich in Ihren zwei Produktionen an zwei von Ihnen übersetzten Schriften von Kierkegaard zu einem Vorwort und zu einem Nachwort vollgesogen haben, und würde damit nur falsch boshaft umschreiben, daß Sie ein Schriftsteller sind, der über einen andern Schriftsteller schreibt. Aber was Sie sonst noch veranlaßt, mich unter den Huren dieser Zeit zu nennen, läßt mich glauben, daß Sie weniger von mir gelesen als irgend Zeug über mich gehört haben. Und wenn es auch an sich Ihnen wie mir ganz gleichgültig ist, daß Sie gelesen haben, was ich schrieb, — wenn Sie über mich als Schreibenden schreiben und urteilen, dann müssen Sie es mit mir schon so halten, wie mit Mauthner, Cohen, Eucken, Simmel, Bahr, ja sogar Salten und Ludwig. Sie müssen das bißchen schon auch lesen. Daß Sie es nicht getan haben, als Sie die übrigen Gründe meiner Nennung im Reigen Ihres Pandaämonium angaben, erhellt aus eben diesen Gründen. Sie finden es nämlich mit mir ganz identisch, finden es ganz Blei, daß ich bei Ausbruch dieses Krieges in den Zeitungen mitteilte: „Die ‚Weißen Blätter‘ erscheinen nicht mehr, denn jetzt ist die Zeit zum Handeln gekommen.“ Diese Erklärung gab der Eigentümer der ‚Weißen Blätter‘ ab, ohne daß ich weder von der Absicht, noch von der Erklärung früher etwas erfuhr als eben durch die Zeitungen. Wir, mein

Freund Scheler, den Sie mir zu lesen empfehlen, Musil und R. Gournay, haben an diesem „Handeln“ nichts ändern können. Aber Sie fahren fort: „Es blieb nur die Frage, womit denn Herr Blei handeln wolle; — vielleicht Kriegslieferungen. Mit Kriegslieferungen werden heute viele seinesgleichen über Nacht Rotschilde.“ Sie wollen damit sagen: „Her B. ist, wie bekannt, ein geschäftstüchtiger Jude, der schon, wie immer, seinen saftigen Profit machen wird.“ Haben Sie das aus meinen Schriften herausgelesen, dann haben Sie sie nicht gelesen. Aber dieser Satz sieht so aus, als hätten Sie eine sonstige Kenntnis meines bürgerlichen privaten Lebens, oder wollen Sie diesen Eindruck, als kennten Sie mich und mein Leben, hervorrufen? Daß ich kein Jude bin, wissen Sie vielleicht. Daß ich katholisch bin, von Eltern und Ureltern und Urureltern, vielleicht auch. Aber das andere muß ich Ihnen schon sagen: daß ich arm bin, ohne weder den Wunsch, noch das kaufmännische Geschick zu haben, Reichtümer zu erwerben, die ich einmal erben besaß und sehr gleichgültig ausgab. Lassen Sie es, vorausgesetzt, Sie finden bei der Lektüre Ihr Urteil bestätigt, dabei bewenden, daß ich in Ihnen als ein Schriftsteller lebe, der gar nichts zu sagen hat und besser schwiege, aber finden Sie es denn auch zu Ihrem inneren Wohlbefinden nötig, Ihre Welt der Objekte mit der Kenntnis eines Geschöpfes, wie diesem Herrn Blei zu bereichern, das Sie sich gegen alle Wahrheit, ja gegen alle Wahrscheinlichkeit als einen jüdischen, berlinischen Geldmacher und „Schieber“ einbilden? Mir tut es ja nichts, aber Ihnen, Ihnen, lieber Herr, macht es ganz unnötigerweise diese ohnedies schon widerliche heutige Welt um ein widerliches Produkt reicher, das, von Ihnen erfunden, in Ihrer Phantasie, in Ihrem Gemüt lebt. Es ist arg genug, daß die Mauthner und Ludwig und Berliner Tageblatt durch Ihre „Prominenz“ in unserer Welt stehen; die viel kleineren dieser Gattung übersieht um seiner selbst willen, denn man will die Völker nicht alle beherbergen; aber sich „leere Schriftsteller, die besser nicht schrieben“, auch noch aus freier Erfindung zu grauslichen Ekeln machen, — Sie sind unersättlich, Ihre Seele mit Grauen anzufüllen! Ich komme zum Dritten. Sie sehen mich dem Gemeinen dieser Zeit als ein nichts als Gemeines Wollender und vom Gemeinen Bestimmter dadurch dienen, daß ich — mich der Damenkonfektion zuwandte und „natürlich“ eine Modezeitschrift gründete. Ich habe einer Frau, der allein

das zu tun einfiel, auf ihr Ersuchen geholfen, Papier, Druckschrift, Zeichner auszusuchen. Wie Sie sich mich denken, faßt mich Begeisterung, wenn ich von „Eleganz“, „Chik“, von Damenhüten, überhaupt von Damen höre. Ich glaube, da verwechseln Sie mich mit Herrn Poppenberg, was auch schon besser informierten Leuten passiert ist. Mir sind diese Dinge, mitsamt der „Erotik“ und der sonstigen Berliner „Kultur“ immer außerordentlich wurscht gewesen. (Zitieren Sie mir nicht meinen Irrtum des „Amethyst“ und nicht den Studentenunsinn des „Lustwäldchen“.) Diese Wurstigkeit der Mode hindert mich nicht, daß ich mit meinen paar drucktechnischen Kenntnissen einer Modenzeitung helfe, für ein wenig Geld, lieber Herr, für das wenige Geld, ich nötig habe, um mit meinen drei Angehörigen ganz bescheiden zu leben, ohne Auto und Sommerreise ins Bad. Sie bezahlen Ihr Mittagessen gewiß nicht aus dem Einkommen Ihrer beiden Kierkegaardschriften, deren Drucklegung Sie vielleicht bezahlt haben, wie man das für eine Sache öfters tun muß, und wie wir es taten, als wir den „Losen Vogel“ schrieben. Aber Sie sind vielleicht Weinreisender oder Versicherungsagent und schaffen sich auf diese Weise das, wovon Sie Nahrung, Wohnung, Kleidung bezahlen. Oder Sie leben von einem Erbe, das der Vorbesitzer vielleicht erwuchert hat oder in Militärlieferungen anno 70 — über Nacht ein Rotschild — verdient: so oder so, ob ererbt oder als Reisender verdient oder für Kierkegaard „honoriert“, mit diesem Ihren Gelde sind Sie an diese kapitalistische Gesellschaft geknüpft, die Sie anders als gegen eine kapitalistisch verwendbare Gegenleistung durchaus verhungern läßt. Meinen Sie, die „große Presse“ hätte mich nicht schon in ihren Dienst kaufen wollen (in großer Verkenning meiner Eignung), wie sie es auch mit Ihrem Freunde Kraus versucht hat? (in noch größerer Verkenning seiner Eignung). Kaufmännisch gerissen wie ich bin, zog ich es vor, für sehr wenig Geld einige gute Bücher zu übersetzen, wenn auch nicht Kierkegaard, so Lacos und Suarès und Beckford und Thomas a Kempis. Auch blödsinnige Sachen in dümmsten Stunden zu machen, wie dieses alberne Anthologie-Lesebuch — aber möge Sie ein gutes Geschick bewahren, daß Sie der Verlust Ihrer Stellung oder Ihres Erbes nicht noch dümmere Sachen anstellen läßt. Womit ich sie aber so wenig wie bei mir entschuldigen möchte. Nun leben Sie wohl. Ich bin glücklich über Ihre Tapferkeit, die Sie in Ihrer Schrift zeigen.

Ich bedaure für mich, daß ich Ihnen mit dem, was ich schrieb und das Sie gelesen zu haben behaupten, einen leeren, windigen Eindruck mache. Ich bedaure für Sie, daß Sie in die Legion Ihrer wirklichen Bedrückungen noch einen grauslichen Popanz aufnahmen, den Sie sich aus meiner abseitigen und winzigen Einzelheit gemacht haben.

Ihr ergebener

Franz Blei

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

X

Die militärische Vorbereitung der Jugend an den Fortbildungsschulen wurde dieser Tage bei einer Besprechung zwischen Vertretern der städtischen Behörden und der beteiligten Körperschaften erörtert. Nach längerer Erörterung wurde folgender Vorschlag angenommen: Statt, wie bisher, sechs Stunden sollen künftighin vier Stunden theoretischer Unterricht erteilt und vier Stunden für die militärischen Übungen freigestellt werden.

„Berliner Tageblatt“, 1. 12. 14

O Grey, o Grey, o Grey, o Grey,
Du König aller Lumpen!
Sobald dich einer von uns fängt,
Dann wirst verkehrt du aufgehängt.
O Grey, o Grey, usw.

O Engeland, du Schwindelland,
Wie hass' ich dich von Herzen!
Wenn dieser Krieg vorüber ist,
Haßt alles dich, was menschlich ist.

O Engeland, du Schwindelland, usw.

8. und 11. Vers eines Gedichts, das, nach dem „Vorwärts“ vom 8. 3. 1915, Schülerinnen der kaufmännischen Fortbildungsschule Berlin, Weinmeisterstraße, diktirt wurde.

Ihr marschirt gegen Westen in das Frankreich hinein,
Und da ist es schon am besten, ihr schießt alles
kurz und klein.

Denkt alle noch an Siebzig,
Kinder, was sich neckt, das liebt sich.
Heute kriegt die rote Bux
Grade so wie damals Wichse.

Ihr marschirt gegen Osten in das Rußland hinein.
Seid gehörig auf dem Posten und schlagt mörder-
lich darein,

Daß den Russen mit der Knute
Ganz erbärmlich wird zumute,
Haut sie feste auf die Tatzen,
Haut in die Kosakenfratzen!

Und auch Ihr, Ihr blauen Jungen, nun hinaus auf
das Meer!

Euch kommt mit seinen Schiffen gar das England
in die Quer!

Mit den frechen Angelsachsen
Macht nur nicht so lange Faxen,
Schießt die Kähne über'n Haufen,
Daß sie allesamt ersaufen!

Immer ran, immer ran usw.

In der 8. Mädchen-Gemeinschaftsschule zu Neukölln (Mahlower Straße) hat der Rektor die Kinder von Klasse 10 dieses Couplet lernen lassen

Die deutsche Frauenmode hat die Absage an Paris auf der ganzen Linie so ziemlich vollzogen und orientiert sich in der Hauptsache zurzeit nach Wien . . . Ob das deutsche Gretchen Faust-Poiet auf die Dauer Widerstand leisten wird? Es wäre zu wünschen. In Gestalt und äußerer Erscheinung sind unsere Frauen von den Französinen so grundverschieden, daß eine Pariser Mode niemals das Wesen der Berlinerinnen auszudrücken vermag . . . Nun ist der Krieg dem Geschmacke zu Hilfe gekommen, und der Gatte der Berlinerinnen kämpft in Belgien und Frankreich nicht nur für die heiligen Güter seines Volkes, sondern auch für ein ganz privates Heiligtum: für den Beginn einer wahren, ihrer persönlichen Eigenart entsprechenden Kultur seiner Frau. Daß sie eine solche oft verleugnete und ihre deutsche Krimhildenfigur durch allerlei Firlefanz vom Erhabenen zum Lächerlichen erniedrigte, war lange die offene und geheime Sorge vieler . . .

„National-Zeitung“, Berlin, 22. 2. 1915 in einem Aufsatz „Die feldgrauen Frauen“

. . . Doch noch einen anderen Kampf muß die gesamte deutsche Frauenwelt jetzt beginnen! Das ist der Kampf gegen eine Volksgefahr, die immer mehr um sich greift und alle sittlich Denkenden mit ernster Sorge erfüllt: die dreiste Sittenlosigkeit einer durch und durch undeutschen Frauentracht . . .

Aus einem „Aufruf an die Frauen“, den das „Berliner Tageblatt“ verbreitete

Unmittelbar vor mir präsentiert eine elegant gekleidete junge Frau ihren Paß: „Deutsche Staatsangehörige.“ Der Schutzmann gibt das Papier zurück und zeigt mit einer stummen Geste, daß sie sich an den Kommissar zu wenden hat. Dieser nimmt das Papier entgegen: „Haben Sie andere Dokumente, gnädige Frau?“ — „Ja.“ Und die Dame bringt ein oder zwei Schriftstücke zum Vorschein. Der Kommissar prüft sie, betrachtet noch einmal den Paß, stempelt ihn ab und gibt alles mit den Worten zurück: „Es ist gut, ich danke Ihnen, gnädige Frau.“ Die Szene hat nicht länger als zwei Minuten gedauert, und wiederholt sich dann genau so mit mir selbst.

Diese Landsmännin treffe ich auf dem Quai du Mont-Blanc in Genf wieder. Sie ist von Freunden umringt und leistet sich den Luxus einer vorzüglich gespielten, hochdramatischen Szene.

Sie spricht von dem furchtbaren Augenblick, wo sie endlich die Grenze hat überschreiten dürfen. Welchen rührenden Roman habe ich dort vernommen! Grobheiten, Beleidigungen, Drohung, sie als Spionin zu erschießen; die Menge hat geheult: „Mort à sale Boche.“ All das hat sich erst vor wenigen Stunden in Bellegarde ereignet — und doch habe ich gesehen, wie die Dame aus dem nächsten Wagen ausstieg, habe gesehen, wie sie das Visum erhielt, und zuletzt gesehen, daß sie

unangefochten in ihren Waggon zurückging. — Was soll man dazu sagen?! „Omnis hystérica mendax!“ Diese Lügen alle!

Aus dem Brief einer Frau A. Ziehn an die „Hilfe“, Berlin, Nr. 18, 1915

KLEINER BRIEFKASTEN

Liebe Leser, man sagt uns (und geschäftstüchtige Philosophen schreiben dicke Bücher darüber) wir wären aus einer armseligen Zeit in diese umfangreiche Zeit gelangt. Nun, gar so unheldenhaft war unsere Zeit nicht. Hier ein Beweis: Wer, bitte, zeigt mir ein Gegenstück aus dieser Zeit.

Am 19. Februar 1913 stand das zwanzigjährige Dienstmädchen Martha Mitschke vor dem Schwurgericht des Berliner Landgericht III unter der Anklage des Kindesmordes. Die Angeklagte, die sich als Dienstmädchen vermietete, hatte ihr uneheliches sieben Monate altes Kind in Pflege gegeben, wofür sie 27 Mark monatlich bezahlen mußte, so daß ihr von ihrem Lohn nur drei Mark übrigblieben. Als sie den Dienst verlor und eine andere Stelle annahm, in der sie nur 18 Mark Lohn erhielt, konnte sie das Pflegegeld nicht mehr bezahlen. Sie mußte das Kind abholen, das von diesem Augenblick an verschwunden war. In der Verhandlung legte die Angeklagte unter Tränen und Schluchzen das Geständnis ab, daß sie ihr Kind getötet habe. Sie schilderte ausführlich, wie sie verzweifelt umhergeirrt sei. Nirgends habe sie das Kind unterbringen können, da die Leute alle 20 Mark und mehr Pflegegeld verlangt hätten. Sie sei dann immer weiter nach Norden gekommen und schließlich am Tegeler See angelangt. Hier habe sie in der Verzweiflung das Kind in das Wasser geworfen. Da angenommen werden mußte, daß die Angeklagte das Kind in einem Anfall höchster Verzweiflung getötet hatte, wurde sie unter Zubilligung mildernder Umstände wegen Totschlages zu einem Jahr und sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Diese Strafe hat die Angeklagte in der Strafanstalt Kottbus voll verbüßt. Später ergab sich jedoch, daß die Angaben, die zu der Verurteilung des Mädchens geführt hatten, erfunden waren. Sie hatte das Kind seinerzeit bei einer Frau in Pflege gegeben und sich dabei einen falschen Namen beigelegt, in der Absicht, sich auf diese Weise von der Zahlung des Pflegegeldes zu befreien. Die Pflegemutter behielt das Kind längere Zeit ohne Bezahlung, schließlich wandte sie sich jedoch an die Behörde. Nun wurde die Identität des Pflegekindes mit dem angeblich von der Angeklagten getöteten festgestellt. Von der Staatsanwaltschaft wurde ein Wiederaufnahmeverfahren zugunsten der Angeklagten eingeleitet, über das am 15. Januar d. J. vor dem Schwurgericht verhandelt wurde. Das Urteil lautete auf Freispruch.

FREUNDE!

Die Propaganda für die AKTION darf nie versäumt werden. Es genügt nicht, selbst Abonnent zu sein; jeder Freund sollte bestrebt sein, der AKTION neue Freunde zuzuführen! Man verbreite Probehefte, und verwende zur Korrespondenz unsere Künstlerkarten. Novikows Werk, auf das die vorige Nummer hinwies, ist nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden!

NOTIZ

Der Schluß von Nowaks Erzählung „Cafard!“ erscheint in der nächsten Nummer.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Eli Nadelman (Paris): Frauenkopf (Titelzeichnung) / Stendhal-Beyle: Nancy / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Else Lasker-Schüler: Briefe und Zeichnung / AWO: Tagebuch eines Primus Omnium / Heinrich Nowak (Wien): Cafard! Eine Erzählung / Egon Schiele: Ährenfeld / Engert: Asta Nielsen (Original-Holzschnitt) / Wilhelm Klemm: Wandlungen / Richard Oehring: Landschaft / Anton Schnack: Einer Italienerin / Max Pulver: Nächte / Oskar Kanehl: D-Zug / Hans Reimann (Leipzig): Örotesken / Die zeichnende Satire / Ich schneide die Zeit aus IX / Kleiner Briefkasten / Wichtige Bücher

J U L E S M I C H E L E T
Die Frauen der Revolution
Verlag ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

N A P O L E O N B O N A P A R T E
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht
Preis 50 Pfg.
V e r l a g D I E A K T I O N

F R A N Z J U N G
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—
V e r l a g D I E A K T I O N

H E R M A N N H E N D R I C H
Anthologie jüngster französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.
V e r l a g D I E A K T I O N

C A R L E I N S T E I N : B E B U Q U I N O D E R
D I E D I L E T T A N T E N D E S W U N D E R S
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis M. 3,—
V e r l a g D I E A K T I O N

F R A N Z M E H R I N G
D I E L E S S I N G - L E G E N D E
Vierte, unveränderte Auflage
Gebunden M. 3,—
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart

P A U L C L A U D E L
G O L D H A U P T
Geh. M. 3,50, Leinenband M. 4,50.
Hellerauer-Verlag, Hellerau bei Dresden

K Ü N S T L E R - P O S T K A R T E N D E R A K T I O N
Es sind 40 verschiedene Drucke erschienen
Zeichnungen von Mopp / Kars / Schmidt-Rottluff / César
Klein / Richter-Berlin / Nadelman / Feininger / Harta /
Schiele / Mense / Melzer / Tappert / Meidner u. a.
50 Stück M. 1,— 100 Stück M. 1,50
portofrei gegen Voreinsendung des Betrages

T H E O D O R D A E U B L E R
D a s N o r d l i c h t
Epos in drei Teilen
Wir wollen nicht verweilen
Autobiographische Fragmente
H e s p e r i e n
Eine Symphonie
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

D I E L Y R I S C H E N A N T H O L O G I E N
D E R A K T I O N
Nr. I (selten) Mk. 2,—
Nr. II—V à 50 Pfg.



ARTHUR HOLITSCHER
Worauf wartest du?
Ein Roman
Mk 3,—
S. Fischer, Verlag, Berlin



F R A N Z B L E I
Gesammelte Schriften
6 Bände
Georg Müller, Verlag, München



ALFRED WOLFENSTEIN
Die gottlosen Jahre
Gedichte
Geh. M 3,50
S. Fischer, Verlag, Berlin



FREDERIK VAN EEDEN
Glückliche Menschheit
Essays
Geh. Mk. 4,—
S. FISCHER, Verlag, BERLIN



L E O N . T O L S T O I
B e s i n n e t E u c h
100 Seiten Preis 30 Pfg.
EUGEN DIEDERICH'S
V E R L A G I N J E N A



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke,
Z e i t s c h r i f t e n
und übernimmt auch deren Expedition.
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

HR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ³⁵/₃₆

INHALT: Richter-Berlin: Widmungsblatt für die AKTION (Titelzeichnung) / Max Pulver: Douarnenez / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Herbert Kühn: Rache. Eine Novelle / Alfred Vagts, Wilhelm Klemm, Ludwig Bäumer und Jomar Förste: Dichtungen vom Schlachtfeld / Wilhelm Klemm: Tuschzeichnung / Paul Verlaine: Auf dem Balkon / Karl Otten: An ein Mädchen / Erna Kröner: Der Geiger / U. Undo: Der Impertinentismus. Ein Manifest / Diane Paalen: Warnungen / Egon Schiele: Federzeichnung / Heinrich Nowak: Cafard! / Henriette Hardenberg: Frau von 1915 / Ich schneide die Zeit aus XI / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M. • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M.
VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

Inhalt des Septemberheftes:

Max Adler, J. G. Fichtes Deutsche
Paul Claudel, Der Ruhetag. Ein Schauspiel in drei Aufzügen
Carl Sternheim, Schuhlin. Erzählung
Iwan Lassang, Der Panamakanal. Dichtung

Glossen:

R. S., Rundschau: S. Saengers Ungewißheiten und Moritz Heimanns Hoffnungen; Ein Aufruf von Gustav Landauer; Das Forum; Der Neue Merkur; „Vertrauliche“ Eingaben vor der Eingabe; Allerhand Marxisten; Der deutsche Krieg und der Katholizismus; Ein alter Zeitungsartikel von Dostojewski; Ehrenbaum-Degele. — Felix Braun, Hedwig Wangel liest aus der Bibel vor. Annette Kolb, In Dresden. Dichter im Feld: I. O. M. Fontana, Die zerstörte Natur. II. Paul Paquita, Elegie.

CARL EINSTEIN NEGERPLASTIK

in Halbpergament geb. M. 14,—

Man weiß allgemein, daß die vieldiskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Kunst ausübte; aber die Urbilder dieser Negerkunst waren nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 119 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen jeder Kunstfreund sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann. In einer knappen Einleitung analysiert Carl Einstein auf der Basis prinzipieller kubistischer Anschauungen die Vollkommenheit dieser plastischen Kunst.

Außer den weitesten Kreisen der Kunstforscher und Liebhaber sei das Werk allen Ethnologen und Folkloristen sowie Freunden unserer Kolonien aufs angelegentlichste empfohlen. Man versäume nicht, es sich in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen zu lassen.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 4. SEPT. 1915

DOUARNENEZ

I

Hier lockt das Meer mit silberblauer Seide;
Im roten Stein verlieren sich die Buchten:
Goldgelbe Locke — reifendes Getreide
Und Schwaden schwanken Grases füllt die
Schluchten.

Die Ulmen stehn mit sanftumrißnen Rändern
Am Klippenhange zwischen leichten Dächern,
Die grelle Straße knüpft mit ihren Bändern
Ans Tal den Berg mit seinen Kiefernfüchern.
Auf breitem Sande läuft verlorne Brandung
In Wellen aus, die sich zu Schaum zerhasten:
Weit draußen sucht ein braunes Boot die Landung
Und schüttelt sich mit abgerefften Masten.
Ein zornig Scheltwort schaffender Matrosen
Fliegt bis zu uns durchs stete Windestosen.

II

In dichten Horden, lockeren Geschwadern
Hält hundertfacher Kiel nach hellem Porte.
Knapp klingen keltische Kommandoworte,
Das Steuer schlitzt des Meeres Silberadern,
Und silbern schwillt die Last der braunen Boote.
Sardinien schichten sich bis an die Bänke;
Der Segelbalken saust mit kurzer Schwenke
Im Boot herum, die Leinwand fällt wie tote
Verweste Masse auf die Leichenhaufen.
Wie dröhnt der Strand, der nun von Kindern
strotzt.

Ein tolles Schaufeln, Klettern, Hin- und Wieder-
laufen,

In das der Tod aus glasigen Augen glotzt.
Die blanken blutigen Leiber zarter Fische
Umtobt das Raubglück und die Lebensfrische.

III

Ihr grauen Kirchen auf den Klippen,
Ihr stillen Kreuze tief im Sand,
Ihr Glocken mit den hellen Lippen,
Ruft Abendsegen übers Land.
Weit draußen im kristallnen Sunde
Verlieren Boote sich im Blau.
Die Nacht steigt aus dem schwarzen Grunde

Der See auf. Gruß dir, holde Frau,
Maria, der dies Land zu eigen
Seit Gottesblut am Altar floß,
Und nicht mehr gälischer Priesterreigen
Die Mispel mäht, den Mond umschloß.
Seit Christi Blut die Flamme reinigt,
Die wahllos Opfer sonst verschlang.
Seit — der erniedrigt und gesteinigt
Uns Heiland ward, das All durchdrang.
Seit jenes Mondes Kraft ermattet,
Der einstmals Meer und Volk gespeist:
Du Sonne, hast sein Licht verschattet,
Und seine Gläubigen stehn verwaist.
Es wehn nur wirre letzte Funken
Von jenem Glauben um den Stein.
Du aber hebst dich werdetrunken
Aus kurzem Tod zu neuem Sein.

IV

Sonne glüht im Klippenkessel,
Blauer Mittag gleißt im Meere.
Nackt und ledig jeder Fessel
Stehst du da, du schlanke, hehre.
Deine flinken Glieder gleiten
Über grüne Algenriffe,
Wie die Welle ist dein Schreiten
Auf dem blanken Kieselschliffe.
Kurzes, braunes Haar im Winde,
Lange Schenkel, schmale Lenden.
Gleichst du kaum erblühtem Kinde,
Doch mit männlich starken Händen.
Zartolivengrüne Schimmer
Huschen über Brust und Nacken,
In dem Schwarz der Felsentrümmer
Schwindet deiner Schritte Knacken.
Jetzt hebst du mit einem Male
Dich auf sonnbeglänzttem Steine,
Aphrodite, aus der Schale
Gischt und Sonne im Vereine
Rieseln über dich und glänzen.
Glück und Wonne macht mich trunken:
Pan läßt lockende Kadenzen
Schwellen, wach in Traum versunken,

Fühl ich dich in meinem Arme,
Eng und enger die Verschränkung,
Und der Wind spannt weiche, warme
Schleier völliger Versenkung.

Max Pulver (Delft in Holland)

Flaubert und George Sand

Von Heinrich Mann

VII (Das Ende der Freundschaft)

Der Krieg! Der letzte Schlag, den ein einst gläubig der Menschheitsidee Anhangender empfangen konnte. Sie haben ihn beide für unmöglich gehalten, sich 67 über die Preußenfurcht entrüstet. Nun heißt es: „Ach, Literaten, die wir sind! Die Menschheit ist weit von unserem Ideal!“ Gleich darauf: „Glauben Sie, daß wenn Frankreich, anstatt schließlich doch von der Masse regiert zu werden, in der Macht der Mandarinen wäre, daß wir dann an diesem Fleck wären?“ Und schon im August: „Meine Landsleute machen mir Lust, mich zu erbrechen. Sie gehören in denselben Sack wie Isidor (Napoleon). Dies Volk verdient, gezüchtigt zu werden, und ich fürchte, daß es so kommt.“ Der Krieg ist eine Schande, unter der ein Kulturmensch erbebt; aber dann muß man entdecken, daß auch das Besiegtwerden eine Schande ist. Der Sieg: was war er bisher wert? Auch die verachtete Dynastie hatte ihn noch immer für sich gehabt, wenigstens ihn: so verachtete man unwillkürlich auch ihn. Die herrschende Familie war nicht ohne Beziehungen zur Literatur gewesen, dieser Macht, mit der der württembergische Holländer und die Spanierin zu rechnen hatten in dem Lande, über dem sie thronten. Die Kaiserin ließ Flauberts Vermittlung anrufen, zur Besänftigung George Sands, bei der sie eine Anspielung gespürt zu haben meinte; und schließlich war es Eugenie, die um Entschuldigung bat. „Sie habe nie die Absicht gehabt, das Genie zu beleidigen.“ Einer der Prinzen soupierte bei George Sand und ging mit ihren Freunden auf die Jagd. Dafür lockte ein anderer einen Journalisten zu sich ins Haus, um ihn niederzuschießen. Das Halbwilde und das Abenteuerliche dieser Leute kam bei jeder Gelegenheit wieder herauf und erregte Naserümpfen. Und jetzt sind sie sogar vom Sieg verlassen! Sie stürzen: könnte man sich freuen! Aber man weiß voraus, was kommt; man hats ja schon einmal erlebt. „Sie betrüben mich, mit Ihrer Begeisterung für die Republik. Im Augenblick, da wir vom klarsten Positivismus besiegt werden: wie können Sie da noch an Phantome glauben?“ Sie glaubt. Schon

richtet sie sich auf. „Vielleicht ist das unsere letzte Rückkehr zu den Irrungen der alten Welt.“ Und: „Böses zeugt Gutes.“ Und: „Mitten im Sturm habe ich meinen Roman beendet.“ Sie kann arbeiten! „Was mich betrifft,“ kommt es zurück, „ich betrachte mich als fertig. Mein Gehirn kommt nicht wieder ins Gleiche. Man kann nicht mehr schreiben, wenn man sich nicht mehr achtet.“ „Was mir das Herz bricht, ist erstens die tierische Wildheit der Menschheit; zweitens die Überzeugung, daß wir in eine stumpfsinnige Ära treten. Man wird utilitarisch, militärisch, amerikanisch und katholisch sein! Sehr katholisch! Sie werden sehen! Der Krieg mit Preußen beendet die französische Revolution und zerstört sie.“ „Die lateinische Rasse liegt im Sterben.“ „Was für ein Sturz! . . . Wozu denn dient die Wissenschaft, wenn doch dies Volk, das voll von Gelehrten ist, Abscheulichkeiten begeht, würdig der Hunnen und schlimmer als ihre, denn sie sind systematisch; kalt, gewollt, und haben weder Leidenschaft noch Hunger zur Entschuldigung. Warum hassen sie uns? Fühlen Sie sich nicht erdrückt vom Haß von vierzig Millionen Menschen?“ Endlich, als Gegenschlag von alledem: „Armes Paris, ich finde es heldisch!“ Und er läßt sich zum Leutnant ernennen, er exerziert Rekruten; nimmt Saint-Antoine wieder vor, denn auch „die Griechen zu Perikles' Zeit machten Kunst, ohne zu wissen, ob sie morgen etwas zu essen haben würden“; fühlt dabei in seinen Adern barbarische, urväterische Lust, sich zu schlagen, ist mit allen Bürgern darin einig, auf Paris zu marschieren, wenn es belagert wird; teilt die Illusionen aller Bürger . . . Nicht lange. Ernüchtert und beschämt sinkt er zurück. „Ich nehme es meinen Zeitgenossen übel, daß sie mir die Gefühle eines Rohlings aus dem zwölften Jahrhundert eingegeben haben!“ Dann: „Nur noch darauf wird man bedacht sein, sich an Deutschland zu rächen! Die Regierung, jede, wird sich nur durch Spekulation auf diese Leidenschaft halten können. Der Mord im großen wird das Ziel aller unserer Anstrengungen, wird Frankreichs Ideal sein!“ Die Zurückentwicklung der Menschheit scheint in vollem Gange. Die Pariser Kommunisten: „Was für Rückschrittler! Was für Wilde! Wie sie den Leuten der Ligue und den Streitäxtern ähneln! Armes Frankreich, das sich nie aus dem Mittelalter losmachen wird! Das noch mit der gotischen Idee der Kommune nachhinkt, die nichts weiter ist als das römische Municipium.“ Wieder geht Gnade vor Recht; die Kommune bringt die Mörder

zu Ehren, wie Jesus den Schächern verzieh; und „die Republik steht über aller Diskussion“ ist nicht besser als „der Papst ist unfehlbar“. Wie die Freunde aus diesen gewalttätigen Tagen den geistigen Inhalt trinken, entflammen sich alle ihre Ideen, steigen ihre Temperamente fieberhaft, bekommt ihr Wesen doppelte Schärfe. In kurzem hat Flaubert sich in das Schwärzeste eingewohnt; und ihn dünkt, er habe es nie anders erwartet. George Sand braucht länger. Ihr ist im Laufe des Lebens gelungen, manches an sich selbst zu bessern, und sie hat gewöhnt, diese Zeit sei auch für die Menschheit nicht verloren gewesen. Nun ist sie „krank durch die Krankheit ihrer Nation und Rasse. Ich kann mich nicht abschließen in meiner persönlichen Vernunft und Untadeligkeit.“ Er kann es. Er hat Momente bitterböser Genugtuung, wenn irgend etwas vom Untersten aus dem Zeitlauf heraufkommt, zum Beispiel: das alberne Szenarium zu einem Roman, das in Napoleons Schreibtisch gefunden wird. Das hat uns regiert! Die weniger Selbstische muß mehr gelitten haben, bevor sie aus der Tiefe ihres Mitleidens Hoffnung zu schöpfen vermag. Wie? Ihr Freund will, sie solle sich damit abfinden, daß der Mensch nun einmal so sei, das Verbrechen sein Ausdruck, Ruchlosigkeit seine Natur. Hundertmal nein. „Die Menschheit ist entrüstet in mir und mit mir. Die Entrüstung ist eine der leidenschaftlichsten Formen der Liebe.“ Es ist, als spräche ein Mensch von 1789, der durch alle Zusammenbrüche bis 1871 hindurchgegangen und dessen letztes Wort wäre: Trotz alledem! Ferne, seltsam rührende Klänge, bei denen der gallige Moderne die Stirn senkt, weil er ihnen nicht glauben kann.

... Auch das ist aus. Katarakte von Bitterkeit sind einem über das Herz gestürzt, man hat Weiterleben für unmöglich gehalten; und eines Tages sitzt man wieder, während hinter den Fenstern das Land besonnt und still ist, vor seinem Werk, hat nichts zu denken als nur sein Werk und fühlt, da nun bis ans Ende des Weges kein Ding mehr vor einem zu liegen scheint als die einsame Angst des Werkes, vielleicht eine Sehnsucht sich rühren nach den hochgehenden Leiden, die verebbt sind. Er läßt sogar wieder drucken, — obwohl er nicht mehr weiß, für wen. Paris ist verändert, fremd geworden, hat keinen Raum für Literatur; und es ist schwer, sich mit fünfzig Jahren noch zu häuten. Er verliert seine Mutter: erstes Anzeichen des Endes. Gautier stirbt, nachdem Jules de Goncourt und Sainte-Beuve starben; von den Freunden bleiben außer George Sand nur

Hugo und Turgeniew; und er nimmt es, mit verhaltenen Tränen, wie ein Almosen entgegen, wenn der alte Hugo ihm aus einem lateinischen Dichter hersagt; und der Gesang der Viardot muß ihn dafür trösten, daß er am Leben ist. „Niemand spricht mehr meine Sprache.“ „Schatten breitet sich um mich aus.“ Das ist der Zeitpunkt, das nahe Ziel zu ermessen und zu bedenken, wie man hierherkam. „Ich habe mehr geliebt als irgendwer; ein anspruchsvoller Ausdruck, der soviel heißt wie ‚ganz wie ein anderer‘; und vielleicht sogar mehr als der Erstbeste. Alle Zärtlichkeiten sind mir bekannt. Und dann haben Zufall und Zwang der Umstände bewirkt, daß die Einsamkeit um mich her allmählich immer größer ward; und jetzt bin ich allein, durchaus allein.“ Ein alter Junggesell, nicht mehr reich genug, um eine Frau zu nehmen, oder auch nur, um sechs Monate des Jahres in Paris zu leben, krank von eben dem Abseits, das ehemals seine Stärke war, ohnmächtig durch dieselbe Außermenschlichkeit, die ihn früher schaffen lehrte. Seine hysterische Reizbarkeit läßt ihn sich selbst nur noch als groteske Figur sehen, als den „Ehrwürdigen Vater Cruchard, Gewissenlenker der Damen von der Desillusion“; und zugleich macht sie ihm Furcht, es mit seinen letzten Freunden zu verderben. Er zeigt sich nicht mehr, seine Briefe werden kurz. Er kam auch sonst nur selten nach Nohant, denn ein Besuch bei George Sand und den Ihren löschte für Wochen die künstliche Welt in seinem Kopf aus; ein Diner bei Fremden sogar machte ihn tagelang arbeitsunfähig. Aber in dieser Zeit opferte er sich Werken, die es ihm lohnten; und jetzt liegt er überm Werkisch in gegenstandsloser Verbissenheit. Diese „Bouvard und Pécuchet“ nehmen ihm den letzten Atem, zermalmen ihn. Er hatte Erleichterung von ihnen erhofft; wollte alle Galle hineinspeien, die menschliche Dummheit ihm je bereitet hatte; und die beiden Hampelmänner, die sich nach und nach das gesamte menschliche Wissen aneignen und erleben, wie es sich gegenseitig in die Luft sprengt und zu Nichts verpufft, sollten ihn erheitern. Aber schon die Vorarbeiten — dieses wahnwitzig hastige Verschlingen sämtlicher Wissenschaften, zu dem einzigen Zweck, aus jeder zwanzig Zeilen Stil und eine Posse zu machen — zeigen ihm das Ende seiner Sackgasse. Er sieht selbst, aber ohne abzulassen: nur in einem, der fast allen Zusammenhang mit dem Möglichen, mit dem Leben selbst verlor, konnte solch geistiges Ungeheuer heranwachsen. Die trostlose Freude, eine Liste von Dummheiten jener Verstorbenen an-

zulegen, deren Namen die Menschheit repräsentieren, sie ist das krampfge Gelächter eines Verurteilten.

Verurteilt ohne mögliche Berufung, ohne Aufschub? Vielleicht, wenn man dies wüßte, gewährte es eine kindische Rache am Leben. Und, ein altes Kind, trotzt er der Stimme der Sand. Sie hat ihn immer gewarnt, vorm Alleinsein, vor der Verkünstelung; hat ihn gefragt, ob er nicht irgendwo einen Bengel wisse, den er mit einigem Grund für seinen halten könne: er solle ihn adoptieren. Geld? Sie kaufe ihm sein Haus ab und er bleibe darin wohnen. Er solle das Leben der Mollusken studieren: „Wenn du an die Naturgeschichte anbeißt, bist du gerettet.“ Endlich: er solle sein Martyrium schildern; und immer wieder: er solle die Dummen, Schlechten beklagen, nicht hassen. „Beklagen läßt sich nicht trennen von Lieben . . .“ Was kann er dazu sagen? Man ändert doch nicht mit bloßem guten Willen das Ergebnis eines lebenslangen Schicksals. Wie er falsch wirken würde, wenn man ihn plötzlich sentimental und als Menschenfreund wiedersähe! Sein öffentliches Gesicht ist längst fertig geschminkt, seine Rolle — und die tauscht man nicht um — allen geläufig. Ihn umgeben Legenden von Wunderlichkeiten und lächerliche Boutaden werden ihm zugeschrieben. Er ist ein unzugänglicher Sonderling, den die Sonntagsausflügler einander zeigen, wenn er in seinem ewigen Schlafrock am Fenster erscheint. Wieviel Abneigung verdankt er seiner Art, zu leben, und durchaus nicht nur bei den Philistern aus Rouen! Jemand, der von dreißig Jahren Kunstschaftens fünfundzwanzig abgesondert auf dem Lande verbringt, handelt wider die Volksnatur und erweckt den allzu Soziablen die Vorstellung frecher Überhebung. Eine richtige Manie sogar hat er, den „Haß auf die Literatur“. Er sieht die Literatur überall gehaßt: von den Machthabern; denn wer spricht und schreibt, ist eine Nebenmacht; von der geistigen Trägheit, dem Konservatismus ganzer Klassen, dem Fanatismus anderer; kurz, von der Dummheit, deren natürliche Aufgabe, dem Geist die Wage zu halten, er verkennt und die er, seine Freundin hat es ihm immer vorausgesagt, nicht töten wird. Im Gegenteil: ihn wird die Literatur töten und eben sein Haß auf die menschliche Dummheit, der ihn nun in ein aussichtsloses Unternehmen verstrickt hat.

Will ers noch immer nicht einsehen? Er fängt an, die Wohlmeinende zu entmutigen. Sie selbst rafft sich mit Mühe und zum letztenmal aus Krankheit auf; und, was nie geschah, ein paar Worte der Ungeduld entschlüpfen ihr: „Das Leben ist

eine Folge von Stichen ins Herz. Aber die Pflicht ist da; es heißt: weiter und seine Arbeit tun, ohne die traurig zu machen, die mit uns leiden.“ Und, einmal im Verhältnis des Kritikers, erliegt sie der Versuchung, es dem Kranken anzurechnen, daß nun seine Pflegerin, ehe sie selbst dahingeht, ihn hoffnungsloser sehen muß als je. Plötzlich brechen alle Gegensätze stachelig hervor. Jetzt kommt von ihr die Beanstandung seiner Ästhetik, alles dessen, was er ist. Mit einem Schlage hat sie alles verloren, was sie von ihm begriff und fühlte, und bringt dieselben fremden Widerreden vor, die ihre Partei von jeher an ihm übte. Denn diese Freunde standen jeder zu Häupten einer feindlichen Partei. Er antwortet, zuerst bestimmt; man läßt sich nicht sagen, daß man alles, was man war, durch Irrtum war; dann nachgiebig. Entstehen ihm Zweifel? So sind es beglückende. Ein süßes Erschrecken muß über ihn gekommen sein, der sich aufgegeben glaubte. Hier ist jemand, der sich noch die Mühe macht, ihn zu tadeln, mit dem Verlangen, er solle ihm folgen? Jemand, der ihn in eifervolle Behandlung nimmt, ihn reformieren möchte. Das wäre also noch möglich? Die Freundschaft, die er für ein verklärendes Spiel, aber im Grunde für unwirksam hielt, kann also dennoch machen, daß von zwei Wesen nicht mehr jedes in seiner Atmosphäre bleibt, und unsere Menschlichkeit braucht nicht auf immer begrenzt zu sein? Jetzt lauscht er der befreundeten Stimme, zum ersten Male jetzt. Sie will, daß er sich endlich in die eigene Güte und Zärtlichkeit füge, sich zu ihr bekenne, an der Liebe der Einfachen teilnehme, etwas von seinem Herzen zu Papier bringe. Und er sinnt zurück in die Zeiten, da er sein Herz noch gewähren ließ. Er war Kind; im Hof des Hospitals, dessen berühmter Chirurg sein Vater war, gingen Kranke in Kragenmänteln; in den Betten seufzten sie, wenn es stürmte. Wie, wenn jemand mit stolzer Vergangenheit in Elend und Vereinsamung an stürmischem Flußgelände ein Fährmann wäre und es rief ihn ein Mensch in der Nacht, der ein Aussätziger wäre, den er in seine Hütte führte, speiste, zu sich ins Bett legte, die Schwären an sich gedrückt, und der dann, aufglänzend als Heiland, mit ihm gen Himmel schwebte? Die Last seines unmöglichen Buches ist abgeworfen. Flaubert schreibt die Legende von Sankt Julian dem Gastfreundlichen. Er gibt vor, es sei ein „Kirchenfenster in seinem Dorf“; es sei „Kunst“, „Stil“ und nichts weiter. Wie gewöhnlich, glaubt man es ihm.

In seinem Elternhaus erzählte eine alte Magd dem langsamen Knaben, der spät sprechen lernte, die

ersten Geschichten, lehrte ihn seine Phantasie kennen, die Gabe, von der er leben sollte. Und mitten in das Landwirtschaftsfest, das größte Prachtstück der Bovary, und als einzige liebevoll und dankbar gesehene Gestalt, tritt eine alte Magd, um eine Medaille im Wert von fünfundzwanzig Francs entgegenzunehmen, für vierundfünfzig Dienstjahre auf demselben Hof. Da steht sie in ganzer Figur, eingeschrumpft, das Gesicht ein vertrockneter Apfel, die Hände halb offen, „als wollten sie selbst das demütige Zeugnis so vieler ertragenen Leiden beibringen“. Nonnenhaft starr, stumm und friedlich wie die Tiere, die ihre Gesellschaft waren, ohne alle Weichheit oder Trauer und, ohne es zu wissen, als Anklägerin: „So stand vor diesen entfalteten Bürgern dies halbe Jahrhundert Knechtschaft.“ Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo sie von der Estrade der Preisrichter herabsteigen, ihr strenges Relief verlieren, die Male in ihrer Seele vorzeigen soll. Eine alte Magd, ihr Leben lang unter einer Herrin, einst von ihrem Liebsten verlassen, des Kindes vom Haus, auf das ihre Zärtlichkeit sich warf, durch den Tod verlustig, lächerlich durch ihre Glut, zu lieben, die sich endlich ganz auf einen bunten, ausgestopften Papagei, wie auf ein Abbild des heiligen Geistes, ergießt: die Magd Félicité. Ein alter Einsamer, hinter sich von der Liebe nur Bitternisse, übriggeblieben nach denen, die ihm einst eine Familie vortäuschten, und, wenn er sterben wird, den letzten, mystisch sinnlichen Gedanken an das über seiner Stirn schwebende ausgestopfte, schon halb zerfressene, aber smaragdene, aber purpurne Gefieder — die Kunst — gehängt: Flaubert.

Als er, viel schneller als sonst irgend eine, diese Seiten beendet hatte, konnte er sie George Sand nicht zeigen, ihr für die Wohltat, die sie ihm erwiesen hatte, nicht mehr die Hände küssen; denn sie war soeben gestorben. „Die gute Dame von Nohant“ war von vielen Armen gesegnet worden; mit „Un cœur simple“ erntete sie (und wußte nicht mehr darum) den reichsten dieser Segen.

So verlief eine Freundschaft. Zwei Geister verweilten beieinander: der Eine vermeinte, aus Neugier; und sicher, wußte der Andere, nicht, ohne daß auf dem Grund seines Gefühls, wie jedes Gefühls, wieder er selbst zu finden war. Dabei gehörten sie, wo immer es feindliche Verschanzungen gab, in verschiedene Lager. Was der Eine war, schien eine Verwerfung des Anderen; was der Eine schuf, schien gegen das Schaffen des Anderen gerichtet. Sogar wenn sie das Selbe haßten, unter dem Selben litten, wirkte darin ein verschiedenes Wollen. Eine nie erklärte, seltsame Nähe empfanden sie trotz-

dem; und daß sie mit jeder Bekundung des Andersseins den Lippen Unwesentliches überlieferten. Aus der Tiefe, wo sie zusammenhingen, wollte kein Wort heraufsteigen; oder nur, von Zeit zu Zeit, ein von ungefähr, wie unwissend, gestammeltes. Endlich, da der Stärkere, im Begriff, zu scheiden, herb wird, erschrickt der Schwächere, ob er sich auch immer allein und unberührbar glaubte, tief und zugleich beglückt; und die nie erhörten Worte, die ihr Gemeinsames ausdrücken, werden laut. Sie sind das Persönlichste, was der Eine zu sagen hatte, und rufen doch dem Anderen das Echo seiner eigenen Menschlichkeit nach. Der aber hört sie nicht mehr; ein Sargdeckel fällt zu; und ratlos erhebt sich ein Weinen.

Rache

Von Herbert Kühn

Sie stand wie ein Pfahl. Wie ein Baum. Groß. Schwarz. Regungslos. Die Augen kalt. Totenstarre in ihnen. Untergegangene Schiffe. Zerbrochenes Leid. Die Schienen neben ihr flimmerten. Wie blinkende Sterne flimmern oder Bogenlampen. Es lief ein Flackern die Schienen entlang, schnellfüßig tanzend. Wirbelnd. Sie stand nicht weit vom Bahnwärterhaus. Die Hitze lag wie ein Brett auf der Öde. Kein Schatten. Aber sie fühlte die Hitze nicht. Sie konnte ja nicht fühlen. Sie hatte keine Gedanken. Nur einen: hier war es . . . hier . . . hier . . . war es . . . war es . . . war es . . . hier . . . hier . . . Sie zitterte bis in die Fingerspitzen der beiden Hände, die schlaff hingen. Wer denn? Sie dachte: wer war es doch? Rauschte es nicht? Donnerte es nicht von weither, klirrten nicht die Schienen — gewiß — die Luft flammte ja schon — flatterten nicht Funken? Sie bebte die Schienen entlang. — Es war nichts. Ihr Hirn hatte sie genarrt. Willenlos sank sie in ihre Apathie zurück. Er wird schon kommen, dachte sie. Und wieder mußte sie sich besinnen, auf wen sie denn eigentlich wartete. Auf den D-Zug oder auf den Lokomotivführer? Auf beide wartete sie — auf beide. Und sie würden schon kommen. Und dann wollte sie schon Rache nehmen für ihr Kind, das er ihr totgefahren hatte. Rache? — Wie ist denn das? Sie wußte nicht, was es war, sie wußte nur, daß sie Rache nehmen wollte. Erst hatte sie an Bomben und dergleichen gedacht, aber dann hatte sie es wieder verworfen. Nun konnte sie nicht mehr denken. Auch nicht fühlen. Sie starrte nur krampfhaft auf die Stelle. Ihre Blicke waren festgenagelt. Sie hatten Wurzel geschlagen auf der Schiene. Jetzt

blickten sie ihre Blicke an. Sie erstaunte, wie fahl ihre Blicke waren. Wie verschrumpftes Obst. Wie gelbe Zwiebeln. Sie lachte über sich. Dann zitterte sie. Er mußte ja kommen. Ja, er mußte. Hierher. An diese Stelle. Gerade hierher. Zu ihr. Der Mörder. Ihre Hände ballten sich, und die Nägel fuhren in ihr eigenes Fleisch, wie Geier hacken. Ihr Mund verzerrte sich krampfhaft. Aber ihr Schatten lag regungslos wie der eines Baumes. Und die Hitze glühte. Glühende Zangen rissen an ihrem Gehirn. Ein Eisenwalzwerk, das sie einmal irgendwo gesehen hatte. Aus den Augenhöhlen troff das glühende, flüssige Eisen, und oben in den Gehirnkessel griffen die Arbeiter mit rohen, schwieligen Händen, und rührten um. Daß sie dabei noch lebte! dachte sie. Sie mußte sich betasten. Dann wurde alles wieder lebendig. Hier hatte er gespielt, der Kleine. Ihr Hans hatte noch keine Angst gehabt vor Schiene und Lokomotiven. Er war ja zwischen den Schienen geboren worden. Und dann war er gekommen. Funkensprühend — fauchend. Wie sie ihn haßte! Sie hätte den Zug zertreten können. Und alle Menschen darin. Es wurde ihr klar, daß sie das nicht könnte. Aber sie wollte schon Rache nehmen. Wie? Sie überlegte. Jetzt wußte sie es, sie wollte sich vor ihn hinstellen, die Arme ausbreiten und ihn festhalten. Er konnte doch nicht auch noch über sie wegfahren, sie war doch die Mutter. — Aber wenn er es nun doch tat? Sie wollte weiterdenken, aber sie konnte es nicht. Ihr Hirn brannte. Alles brannte. Fiel da nicht eben die Eisenbahnbrücke zusammen? Aber die Sonne stürzte — ganz gewiß — die Sonne stürzte — sieh doch! Sie wollte singen. Da zerschellte die Sonne am Boden, es war Nacht. Mühsam raffte sie sich nach einer Weile wieder auf. Aber da war ja die Sonne wieder. Sie war doch — sie war doch zersprungen? Und wie sie anfang zu denken, dachte ihr Hirn immer etwas anderes, als sie wollte. Schöner Garten. Blühende Bäume. Sommerduft. Tanzen, tanzen, tanzen die ganze Nacht. Wie er küßte. Weißes Schneefeld. Blendend. Die kahlen Bäume, Stangen, stöckrig — die tanzten. Und einer, der rechts, spielte Geige. Sie bewegte sich im Rhythmus. — Die Funken stoben, so tanzten sie. Funken? — Das hatte sie heute doch schon mal gedacht — Funken? — Sie sann immerfort nach. Ihr Gehirn schmerzte sie. . . . Ach ja, richtig, der Zug. Ja, der Zug! — Was war es doch? — Ja, ja! — Dachte sie jetzt den Zug, oder war das Wirklichkeit? Da hinten der Rauch. — So sieht es immer aus, wenn die Züge kommen. Ja, ganz deutlich. Oder eine Schlange, die sie fressen

will? Nein — die Schienen dröhnten ja, Hunderte von Hämmern schlugen auf sie — ein Signalmast bewegte sich. Sie lachte. Denn jetzt war es Wirklichkeit. Sie sang. Jubelte. Aber die Rache? Wie wollte sie doch Rache nehmen? Hatte sie immer noch nicht nachgedacht? Ihr Hirn arbeitete — ein Telegraphenapparat. Sie dachte und dachte — aber sie fand nichts. Jetzt war er schon ganz groß wie ein Mensch. Wie ein Ritter in Eisenrüstung. Der rauchte eine Zigarre. Aber er kam sicher den Weg, als wenn er sich gar nicht fürchtete. Aber er sollte schon sehen! Sie wuchs. Ihre Adern schwollen. Sie sah aus wie ein Dämon. Rasend sauste der Zug heran. Der Lokomotivführer sah eine Frau fast auf der Schiene stehen. Eine ungeheure Angst packte ihn. Hier — haben wir gestern ein Kind überfahren — und heute eine Frau? Er stoppte mit einem einzigen Griff. Der ganze Zug erschauerte. Aber er war so im Fahren, daß er mit fast ungeminderter Schnelligkeit dahinfuhr. Die Blicke des Lokomotivführers bohrten sich krampfhaft auf die Stelle, das Blut trat ihm auf die Schläfe — er fieberte — er bebte am ganzen Körper — da sprang die Frau mit einmal zurück und erhob die Hand, die lange, die hagre, die Hand. Und die Hand zeigte auf ihn — diese furchtbare Hand! Und immer folgte die Hand seinen Augen — unablässig. Er konnte nicht wegsehen. Und der lange, spitze, ganz spitze Zeigefinger bohrte sich in seine Augen und durchstach sie wie eine Nadel, fein, unablässig, immer tiefer . . .

Den Reisenden war es im Zuge, als ob ein Wegweiser stünde. Der Zug war längst vorbei, und sie war klein geworden. Da erwachte der Lokomotivführer. Er wischte sich den Schweiß ab und holte seine Flasche hervor und trank tief und lange. Aber er zitterte noch. Und seine Knie zuckten. Er fror.

Acht Tage lang hat die Frau an den Schienen gestanden, wenn der Zug vorbeifuhr. Wie ein Ankläger, ein Richter, groß, schwarz. Regungslos. Und die spitze Hand bohrte und bohrte . . . Und jeden Tag griff sie tiefer in sein Hirn hinein.

Am Nachmittag des achten Tages fand man den Lokomotivführer auf der Strecke liegen, er war aus der Maschine gefallen und zwischen den Schienen hin und her gewirbelt worden. Seine Knochen waren zerbrochen und entblößt vom Fleisch. Sein Schädel war mitten durchgeschnitten. Man fand eine Frau, die die beiden bluttriefenden Hälften in der Hand hielt.

Sie wurde ins Irrenhaus gebracht.

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Marsch in die Schlacht

Gewitter kommt tiefer auf die Erde, wir marschieren hinein.

Bagagen hungern auf den Feldern. Feuer nisten bei den Wagenburgen.

Eine Leere spannt sich wie im Theater bei den Premieren.

Ich spreche mit einem Rekruten wie zu einem scheuenden Tiere.

„In meiner Brust ist ein Druck, weil so wenig passiert.“

Der Himmel ventilt einige unvermutete Wolken. Im Schädel wird es teilnahmsvoll weit wie ein herbergender Wald,

die Krähen fliegen daraus fort, über Strohdien, auf denen Artilleristen beobachten.

Tote Gäule liegen im Graben mit geschwollenen Bäuchen, riesige Luftkissen,

Menschen im Mantel wie zusammengewehte Zelte nach Sturm.

Wir kommen durch das letzte krachende Tor der Kanonen,

wir reihen uns aus der Kolonne wie eine Schiffskette aus ihren Bunkern

und schleifen in Schützenlinie einen Hügel hinauf, wo wir in die Schlacht sehen:

ein Panorama des Todes.

Alfred Vagts

Abendlied

Wir Mageren, Irrsinnwärtsgeführte. Zuchthausmauern

Belecken die heißen Zungen unserer Augen. Du, deine Wimper fällt

Nicht mehr über deine glotzende Pupille; du, ein Bruchband hält

Die Spieße deiner geborstenen Leisten; Krampfadern lauern

Zu zerplatzen, du, dir; wie dir dein Grinsen schmeckt,

Deines zerschmolzenen Herzens; du, dir läuft ein Ohr;

Du, ein Geschwür krebst über deinem Hirn; — du lästerndes Chor —

Wir alle, die uns, ein Morgen an seine Angel weckt.

Schreit deine Lunge? Spei Blut! Fall ins Gesicht!

O du mordende Angst trompetender Stimmen, die wir müssen —

Einmal werden wir auf dem Rücken liegen, auf Flüssen

Treibender Leichen, Antlitze quellen, weiß, weich, und nur Füße haben Gewicht.

Spannte dich einmal ein Weib zu Bogen und Pfeil? O du Hund!

Außer uns stirbt sich die Welt und will sich erbarmen.

Knie nieder! Kerr! Gelenke ächzen an Armen. — Sag, war auch dir niemals etwas fremder als jetzt dein Mund?

Ludwig Bäumer

Nacht

Der Erde Leib erzittert wie ein Tier.

Nacht kauert fremd und Einer stöhnt im Schlaf.

Rötlich umrändert schwanken der Gestirne Zeichen,

Die gelben Tode: Heulender Granaten

Heißblaue Zungen, flammend in die Weite. —

Ein totes Pferd schwimmt quellend im Getreide.

Maisfelder dunkeln jäh: Aus trüben Labyrinthen

Brechen der Tode düstere Schattenspuren.

Jomar Förste

Verse

Steinerne Schuppen bedecken meine Rippen.

Eis wächst in meinen Adern.

Ein Tausendmeilenabgrund versank in mein Auge.

Meine Knie waten in Wäldern.

Hast du gesehen, wie sich die Gewässer verlaufen

Zu meinen Sohlen? Und gehört, wie sie rauschen

Tief und fern? Und mein Geheimnis getrunken,

Den Eissturm, der grade aus dem Himmel kommt?

Meine sinnenden Gipfel sind weiß. Der Sturm

Redet. Gewitter hüllt mich in sein gelbes Fell.

Sonne zuckt an meiner Brust. Die Nächte

Ziehen in ergreifender Höhe vorüber.

Wilhelm Klemm



Wilhelm Klemm: Tuschzeichnung

AUF DEM BALKON

Sie sahn den Schwalben zu, die auf und nieder
flogen,

Die eine rosig blond, die andre schwarz und bleich,
In leichten Nachtgewändern beide, welche weich
Wie leichte Spitzenwolken sie umflossen.

Wie schwer der Abend schwieg . . . Aus tiefer
Brust genossen

Sie beide mit dem Schmachten müder Asphodelen
Die stumme Seligkeit der treuen Seelen.

Am Himmel kam der weiche Mond heraufgezogen.

Sie preßten ihre Arme, ihre vollen Hüften,
Seltsames Paar, mitleidig lächelnd andrer Pärchen,
Und hingen ihren Träumen nach.

Und hinter ihnen stand im dunkelnden Gemach
Gleich einem stolzen Thron aus einem Märchen
Ihr Bett, zerwühlt und voll von Düften.

Paul Verlaine

AN EIN MÄDCHEN

In Asiens Steppen wüten Kriege,
blanke Sense mäht lichte Bataillone,
Feuer wallt aus jeder Zone,
als ob der Tag des Zorns aufstiege.

Taifune rollen hohl hoch von den Kordilleren,
Städte schlingt der Erde Bauch,
Sterne schwinden hin wie Rauch —
die Wälder und Prärien sich in Brand verzehren.

In großen Städten dröhnen dumpf die Kessel,
Spannung ungeheurer Atmosphären preßt,
elektrisch brausen alle Straßen wie ein Fest:
ein neuer Stern, hinrollend ohne Bahn und Fessel.

Vor deiner Wange aber ruht die Welt gemildert
als Landschaft, von der Morgensonne überhaucht,
wie ein Gedicht des Südens Abend schildert,
wie eine Salbe ihren süßen Duft ganz leis ver-
braucht.

Der blasse Knabe liebt dich auf den Wegen
und seine hochgewölbte Nacht ist hell,
die Tiere glänzen gläubig unter dem gescheckten
Fell

und Blumen und Gebüsche schwanken wie im
Regen.

O alle Ahnung kommt von weiter und verzweigter
ins tiefe Blut als unsre Werke —

Menschen sehn dich Auf- und Niedergang in
gleicher Stärke

und ihre Blicke falten sich, dem Glück geneigter.

Karl Otten

DER GEIGER

Er fegt die Saiten,
Daß mir die Sinne wirbeln.
Schon zieht es mich hin
In schluchzende Wollust.
Das Holz glüht auf,
Weiß schimmern seine Hände,
Und hin und wieder zischt der Stock.
Der süße Ton umhüllt mir ganz die Seele.
Ob ich den Raum erfülle,
Oder ob ich nirgends bin,
Ich weiß es nicht.

Erna Kröner

FRAU VON 1915

Wie wandert Dein Gesicht in helle Haine
durch Fenster der Bahn
und zeigt mit der Wendung eine Kraft,
wieder zu einen die verlegten Mühen,
Dich fernzuhalten, Flicker zu zerkrallen.
So kränzen Strahlen
eine Trennung von Dir selbst.
Ach, die düsteren Ringe an den Augen
werfen Schatten auf die Gänge,
wider Lachen aus der Vorzeit
kämpft dein schwer Gemüt.
Du, ich will mich an Dich schmiegen,
Deiner Füße fromme Haltung
gibt uns alten Frieden.

Henriette Hardenberg

Der Impertinentismus

Ein Manifest von A. Undo

Wir wollen uns nicht erst auf die ethymologischen
Finessen des Wortes einlassen, sondern wollen
es so genommen wissen, wie man es braucht,
von impertinent her, also frech, unverschämt, auf-
dränglich. Wir wollen uns auf diese Schulbezeich-
nung rallieren, wir, die Unverschämten, Frechen,
Würdelosen, Anstandslosen, Unbürgerlichen, stol-
zen Habenichtse.

Wir wollen uns nicht mehr Expressionisten
nennen! Denn ausdrücken tut jeder Eindrückling
und Schafskopf was! Es kommt doch schließlich
darauf an, was man ausdrücken will! Und ich
würde nicht, was wir nötiger, bestimmter aus-
zudrücken hätten als unsere maßlos junge und
unverschämte Frechheit! Oder meint einer, Talent
solle sich ausdrücken? Mit Talent kann man es
zum vollendeten Idioten bringen! Haben Rückert,
Caprivi, Stuck kein Talent gehabt? Also! Und,
frage ich, was tut dieser gräßlich großen Zeit noter
als die goldenste Frechheit? Man erstickt das
Leben ja in Würde, Pedanterie, Leistung und Fleiß

und Talentiererei! Wir wollen nichts sein als prachtvoll frech!

Wir wollen uns auch nicht mehr Futuristen nennen! Denn wir pfeifen auf die Zukunft, wenn unsere Gegenwart nur ein Wechsel auf sie sein soll! Wir wollen äußerst präsentisch und gar nicht zukünftlerisch sein! Wir sind nicht so dumm, so gescheut zu sein, die Werte der Zukunft genau berechnet in der Tasche zu haben. Zweiundzwanzig Jahre sind wir nur heute in dieser Stunde und in der Zukunft vielleicht und wahrscheinlich vierzigjährige Esel. Wir wollen uns auch nicht Aktivisten nennen. Denn wir wollen weder in der Tat noch im Werke die alleinige Heiligung sehen! Wir wollen die Faulheit nicht ausschließen, im Gegenteil! Wir wollen die Faulheit heiligen, wenn sie sich mit der Frechheit den Adel gibt!

Wir wollen uns auch nicht Melioristen nennen. Einmal, weil uns dann die Karriererevolteure sofort für sich reklamieren würden, und so billig tun wir es nicht, wenngleich auch wir nicht die Spur einer Ahnung von einem Ziel haben, zu dem hin schon die Welt oder die pp Mitmenschen gebessert werden sollen. Beiläufig werden die pp Menschen das schon besser finden, wohin sie gerade wollen, als wir ihnen sagen könnten. Wir könnten ihnen nur sagen: seid frech!

Ja, wir wollen uns also die Impertinentisten nennen. Der Dümme versteht, was darunter gemeint ist, und so werden wir bis in Kreise der Fremdwortunkenntnis hinein rasch sehr populär werden. Die Frau Pollack sogar kann uns nicht mißverstehen, geschweige das „B. T.“!

Wir wollen nichts als frech bei jeder Gelegenheit sein! Wir wollen keineswegs unsere Frechheit in besonderen Werken akkumulieren! Wir sind weder eine besondere Dichter-, Maler- oder Musikerschule. Wir bestreiten, daß Talent was Gutes sei, das dem Menschen schon das Recht auf sein Trottelum gäbe! Wir bestreiten, daß der Wert eines Menschen nur an seinem Werk zu messen sei! Wir beweisen nichts aus der Geschichte, denn unser Leben ist erst- und einmalig. Wir erachten uns unsern Werken, wenn wir sie schon tun, in keiner Weise verpflichtet und lachen den aus, der uns darauf verpflichten will! Wir stecken aus Frechheit voller schlechter Streiche! Wir können bluffen wie die abgesottensten Pokerspieler. Wir tun so, als ob wir Maler, Dichter oder sonst was wären, aber wir sind nur und nichts als mit Wollust frech. Wir setzen aus Frechheit einen riesigen Schwindel in die Welt und züchten Snobs, die uns die Stiefel abschlecken, parce que c'est notre plaisir!

Freunde, Kameraden, wir wollen unsern Namen aufrollen wie ein gutes Banner und uns Impertinentisten nennen! Kein Mißverständnis mehr bei uns und unsern „Gegnern“! Nehmen wir ihnen den Wind unserer Blähungen aus den Segeln ihrer Tageblätter! Windmacher, Sturmmacher sind wir mit unserer Frechheit. Es lebe der Impertinentismus!

WARNUNGEN

Manche Leute veranlassen uns zum Wechsel unserer Meinungen damit, daß sie sie annehmen und verteidigen.

Eine Wahrheit zweimal sagen, macht sie nicht weniger wahr, außer für den, der sie gesagt hat.

Ruhm: das ist von jenen gekannt sein, die man nicht kennen möchte.

Diane Paalen



Egon Schiele (Wien)

Cafard!

Eine Erzählung von Heinrich Nowak

III

Leutnant Hallier lag in seinem Zimmer und rauchte Zigaretten. Der Cafard-Anfall hatte ihm zwei freie, langweilige Stunden mehr verschafft. Er brachte die Zeit in einem halbwachen Hindämmern zu. Seine Gedanken flatterten, von der Hitze erdrückt, fast ohne Schwerpunkt hin und her. Er befand sich seit einiger Zeit in einem merkwürdigen Zustand. Früher, in den ersten vier Monaten seines Hierseins, war diese Art von träger Trunkenheit nur selten aufgetreten. Jetzt aber dauerte die qualvolle Ermattung ununterbrochen seit fast acht Wochen an. Er hatte seine frühere geistige Elastizität verloren. Er brauchte, um seine Sinne anzufachen, immer die stärksten Reizmittel. Den durch die Hitze des Tages Erschöpften peitschte die Kälte der afrikanischen Nacht zu phantastischen Sinnlichkeiten auf. Er befand sich in einer Art fortwährenden Fiebers. Die Mattigkeit quälte ihn mehr und mehr; doch hoffte er, all dies einmal überwinden zu können, wenn er sich endgültig an das afrikanische Klima gewöhnt hätte.

Jemand pochte an die Türe.

Premierleutnant Vilbert steckte den Kopf durch den Spalt.

„Bist du allein?“

„Ja, komm herein!“

Vilbert räkelte sich auf einen Sessel und gähnte. Mit halbgeschlossenen Augenlidern blickte Hallier auf seinen Kameraden. Der Jüngling konnte nur schwer seine furchtsame Neugierde über den Zustand des Älteren, dessen gräßliches Geheimnis er nun kannte, verbergen. Scheinbar erriet Vilbert diese Gedanken und lächelte ironisch.

„Für heute nacht möchte ich ein Weib haben!“

Hallier schnellte empor: „Du willst . . .?“

„Was weiter; ob so ein arabisches Luder jetzt krank wird oder später. Einmal kriegt sie es ja doch!“

Es war ihm nicht so sehr um seinen Wunsch zu tun; er hatte bloß in diesem Sinne gesprochen, weil er das Entsetzen seines Kameraden vorausahnte und sich daran ergötzen wollte. Der aber lächelte plötzlich.

„Warum lachst du?“

„Weil ich daran denken mußte, wie nett es wäre, wenn sich das Weib nachher auf den Bauch tätowieren ließe: ‚Zur freundlichen Erinnerung an Jean!‘“

Hallier hatte allen seinen Zynismus zusammen nehmen müssen, um sprechen zu können. In Wirklichkeit aber erreichte er damit nicht viel. Vilbert durchschaute ihn und ahnte nun, daß Hallier sein heimlicher Feind sei. Und der Grund des Hasses und der Feindschaft: er hatte ihm das Bild eines Mädchens gezeigt, das der junge Mann gar nicht kannte, das er aber rächen wollte. So dachte wenigstens Vilbert.

Hallier hatte sich von seinem Lager erhoben und war zu ihm getreten.

„Und was denkst du jetzt zu deiner Heilung zu tun?“

Und mit einem leisen Unterton des Hasses und der Feindschaft fügte er hinzu:

„Falls diese überhaupt noch möglich ist.“

Vilbert zuckte die Achseln und lächelte; man hätte glauben können, daß er einen Witz machen wolle, als er sagte:

„Weitergeben!“

Hallier starrte ihn an; dann löste sich von den Lippen des Jünglings ein Zischen. Wie eine Schlange sich im Hinterhalte ringelt, zur Probe mit ihrer Giftzunge züngelt, und dann plötzlich mit elementarer Kraft sich auf ihr Opfer stürzt, so brach das Wort hervor:

„Schuft!“

Instinktiv griff Vilbert an die Seite, wo er sonst den Säbel trug. Feindlich standen sich beide gegenüber. Der Premierleutnant erhob die Hand.

„Rühre mich nicht an!“ zischte Hallier.

Die Sekunden der tiefsten Feindschaft dehnten sich.

.....

Plötzlich lächelten beide fast gleichzeitig.

„Du hast ja keinen Säbel bei dir!“

„Es hat uns ja niemand zugehört!“

Sie schwiegen lange. Hallier stand im Rücken Vilberts. Dieser lachte. Aber der andere konnte es nicht bemerken.

Endlich:

„Warum hast du mich nicht getötet? Ich saß doch ganz ruhig. Du hättest mich von rückwärts niederschießen können!“

Hallier blickte ihn mit Augen an, in denen sich Haß, Verwunderung und Furcht mischten.

„Das wäre von mir sehr unklug gewesen!“

.....

„Warum hassen wir uns eigentlich?“

Hallier zuckte die Achseln.

„Wir hassen uns von dem Augenblick an, als du

hierher kamst, Charles! Nur wußten wir es nicht gleich.“

„Wir wissen es erst seit gestern!“

Beide folgten ihren Gedanken, die sich wie Netze über ihr Leben legten, um den Vogel Haß einzufangen.

„Du wirst jetzt fortgehen müssen, Vilbert; ich erwarte ein Mädchen.“

Vilbert erhob sich, gähnte und verließ nach kurzem Abschiedsgruß das Zimmer.

Kaum war er fort, so sprang Hallier auf, nahm seinen Revolver und entlud ihn. Mit Hilfe einer kräftigen Nagelfeile feilte er die Bleiprojektile der Patronen an der Spitze ab, so daß sie im gegebenen Falle eine verheerende Wirkung üben mußten. Dann lud er die Waffe und streckte sich auf den Diwan aus.

Er wartete, wie jeder Offizier in einer derartigen Grenzgarnison wartet. Er wartete nicht nur auf den Besuch eines arabischen Mädchens; er wartete auf irgend etwas, ohne zu wissen, was es eigentlich sei.

Zaora kam.

Zaora war ein arabisches Mädchen vom Stamme der Uelad Nail. Die Mädchen dieses Stammes nämlich halten es nicht für Schande, in ihrer Jugend von Oase zu Oase zu ziehen und vor Männern mit unverhülltem Antlitz zu tanzen. Wenn sie auf diese Weise einige Jahre zugebracht und ein kleines Vermögen erworben haben, kehren sie zu den Ihren zurück, wo sie angesehen sind und gar bald einen Bewerber finden, der sie heiratet.

Zaora war fünfzehn Jahre alt und hatte ein hübsches Gesicht.

.....

Als das frühe Morgensignal des Trompeters den Leutnant weckte, war Zaora schon fort. Zuerst wunderte sich Hallier nicht weiter darüber, da sie schon öfters, ehe er erwachte, sein Zimmer verlassen hatte. Er zog sich an und ging zu seiner Truppe. Da setzte sich ein quälender Gedanke in seinem Gehirn fest und wollte es nicht verlassen: vielleicht hatte Zaora den Rest der Nacht bei Vilbert verbracht!

Heute hatte die Kompanie eine längere Marschübung. Es sollten in den zur Verfügung stehenden acht Stunden mindestens vierzig Kilometer zurückgelegt werden.

Schweigend ritten Vilbert und Hallier an der Spitze der Truppe. Es wurde während des ganzen Marsches kein Wort gewechselt.

(Schluß folgt)

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XI

Mußt du dich wehren gegen Tücke und welsche Hinterlist, wehre dich als Deutscher! Mußt du strafen, mußt du töten, strafe und töte als Deutscher! . . . Du liegst im Feindesland im Quartier, oder du stehst noch in einer heimatlichen Garnison. Der Tod, die Not ist dir im Augenblicke fern. Du bekommst Urlaub. Du bist dein eigener Herr. Da drängt sich die Sünde, die Unsittlichkeit an dich heran. Die Dunkelheit schützt dich. Ungestraft könntest du deinem heißen Blute zu Willen sein . . .

Kamerad, Bruder, tu's nicht!!

Sei stark! Hier kannst du zeigen, ob du wirklich ein Mann bist, der die schmachvolle Begierde beherrschen kann! Denk an den Fluch der Unkeuschheit! . . . Denk in solchen Augenblicken der Leidenschaft:

Wenn mich jetzt mein Kaiser sähe!

Kamerad! Hier geht's um deine wahre Ehre! Wer im Dunkeln keine Ehre hat, hat überhaupt keine!

Aus einer Broschüre „Appell an deutsche Krieger“, die hauptsächlich von evangelischen Gottesleuten vollgeschrieben, durch die „Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt“, Berlin, bereits in 190 Tausend Exemplaren verbreitet werden durfte. Das Zitat entnehme ich dem „Appell“ vom Pastor Hugo Flemming, benannt „Du und deine Ehre“. Die von mir gesperrt zitierten Worte sind im Original fett gedruckt, und in eine besondere Zeile gerückt steht: Wenn mich jetzt mein Kaiser sähe! Auch die drei sinnvollen Punkte nach „zu Willen sein“ sind nur zitiert . . .

. . . Füge plötzlich in ziemlich klarem Deutsch hinzu: „Täglich, es beten Millionen für euch!“ Es hatte etwas Schönes, als dieser türkische Minister, der mit Westeuropäern nur französisch spricht, dies Glaubensbekenntnis mit Hilfe seiner früheren deutschen Sprachstudien in deutschen Worten ablegte.

Der Emil Ludwig aus Konstantinopel an das „Berliner Tageblatt“ 21. 8. 1915 als Ausklang der Reportage: „Eine Unterredung mit Talaat Bei“.

. . . Es ist vielleicht lächerlich, zu sagen, aber ich scheue mich nicht: in dieser Stätte wohnt die Andacht und triumphiert über die Materie. Man kann sehr wohl nur nach den Kräften fragen, die da wirken und die Schlaueit bewundern, die der Mensch verwendet, um des Erdigen Herr zu werden. Man kann bloß den Betrieb sehen und die Unsumme der Energien und die Exaktheit der Gesetze, denen die Materie folgt. Aber man sieht mit solchem Blick doch nur Maya, die Täuschung, die Erscheinung, die Form. Höheres gibts bei Skoda zu schauen: die ehrwürdige Urkraft des ewig lebendigen Geistes. Er schwebt über den luftigen Hallen, in diesem Tempel der Kräfte, über diesem Heer von 15 000 Arbeitern, die eine riesige magische Kette bilden und unbewußt teilhaben an dem täglichen Fest des unsterblichen Gedankens. . . . Darum handelt es sich: um höchste Vollkommenheit der Geschütze, der alles andere dienen muß. Sie wird, wahrhaftig, schwer und bitter errungen. In Glut und Kälte, im Ge-

wirre der Räder und Kolben und Keile, im ohrenzerreißenden Lärm der Kräne und Ventile, unter den Marterwerkzeugen des unterirdischen Laboratoriums: Veredlung! Dieses ist, von oben bis unten, ein Tempel, eine Werkstatt der Veredlung, und so wird die Halle der schrecklichen Wunder ein großes Symbol für den tiefsten Sinn alles Lebens . . . Zweihundvierzig Zentimeter, das ist, wenn wir wollen, das Kaliber der idealen Forderung . . .

Hans Liebstoeckl, schlicht Hans Liebstoeckl mit ck, heißt der Herr, der diese Hymne auf die österreichische Kanonenhandlung Skoda als Feuilleton im „Prager Tagblatt“ vom 9. 8. 1915 drucken ließ. Berliner Zeitungen haben sich die Weitergabe nicht verdrießen lassen.

So warteten wir auf diese Unglücklich-Glücklichen. Sie kamen und waren immer noch, obschon für alle Zeit dienstuntauglich, bemüht, den Eindruck strammer deutscher Soldaten zu machen, und sie hatten darum auch mit gebührender Schnelligkeit eine antimilitaristische Flugschrift in Stücke gerissen, die törichte Menschen ihnen in den Zug geschmuggelt haben . . .

Der Chef des „Ulk“, Herr Fritz Engel, im Leitartikel des „Berliner Tageblatt“, Morgenblatt, 25. 8. 1915.

. . . Ganz vorn saß ein vollbärtiger Landwehrmann, der eine Binde über beide Augen trug. Unter der Binde quollen schwere Tränen hervor und rieselten über die hageren Wangen; aber es waren Freudentränen, wie der strahlende Gesichtsausdruck zeigte. Beide Arme waren ihm gelähmt, und während die Tränen den erloschenen Augen entströmen, hatten zwei Schwestern vom Roten Kreuz den einen Arm gefaßt und bewegten ihn winkend . . . Trotzdem die Verwundeten ohne Ausnahme heitere, oft fröhliche Gesichter zeigten, war der Anblick all dieses Jammers doch nur für sehr starke Nerven. (Also für Reporter. F. P.) Ich sah alte Offiziere, . . . sich verstoßen die feuchten Augen trocknen. Einem blutjungen österreichischen Reiter fehlten beide Beine und eine Hand . . . Der Fürst zu Putbus stand bei einem Verwundeten, dem das rechte Bein fehlt, und sah ihn lange an. Es entspann sich zwischen beiden das folgende Gespräch: „Sagen Sie mal, lieber Freund, Sie kommen mir sehr bekannt vor. Wir müssen uns schon öfter gesehen haben. Kennen Sie mich?“ — „Nein, Herr General, aber Eure Durchlaucht kommen mir auch bekannt vor.“ — „Was sind Sie für ein Landsmann?“ — „Berliner, Exzellenz.“ — „Und was haben Sie für einen Beruf in Berlin gehabt?“ — „Ich war (vom B. T. gesperrt gedruckt) Portier bei Kempinski.“ — „Da haben wir es ja!“ rief der Fürst lachend aus. „Dort habe ich Sie natürlich gesehen. Aber nur Mut, lieber Freund,“ schloß der Fürst und klopfte den Grenadier freundlich auf die Schulter, „wir werden dafür sorgen, daß Sie — wieder eine Portierstellung erhalten, aber eine, bei der Sie sitzen können. Also nur Mut, es wird schon alles gutgehen.“

Haupttelegramm aus der Morgenausgabe des „Berliner Tageblatts“ vom 17. 8. 1915. Titel: „Die deutschen Austauschverwundeten aus Rußland in der Heimat.“ Verfasser: Der Chefredakteur des „Ulk“

KLEINER BRIEFKASTEN

L. R. Vor vier Jahren fühlten sich bessere Köpfe der Viermillionenpartei gekränkt und beleidigt, als ich, in einem Aufsatz „Ist die deutsche Sozialdemokratie revolutionär?“ (AKTION Nr. 34, Jahrgang 1911), alles Das vorraussagte, was wir jetzt von der größten politischen Organisation gesehen haben. Meine damalige Formel: „Eine

Partei des honetten Radikalismus, die brav und gutbürgerlich Reformarbeit leistet,“ wird heute ausführlich ergänzt:

„Der sozialdemokratische Abgeordnete Dr. David löste starken Beifall, als er mit einem schönen vaterländischen Gefühlsausbruch unseren herrlichen Truppen den Dank abstattete.“ („Berliner Morgenpost“, 23. August 1915).

„Sie (die Davidsche Rede im Reichstag) unterscheidet sich in der Tat . . . kaum noch von den Reden der Vertreter bürgerlicher Parteien. Der abweichende Standpunkt der Sozialdemokratie in bezug auf das Kriegs- und Friedensziel wird in dieser Rede nur so weit gestreift, als dies aus Rücksicht der politischen Kontinuität und des politischen Anstandes unbedingt notwendig war.“ (Freiherr v. Zedlitz in der freikonservativen „Post“, Berlin).

„Hoherfreulich war die Einmütigkeit der Volksvertretung sowohl in der Beurteilung der Kriegslage, im Vertrauen zur Heeres- und Staatsführung, als auch in dem Entschlusse, ohne jeden Einspruch zu gewähren, was verlangt wurde. Die Sozialdemokratie, deren vaterländische Haltung bei ihren maßgebenden Bestandteilen zweifelsfrei ist, gab der Hoffnung Ausdruck, daß wir nicht noch einmal eine Kriegskreditvorlage zu verabschieden brauchen. Das ist, wie ich annehme, als eine Erwartung baldigen ehrenvollen und gewinnbringenden Friedens aufzufassen, wonach wir einer neuen Kreditanspannung wohl entraten könnten. Indessen die neue Kreditvorlage selbst und auch die scharfen Worte unserer Staatsmänner gegen die Minister und Diplomaten der feindlichen Mächte lassen auf ein baldiges Ende der Kriegswirren nicht schließen, und geht dann auch das zweite, schwerere Kriegsjahr vorbei, und sollte das Reich wiederum Geld zur Kriegführung brauchen, so wird auch die Sozialdemokratie den Wagen nicht kurz vor dem Ziele stecken lassen. Dessen sind wir alle gewiß.“ (Dr. Hugo Böttger im „Tag“ vom 24. August 1915.)

Dessen sind wir alle gewiß gewiß.

G. L. Das nächste Stück der Gebrüder Herrnsfeld wird „Lissauer und Berliner Tageblatt“ heißen, wie mir unser Spezialkorrespondent telegraphisch meldet.

Wilhelm Herzog. Ganz im Sinne meiner Erklärung in Nr. 29 der AKTION schreiben Sie gegen die Leonhardiner: „Jene gemischte Gesellschaft von aufgeklärten ‚Intellektuellen‘, die jeder Stimmung unterliegen, die gerade oben ist, . . . wollen wir ausspeien aus unserem Munde.“ Sie lehnen (mit mir) die Literaten ab, die zu Beginn des Krieges hetzten und nun schon wieder „umlernen“. Aber gleichzeitig marschieren Sie vereint mit dem nämlichen Leonhard, dessen Hetzreime Ihnen bekannt sind. Konsequent sein, Herzog, wenn Ihr „Wir“ etwas wert sein soll!

M. P. Nummer 39 erscheint als VI. LYRISCHE ANTHOLOGIE DER AKTION. Außerdem bereite ich folgende Sondernummern vor, die in rascher Folge erscheinen sollen: Wilhelm-Klemm-Heft (mit Dichtungen und Zeichnungen des Autors); „Rußland“; „Frankreich“; „England“; ein Walter Hasenclever-Heft; ein Karl Otten- und ein Hanns Johst-Heft.

H. H. Tolstois „Besinnet euch“ ist auch durch die AKTION zu beziehen; Novikows Werk können wir unseren Abonnenten nur direkt (nicht über den Buchhandel) liefern.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Strohmeyer (München): Der Krieg. (Original-Holzschnitt) / Theodor Däubler: Picasso. Ein Essay / Picasso: Zirkusleute; Paris (Zwei Zeichnungen) / Stéphane Mallarmé: Herbstklage / Alfred Vagts, Kurd Adler und Walter Ferl: Dichtungen vom Schlachtfeld / Uriel Birnbaum: Verse / Nicodemus: Theaterprogramm für Barnowsky / Emmy Hennings: Aufhängen / Hans Reimann: Grottesken / AWO: Der Jude / Henri-Matisse: Reisestudie / Franz Blei: Der Krieg und die Führer des Geistes / Ich schneide die Zeit aus X / Kleiner Briefkasten

J U L E S M I C H E L E T
Die Frauen der Revolution
Verlag ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

F R A N Z J U N G
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—
Verlag DIE AKTION

CARL EINSTEN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis M. 3,—
Verlag DIE AKTION

P A U L C L A U D E L
G O L D H A U P T
Geh. M. 3,50, Leinenband M. 4,50.
Hellerauer-Verlag, Hellerau bei Dresden

T H E O D O R D A E U B L E R
D a s N o r d l i c h t
Epos in drei Teilen
Wir wollen nicht verweilen
Autobiographische Fragmente
H e s p e r i o n
Eine Symphonie
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN



ARTHUR HOLITSCHER
Worauf wartest du?
Ein Roman
Mk 3,—
S. Fischer, Verlag, Berlin



ALFRED WOLFENSTEIN
Die gottlosen Jahre
Gedichte
Geh. M. 3,50
S. Fischer, Verlag, Berlin



FREDERIK VAN EEDEN
Glückliche Menschheit
Essays
Geh. Mk. 4,—
S. FISCHER, Verlag, BERLIN

N A P O L E O N B O N A P A R T E
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht
Preis 50 Pfg.
V e r l a g D I E A K T I O N

H E R M A N N H E N D R I C H
Anthologie jüngster französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.
V e r l a g D I E A K T I O N

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
DER AKTION

Nr. I (selten) Mk. 2,—
Nr. II—V à 50 Pfg.

F R A N Z P F E M F E R T
Gegen die Deutschsprechung Friedrich Nietzsches
Preis 50 Pfg.
V e r l a g D I E A K T I O N

F R A N Z M E H R I N G
D I E L E S S I N G - L E G E N D E
Vierte, unveränderte Auflage
Gebunden M. 3,—
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart



F R A N Z B L E I
Gesammelte Schriften
6 Bände
Georg Müller, Verlag, München



L E O N . T O L S T O I
B e s i n n e t E u c h
100 Seiten Preis 30 Pfg.
EUGEN DIEDERICH'S
V E R L A G I N J E N A



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke,
Z e i t s c h r i f t e n
und übernimmt auch deren Expedition.
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

M.P.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ³⁷/₃₈

INHALT: Gertrud Schirmer: Hirte mit Schafen (Titelzeichnung) / Hanns Johst: Ueber Carl Einsteins „Negerplastik“ / Heinrich Nowak: Cafard! Eine Erzählung / Alfred Vagts: Dichtungen vom Schlachtfeld / Albert Ehrenstein: Frage / A.Wo: Tagebuch eines Primus Omnium / Nicodemus: Eine ästhetische Entdeckung / J. Kubiček: Entwurf zu einer Skulptur „Adam und Eva“ / Carsten Jesper: König Salomo im Künstlertheater / M. Slodki: Holzschnitt (vom Stock gedruckt) / Ich schneide die Zeit aus XII / Kleiner Briefkasten / Notizen



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 30 PFG.

DIE WEISSEN BLÄTTER

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ABONNEMENTSPREIS DAS VIERTELJAHR 5 M. • EINZELPREIS PRO HEFT 2 M.
VERLAG DER WEISSEN BÜCHER • LEIPZIG, KREUZSTRASSE 3b

Inhalt des Septemberheftes:

Max Adler, J. G. Fichtes Deutsche
Paul Claudel, Der Ruhetag. Ein Schauspiel in drei Aufzügen
Carl Sternheim, Schuhlin. Erzählung
Iwan Lassang, Der Panamakanal. Dichtung

Glossen:

R. S., Rundschau: S. Saengers Ungewisheiten und Moritz Heimanns Hoffnungen; Ein Aufruf von Gustav Landauer; Das Forum; Der Neue Merkur; „Vertrauliche“ Eingaben vor der Eingabe; Allerhand Marxisten; Der deutsche Krieg und der Katholizismus; Ein alter Zeitungsartikel von Dostojewski; Ehrenbaum-Degele. — Felix Braun, Hedwig Wangel liest aus der Bibel vor. Annette Kolb, In Dresden. Dichter im Feld: I. O. M. Fontana, Die zerstörte Natur. II. Paul Paquita, Elegie.

CARL EINSTEIN NEGERPLASTIK

in Halbpergament geb. M. 14,—

Man weiß allgemein, daß die vieldiskutierte Plastik der afrikanischen Neger großen Einfluß auf die neuesten Bestrebungen der bildenden Kunst ausübte; aber die Urbilder dieser Negerkunst waren nur in wenigen Städten des Kontinents gezeigt worden. Hier wird zum erstenmal in einer deutschen Publikation an der Hand von 119 ausgezeichneten großen Abbildungen die Negerplastik in instruktiver Anordnung vorgeführt, so daß durch bloßes Betrachten dieser Reproduktionen jeder Kunstfreund sich über Stil, Bedeutung und Eigenart der Negerkunst klar werden kann. In einer knappen Einleitung analysiert Carl Einstein auf der Basis prinzipieller kubistischer Anschauungen die Vollkommenheit dieser plastischen Kunst.

Außer den weitesten Kreisen der Kunstforscher und Liebhaber sei das Werk allen Ethnologen und Folkloristen sowie Freunden unserer Kolonien aufs angelegentlichste empfohlen. Man versäume nicht, es sich in den Buchhandlungen zur Ansicht vorlegen zu lassen.

VERLAG DER WEISSEN BÜCHER IN LEIPZIG

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 18. SEPT. 1915

Über Carl Einsteins Negerplastik

Von Hanns Johst

Die organisierteste Sprache der sinnlichen Gestaltung ist die Plastik. Sie ist aus dem Gesicht einer primärsten Schwarzweißkunst gesprungen, das nach einer dritten Dimension Sorge trug. Nicht Komposition nach den Gesetzen des Gesichtswinkels in Form des Rahmenausschnittes ist die Forderung, sondern äußerste Konzentration des gewählten plastischen Materials auf eine Wirkung, deren Diktatur aus der geistigen Zucht der Mittel, der Wahl und der Kraft geboren wurde. Die Plastik ist das Drama der bildenden Kunst!

Somit entspricht sie auch mehr den Ansprüchen des Intellekts als denen des Gemütes; und die Metaphysik dieser Kunst liegt im Grunde genommen auf mathematischem Gebiet.

Wir wissen die kompliziertesten Resultate der geistigen Entwicklung in kultureller wie künstlerischer Hinsicht unter der Formwerdung offener Simplicität.

So hat in kunstgeschichtlicher Hinsicht die Moderne — natürlich nicht im akademischen Rahmen! — bei steter Steigerung ihres sensitiven Raffinements sich selbst in der Entwicklung ihres Auges auf Probleme eingestellt, denen wir in der Geschichte verlorener Kulturen mit gewichtigem Ernst und zwingender Lösung begegnen.

Letzthin nun publizierte im Verlag der weißen Bücher Carl Einstein ein Werk über Negerplastik, das in doppelter Hinsicht sich größter Beachtung würdig macht. Zum ersten schreibt Einstein einen Stil, der Leuten von der literarischen Zunft zu wünschen bleibt, und außerdem verfügt er über das nötige, orientierte Organ, um mit seinem Thema restlos interessieren zu können und selbst bis auf Laienweite hörbar zu bleiben.

In dem glänzenden Essay „Das Malerische“ entwickelt Carl Einstein in gedrängtester Fülle die Geschichte des Plastischen. Architektur und

Relief, vor allem die Entwicklung der Farben, durchkreuzen die strenge Stilistik absoluter Plastik. Wir glauben, daß der Kubismus im Grunde eine Theorie wurde, als er sich im Zweidimensionalen, in der für plastische Ideen ausdrucksarmen Fläche dokumentierte. Er wäre tragfähiger geworden und neue organische Synthese — hätte sich sein Wesen rein plastisch gestaltet.

Sagen wir, was hier als dubitatives Produkt einer philosophierenden Malerei das Licht der Welt gewann, ist in der Negerplastik die Genesis von Naturkräften.

Über Religion und Afrikanische Kunst formuliert Einstein Folgendes: „Formale und religiöse Geschlossenheit entsprechen sich; ebenso formaler und religiöser Realismus. Das europäische Kunstwerk wurde geradezu die Metapher der Wirkung, die den Beschauer zu lässiger Freiheit herausfordert. Das religiöse Negerkunstwerk ist kategorisch und besitzt ein prägnantes Sein, das jede Einschränkung ausschließt. . . Die Rauman-schauung, die ein solches Kunstwerk aufweist, muß gänzlich den kubischen Raum absorbieren und ihn vereinheitlicht ausdrücken; Perspektive oder die übliche Frontalität sind hier verboten, sie wären unförmig. Das Kunstwerk muß die gesamte Raumgleichung geben; denn nur, wenn es jede zeitliche Interpretation, die auf Bewegungsvorstellungen beruht, ausschließt, ist es zeitlos. Es absorbiert die Zeit, indem es, was wir als Bewegung erleben, in seiner Form integriert.“ —

Der programmatischste Teil des orientierenden Textes ist das Thema: Kubische Rauman-schauung. Hier zwingt Einstein das weite und schwere Formproblem ohne eigensinnige Vergewaltigung zu einem organischen Ganzen. Es expliziert das Wesen der Dreidimensionalen, seine Gefahren und Schwierigkeiten von dem Begriff und Charakter des Raumes über das kubische Resultat der Dinglichkeit, also nach einer Differenzierung der plastischen Konzentration nimmt er Stellung zu der

Proportion dieser gestalteten und real exemplifizierenden Weltanschauung.

Einen Akzent zum Abschluß auf diesen Satz: „Die Maske (ein künstlerisches Epigramm, die mathematische Formel des Types an sich) hat nur Sinn, wenn sie unmenschlich, unpersönlich ist, d. h. konstruktiv, frei von der Erfahrung des Individuums; möglich, daß er (der Neger) die Maske (die objektivierte Summe seines und seines Stammes Lebens) als Gottheit ehrte, wenn er sie nicht trägt.“

Bleibt dem endlichen Resumé: In Einsteins Negerplastik ist ein knapper und künstlerischer Extrakt aus der problematischen Aktualität dieses Gebietes entstanden, das (wie alle starken und eigensinnigen Spezialerscheinungen) anregender und zwingender Beitrag wurde zur endgültigen Einheit einer Einstellung auf die Geschichte der gesamten künstlerischen Entwicklung des Menschen.

Cafard!

Eine Erzählung von Heinrich Nowak

(Schluß)

IV

Die Kompagnie war um zehn Uhr vormittags wieder eingerückt. Die Mannschaft lag stöhnend und ächzend auf ihren Betten. Hallier lag in seinem Zimmer und träumte vor sich hin. Plötzlich hörte er Schritte auf dem Gange vor seinem Quartier. Es schien, als ob jemand die Türklinke bewege; er lauschte angestrengt. Nichts rührte sich. Eine Zeitlang war es still, dann hörte er wieder Schritte.

Die Hitze drückte nieder.

Er wurde nervös und griff nach seinem Revolver. Dann stand er von seinem Bette auf und kroch ganz leise auf Händen und Füßen zur Türe. Von der Mauer geschützt, lauschte er.

Wieder war alles still. Nur von ferne hörte man das Ächzen und Stöhnen aus den Mannschaftszimmern. Plötzlich wurde dieser Lärm lauter, und man vernahm erregte Stimmen. Wahrscheinlich stritten sie. Und jetzt wieder die Schritte am Gang und dann ein Knacken wie von einem Revolverhahn. Hallier wollte sich aus seiner kauernenden Stellung erheben und beim Guckloch hinaussehen. Da krachte ein Schuß; das Glas des Guckloches zersplitterte, eine Kugel flog hart an Halliers Kopf vorbei und bohrte sich in den gegenüberliegenden Wandschrank.

Erst wollte der Leutnant hinausstürzen, aber im letzten Moment überlegte er noch. Er wußte ja, wer geschossen hatte.

Die Stimmen im Mannschaftszimmer wurden immer erregter. Zweifelnd stand er mitten im Zimmer. Da sprang plötzlich die Türe auf: Vilbert stürzte herein. Eine halbe Sekunde lang maßen sich beide feindlich. Dann schrie Vilbert: „Die ganze Kompagnie hat den Cafard; komm schnell fort!“ Hallier wußte, daß es höchst unklug gewesen wäre, auch nur eine Minute länger in der Kaserne zu bleiben. Gegen sechzig Tobsüchtige konnten sie beide trotz der besten Disziplin nichts ausrichten; sie mußten versuchen, sich zu retten, um mit einer herbeigeholten Hilfsexpedition die Ordnung wieder herzustellen. Beide sprangen aus dem Fenster und schlichen zum Stalle. Hallier hatte auf der Flucht noch rasch einen Revolver und eine Handvoll Patronen gepackt. Er barg sie jetzt in seinen Taschen.

Sie zogen ihre Pferde aus dem Stalle. Die Legionäre hatten die Kaserne noch nicht verlassen. Es war aber die höchste Zeit, zu fliehen, denn am anderen Trakte schlugen schon Flammen aus dem Dachgiebel. Die wütende Meute würde sich bald über das ganze Dorf ergießen und alles, was ihr entgegen trat, kurzerhand niedermachen.

Die beiden Offiziere schwangen sich auf ihre Pferde und jagten im Galopp durch el Nazar. Die Araber, durch den Lärm und die aus der Kaserne emporlodernden Flammen erschreckt, waren schreiend aus ihren Hütten gekrochen und sahen den beiden dahinrasenden Reitern erstaunt nach.

.....

Vor einer der letzten Hütten parierte Hallier sein Pferd. Dort stand eine in Schleier gehüllte Frauengestalt. Der Leutnant hob die sich teilweise Sträubende — es war Zaora — zu sich aufs Pferd, schrie ihr in die Ohren: „Cafard!“ und galoppierte weiter. Sie mochten eine Stunde in der wildesten Hast hingeritten sein, als sie ihre Pferde mäßigten. Nun berieten sie, wohin sie sich wenden wollten.

Zaora, die sich schon einigermaßen von ihrem Schrecken erholt hatte, meinte, es wäre die sicherste Rettung, sich irgendwo auf dem Schott zu verbergen. Man zögerte.

Endlich erklärte Vilbert, er wolle versuchen, zu der eineinhalb Tagereisen entfernt liegenden Nachbarstation el Dakr durchzubrechen, um von dort Hilfe zu holen.

Er ritt nach kurzer Verabschiedung den Weg, den sie gekommen waren, zurück, um im großen Bogen um das Dorf herum zu reiten, und dann weiter zu sehen.

Hallier und Zaora wandten sich von ihrer Richtung nach links zum See.

Nach einem halbstündigen Ritte erreichten sie den Schott. Zaora fand nach längerem Suchen eine Stelle der Salzdecke, die stark genug schien, sie beide zu tragen. Das Mädchen schritt voran und sondierte den Weg durch Aufklopfen mit einem Stocke; hinter ihr schritt Hallier, der sein Pferd am Zügel führte. Auf einem Hügel der Salzkruste fanden sie einen passenden Lagerplatz.

Die Nacht brach herein. Im Gegensatz zu dem glühenden Tag ist die afrikanische Nacht eisig kalt. Hallier hatte sich in die Pferdedecke eingehüllt und wollte schlafen. Zaora erklärte, sie würde in das Dorf zurückreiten und heimlich Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen versuchen. Dabei wolle sie auch Lebensmittel für sie beide und für das Pferd zu erlangen trachten.

Hallier blieb allein. Die Stille der kalten Nacht zerfraß sein Denken.

Er überlegte die Situation.

Vor etwa fünf Monaten war er hieher gekommen. Bald darauf trat Vilbert seinen Urlaub an. Das Leben floß eintönig weiter; immer weiter. Dann kam Vilbert zurück, und die Feindschaft begann. Warum? Er konnte sich seine Frage nicht beantworten. Er kannte keine Ursache, sondern bloß eine Veranlassung. Als Vilbert ihm die Photographie jenes Mädchens zeigte, in diesem Moment hatte auch zwischen beiden der heimliche Krieg begonnen.

Er wollte jetzt seine Gedanken zu entscheidender Logik zwingen. Er wollte und mußte doch eine Ursache der Feindschaft finden.

Seine Sinne waren fast tot; sie gingen an der Realität stillschweigend vorbei. Ohne jedwede größere Aufregung hatte er den heutigen Nachmittag verbracht, dessen starke Ereignisse an ihm unter anderen Umständen sicherlich nicht ohne weitere Eindrücke vorbeigegangen wären. Er empfand nicht einmal die Drohung der Revolverkugel des ihm vorläufig noch unbekannten Mörders, als den er aber Vilbert vermutete, besonders furchtbar. Es waren eben geschehene Tatsachen. Momentan hatte er nur ein ungeheures Bedürfnis, zu schlafen.

Er war so müde, und die Kälte quälte ihn.

Hallier schloß die Augen. Eigentlich war es sehr unvorsichtig, jetzt ohne einer ausgestellten Wache schlafen zu wollen; wie leicht konnte einer der meuternden Soldaten den Spuren gefolgt sein und

ihn bedrohen. Nach einem minutenlangen Kampf mit sich selbst erhob er sich.

Der Mond beleuchtete hell den Schott. Vom Ufer aus konnte Hallier in dem zitternden grünblauen Licht nicht gut bemerkt werden, da er hinter einem Flugsandhügel verborgen war. Er hob jetzt den Kopf ein wenig über den Hügel und spähte vorsichtig in die Wüste hinein.

Er sah und hörte nichts Verdächtiges.

Eine schwere Mattigkeit legte sich über seine Stirne. Er verlor den Sinn für die Einschätzung der Zeit. Die Welt rauschte an seinen Ohren vorbei. Aber plötzlich hörte er tappende Schritte über die Salzdecke auf sich zukommen. Er dachte: es wird Zaora sein. Und blieb ruhig liegen. Eine dunkle Gestalt stand vor ihm und flüsterte:

„Hallier!“

Der Leutnant fuhr empor. Fiebernd glänzten seine Augen. „Vilbert! . . . Du bist hier? Du wolltest ja nach el Dakr reiten!“

„Ich bin umgekehrt . . . Wo ist Zaora?“

„Sie ist in das Dorf geritten, um Lebensmittel zu holen.“ Hallier tastete nach seinem Revolver. Vilbert stand höhnisch lächelnd vor ihm.

„Hast du seit gestern Zaora geliebt?“

„Warum fragst du?“

„Gestern nacht war ich in deinem Zimmer und holte mir, während du schliefst, Zaora.“

Hallier wollte den Revolver ziehen. Aber seine Hände versteiften sich. Mattigkeit und Lähmung legten sich über seinen ganzen Körper. Vor ihm stand das grinsende Schemen und höhnte ihn. Er fühlte sein Denkvermögen schwinden. Alles geriet in Verwirrung. Er wußte nur: Vor dir steht der Feind! Tränen standen in seinen Augen. Er wollte dem Premierleutnant an den Hals springen. Er faßte nach ihm, glitt aber aus und fiel hin.

Sein Bewußtsein schwand.

V

Strahlend stieg die Sonne über der Wüste empor. Zaora saß neben dem ohnmächtigen Körper des Leutnants. Sie hatte seinen Kopf auf ihren Schoß gebettet und versuchte ihm Wasser einzuflößen. Endlich schlug Hallier die Augen auf und blickte irr und verstört umher:

„Wo ist Vilbert?“

Zaora erstaunte:

„Er kann doch nicht hier sein; er ist nach el Dakr geritten.“

Hallier schwieg; er suchte sich mit seinen Gedanken zurechtzufinden. Dabei blickte er mitleidig auf Zaora und murmelte: „Armes Mädchen!“

Erst dachte er daran, sie zu fragen, ob sie gestern nacht, nachdem sie von ihm fortgegangen war, bei Vilbert geschlafen hätte. Er tat es aber nicht, weil er eine Lüge des Mädchens fürchtete, und schließlich war es ja ganz gleichgültig und zwecklos. Seinem Schicksal konnte er ja doch nicht entgehen.

Er fragte nur: „Wo ist mein Pferd?“

„Die Soldaten haben es mir niedergeschossen. Ich selbst konnte mich nur mit Mühe retten. Bis zum Schott haben sie mich verfolgt. Wie ich aber über die Salzdecke lief und der erste, der mir folgte, nach wenigen Schritten einbrach, gingen sie nicht mehr weiter und haben bloß nach mir geschossen.“

„Wie lange bin ich schon bewußtlos?“

„Das weiß ich nicht. Ich bin vor zwei Stunden, als es noch dunkel war, hierher gekommen, und du lagst schon da.“

Die Sonne stieg immer höher und höher.

Hallier schwieg.

.....

Spät am Nachmittage war Zaora aufgestanden, um nachzusehen, ob die Soldaten noch in der Nähe des Ufers wären. Als sie sich vorsichtig dem Lande näherte, hörte sie ihren und Halliers Namen rufen. Sie traf Vilbert. Er hatte, wie er ihr erzählte, versucht, das Dorf zu umreiten, dabei war er schon ziemlich weit gekommen, als er einen aus el Nazar von den Soldaten versprengten Trupp Araber traf. Diesen hatte er aufgetragen, die Nachricht von dem Vorgefallenen nach el Dakr zu bringen; sie waren weniger Gefahren ausgesetzt als ein einzelner weißer Reiter. Die Nacht über hatte er sich mit seinem Pferde verborgen gehalten, und dann war er wieder zurückgeritten, um Hallier und Zaora zu finden.

Vilbert und Zaora tasteten sich langsam und vorsichtig zu Hallier.

Als dieser seinen Feind erblickte, fuhr er sich mit den Händen an den Kopf. Der Schrei, der über die Lippen wollte, blieb in seiner Kehle stecken.

Vilbert erzählte von seinem Weg. Hallier schwieg.

„Hast du Fieber, Charles? Du siehst so bleich aus, und deine Augen glühen.“

Hallier schwieg.

„Du mußt krank sein, Charles!“

Hallier hob langsam den Kopf und sah Vilbert lange an.

„Warum sprichst du so zu mir, ich weiß doch, daß du mein Feind bist und mich zerstören willst, Vilbert.“

Dieser lächelte. Hallier blickte auf Zaora.

„Wenn sie fort geht, wollen wir mehr miteinander sprechen.“

Schweigend lagen die drei in der Sonnenglut. Nur von Zeit zu Zeit unterbrach das Ächzen der Offiziere die Ruhe. Zaora blieb gleichgültig und unbeteiligt und starrte weit vor sich hin.

VI

Beim Anbruch der kalten Nacht hatte sich das Mädchen wieder fortgeschlichen, um Nahrung zu suchen. Die beiden Feinde waren allein.

„Während ich gestern nacht fast wehrlos im Fieber lag, kamst du zu mir und höhntest mich!“

Vilbert blickte seinen Kameraden an, erstaunt und neugierig. Dann fragte er forschend:

„Während du gestern nacht wehrlos im Fieber lagst, kam ich zu dir?“

„Du wolltest mich töten, als du um mein Zimmer schlichst; du hast durch das Guckloch geschossen! Du hast Zaora aus meinem Zimmer geschleppt und sie angesteckt!“

Vilbert lächelte.

„Es könnte ja auch ein wahnsinniger Soldat durch das Guckloch geschossen haben. Vielleicht hat ihn dann mein Kommen verscheucht, und ich habe dich eigentlich gerettet.“

„Du sollst mich nicht verhöhnen!“

„Nimm das Chinin aus deiner Feldtasche und schlafe!“

„Du willst mich töten!“

„Schlafe!“

Vilbert streckte sich sorglos hin und hatte die Augen geschlossen. Hallier lauerte und hörte bald seine regelmäßigen Atemzüge. Der Feind schlief! Der Leutnant war müde; er hätte auch gerne geschlafen, wagte es aber nicht. Mit aller Anstrengung hielt er sich wach und prüfte seinen Revolver.

Seine Augen brannten. In seinem Gehirne rollte irgend etwas hin und her, das sein Denken nicht zur Ruhe kommen lassen wollte. Die logische Verknüpfung der einzelnen Momente war neu und unerwartet. Er lauerte auf sich selbst; er wollte sich und das Fremde in seinem Inneren beobachten. Sein Begehren nach erotischen Sensationen loderte empor, eng verknüpft mit seinem Hasse. Der Haß und die Erotik in ihrer Intensität schienen ihm aus derselben Quelle zu stammen. Dann kam wieder die Ermattung in noch stärkerem Grade. Sein Denken wurde unsicher und vermengte Realität und Phantasie. Zu den Ereignissen der Realität komponierte er phantastische Ursachen. Die Wüste rings um ihn und die Kälte

der Mondnacht preßten intensive Visionen in sein Gehirn.

Er dachte an irgendein Wort, das jemand einmal zu ihm gesagt hatte: Imagination.

„Imagination des Gefühles,“ flüsterte er.

„Wenn Vilbert mein Feind ist, dann muß ich ihn töten!“

Er kroch ganz nahe an den schlafenden Premierleutnant heran und setzte den Lauf seines Revolvers an dessen Brust. Da tat Vilbert zufällig einen tiefen Atemzug. Hallier erschrak und kroch zurück. Er legte sich wieder nieder. Seine Augenlider fielen herab, und der Schlaf wollte sich über ihn senken.

Vermutlich durch die Geräusche, die Hallier immerhin verursacht hatte, erwachte Vilbert.

Halblaut:

„Schläfst du, Charles?“

Im Stadium des Einschlafens:

„Was willst du?“

Hallier trieb die Schlagsucht zurück. Sein Feind war wach.

Er bemühte sich, sein Bewußtsein aufzurütteln.

„Du hast mich vergiftet!“

Vilbert lächelnd:

„Ich habe dich vergiftet?“

Vilbert hob die Hand.

„Gib mir dein Wasser, ich habe keines mehr!“

Hallier reichte ihm seine Feldflasche.

Vilbert lächelte. Er trank, dann legte er sich wieder nieder und schlief bald ein; wenigstens schien es so. Hallier glühte und fieberte. Er wartete, bis er Vilbert schlafend glaubte, dann kroch er an ihn heran und setzte seinen Revolver an dessen Stirne.

Er wollte schon losdrücken. Da schlug Vilbert die Augen auf und riß ihm den Revolver aus der Hand. Hallier stürzte sich auf seinen Gegner und wollte ihn mit den bloßen Händen erwürgen.

Vilbert drückte Halliers Revolver ab, den er noch in den Händen hielt. Der Leutnant schlug lang hin und röchelte. Der Premierleutnant murmelte etwas Unverständliches; plötzlich packte er alle Gegenstände, die umherlagen, zusammen und tastete sich in nervöser Hast vorsichtig zum Ufer hin. In einer Entfernung von fünfzig Schritten von dem Schwerverwundeten machte er halt. Er nahm wieder Halliers Revolver und schoß knapp neben den Liegenden in die Salzdecke.

Ein Knall; ein leises Krachen, der Schott verschlang den Leutnant. Gleich darauf glättete sich die an dieser Stelle etwas bewegte Oberfläche des Sees zu voller Ruhe.

.....

Vilbert wartete; Zaora mußte diesen Weg zurückkehren.

VII

Noch vor Tagesanbruch kam Zaora zurück. Sie war erstaunt, als sie Vilbert allein sah.

„Wo ist Hallier?“

„Der Cafard hat ihn gepackt und in den Salzsee geworfen.“

„Er war schon lange krank; ich ahnte sein Unglück seit sechs Wochen.“

„Er hielt mich für seinen Feind und glaubte, ich wolle ihn töten.“

„Warum kamst du, als ich in der letzten Nacht bei ihm war und eben fortgehen wollte, in sein Zimmer?“

Vilbert lächelte.

„Vielleicht wollte ich dich zu mir holen.“

„Ich wäre nicht zu dir gegangen.“

„Warum?“

Zaora schwieg.

Sie kauerte sich zusammen. In kurzer Zeit schlief sie. Die Sonne brannte heiß auf Vilberts Kopf. Zaora schlief. Sein Blick kroch gierig unter ihren Kleidern entlang. Ganz plötzlich hatte ihn die wilde Begierde erfaßt, das Mädchen zu besitzen. Er schob sich näher an sie heran und beugte den Kopf über ihr Gesicht. Der leise Atemhauch, der



Joh. Kubišek (Prag): Adam und Eva

von ihren Lippen kam, strich an seinen vibrierenden Nasenflügeln entlang.

Er flüsterte: „Zaora!“

Sie schlug die Augen auf und hob die Hand; ihre Finger krochen wie Schlangen um seinen Hals, und die Nägel, die spitz und von Hennah rot waren, bohrten sich tief in sein Fleisch. Er keuchte.

„Warum wärest du nicht zu mir gekommen, vorgestern nacht?“

Sie lächelte. Ihre Finger bohrten sich noch tiefer in seinen Hals.

Die Glut der Sonne entfachte seine Begierde. Er wollte sich auf sie stürzen; sie stieß ihn höhnisch lächelnd weg. Er bat sie, er versprach ihr Unsummen Geldes, er versprach ihr Schmuck und alles, was sie nur wollte. Sie lächelte und blieb ruhig wie eine Steinfigur.

Auf seinen Schädel stach die Sonne. Seine Augen waren blutig rot unterlaufen und blickten irr. Er wurde brutal und suchte sie zu zwingen, ihm zu Willen zu sein.

Sie lächelte.

Er riß sie nieder, schlug sie ins Gesicht und zerrte sie an ihren Brüsten; da zog sie höhnisch lächelnd ein kleines spitzes Messerchen aus den Falten ihres Gewandes und setzte es an seine Brust, still und gleichgültig, als ob sie das alles nichts anginge.

Er warf sich wütend und tobend nieder. Schrie und fluchte.

Sie lächelte:

„Bleib ruhig, sonst bricht die Salzdecke unter uns, und der Schott verschlingt uns!“

Da sprang er auf und begann zu laufen. Gegen die Sonne zu laufen wie ein Tobsüchtiger. Er achtete nicht auf den Weg und nicht darauf, daß ihn der Schott jeden Augenblick verschlingen konnte. Einige Male hörte er knapp hinter sich die Salzdecke bersten. Wie durch ein Wunder erreichte er lebend das Ufer. Er rannte weiter. Immer der Sonne entgegen. Dabei schrie und heulte er wie ein Tier.

VIII

Sonnenglut.

Der Schott lag im Feuer.

Zaora zeichnete Figuren in den Sand. Stille. Dann leise tappende Schritte. Vilbert schlich heran. Sie blieb ruhig sitzen.

Er kam heran, faßte sie an den Schultern und drückte sie in liegende Stellung. Seine Augen flackerten. Von seinen fahlen zerbissenen Lippen tropfte Blut. Er tastete an ihrem Körper entlang,

der unter seinen Händen wie tot dalag, bis er ihr Messerchen fand.

Die Klinge funkelte im Sonnenglanz. Als Zaora diese sah, begannen ihre Augen wild zu glänzen und ihr Gesicht zu glühen.

Er setzte die Messerspitze an ihre linke Brust. Sie lächelte und wand sich lüstern. Ganz langsam drückte er die Spitze tiefer und tiefer. Ganz langsam.

Sie stöhnte und flüsterte:

„Ich liebe dich!“

Aus ihrer Brust sprang ein dicker, roter Blutstrahl.

Vilbert schrie. Tierische Laute flogen aus seiner Kehle. Er warf sich über den noch warmen Körper und trank gierig das dunkle Blut. Sein Gesicht und seine Kleider triefen von Blut. Dabei lachte er wahnsinnig und schmatzte mit den Lippen.

Dann sank er wie leblos hin.

.....

Als die Sonne untergehen wollte, erwachte er. Er blickte neugierig um sich. Dann nahm er seine Feldflasche und begann sich mit dem Wasser notdürftig zu säubern.

Plötzlich hörte er von ferne Gewehrschüsse, dazwischen knatterten Maschinengewehre.

Er sprang auf. Die Spuren im Flugsande wiesen ihm den Weg, den er sicher nehmen konnte.

Als er ein Stück gegangen war, drehte er sich zur Leiche um. Dann begann er zu laufen. Immer weiter, in der Richtung nach el Nazar.

.....

In der Nähe der Oase brach er zusammen. Im letzten Augenblick sah er noch die Uniformen der Hilfsexpedition von el Dakr.

IX

Zwei Offiziere ritten an der Spitze eines Trupps arabischer Gendarmen entlang dem Ufer des Schotts. Der eine der beiden war schon nach den Abzeichen an seiner Uniform als Arzt zu erkennen.

„Wie steht es mit Vilbert?“

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Mein Gott . . . der Cafard . . . Er wird wohl nie mehr gesund werden . . .“

Die Sonne brannte heiß auf den gelben Wüstensand. Manchmal schnaubte eines der Pferde.

Über einer Stelle des Schott schwebten Aasgeier und krächzten.

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Ablösung

Geschütze kippen ein wenig ihre Schilde wie grauer Geigen Stege; alle Saiten der Welt liegen im Regen an der Erde.
Mäntel klatschen breit über die zitternden Knie, als wollten sie Fleisch fortwaschen.
Mein Nebenmann schleicht, den Rücken gebeugt wie für die Löcher der Granaten;
traumreiche Gespinnste werden ihn bedecken wie den Seidenwurm, oder Wolken, die Fallende auf ihr Herz reißen wollen, als das weiße Pferdchen ihrer Kindheit, von dem sie letzte Nächte flüsterten auf Posten.
Hinter jedem Schritt wird das Wiesenland mehr Sumpf, als wären viel tausend Lerchen mit ihren Nestern ertrunken.
Auf einer Brücke fühle ich einen Augenblick mein Blut wieder rot und anders strömend als Regen und Fluß.
Wattewolken von Schrapnells, von Tropfen bald zerfasert, tupfen näher über unsern Köpfen; wir laufen mit verstecktem Nacken bis in die Deckung von Wald und Abhang,
in dessen Höhlen die Reserven schlafen, wo Ärzte in Gummimänteln warten, wie vor Langerweile.
Zwischen den Föhren liegt in einem Rechteck der Judenfriedhof von Rawa;
schiefesunkene Grabsteine (mit Löwen, die die Schriften halten, mit Lilien, mit einer Taube, die den Ölweig bringt) neigen nach Osten mit den Körpern, die tiefer in den verschlammten Laufgräben verschwinden wie in einem offenen Leib.
Hügel steigen rechts und links aus den Wänden, gekrönt von Kreuzen aus grünen Fichten-ästen;
„wenn diese Katakomben schmolzen —“ sagt einer nachts im Unterstand, als in den Balken aus niedergerissenen Häusern der Totenwurm tickt.
Der Schall einzelner Schüsse jagt die leere Allee über uns entlang wie der Hufschlag von apokalyptischen Rossen, die durch beide Fronten sprengen
und über uns, als wir zwischen Schulter- und Brustwehr unsre Gewehre aus sandigen Lappen wickeln, sie übers Feld richten und die Wachen beginnen.

Alfred Vagts

FRAGE

Verehrungswürdig schöner Mond
dies trage ich Dir vor:
unter den Tapfersten, unter den Stürmenden
wirft sich die Miene zerschmetternd empor.
Kannst Du nicht helfen?

Über zerfleischte Armeen der Ungestalt
höher streckt sich der trauerlose Wald,
mögen die Heere einander verheeren,
Wald schüttelt sich, möchte verbrennen.

Ohne Dämmerchein verschwärzt sich die Jahr-
hundertnacht.

O ihr vertempelten Kirchen, ferne des Himmels
ungeborenen Ostrot
der Menschwerdung des Menschen,
wann blüht es blau
über Blutwolken dahin?

Albert Ehrenstein

(Aus dem werdenden Buche „Der Mensch schreit“)

TAGEBUCH EINES PRIMUS OMNIUM

II

Daß bei der Begattung manche Tiere die Ohren spitzen —: das ist ein Zeichen dafür, mit welcher blitzenden Bewußtheit die Liebe in den Kopf fährt —! Onanie aber fällt wie ein Fels auf die Stirn und betäubt sie.

Warum erleide ich das, ich, den niemand in der Klasse, auch kein stärkerer, niederringt? Ich fechte längst wilder als der serbische Fechtlehrer, ich verachte meine Träume, die Bücher und die Musik, wenn sie nicht hell und kräftig sind, ich zerspringe, wenn ich Tiere im Zoo sehe, und wünschte ihr zerspringendes Gitter zu sein — —: Warum ver falle ich dennoch dem Gefängnis meines eigenen Körpers —? und sperre mich unter den einsamen Apparat, der in der Sofa-wüste zur eigenen engen Folter wird, statt zum Rauschen eines Baum mit Baum verbundenen Waldes?

Es ist seit Ausbruch des Krieges so. Hierin muß die Antwort liegen. Seit diese Eiszeit gekommen ist, mache ich keinen Versuch mehr, Liebe oder Freundschaft zu finden.

Es hat keinen Sinn, in die weiße Leere hinauszutreten, wo nur Schneemänner existieren, wo die erstarrten Ströme kein Meer erreichen, wo statt der Gefühle aus allen Gesichtern Tode strahlen. Auch dort bliebe jedes Zusammensein, jedes Gespräch — Onanie, wie mit leblosen Sachen —. An jedem Tage vom Frieden weiter hinweg wurde es kälter, und heute früh stieg die Trostlosigkeit

zum Gipfel; wie ein Gletscher stand das Katheder da. Als der Oberlehrer zur freiwilligen Kriegsgestellung aufgefordert hatte —: es stimmt wohl nicht, daß da alle in ihre Zimmer stürzten. Sie blieben wahrscheinlich beisammen — sie verschwanden mir wie zu einer Feier, auch sie verschwanden aus dem gemeinsamen Schicksal.

Und nur ich zog mich zu mir zurück.

Ich bin kein Schwächling, ich bin nur vor Stärke schwach, vor Liebe, vor Freundschaft! Und vor Bewußtsein der Unmöglichkeiten — —.

Ich hatte mich, als ich dies dachte, aus dem Fleisch des Sofas auf den Boden geworfen, auf den Schmerz seiner Härte, neben den Teppich. Verdamnte Jugend —! schmachvolle Frühgeburt in die Zeit der Hölle! der Einsamkeit! des Grabes! Ach, alte Zeiten, die wir verachten, haben die Freundschaft besessen, — wir Ärmlichen dagegen kennen sie nicht. Wir können sie nicht, — wir werden Kanonenfutter für das glücklichere Ende dieses Jahrhunderts. Keine Hand von heute bringt es fertig, in die Hände Anderer zu greifen. Kein Mund spricht Worte, die zu Herzen gehn und verbinden!

Über mir schweben die Bücher voll Worte und Geberden, die den Krieg nicht verhindert haben! Ich lasse sie herabfallen; da liegen die letzten vor mir.

Da liegt Werfel, — er hat Größe und Empfindung, aber dennoch, er liebt Knecht und Ofen, Mensch und Gegenstand allfühlend gleich. Ich nenne seine Freude nicht Freundschaft. Das unendlich gleiche Gefühl für alles ist wie Gleichgültigkeit und ewiges Fernsein. Verjüngte er sich wieder!

Da liegt Hasenclever, er ist weich, aufrichtig und beweglich und Herr über die Genüsse, er hat Liebe — zum Lieben, aber nicht zu Geliebten! Warum ruft er so leicht zum Entfliegen auf, statt zum Fliegen; zum Zusammenfliegen in felsenfeste Bünde!

Da liegt Blass, der wohl einmal edler geboren wurde, aber diese Gedichte sind zufrieden damit, geschrieben zu werden. Sie rechnen auf die Welt nur als auf ihren Spiegel; sie wollen keine Freundin aus ihr machen; sie bewegen nichts als ihre eigenen glatten Worte. Wie unfruchtbar, beim Kaffeetrinken noch leise zu weinen . . .!

Da liegt Wolfenstein; er schlägt sich durch die steinerne Stadt hindurch und schlägt Brücken von Stirn zu Stirn hinüber. Und Männerlippen breitgeflügelt schweben — dennoch an ihm vorbei, die offenen Arme seines Geistes bleiben leer;

denn er blickt noch zu böse beiseite und liebt im Grunde noch zu schroff das Alleinsein.

— So seid ihr, und niemand soll sich mehr wundern, daß die Massen zusammenstoßen, daß die Schlächter die Anderen wie Schlachttiere nehmen!

Sollen die Feindseligen füreinander schwärmen, wenn die Feinseeligen nichts für die Freundschaft tun?

Auch wir in der Schule waren nicht befreundet. Unfreies Zusammensein von Anfang an, von der Zeit der Willenslosigkeit her —; wir trafen damals ebensowenig Wahl wie man die Eltern wählt. Gewöhnung aneinander; die Enge preßte uns ineinander: Freiheit zur Freundschaft war nie mehr da; der Abstand fehlte (der für den Geist die Nähe ist).

Und jetzt — —! wir dürfen endlich hinaus, — uns ins Freie werfen, wo Freunde wachsen könnten, — — — und, — wir Narren des Glücks!! —: dicht vor der Türe steht und wartet der Feind —

AWo

EINE ÄSTHETISCHE ENTDECKUNG

Am Anhalter Bahnhof kaufte ich mir — den „Sturm“. Ich erschrak, als der Mann achtzig Fennich dafür verlangte. Ich habe mir vor Jahren mal eine Nummer gekauft, und die kostete nur zehn. Aber ich erklärte mir, im Krieg wird eben alles teurer, und gab dem Mann und Herrn Walden in diesen kargen Zeiten achtzig Pfennige zu verdienen. Für dieses wenige Geld habe ich nun eine große wichtige Entdeckung gemacht, die mindestens das Zehnfache wert ist (8 Mark). In dem Papier stand ein langes Gedicht von . . . ich hab den Namen vergessen und die Nummer des Blattes im Speisewagen (ich fuhr nach Frankfurt) liegenlassen. Also dieses Gedicht hieß „Weltuntergang“ und ging so:

Fallen,
Lallen,
Hallen,
Räume,
Schäume . . .

aber ich will die Verszeilen nebeneinander drucken, sonst druckt Herr Pfemfert meine Entdeckung wegen Raummangel nicht ab. Das Gedicht bestand nämlich aus zirka 280 solchen Verszeilen, jede ein Wort lang, Zeitwörter und Haupt-, gemischt, aber hartnäckig ohne Beziehung miteinander, ohne eine andere als daß diese Vokabeln sich reimten, also so (ich zitiere nicht das Original, das mir wörtlich entschwunden ist, aber

das ist beim Prinzip dieses Gedichtes ja auch egal) . . . : Stammeln, Rammeln, Bammeln, Sausen, Lausen, Brausen, Keine, Steine, Reine, Stammeln, Rammeln, Fallen, Knallen, Schmeißen, Reißen, Knallen, Beißen, Fallen, Knallen. Und so weiter 280 Verszeilen. Es ist nun ganz irrig, zu glauben, das sei kein Gedicht. Man ist nur noch nicht gewöhnt daran. Ich bitte: seit dem Wessobrunner Gebet hat man in deutscher Sprache ungefähr sieben und eine halbe Million Gedichte hergestellt, wie wir sie kennen, wie wir sie gewöhnt haben, und welche Gewöhnung schließlich Glaube wurde, diese Gedichte seien die einzig richtigen Gedichte. Aber es ist doch pure sechszehnhundertjährige Gewöhnung, nicht? Wenn wir von heute ab nur mehr so wie der Herr im „Sturm“ dichten lassen, dann werden wir in abermals 1600 Jahren glauben, das sei die einzig richtige Art, ein Gedicht herzustellen. Das ist doch klar. Und das ist meine Entdeckung (für 8 Mark). Und noch etwas: der Prozeß läßt sich beschleunigen! Es wäre doch blödsinnig, auf den Beweis meiner Behauptung 1600 Jahre zu warten. Das hielte ja keiner vor Ungeduld aus. Ich schlage dem Herrn im „Sturm“ und den Schreibkundigen unter seinen Freunden vor, jeden Tag miteinander 500 solcher Gedichte herzustellen (sie brauchen ja nicht so lange zu sein wie das zitierte, Vierzeiler beweisen auch) und drucken zu lassen: das gibt im Monat 15000, im Jahr 180000, in zehn Jahren . . . nein, für 8 Millionen brauchte man zirka 50 Jahre, das ist auch noch zu lang. Die Herren müssen eben fleißiger sein und 1000 Stück im Tag herstellen (mit 5 Stenographinnen zu machen), dann haben wir das Quantum für den Beweis in 25 Jahren, wenn der große Krieg aus ist. Dann trägt Frau A. R. Meyer vor einem begeisterten Publikum das Gedicht „Friedenshymne“ vor, das anfängt: Siegen, liegen, fliegen, raufen, saufen, fliegen, kriegen, schnaufen, raufen, sammeln, stammeln, bamm . . . Und hier singt das ganze Publikum stehend mit.

Nikodemus

KÖNIG SALOMO

An Herrn Oberlehrer Dr. Durchhalter zu Edenkoben
Berlin, diesen 13. September

Lieber alter Freund,

am Samstag sah ich im Künstlertheater ein biblisches Stück: König Salomo, signiert von Ernst Hardt, der doch sicherlich in Weimar wohnt, Schleimstraße Nr. 3. Mir gefielen ein Birkenbaum und etliche Posen eines kleinen Heidenmädchens, das in ein Geschlechtsbündnis mit dem halbtoten König David gerät und dadurch völlig ramponiert wird. Gleich darauf geht der Regierungswechsel David

Salomo glatt vonstatten. Ueberraschend war mir, daß das hiesige Publikum vom Theater immer noch Sinnlichkeit verlangt, die es doch anderswo viel bequemer haben könnte. Ueberhaupt hat sich hier wenig verändert. Die kritischen Theaterinsassen sind noch fast dieselben, wie zu unserer Studentenzeit. Immer noch sind ganze Parkettreihen ausgiebig mit Charakter- und Talentköpfen belegt. Da hatte ich sie alle wieder: die Schlenther, C. und L. Schmidt, Holzbock, Hirte, Kerr, Wilde u. v. a. m. (Ich fand es lustig: der Davidsbündler vor dem Davidsbündnis!) Ferner kritisierten: Falk, Weidner, Kienzl u. ä. m.



M. Stodki (Zürich) Holzschnitt

Ob sich wohl diese vielen Kritiker alle sehr lieben? Es wäre doch schrecklich, wenn das nicht der Fall wäre. Denn keine Ehe kann ja dauerhafter sein, als das Zusammenleben dieser Herren, die sich durch die Jahrzehnte mit mathematischer Unabänderlichkeit immer in denselben Konzentrationslagern wiederfinden. Früher hat einmal einer von ihnen die anderen „versammelte Esel“ genannt. Wir, als Studenten, glaubten ja auch, gewisse Begabungsunterschiede bei den Herren konstatieren zu müssen. Aber der Krieg hat, wie so viele Unstimmigkeiten, auch diese Differenz beseitigt. Mit bewundernswürdigem Takt hat sich zumal A. Kerr (erinnere Dich: blond, körperlich gewandt, kann französisch wie ein Franzose schreiben und sprechen) dem allgemeinen Niveau eingefügt. Und nun liegt etwas tief Rührendes darin, wie harmonisch diese langen Reihen von Kritikern dasitzen, und wie alle diese hochgebildeten Berliner Herren, die doch z. T. irgendwann Himmelsstürmer waren, langsam nebeneinander dahinaltern und grau werden auf ihren Parkettesseln. In der großen Pause sah ich viele von ihnen ganz aus der Nähe, an den Bierbüfets. Nur den guten alten Landau gewährte ich nicht mehr; man sagte mir, er sei mittlerweile durch einen anderen Faktor ersetzt worden. Bemerkenswert schien mir — doch mein Blatt ist voll, also nächstes Mal mehr davon.

Mit freundschaftl. Gruß

Dein Carsten Jesper

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS XII

... Zuerst verbot er jedwede Kritik an seinem Opus. Dann kam die Korrespondenz an die Reihe, später mußte das Zünglein auf der Hut sein. Und schließlich — ja, was soll dann noch verboten werden? Die Presse geknebelt, Post, Telegraph und Telephon unter Kuratel, und vor jedem Munde der Maulkorb. Wir Barbaren verstehen diese feine Kultur nicht, die noch weiter geht.

*Hamburger Fremdenblatt (und Berliner Blätter),
den 26. 7. 1915 über Salandras Gewaltherrschaft*

Darfst nicht für dich sterben; mußst zu Glanz zerfliegen
überm Vaterland; du bist nicht dein!

Friede darf nicht sein,

Friede darf nicht sein,

bis wir mit dem Licht die Welt besiegen.

*Leo Sternberg in einem Couplet „Das Vaterland“.
Für Deklamatoren im Verlage Schadt, Wiesbaden,
erschienen, für Sangesfrohe vertont bei Breitkopf
& Härtel, Leipzig*

Wegen Herausforderung zum Zweikampf hatte sich der Rechtsanwalt Georg Krüger vor der Ferienstrafkammer des Landgerichts I in Berlin zu verantworten. Zwischen dem schon wegen Zweikampfs vorbestraften Angeklagten und dem Staatsanwalt Dr. Lehmann von der Staatsanwaltschaft I waren in einem Zivilprozeß, in dem es sich um Mietsstreitigkeiten handelte, Differenzen entstanden, die sich schließlich zu persönlichen Angriffen zuspitzten. Anstatt mit Rücksicht auf den Ernst der gegenwärtigen Zeit die Angelegenheit durch eine Be-

schwerde oder Beleidigungsklage zu regeln, hielt es der Angeklagte für notwendig, dem Staatsanwalt eine Pistolenforderung zu schicken, die dieser schon wegen der von den sonstigen Gebräuchen abweichenden Art der Überbringung ablehnte. Außerdem machte er seiner vorgesetzten Behörde Mitteilung. Die Folge war die jetzige Anklage wegen Herausforderung zum Zweikampf. Staatsanwaltschaftsrat Weismann betonte, daß die gegenwärtige Zeit wirklich wichtigere Ziele habe, als Menschenleben auf diese Weise aufs Spiel zu setzen. Aus diesem Grunde müsse auch über die Mindeststrafe hinausgegangen werden. Dem Antrage des Staatsanwalts gemäß erkannte die Strafkammer auf zwei Wochen Festungshaft.

Berliner Tageblatt, Morgenausgabe 4. 9. 1915

Hindenburg auf der Jagd. Generalfeldmarschall v. Hindenburg findet trotz seiner erfolgreichen Jagd auf die Russen noch immer Zeit zur Pürsch auf edles Wild. Er traf dieser Tage, wie man aus Königsberg schreibt, zur Jagd bei der Gräfin zu Eulenburg auf Schloß Prassen ein. Er begab sich sofort nach seiner Ankunft ins Jagdrevier, wo er zwei starke Böcke erlegte. Der Jagdaufenthalt des Feldmarschalls dauerte nur zwei Stunden.

*Berliner Tageblatt, Chefredakteur Theodor Wolff,
Morgenausgabe 4. 9. 1915*

Die „Saarbrücker Volkszeitung“ meldet: Der Kronprinz hat am 22. August folgenden Armeebefehl erlassen: „Heute jährt sich zum ersten Male der Siegestag der Schlacht von Longwy. Welcheschicksalschweres Jahr ist vor unseren Augen dahingerauscht, seit auch wir dabei sein durften, wie die deutschen Heere über die festungsbewehrte Grenze drangen. In ungestüher Angriffsfreude schirmten sie Hof und Herd der heimischen Scholle und trieben eine Welt begehrllicher Feinde mit allen Schrecken heutiger Kriege in die blühenden feindlichen Lande. Wer jene heißen Augusttage inmitten der fünften Armee miterlebt hat, wo wir siegesicher den Franzosen die deutsche Überlegenheit so schlagend zum Bewußtsein brachten, dem werden sie unvergeßlich bleiben. Nicht minder unvergeßlich aber bleiben uns auch die langen, bitter schweren Monate, in denen wir nicht mehr losließen, bis wir uns in heiligem Zorn am Feinde festgebissen hatten. Dem freudigen Leben stolzer Angriffsschlachten folgte unsere entsagungreiche Verteidigung, unser Maulwurfskrieg, mit dem wir die in ohnmächtiger Wut anstürmenden Feinde in unzerreißbare Fesseln schlugen, und der nur so den unvergleichlichen Siegeszug unserer Brüder im Osten ermöglichte. Aber wie bei einem Vulkan unter dünner Decke das unbändige Element sich reckt und dehnt, bis, mit Gewalt durchbrochen, seine Kräfte frei werden, so warten wir in ungebrochener Kampfeslust auf den Tag, wo der Kaiser auch uns zu neuem Angriff ruft, heraus aus den Gräben und Stollen, hinein in den Krieg, wie wir ihn lieben! Gebe Gott, daß bald der Tag erscheine! Frankreich soll sie wieder kennen, die Sieger von Longwy.“

„Berliner Tageblatt“ Abendausgabe vom 25. 8. 1915

Lt. Freiherr v. Forstner im Inf.-Regt. Graf Schwerin (3. Pommersches) Nr. 14 ist vor dem Feinde gefallen. Freiherr v. Forstner stand, ehe er nach Bromberg kam, beim 99. Inf.-Regt. in Zabern, das Oberst v. Reuter kommandierte. Forstners damals gerühtes energisches Auftreten bei antinationalen Ausschreitungen, das sich aber später als durchaus gerechtfertigt erwies, gab zu jenen vielbesprochenen, auch im Reichstag gepflogenen Erörterungen Anlaß.

„Berliner Lokalanseiger“ 4. 9. 1915. Leutnant v. Forstner hat seinerzeit, wie ich in Erinnerung bringen möchte, Anlaß gegeben zu dem Worte: „Immer feste druff!“

In einem Aufsatz der schwedischen Zeitschrift „Das Forum“, der die Überschrift „Gleiches Maß“ trägt, setzt sich Ellen Key mit Deutschland auseinander und kommt, bevor sie Südjtland

für einen „abzurundenden Norden“ annektiert, zu folgendem Urteil über das Land, das ihr zum größten Teil die Bedeutung gab, die sie für ihre Verehrer besitzt:

„In den letzten Monaten hat man von Deutschland aus privat wie öffentlich die Frage gestellt: warum sind wir von allen gehaßt? Auch von gewisser Seite im Feindeslande hat man darauf geantwortet: niemand haßt das große und bewunderungswürdige deutsche Volk. Aber man haßt das preußische System und den preußischen Willen zur Weltherrschaft, zu einer Germanenwelt im Stile des Römerreiches . . . Zu gleicher Zeit wird in Deutschland verkündet, daß jeder Versuch, zwischen preußischem und deutschem Geist zu scheiden, feindliche Gesinnung verrät. Ja, man hat erklärt, daß derjenige, der behauptet, Deutschland, aber nicht Preußen zu lieben, „ein Schelm und Schafskopf“ sei. (H. S. Chamberlain.) Man bemüht sich jetzt in Deutschland, die großen Geister, vor allem Goethe und Kant, zu Quellen der Inspiration für das heutige Deutschland zu machen. Im „Forum“ (der gleichen Zeitschrift, in der E. Key schreibt) hat schon Alf. Nyman klar bewiesen, wie wenig Kant mit der Anschauung zu tun hat, die den kategorischen Imperativ zu dem Satz vereinfacht: marschieren und nicht rasonnieren. Was Goethe anbetrifft, ist die Ungereimtheit, ihn mit dem Preußengeist in Verbindung zu bringen, noch größer . . . Dem Golde des deutschen Geistes wurde durch den preußischen Geist das stärkere aber weniger edle Metall beigemischt, das nötig war, damit die deutsche Volkspersönlichkeit gestaltet werden konnte. Die Einsicht des deutschen Volkes, wie viel Preußen für Sein und Bestand des Reiches bedeutet, hat eine dankbare Nachgiebigkeit gegen den von Schiller, Goethe und Kant in gleicher Weise gehalten Grundsatz, daß Macht Recht sei, mit sich geführt . . . Auch die preußischen Tugenden — Kühnheit, Manneszucht, Organisations- und Anpassungsgabe und Liebe zur Arbeit — haben nicht nur Lichtseiten. Die Disziplin hat so tiefe Schatten, daß sie auf dem besten Wege ist, das deutsche Volk für das Recht blind zu machen, nur um in allem seine Führer gut zu heißen. Dieses hochstehende Volk muß jetzt die Bezeichnung Barbaren ertragen, da es in seiner Mitte jenen Geist geduldet, der seinen Ausdruck in dem Kaiserworte fand, mit dem die nach China abgehenden deutschen Truppen ermahnt wurden, wie Hunnen vorzugehen. Dieser selbe Geist war wirksam bei der Verdeutschung von Sönderjylland, Polen und Elsaß-Lothringen, bei der Verletzung der belgischen Neutralität, bei der Behandlung dieses Landes und ebenso beim Sozialistengesetz, bei der Affäre von Zabern und andern noch mehr innerhalb von Deutschland selbst. All das ist „preußische Prägung“ . . . Für denjenigen, der wie ich den germanischen Geist im deutschen Volke liebt, wird nicht Moskau oder London zu Deutschlands gefährlichstem Feind, sondern Potsdam, wie es sich hier oben zeigt.“

Ein Landsmann von Ellen Key, der den „Münchener Neuesten Nachrichten“ den Aufsatz aus der genannten Zeitschrift sandte, schreibt über ihn folgendes:

„All das ist so aufregend und widerlich, daß ich Dich wirklich nicht damit geplagt hätte, wenn es nicht Ellen Key wäre. E. Key ist in Deutschland „groß“ geworden, was sie hier bei uns nie geworden ist. Sie ist in Deutschland geschätzt, gelesen und bewundert worden. In England und Frankreich ist sie nahezu unbekannt, eher „shocking“. Jetzt sieht man, wie viel sie wirklich auf ihren Tournen über das moderne Deutschland gelernt hat und mit welcher Dankbarkeit sie die Begeisterung der deutschen Stammesfreunde lohnt.“

„Neue Preussische (Kreuz) Zeitung“. Berlin, 16. 4. 1915

KLEINER BRIEFKASTEN

Liebe Leser, ich habe mir bisher manche Stunde Zeit für wertvolle Arbeit retten können, weil ich alle Werke, die Herr Karl Scheffler, Rezensent der „Vossischen Zeitung“, gelobt hatte, energisch unbeachtet ließ. Jetzt entdecke ich, daß Herr Scheffler doch arg unzuverlässig ist und manchmal auch literarische Prachtgewächse mit seiner Empfehlung belastet. Hier ist die Entdeckung:

Ich glaube, daß diese „Gebote“ zu dem wenigen gehören werden, das als Dichtung den Geist dieses Krieges darstellt; ich glaube, daß wir hier das Jugendwerk eines künftigen

Dichters vor uns haben, daß sich darin die Seele der kämpfenden Jugend überhaupt abspiegelt, und daß sich damit eine neue, zur Herrschaft berufene Gesinnung ankündigt. Das alles macht diese kleine, aber gewichtige Schrift, die sich in Kürze mit der ganzen Zeitstimmung und mit vielen erfreulichen und unerfreulichen Erscheinungen des Tages rücksichtslos, wenn auch zuweilen noch etwas befangen, auseinandersetzt, so wichtig, daß man sie in der Hand jedes deutschen Soldaten sehen möchte. Sie ist, praktisch gesprochen, geeignet, jedem Feldpostpaket beigelegt zu werden, in vielen hundert Exemplaren an die Front geschickt zu werden, im Schützengraben von Hand zu Hand zu gehen und von den Offizieren der Mannschaft vorgelesen zu werden.

Solches schrieb Er, Achtundvierzigjähriger, Scheffler, Redakteur von „Kunst und Künstler“, und ließ es in der Ewigen Tante Berlins, der „Vossischen Zeitung“, drucken. Doch diesmal mißlang ihm die Ächtung eines Buches. Ich war zu neugierig geworden. Nicht auf das Buch selbst, wohl aber auf die „neue, zur Herrschaft berufene Gesinnung“, auf die „Seele der kämpfenden Jugend“, also auf alle die schönen Möbel, die der Scheffler entdeckt haben wollte.

Ja, ich habe die „Eisernen zehn Gebote an die deutschen Krieger“, die ein tapferer Leipziger Anonymling geschrieben, der Gospodin Axel Ripke erst in dem Blatt „Panther“ und dann, als Sonderdruck, im gleichnamigen Verlage erscheinen ließ (44. Tausend), gelesen. Nun kenne ich die Ideale des Scheffler, und nun weiß ich: er tut nicht bloß so, als ob er von Kunst nichts versteht, er ist auch sonst nicht ohne.

Ich zeige das gleich. Kurze Zitate aus den zehn „Geboten“, die ihm heilig sind, und wir haben Karl Scheffler, haben seine Seele und wissen, wie sie ausschaut, jene „neue, zur Herrschaft berufene Gesinnung“.

Das erste „Gebot“, demzufolge Karl wohl zu dem Schluß kam, das „Jugendwerk eines künftigen Dichters“ vor sich zu haben, ist zu schön, um zitiert zu werden. Man glaube mir das ohne Ehrenwort.

Das zweite „Gebot“ lautet: „Liebet eure Feldherren“. Es ist gleichfalls recht schön, und dieses ist sein bester Teil:

Die Geschichte erzählt euch von den Taten eines Hannibal, eines Cäsar; vom Prinzen Eugen und vom alten Zieten; vom Marschall Vorwärts und von Moltke. Sie berichtet rühmend von der Ausdauer und Tapferkeit ihrer Truppen. So wird es euch widerfahren. Eure Namen werden untergehen, aber der Name eures Feldherrn wird weiterleben und strahlt von euren Tugenden.

Das vierte „Gebot“ ist das Hohelied auf die Uniform. Und da gelingt dem künftigen Dichter aus Leipzig folgende Strophe:

Die gold und weiß glänzenden Knöpfe sind köstlicher als Edeldiene, und prächtiger als Brillantstreifen und Perlenschnüre sind Paspel und Litzen.

Gelingen, nicht wahr? Immerhin noch kein äußerster Gipfel, auf den führt uns erst das siebente „Gebot“, das auch das „höchste Gebot“ heißt und solchermaßen dröhnt: „Freut euch des Lebens und fürchtet nicht den Tod!“ Die Begründung dieses Befehls nimmt den größten Raum der (wie sagt Scheffler?) „gewichtigen Schrift“ ein, fast zehn Seiten (von dreißig). Hier, vermute ich, ist unser Rezensent

der „neuen, zur Herrschaft berufenen Gesinnung“ auf die Spur gekommen. Wir genießen nämlich folgende Treuherzigkeiten:

Eure Tage sind sorglos. Zinsen und Gehaltsabzüge quälen nicht eure klaren Stirnen. Auch nicht die üble Laune eines Reichen, von dem ihr abhängt, oder die drohende Entlassung, die Arbeitslosigkeit, das Gejammer der darbedenden Weiber und Kinder. Ihr habt euer täglich Brot und Kleider, ohne darum zu sorgen, und für eure Angehörigen, falls sie in Not geraten sollten, tritt die Gemeinde ein. Darum wart ihr niemals so sehr freie Männer wie jetzt. Ihr braucht nicht mehr unwillig den Hut abzuziehen und ehrerbietigst einen zu grüßen, den ihr insgeheim verachtet, ihr braucht keinen Bückling zu machen, wo ihr am liebsten ausspucken möchtet. Wenn ihr grüßt, ist eure Brust gewölbt, euer Rücken gerade und die Stirne aufrecht und frei euer Blick. Euer Gruß ist stolz. Er ist eine Ehrenbezeugung von Mann zu Mann. Keiner darf ihn verächtlich übersehen, der Dank auf euren Gruß ist selbstverständlich. Aus eurem Gruß und aus dem Dank der Vorgesetzten spricht euer Gehorsam und die Achtung eures Gehorsams. Euer Leben ist stolz und sorgenlos und voll von mannigfaltigen Schönheiten . . .

Und im selben „höchsten Gebot“, fünf Seiten weiter, lesen wir:

Deutsche Krieger, wofür kämpft ihr, wofür letzten, höchsten Endes, wofür? — Existenzkampf, Selbsterhaltungskrieg, Verteidigung von heiligsten Gütern, von Weib und Kind, Haus und Hof, Kapital und Arbeit — starke Gründe, gewiß. Aber könntet ihr nicht auch weiterleben ohne Weib und Kind und Kapital? Opfert man sein Leben für Dinge, die nicht das Leben voll und ganz ausmachen? Oder würde der tapferste Infanterist im Zivilrock sich mit Überlegung umbringen lassen, um sein Weib zu retten, oder sein Kind oder das Kapital? Unter Millionen einer, und der wäre kein Mann.

„Verteidigung“ schreit's aus den Leitartikeln. Führen wir wirklich einen Verteidigungskrieg? Seien wir ehrlich und stolz. Ein Volk, das vor fünfundvierzig Jahren auf den Plan der Welt getreten ist: hier bin ich, richtet euch danach! Ich bin ein starkes Volk und dürste nach Betätigung.

Nicht minder klar formuliert sind die Forderungen des neunten „Gebots“: „Seid hart gegen den Feind!“ Da der „Feind“ eine der „unerfreulichen Erscheinungen des Tages“ sein dürfte, von denen Karl Scheffler raunt, so wird das „Zuweilen-noch-etwas-befangen“ wohl auf diese Stelle zielen:

Im Kriege ist nur der „gut“, welcher dem Feinde mit allen Mitteln zu schaden trachtet, Mitleid aber mit dem Feinde ist Sünde. Der Soldat, der sein Laib Brot an die Kinder des Feindes weitergibt und selbst hungert, sündigt gegen das Vaterland; des Landes Brot ist heilig.

Der Soldat, der seine Decke einem frierenden Weibe überläßt und sie nicht den Kameraden im Schützengraben mitbringt, sündigt gegen das Vaterland.

Es ist besser, daß hundert Weiber und Kinder des Feindes verhungern, als daß ein deutscher Musketier Not leide.

Oder der Herr der liberalen „Vossischen Zeitung“ meint diese Worte:

„Das Mitleid gedeiht nicht im Kriege. Die Erde, aus der das Mitleid wächst, ist mit Tränen gedüngt, das Feld der Schlachten aber mit Blut.“

Ihr wendet ein, man schmäht uns in Zeitungen als roh und brutal, man schilt uns Plünderer und Henker und Brecher des heiligen Rechts der Völker. Euer Gericht sind nicht die Spalten der Zeitungen, die wie dürre Blätter vorm Herbstwind treiben, sondern die Geschichte. Euer Urteil wird nicht mit Drucker-schwärze geschrieben, sondern mit Blut.“

Ich will endlich wissen, daß Scheffler Vater vieler Söhne ist und denen täglich die „Gebote“ vorpredigt. Ich will hören, daß Vater Scheffler diese Sätze (aus dem zehnten der „Gebote“) hinauswuchtet:

Wir lieben den Krieg, weil er mit ein und demselben Schwert die Alten richtet und die Jungen ausmustert.

Wir werden über den Frieden dahinbrausen gleich em Märzensturm.

Die Jungen werden, sind es echte Scheffler-Idealisten, freiwillig einrücken in die Redaktionen der Ullstein- und der Mosseblätter und, praktisch gesprochen, den Geist des Vaters dem fortschrittlichen Abonnenten sorgsam erhalten.

Marga P. Max Brods gesamtes literarisches Werk ist jetzt in den Verlag Kurt Wolff, Leipzig, übergegangen; sagen Sie dies Ihrem ratlosen Buchhändler, und er wird Ihnen „Schloß Nornepygge“ schnell herbeischaffen.

H. K. Die AKTION hat keinen „Inseratenteil“ im üblichen Sinne; ich empfehle Ihnen, die Buchanzeigen, für deren Inhalt ich mich verantwortlich fühle, als redaktionellen Teil zu betrachten. Lesen Sie also Franz Mehrings „Lessing-Legende“, lesen Sie sie wiederholt.

Madame Elisabeth Förster in Weimar, jener fatalste Einwand wider Friedrich Nietzsche, hat jetzt (im „B. T.“ vom 5. September) versucht, mir auf meinen Protest „Gegen die Deutschsprechung Nietzsches“ zu antworten. Da es im Zarathustra klingt „Meine Brüder“, ist die Wendung „Mein Bruder“ in der neuen Leistung der Madame Förster (genau gezählt) fünfundzwanzigmal zu genießen. Also im nächsten KLEINEN BRIEFKASTEN, kleine Frau . . .

AN UNSERE FREUNDE

Die nächste AKTION erscheint (und erfolgt) in acht Tagen. Mit ihr ist das dritte Quartal abgeschlossen. Wer bei der Post oder beim Buchhändler abonniert ist, muß das Abonnement jetzt gleich erneuern.

Es ist (leider wiederholt) passiert, daß bestimmte Hefte der AKTION an Kiosken „nicht erschienen“ waren; aber DIE AKTION erscheint stets pünktlich; was sich die Käuter einzelner Hefte für allemal merken sollten, und was unsere Abonnenten wissen.

Nochmals: Vorsicht!

Die Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M., schreibt mir: „Der Herr Rudolf Leinert, vor dem Sie in der AKTION Nummer 31/32 warnen, berief sich (in seinen Briefen an die Autoren) ohne unser Wissen und — selbstverständlich — gegen unseren Willen darauf, daß seine „Anthologie“ „höchstwahrscheinlich“ in unserem Verlage erscheinen würde. Zu dieser Annahme hatte Herr Leinert gar kein Recht. Wir wären Ihnen sehr dankbar, wenn Sie in der nächsten Nummer der AKTION eine kurze Notiz bräuchten, in der unser Verhältnis zu Herrn Rudolf Leinert klargestellt wird.“

Also der Herr hat, sich „Niveau“ fabrizierend, Autorennamen widerrechtlich benutzt, um einen Verlag und Autoren zu fangen; und Verlagsnamen unbefugt verwendet, um Autoren und einen Verlag zu fangen.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Richter-Berlin: Widmungsblatt für die AKTION (Titelzeichnung) / Max Pulver: Douarnenez / Heinrich Mann: Flaubert und George Sand / Herbert Kühn: Rache. Eine Novelle / Alfred Vagts, Wilhelm Klemm, Ludwig Bäumer und Jomar Förste: Dichtungen vom Schlachtfeld / Wilhelm Klemm: Tuschzeichnung / Paul Verlaine: Auf dem Balkon / Karl Otten: An ein Mädchen / Erna Kröner: Der Geiger / A. Undo: Der Impertinentismus. Ein Manifest / Diane Paalen: Warnungen / Egon Schiele: Federzeichnung / Heinrich Nowak: Cafard! / Henriette Hardenberg: Frau von 1915 / Ich schneide die Zeit aus XI / Kleiner Briefkasten



CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis M. 3,—
Verlag DIE AKTION



FRANZ PFEMFERT
Gegen
die Deutschsprechung Friedrich Nietzsches
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION



FRANZ JUNG
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—
Verlag DIE AKTION



NAPOLEON BONAPARTE
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION

HERMANN HENDRICH
Anthologie jüngster französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
DER AKTION
Nr. I (selten) Mk. 2,—
Nr. II—V à 50 Pfg.

PAUL CLAUDEL
GOLDHAUPT
Geh. M. 3,50, Leinenband M. 4,50.
Hellerauer-Verlag, Hellerau bei Dresden

JULES MICHELET
Die Frauen der Revolution
Verlag ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

THEODOR DAEUBLER
Das Nordlicht
Epos in drei Teilen
Wir wollen nicht verweilen
Autobiographische Fragmente
Hesperien
Eine Symphonie
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

FRANZ MEHRING
DIE LESSING-LEGENDE
Vierte, unveränderte Auflage
Gebunden M. 3,—
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart



ARTHUR HOLITSCHER
Worauf wartest du?
Ein Roman
Mk 3,—
S. Fischer, Verlag, Berlin



FRANZ BLEI
Gesammelte Schriften
6 Bände
Georg Müller, Verlag, München



ALFRED WOLFENSTEIN
Die gottlosen Jahre
Gedichte
Geh. M 3,50
S. Fischer, Verlag, Berlin



LEO N. TOLSTOI
Besinnet Euch
100 Seiten Preis 30 Pfg.
EUGEN DIEDERICH'S
VERLAG IN JENA



FREDERIK VAN EEDEN
Glückliche Menschheit
Essays
Geh. Mk. 4,—
S. FISCHER, Verlag, BERLIN



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke.
Zeitschriften
und übernimmt auch deren Expedition.
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzb. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ³⁹/₄₀

S E C H S T E LYRISCHE ANTHOLOGIE

Beiträge von Kurd Adler / Ernst Angel / Ludwig
Bäumer / J. R. Becher / Uriel Birnbaum / Paul Boldt /
Maximilian Brand / Flesch von Brunningen / Theo-
dor Däubler / Walter Ferl / Kurt Finkenstein / Jomar
Förste / Rudolf Fuchs / Manfred Georg / Martin
Gumpert / Henriette Hardenberg / Walter Hasen-
clever / Emmy Hennings / E. F. Hoffmann / Hanns
Johst / Oskar Kanehl / Hermann Kasack / Hugo
Kersten / Wilhelm Klemm / Gottfried Kölwel / Edlef
Köppen / Paul Kraft / Erna Kröner / Herbert Kühn /
Else Lasker-Schüler / Iwan Lassang / Hans Leybold /
Alfred Lichtenstein / Ernst Neumann / Heinrich No-
wak / Richard Oehring / Karl Otten / Otto Pick /
Hermann Plagge / Max Pulver / Walter Rheiner /
Heinrich Schaefer / Anton Schnack / Robert Schnitzer
/ Ernst Stadler / Otto Steinicke / Alfred Vagts /
Friedrich W. Wagner / Franz Werfel / Hellmuth
Wetzel / Alfred Wolfenstein

S O N D E R - N U M M E R

HEFT 50 PFG.

VERLAG , DIE AKTION , BERLIN-WILMERSDORF

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

C A R L E I N S T E I N
N e g e r p l a s t i k

In Halbpergament M. 14,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

A N D R É S U A R È S
I t a l i e n i s c h e R e i s e

Deutsch von Franz Blei

Haltbar kartoniert M. 5,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
B e n k a l, D e r F r a u e n t r ö s t e r
Roman

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

E R N S T S T A D L E R
D e r A u f b r u c h
Gedichte

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
D e r F r e m d e
Ein Roman. 3. Auflage

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
W e i ß u n d R o t
Gedichte

Gebunden M. 2,50

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
D i e L e i b w a c h e
Neue Gedichte

Geheftet M. 3,—

Gebunden M. 4,—

Verlag der Weißen Bücher / Leipzig

R E N É S C H I C K E L E
M e i n H e r z m e i n L a n d
Ausgewählte Gedichte

Pappband M. 1,80

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

5. JAHRGANG

HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT

25. SEPT. 1915

Dem Gedächtnis der getöteten Dichter, Ernst Stadler, Charles Péguy, Alfred Lichtenstein, Georg Hecht, Hans Leybold, Rudolf Börsch, Albert Michel, Hugo Hinz, widme ich diese Nummer der AKTION.
F. P.

Kurd Adler

DER FRÜHE ABEND AN DEM FLUSSE

Rotes Fieber rann unter dem Wasser hin.

Es trank sich an der Sonne krank,
die groß am End der Welt versank
und da es lautlos dunkelt, knien
die Schiffe tief sich in die Flut.

Verworren rauscht der Strom zu Tal,
das aufgefangene Blut wird fahl.

Unsicher hebt den Kopf die Brut
der Nacht. Schaut her, quillt hoch,
umgreift das breite, weiche Feld
des Wassers. Mit den Armen hält
sie beide Ufer. Und ein Joch

spannt schattenschwarz von Rand zu Rand.

Die Schiffe schwimmen wie ein Sarg.

Und Ketten, die der Tag verbarg,
schleifen sich knisternd durch den Sand.

Das Wasser murmelt ein Gebet.

Ein Priester singt aus schwarzem Buch
vor einem lichten Leichenzug,
der aus der Städte Gassen weht.

UND DANN SIND UNSERE NÄCHTE . . .

Und dann sind unsere Nächte von Kühlheit taub
und sind schwellend und stark und voll fallendem
Laub.

Um ihre Arme sind Ringe gespannt,
ein Zittern geht durch ihre Hand.

Es ist wie ein Tropfen verspieltes Blut tief innen.
Und irgendwo stirbt ein häßliches Kind
und Menschen wollen den Tag beginnen.

Zwei Frauen bleich über ihr Leben sinnen
und sehen, daß sie schon gestorben sind.

Und irgendwo glimmert ein mattgelbes Glück
durch engen, grauen Hüttenrauch.

Das verweht der arme Spätabendwind.

Und die Liebenden küssen sich geschwind,
als bräche das Leben plötzlich entzwei . . .

Was das wohl sei? . . .

Daß wir stets mit den gleichen Gedanken
an Liebe, Düfte und Jesu Christ

mühsam beschwert durchs Leben wanken?

— Weißt du, daß in der Nächte letztem Schrei
ein Meer von Blut versunken ist?

Ernst Angel

WIR . . .

Wenn auch Erkenntnis uns zur Flucht getrieben,
Umkreisen wir einander ohne Ende.

Doch Felder, Städte, Menschen, Zeiten schieben
Sich wachsend zwischen die erhobenen Hände.

Doch unser zwanggestählter Wille schlägt
Geheime Brücken nach erhöhten Zielen:

Wir haben unsre Waffen abgelegt,

Und lassen die Gehirne weiterspielen . . .

Ludwig Bäumer

DER TANZENDE STERN

An den Straßenrändern quellen sie auf, Gesichter,
Aus dem Unantastbaren der Tiefe funkelnder
Gräben

Blüht spiralförmiger Leiber Leben

Auf Wirbelsäulenringen blaue Lichter.

Aneinandergedehnt, ohnmachtdurchschlichen, auf
Kothurnen

Der Fäulnis entwanken sie dem Zuwenig der
Erde

Über der zitternden Starrkrampfgebärde
Das nackte Schwanken blanker Schädelurnen.

Ein Rest vom Ende dörft in den Skeletten ihrer
Hände:

Ein Griff nach Welt, sehnsuchtzerkrampft, nach
Lüsten,

Aus ausgestarrten Augenhöhlen glänzt von Brüsten
Ein letztes Bild, hineingefügt wie eine Blende . . .

Johannes R. Becher

DER TOD IM SOMMER

*Dem Andenken
eines getöteten Dichters*

I

Straßen des Sommers, Schwerter blitzende
Schneiden

Übers Geklüfte rasender Höllen gespannt! . . .
Half mir ein gütiger Geist nie, euch heil zu be-
schreiben;

Bin in der Sonne stürzender Lava verbrannt.

Als im August auf die Erde tropften wie Schatten
Fetzen zerschundener Flügel, war ich zerstäubt
In Azure, in uferlose; auf ätherischen Matten
Hingestreckt endlos im Lichten, unmäßig betäubt.

Stätte schwindende! (. . . Tage zertrümmert, und
lüster

Sausen der Sterne greifbar am Nachtfirma-
ment . . .)

Da euer Flieger zerbarst an der veilchenblau
schimmernden Küste —

Schwarze Regen der Länder Stirnrund verdüstert,
Während wie Schlange ein Blitz voll feurigen
Knisterns

Quer der Himmel totes Gebirge durchrennt.

II

Das Trübe rinnt aus einem Hirn zu Ende.
Die langen Arme schwingen matt im Takte.
Ihn kreiseln enger ein der Hügel Wände.
Ein fernes Licht nach seiner Gurgel packt.

Grimassen kollern heulend aus Tumulten.
Der krächzt und der; und der tut etwas frisch.
Der klopft den hölzernen Löffel auf den Tisch.
Der stürzt, der fault —: zerstückt in feuchter
Mulde . . .

Der Mutter-Mond wird dies Gesicht aufzehren;
Gelocktes Haar verschlinget sich in Wald;
Oh, solche Augen niedere Himmel leeren.

Felsquader schwebend, fürchterlich geballt . . .
(. . . als Schrei der Flöte spät du wiederkehrst
Aus Symphonien brausendem Basalt . . .)

Uriel Birnbaum

LIED

Der Himmel ist weiß wie Kreide,
Der Himmel ist wolkenlos —
Der Sonne heißes Geschmeide
Brennt mitten in seinem Schoß.

Die Häuser stehen wie Leichen
Geduckt und zusammengedrängt;
Die Pferde und Menschen keuchen,
In Gassensärge gezwängt.

Doch fern aus dem heißen Gewimmel
Erbliht es wie Silberschaum;
Erhebt sich ein Turm in den Himmel,
Glückselig und wie im Traum!

Paul Boldt

FRAUEN IN DEN STRASSEN

Die Schenkelschweife an den Rippen.
Kopfhaut und wie ein Kuß gebaut,
Gleitest du dunkle Unterhaut
Seele: du Blutgestalt mit Lippen.

Der Tag voll Nase, Auge, Zopf
Hat die Magie mich zu verwirren.
Schönheit zerreißt uns an der Stirn.
— Seele küsse mich an den Kopf!

Die Hände, deine Geberinnen
Ein Erdlachen oder den Schrei.
Ich habe deiner Hände zwei
Verschluckt oder du machst mich innen.

Maximilian Brand

ES SCHLUMMERT STILL . . .

Mit hellem Geist, der blauen Stunde
die ruhetrunke Stirn geboten!
Da zittert Wind —, und haucht die Kunde
vom Krieg: von Brand und Blut und Toten . . .

Und Glöckchen über Tal und Auen,
vieltimmige, herab von Bergen:
weidende Rinder. Oh, zu schauen
ins Himmelsblaue! Oh, sich bergen!

In dieser graunvoll schönen Hülle
ruh du, mein Herz, nur ohne Beben!
Es schlummert still, in blauer Stille,
ein unvergänglich reiches Leben.

Hans Flesch von Brunningen

TROST AN DEN MANN

Tröste dich, Bruder! Ich und du
Und die Welt und Gott sind ohne Ruh.
Geier, Fliegen fressen uns auf.
Ein großer Schäferhund treibt uns zu Hauf.

Du denkst an Tod und Not und Gebot,
Glaubst nicht an Mittag und Flammenrot?

Tröste dich, Bruder! Siehst du dies Schwert?
Um des Degens willen sei das Leben dir wert:
Schlage die Kinder nieder ins Nichts!
In das Erwachen des Angesichts
Trete über allen Verfall,
Über Götter und Weiber der rollenden Trommel
dröhnender Schall,
Der Tag des Gerichts.

Theodor Däubler

OKTOBER

Ein Dunstvampier packt seinen Kuppenberg am
Kragen:

Der Tag muß zwischen Schwefelschleichen schnell
vergilben.

Die Lauben können kaum die Last der Trauben
tragen,

Und Silberwedel wechseln mit dem Winde Silben.

Die Ölbäume hinter den Mauern blauen munter.
Man hätte sie beinah im Sommer übersehen.

Kastanien fallen laut und bauchigbraun herunter,
Das Herbstgespenst beginnt ins Laub sich ein-
zuwehen.

Das Wolkenungetüm hängt üppig über Fluren.
Gebirge schweben in vollendet hohen Ehren.

An Dingen, die des Daseins Rachsals schwer er-
fahren,

Beginnt die Furchtbarkeit der eignen Frucht zu
zehren.

AM MEERE

Ich stehe im Frieden am silbernen Meer.

Die Stille verdeutlichen Silberdelphine.

Was unterdunkelt das heilvolle Schweigen?

Alles entzückt mich.

Götter, beschreitet ihr wieder die Höh?

Das Mittelmeer bleibt und belacht seine Würde.

Sohn dieser Weihe, du solltest erbeben!

Horsche und leide.

Walter Ferk

AN EINEN VERSCHOLLENEN

Einst, da unsere Augen sich gaben auf Altären,
Flamme brausend in Firmamente hell . . .

In Hände Schalen Wein schwoll wie quillendes
Blut,

Glocken durch Qualm — da, innerste Stimmen

Wie von Schatten der Seelen: Du . . .

Wenn sie niemals gewesen wären . . .

Tausend Jahre fielen. Menschen quälen sich ein-
sam . . .

In ferneres Antlitz erstarrt eine Träne.

Wo bleibst du? Sturmschrei im Sturze

Geröteter Leiber — und Stille, grausige —

Wohin? Unendliche Kähne

Frachten seitab . . . Daß wir einmal uns liebten . . .

Mein Herz schwillt mächtig über Blutrost und
Rauch

Wie eine Woge weit . . . Krankend Beschwörung . . .

Sieh auf! Antworte! Schlägt deines auch?

Kurt Finkenstein

NIE ABER . . .

Wie leergesengt sind unsere armen Augen,
Feuergarben fielen in ihre Pupillen.

Jetzt wollen sie nicht mehr zum Leuchten taugen,
Nichts kann ihren Hunger stillen.

Sie fressen gierig alle Glut des Taggestirns,
Krampfen in alle Strahlen sich fest,

Wühlen in Schlünden offenen Hirns,

Wo Werdendes sich ahnen läßt,

Steigen in dunkle Tiefen,

Wo Erde unter Äxten ächzt,

Tasten in vergilbten Briefen,

Suchen, was nach Freiheit lechzt.

Nie aber werden unsere Augen satt . . .

Jomar Förste

DER ABENTEURER

In den Dämmerungen meiner nachtgetränkten Seele
Schlingern Wachsgebilde, die sich schlafend tasten.

Der Hypnose einer Seligkeit erliegen — — —

D-Zug-artig strömt mein weites Leben.

Nächte sickern lautlos unter Palmen;

Südlich rinnt es heiß um lichte Ströme.

Raja lächelt Gold: — Ich aber stehle

Nacht um Nacht im Flackern grüner Tische

Der Roulette Glanz mit kranken Lidern.

— Meine Nerven — Aderhände glätten leise,

wie ein letztes, hoffnungsloses Spielen,

Frauenblüten weich in Tand und Seide.

Rudolf Fuchs

ERWARTUNG

Sie sagte: Morgen, wenn der Abend flammt,

wenn keine Wolke auf dem Himmel rostet,

dann hast du meinen Leib, der aus dem Eden
stammt,

wie einen feuchten Becher ausgekostet —

Sie sagte: Morgen, wenn der Abend flammt.

Es war so kühl im schwarzen Erlenwald

und draußen stob die Glut auf weißem Sande.

Da schrie er auf nach Wolken ohngestalt,

daß es sich grau und endlos um ihn balle

und ihn umwalle mit dem Regenschwalle,

daß er, ein Trümmerhaufen nach dem Brande,

mit weißem Rauch vor ihre Füße falle.

Manfred Georg

EPISODE IN SCHIRWINDT

Als Jessica floh, weiße Tauben ihre Arme,

Schütteten Sturmglocken ihre drängende Wucht

Hart über sie aus,

Daß ihr Haar, küssedurchwühlter Wald,
Anfang zu knistern und sie wie sausendes Feuer
Niederschlug.

Kotiger Reitstiefel über verschlossenen Sehnen.
Den Hals hinunter fließt ein angespritztes
Peitschenende.

Kühl fror es wie Uralschnee in zottiger Hand;
Mädchen vom Don, Stallruch und filzige Herden —
Da beißt es scharf in die Kehle, Nasenflügel auf
Stoppel,

Mund voll Blut und die glatten,
Braunen Augen dampfen in spätem, zerschlagenem
Zorn.

Martin Gumpert

LOSLÖSUNG

Während ich mit euch bin, mit euch teile,
Trennt sich schon tastend die suchende Saat,
Einheit versagt sich zu jagender Meile,
Heilige Forderung wird der Verrat.

Sind wir mit waltenden Waffen bescherte,
Trifft uns vereinsamt gemeinsames Ziel,
Nur wer den Geist seines Gottes versehrte,
Bröckelt verlodernd am eignen Gefühl.

Heut noch im Tempel der treuste der Wächter,
Morgen der Schänder am kostbarsten Gut,
Dennoch gewertet als Harter, Gerechter,
Wehrlos gewappnet der Wut nur durch Blut,

Das schon von donnerndem Schalle durchrauscht,
Keinen vermag der Gestürzten zu schonen,
Entrückt dem rasenden Trommelklang lauscht
Kommender Revolutionen.

Henriette Hardenberg

DER KRANKE

Wie meine Wunden klafft die Nacht,
aus schwarzem Blut
legt sie sich über meine Augen.

Düstere Decke auf den Lidern,
sehe ich Löcher außen und innen;
unwahr einem Raume übergeben
ruh ich in mir selbst gebettet.

Glühend setzt der Brand durch meine Glieder;
ohne mich zu rühren werde ich das Eisen brechen,
das sich an mich schleicht;
in den langen Nächten siege ich mich vor.

Nur vor Durst werde ich verderben,
aber abgelenkt, spiele ich
mit neuen Grenzenlosigkeiten;
erst der Morgen schlägt, als Verband,
mir den Schlaf um.

Walter Hasenclever

TRÄNEN AM MORGEN

Du schwarzer Kater auf dem Mauerrand!
Verwirrt im Schatten lockt dich meine Hand.
Doch eh du mich erkennst, bist du gewöhnt,
Daß man aus Bosheit dich, Geschöpf, verhöhnt.
Wie viele Menschen, krank, verliebt und froh
Liegen im Dunkel ihres Bettes so.
Wie viele Menschen sterben an dem Gift:
Daß man im fliehenden Gestirn sich trifft.
Auch ich kam hier mit einer Dame her;
Doch schläft sie schon. Ich liebe sie nicht mehr.
Da steh ich arm und friedlos an dem Fluß,
Ein Trunkner schimpft mich, weil ich weinen muß.
Da seh ich kleine Gärten in der Nacht,
Im Regenmantel, herrisch und verlacht.
Bis leis im Morgen, durch Gewölk und Spott
Mir niedersteigt der alte Kindergott.

Emmy Hennings

APACHENLIED

Wir essen feinbelegte Schrippen.
Die hellen Lampen brennen schon.
Ein sommerliches Feld von Mohn
Liegt süß auf deinen edlen Lippen.
„Mein Prinz, Ihr liebet einst mich glauben —
Behandelt mich wie zwanzig Schneppen!
Laßt Euch um drei Mark fünfzig neppen!
Und Illusion soll man nicht rauben.“

Oh, daß du so verändert bist!
Bin eine von den Oftgeküßten.
In meinen kleinen Mädchenbrüsten
Auch all dein Leid verborgen ist.
Ich flüchtend grauer, wehender Fetzen!
Ich gehe still und stumm nach Haus.
Ich lösche alle Lichter aus
Und Géry soll das Messer wetzen.

E. F. Hoffmann

AN DER GRENZE

Hier liegt vergewaltigt, ein starkes Weib.
Mit seinen blauen Kleidern spielt die Welle.
Glotzaugen kriechen über den zuckenden Leib
und fressen aus schwälenendem Licht das Grelle.
In den Abgrund zerstioben zackige Möven,
wie von Ahnungen zerspießt:
Wir kennen die Tiefen, die uns fressen!
Ein Hund zerrt leise winselnd an der Leine.
Ihm folgten fröhliche Mädchenbeine,
Die bunte Rauschen lächelnd umfließt.
Sie schreiten hinweg ob allem Wissen.
Ein Fühlen des Lichts ein Schrei aus der Nacht,
ist's was sie froh oder traurig macht.

Mein wehes Wissen erschlägt mich fast.
 Hier sind die Blöcke, hier ist das Mal,
 Hier ist die Stätte des ewigen Baal.
 Hier leben die Schreie von Millionen Toten,
 Die ihm zu Ehren als Opfer lohten.

Hanns Johst

DER PROPHET

Klingendes Mitleid ist in mir und wehender Haß!
 Alles Blut wird Erde!
 Der Mensch gilt Fleisch!!
 Zorn steilt auf
 wie er über Stirnen
 von Propheten lohte,
 die gegen Könige und Priesterschaft
 gegen gebundenes Volk und wider Gesetz
 Eigene, eherne Sätze warfen.
 Strafen — werden lächerliche Kindereien
 vor meinem Gang.
 Friedhof und Lazarett entlang
 stehn meine Jünger
 Und schreien
 Nach dem Brot meiner Güte — —
 Noch bin ich Fels, ihr Jünger!!
 Aber des Herren Spruch
 Wird mich fruchtbar machen!!!

Oskar Kanehl

DER LETZTE LÄRM

Der letzte Lärm der Wasserkünste war noch eben.
 Jetzt schweigt der plötzlich auch.
 Und wie ein Schreck befällt uns diese atemlose
 Abendstille. —

Wenn ich nun deine liebe Hand
 und deinen lieben Mund,
 du liebe Frau,
 und deine ganze Seele
 leise nehme:

dann wissen wir
 — und sind so froh —,
 daß nur noch dieser letzte Lärm,
 wie dünne Haut,
 uns hatte trennen können.

AUF DEM MARSCH

Die Beine baumeln in den Hüften
 und unsre Knie beugen sich nach vorne tiefer.
 Sehr langsam wird die Straße überwunden.
 Durch Brandstätten und Mordfelder,
 vor denen uns nicht mehr schauert.
 Durch neue Ernte, und Sonne, Sonne,
 Die uns nicht mehr wärmt.
 Vom vielen Hängen sind die Hände geschwollen.
 Das böse Schuhzeug reißt die Füße wund.

Von Schweiß und Staub ist das Gehirn verklebt.
 Schlapp zum Hinschlagen.
 Aber die Herde treibt alle weiter.
 Aus müden Mündern fallen lalle Lieder.
 Nur um den Takt.

Kein Mensch freut oder ärgert sich
 über den lieben Gott oder das Vaterland,
 von dem sein Sang singsangt.
 Es gibt überhaupt nicht Freude und Haß mehr
 in uns.

Wir sind so sehr verkommen.

Nur selten richten sich Lustigkeiten auf
 und sind mechanisch.

Manchmal (sehr trostlos) quält einen
 eine Erinnerung: Du meine Mutter
 und: Du meine liebe Frau.

Dann wieder fällt er in die alte Starre
 und stiert vor sich, auf die Kanonenräder,
 die mühsam greifenden,
 wie vom zermahlenen Stein
 die Pulverwolke steigt.

Die Marschkolonne hat den Gleichschritt aufge-
 geben.

Jeder pendelt im Gleichschritt seiner Körper-
 maschine.

Irrsinnig eintönig. Irrsinnig eintönig.

Hermann Kasack

LIED

Der Abend geht über gelbes Land.
 Die Kinder sehn ihm sehnsüchtig nach.
 Ein Apfel glüht in seiner Hand.

Aus allen Quellen Dunkles rinnt . . .

Er tastet sich langsam mit seinem Stab.
 Es zerzt ihn schließlich ein junger Wind
 in Nacht hinein, in das kahle Grab.

Hugo Kersten

GEBÄRDEN SIND

Gewitter brüllt verweht vom Horizont
 in Träume, die auf wehen Augen nachten.
 Angst frißt in Stirnen und um Augenlider,
 und Lippen sind von Schmerz und Ohnmacht wund.

Ein Mund, von Lust zerfressen, spricht: Maria
 und weint um Tage, die nicht kommen werden.
 Um Fenster legt sich Morgen bleich und grau.
 Ich muß an meiner Mutter Augen denken.

Gebärden sind, allein und losgelöst,
 im Raume, freche Schattenbilder.
 Um Bauch und Brust wuchert Verdorrung hoch.
 Gebein zerstürzt, und Kopf bricht blutig auf.

Wilhelm Klemm

PROGRAMM

Wir wollen gar keine Poesie,
Wir wollen Taschenzauberkunststücke,
Wir suchen im Dasein eine fatale Lücke
Zu stopfen. Trotz krampfhafter Mühe gelingt es
nie.

Aber was wißt ihr anderen von den heimlichen
Elevationen,

Von dem selig hysterischen Schluchzen der Kehle,
Wenn wir die erste Stufe, über deren äonen-
haften Folge die Götter wohnen,
Küssen, ganz verzehrt von dem Haschisch innerer
Seele?

MAGISCHE FLUCHT

Es war Abend. Die Kehlen der großen Türme
Schwiegen. Wir nahmen Abschied wie für immer,
Und fuhren hinaus, wo die Nacht lagerte,
Schwellend in schwarze, gewaltige Trauben.

Wir gingen gleich Fischen durch Netze, für uns be-
stimmt,
Passierten die Tunnel der alten und neuen Ge-
schichte,
Wir sahen das jugendliche Korinth,
Wir ergriffen die Märtyrerlaufbahn, gewöhnten
uns an Gifte.

Auf dem Tisch stand Aladins Wunderlampe,
Die leuchtete endlos durch die sinnende Zeit,
Mit gemeßner Eile umfuhren wir
Die schlimmen Inseln der Gegenwart.

Flugasche fiel auf unsre verdorrenden Herzen,
Wir wurden unruhig, fingen an zu jagen,
Und als wir die ganze Nacht gereist waren, Gott
weiß wie viele Meilen,
Fanden wir morgens unsre gequälten vier Wände.

HERBST

Die Jahre überschneiden sich.
Gehörnte Gräber stieren uns an;
Der Wind weht dünn. Länder entvölkern sich,
Gedanken filtern langsam ins Graue.

Aber die Laube ist immer noch dieselbe,
Wir trinken einen toten Wein,
Und folgen den Bewegungen des Vergessens,
Die süßer sind als die Erinnerung.

Rauch duftet fern und traurig.
Duftet so stark, daß man drin einschlafen könnte.
Wer wird uns in der Dunkelheit heimsenden,
Und die Hunde, die so laut bellen?

Gottfried Köhnel

DIE UHR

Plötzlich aus der späten Gasse
hebt sich das Gesicht der Zeit,
gelb beleuchtet, eine krasse
Maske, endlos-rund und weit:

Ohne Augen, ohne Blicke,
denen man im Schmerz vertraut,
ohne Zunge, die Geschicke
kündet, seherisch und laut.

Schwarze Zeiger gehn und halten
nicht Sekunden an,
gehn, verzerren sich wie Falten
und vollziehen ihren Wahn.

Und mit jedem Zug der blinden
Maske an dem dunkeln Haus
löscht in fernen Schlachtfeldwinden
Auge jäh um Auge aus.

Edlef Köppen

LORETTO

(Für Hermann Kasack)

Einen Tag lang in Stille untergehen!
Einen Tag lang den Kopf in Blumen kühlen
und die Hände fallen lassen
und träumen: diesen schwarz-samtnen, singenden
Traum:

Einen Tag lang nicht töten.

Paul Kraft

FÜR DEN, DER MICH HÖRT

Der Tag liegt vor mir, wo mein altes Leben auf-
ersteht,

Ich fühle heute nichts als Glühn auf dem Gesicht,
Nichts als Verwirrung, die nach innen geht
Und bleiern hinschlägt über Lenz und Licht.

Der Tag liegt vor dir. Bist du nun bereit
Zu bohrenderem Aug in Herz und Hirn hinein,
Zu spähn und spannen in die nun versunkene Zeit
Und des gelebten Jahres Wind und Wein?

Bist du bereit? Was sagt der Prüfungs-Augen-
blick?

Schwangst du dein Wollen vor? Glitt es zurück?
Bist du bereit? Und sagst, was dich befällt,
Da brausend dich erschlägt die vorige Welt?

Aber das gütige Blau dieses erstrahlenden Tags,
Ahnung kommenden Glücks beim Spaziergang im
Grün,

Leichten, feurigen Schritts
Und erfüllt von freundlichem Licht,

Ahnung herzlicher Lust im Gespräch mit dem
Freund,
Jugendlich-heiteren Spotts, hin zur Sonne ge-
wandt,

Die dem lachenden Mut
Mütterlich segnend zum Siege scheint:

Ist im tiefsten dir nah, nah deinem neuen Gefühl,
Mischt in Morgen und Gold deine Blondheit
hinein,

Deines gütigen Augs
Schwesterliche Sendung für mich.

Denn wem einmal ein Blick klarere Täler er-
schloß,

Einmal das Blau eines Augs ehern den Gott
offenbart,

ein schwebender Schritt
In dem Chaos die Form gezeigt,

Einmal ein seliger Blick mitten ins Herz hinein
Aller Liebe Gesetz ewiglich bloßgelegt

Und einer Stimme Blond
Einmal die Flammen entbunden hat:

Dem hält heiliger Bann ewig das Innere fest,
Und der Dämon befiehlt ewig das stürzende Lied,
Und für ewig durchglühn
Stimme und Aug das anbetende Herz.

Erna Kröner

ABEND

Der Abend war schweigend und einsam,
Eine mausgraue Wolke kam heran.
Unten im Tal wurde das Grün träge und tiefer,
Bäume standen da wie gezähmte Buketts.
Zwei lange Halme sannen.

Dann raschelte der Nachtwind eilig.
Ein großer Vogel flog vorbei,
Mit Flügelschlägen wie weiche Bewegungen von
Frauenhänden

Und schluchzte den ersten Schrei des Glücks.

Herbert Kühn

VORÜBERSCHREITEN

Straßen wehen durch mein Gehirn.
In meinem Blute dämmern Abende.
Ferne Winde lachen in meine Einsamkeit.
Vergangene Stunden sprühen aus dem Dunkel.

Köpfe wachsen aus Büchern.
Die Wege gehen ohne Aufenthalt.
Ich schaue zu.

Um meine Blicke schlingen sich Tage.

Else Lasker-Schüler

SENNA HOY

Seit du begraben liegst auf dem Hügel
Ist die Erde süß.

Wo ich hingehe nun auf Zehen,
Wandele ich über reine Wege.

O, deines Blutes Rosen
Durchtränken sanft den Tod.

Ich habe keine Furcht mehr
Vor dem Sterben.

Auf deinem Hügel blühe ich schon
Mit den Blumen der Schlingpflanzen.

Deine Lippen haben mich immer gerufen,
Nun weiß mein Name nicht mehr zurück.

Jede Schaufel Erde, die dich barg,
Verschüttete auch mich.

Darum ist immer Nacht an mir
Und Sterne schon in der Dämmerung.

Und ich bin unbegreiflich unseren Freunden
Und ganz fremd geworden.

Aber du stehst am Tor der stillsten Stadt
Und wartest auf mich, du Großengel.

VERINNERLICHT

Ich denke immer ans Sterben,
Mich hat niemand lieb.

Ich wollt, ich wär still Heiligenbild
Und alles in mir ausgelöscht.

Träumerisch färbte Abendrot
Meine Augen wund verweint.

Weiß nicht, wo ich hin soll
Wie überall zu dir.

Bist meine heimliche Heimat
Und will nichts Leiseres mehr.

Wie blühte ich gern süß empor
An deinem Herzen himmelblau,

Lauter weiche Wege
Legte ich um dein pochend Haus.

Iwan Lassang

LETZTE NÄCHTE

Die weißen Himmel stürzen sich ins Meer,
die weißen Felsen rattern in das Meer;
die Dünen schmettern helle Kriegstrompeten,
aufrufend die Genossen, die sich blähten.

Wie Dreck, gespien aus den Riesenbäuchen
der Welt, sind Städte. Türme stehn wie Leichen,
schwerfällig grinsend; bläulich in den Weichen.
Die Sonnen drehten Girandolen. Schläuchen

und Stangen ähnelnd sind sie ausgegossen,
die Schatten, die sich jubelnd übertürmten.
Nun kriechen Hände. Schleim. Von den Gewürmen
und ihrem Gift hat eine Nacht genossen.
Lautlos die roten Schimmer meerwärts hasten,
wo Segel, A stern in den Buchten schwanken;
die Wellen aber, die sich toll betranken,
bekotzen sich. Es fallen Blumenlasten.

Ein Ganges fällt von unsichtbaren Steinen.
Schon Peitschen knallen durch die falben Nächte,
und Rosse wiehern. Von den dünnen Beinen
rinnt schon der Schweiß wie Quellen in die
Schächte.

Erwartungsvoll gespreizt die Wolken dämmern.
Wird nun der Schrei die große Welt beglücken?
Maschinen donnern. Flaggen von den Steamern
und Sternenbanner in das Dunkel zücken.

Rauscht die azurene Glocke? Aus den Häusern
der Lichter Mäuler kleine Tropfen speien;
ein Regen fällt. Es stürzt der Thron den Kaisern
zusammen. Adler heben sich und Wei hen.

Die weißen Himmel stürzen sich ins Meer,
die weißen Felsen rattern in das Meer;
Das brüllt, durchbohrt von Lanzen. Minotauren
sind wach. Vulkane öffnen sich und bluten schwer.

Die Huren schrien in den Kasematten.
Soll nun die Welt wie ein Ballon zerplatzen?
Es flog ein Heer wie von gepeitschten Katzen,
von Elefanten, trampelnd, und von Ratten.

Die alten Achsen bogen sich in Glut,
und Pole stürmten wütend, sich zu gatten.
Es war ein Schrei. Ein Lärm gebrochener Latten,
ein Lärm von Särgen, Betten, leichensatten.

Und eine Schar von Priestern sank ins Knie:
O Domine! Wie die Soutanen schwingen!!
Ich sah das Weltall, das gebärend schrie,
die Augen, die von ihren Körpern gingen.

WELTLIED

Nun wird in allen Menschen die Seele wach:
Es weitet sich jedes Hauses Dach
Zum Himmel mit abendlichen Borden.
Schwer hängt,
Als wär sie zu Leib geworden,
Wie eine Gottheit, die uns bedrängt,
Die Nacht.

Hans Leybold

NACHT IN DER STADT

Ein violettcs Dämmern kriecht durch Gassen.
Verloren haben sich die schwarzen Menschen-
massen

und aus dem Kampf der Arbeit und dem großen
Hassen
ist stumpfer Schlaf geworden und ein müdes Lassen.

Und graue Nebelhaufen schieben sich gleich Wol-
kenschafen
dick, ungeformt und atemschnaubend aus dem
Hafen,
der klebrig glänzend liegt; als dächte er der braven
dummen Tiere, die ihn tags bevölkern und nun
schlafen.

Und gelbe Schleier drücken sich an grüne Gas-
laternen.

Wie Brand ein roter Schein am Horizont den
Sternen

das Licht verbietet. Was soll des Lebens Wider-
schein mit Fernen?

Geruhsam schlafen die, die untertags das Leben
lernen.

Alfred Lichtenstein

NEBEL

Ein Nebel hat die Welt so weich zerstört.
Blutlose Bäume lösen sich in Rauch.
Und Schatten schweben, wo man Schreie hört.
Brennende Biester schwinden hin wie Hauch.

Gefangne Fliegen sind die Gaslaternen.
Und jede flackert, daß sie noch entrinne.
Doch seitlich lauert glimmend hoch in Fernen
Der giftige Mond, die fette Nebelspinne.

Wir aber, die, verrucht, zum Tode taugen,
Zerschreiten knirschend diese wüste Pracht.
Und stechen stumm die weißen Elendsaugen
Wie Spieße in die aufgeschwollne Nacht.

DER AUSFLUG

Du, ich halte diese festen
Stuben und die dürrcn Straßen
Und die rote Häusersonne,
Die verruchte Unlust aller
Längst schon abgeblickten Bücher
Nicht mehr aus.

Komm, wir müssen von der Stadt
Weit hinweg.

Wollen uns in eine sanfte
Wiese legen.

Werden drohend und so hilflos
Gegen den unsinnig großen,
Tödlich blauen blanken Himmel
Die entfleischten, dumpfen Augen,
Die verwunschnen
Und verheulten Hände heben.

Ernst Neumann

WIR HÄNGEN AN DEN GROSSEN STRASZEN . . .

Wir hängen an den großen Straßen der Erde,
Gebilechte Christusse mit eisernen Händen.
Friert Abend über die toten Felder,
Stöhnt eine fremde Qual auf in unsern Lenden.

Wir sehn in grauen Karawanenzügen
Gekrümmte Dinge, die wie Menschen blinken
Und tun, als ob sie den Ekel der Jahrtausende
trügen,

Mit irrem Lächeln um den Mund vorüberhinken.

Wir sehen mit gestorbnen Augen
Uns selber in der Städte Flucht verschwenden.
Friert Abend über die toten Felder,
Stöhnt eine fremde Qual auf in unsern Lenden.

Heinrich Nowak

DIE STEPPE

Die Traurigkeit der Steppe liegt auf meinem
Herzen —

Einsamer Regen berieselt meine trägen Gedanken.
Das endlose Ende zerhackt die Tagschmerzen.
Nachts starren verglaste Augen — Visionen
schwanken —

Meine Hände verkrampfen die Zeit.
An meinen Hals klammert sich die Todesstunde —
Der Weg ist weit, so weit —
Blut erstarrt in einer kalten Wunde.

Richard Oehring

FRAU

Wie ein Kind weint, das andre weinen sieht,
So war Trauer in Dir.
Deine Augen waren große, bittende Gebärde,
daß alles gut sei.
So tratest Du an einem Abend der Sehnsucht
auf die Straßen.

Aus Umarmungen, in Liebe endlos hingegeben,
wuchs Schrecken und Angst.
Scheue Flucht war vor Deinen flehenden Fragen.
Düsterer Fluch verdorrte Freundschaft und Liebe.
Qualen brannten —
Doch immer blieben Lichter wie Blumen im Abend
und verschollen leise ein Lied.

Riß sich hoch das Lied. In Dir,
zu wildem Schrei über der Stadt —
In Wonnen zerrissen,
will unser Herz noch seine alte Trauer
wie Wasserfall im Dunkeln brausen hören.

Aber das Lied steigt hoch und braust von Ver-
heißung,

heischender Glaube macht wahr,
Schreitende Du,
Dir und uns selige Quelle der Tat.

Karl Otten

DER EWIGE KREIS

Mit Mühe hält der Himmel seinen Sternenstand;
Der Sieger mit dem Beil rückt blitzend durch die
Räume,

Wirr kräuseln sich der Erde fernste Säume —
So Meer wie Land, so Meer wie Land.
Die brennenden Städte sind nur mehr Gesang,
Wie Rauch an seiner Füße Schemel hingeweht,
Wie zackige Blumen leuchtend aus dem Beet,
Die sich entfalten unter seines Mantels Gang.
Er segnet Hügel, Tal, die Rebe und die Ähren,
Daß Wasser bleibe rein den Hirt und seine Herden;
Gestein und Kohle, Dinge die da sind und werden,
Häuer im Stollen, die Fischer in den Schären.
Den heiligen Verliebten sind die Haine Lauben
Und Fächer sanft vom Abendwind beschwingt —
Grün leuchtet Käfer, Grille singt,
Hoch in den Kronen zittern seines Lichtes Trauben.
Nur er ist ruhlos, muß den ewgen Kreis durch-
messen.

Immer wieder suchend der Geliebten Spur.
Oft mit Gewittern jagt er durch die dunkle Flur,
Als hätt' er seinen Dienst vergessen.
Dann rast er hinter Mauern, eingehüllt
In schwarze Segel, Drohung starren seines Panzers
Flächen,
An dem des Lichtes erste Pfeile ohne Kraft zer-
brechen,
Bis es wie Meer der Erde Schale füllt.

Otto Pick

STERBEN

Vier Wände und das Meiden eines Blickes,
Der wissend aus entrücktem Winkel fährt.
Bekommenheit verwirkten Augenblickes,
Der ewig währt, grausam und unverklärt.

Und hinter Vorhangfalten Wolkenjagen,
Sternschnuppenfall, Laternen, Straßenkot.
Zersplitternd Bild, im Stöhnen fortgetragen. —
Und wieder nichts als blinder Sturz von Tod.

Oh, daß jetzt alle Augenblicke auferstünden,
Wo Licht und tiefe Lust die Welt besaß!
Gott, gib ein leichtes Müden
In Seligkeiten ohne Maß . . .

Hermann Plagge

HEIMOANG IM REGEN

Die Dunkelheit hockt, eine graue Wachtel,
Auf den Gerüsten eines Riesenbaus.
Die Bahn stößt mich unter den Bäumen aus
Und surrt — und wird fern klein wie eine Schachtel.
Der Asphalt schimmert regenschwarz, wie Eis,
Darin man Wassertümpel eingeschlagen.
Gestalten stelzen fort in hohen Kragen.
Ein Auto spritzt brutal durch das Geschmeiß.
Ich bin so plötzlich aus der Stadt entrückt.
Der böse Regen pladdert auf den Park.
Kieswege werden weich und weiß wie Quark.
Bänke stehn leer und schroff zurechtgerückt.
Ferne schrein Autos hilflos und verirrt.
Ein Teich im Park glänzt tintig und verdickt.
Die goldenen Fische sind im Schlamm erstickt . . .
Ein Denkmal steht am Ufer weiß und friert.

Max Pulver

VERSE

Im zarten Grau verflochtner Ulmenzweige
Verliert mein Blick sich zwischen feinen Giebeln
Biegsamer Äste, deren sanfte Beuge
Der Rundung gleicht an fremden Tempelzwiebeln.
Dort hinter Zweiggeflecht und Blattgeäder
Fühlt sich mein banger Blick mit eins geborgen;
Dann stockt der wirre Gang der Feuerräder
In meinem Herzen, es wird still und Morgen.
Und alles Drängen ist dann wie geschlichtet,
Auf einen Kern ist alles Sein gerichtet
Und aller Wille strebt durch eine Kraft.
Wie eine Leier hell und rein gestimmt
Schwebt dann mein Selbst, bis es im All ver-
schwimmt.

Walter Rheiner

DIE STRASSE

In meinem Hirn ist sie ein heller Pfad,
der unvermutet in die Wälder führt.
Oft bin ich stumm: ihr süßer Aufstieg rührt
mich fast zu Tränen, wenn in ihrem Bad
ich still verfließe. Wesen nahen sich,
die spülen leicht und einfach in mich ein.
Der Hunde, Pferde sanfter Widerschein
verklärt mir Mensch und Ding, verklärt auch mich.
Die Häuser neigen sich, mein Ohr zu küssen,
und hoch wallt eine Frau durch mildes Feld;
ich werde ihr noch oft begegnen müssen.
Dann kommen Freunde sprudelnd mir entgegen
und gehn vorbei. Doch ich bin ganz erhellt
und groß und klar, und wag nicht mich zu regen.

Heinrich Schaefer

SCHÖPFUNG

Eis poltert — Sonne durch den Raum.
Die Welt entstand — Jetzt eben entstand — Jetzt
eben —
Neu ist die Welt und Anfang aller Zeit ist immer.
Ungefügt sind alle Schichten
und wandern krachend aneinander
und wüten donnernd ineinander, ihre Ruhe
suchend.
Es irrt das Licht und ist oft abgesperrt in Höhlen.
Kugelrund jagt Wasser, des Unten ungewiß.
Erdene Wogen sind ein Meer.
Wie Strahlen schießen die Gebirge und schlagen
wie die Schlangen
und sie sind nackt —
Noch wuchs kein Baum.
Noch wuchs kein Halm.
Was wuchs denn je?
Ein kleines, fremdes Moos quillt gequetscht aus
Bergen
und dunkelt grün und lispelt feucht
wie ein Gewächs aus ruhendem Verweilen —
Die Menschenkörper — ballgetürmte — fallen hin
und her
plump polternd zwischen wallenden Wänden —
Noch regten sie sich nicht,
taubenetzt tot vor ihrem Leben —
Orell gärend strecken sie viele Glieder,
und Verwandlung wechselt um sie um —
Noch nichts geschah —
Und immer wird und Werden wird
und Wird ist Ist —
Täuschung vollendeter Kuppeln schwebt,
zerschwebt und rollt in Schwällen der Zerstörung —
Und wieder hinter Trümmerblütentänzen steigt
dort hinten
brüllschäumend kopfgehoben äugt in die Ferne
irr und naß
Mutterstier Gott: Gebärend sich zu öffnen.

Anton Schnack

IN DER STRASSENBAHN

Die Räder knirschen kreischend in den Schienen,
Hellgrüne Funken fallen zischend von den schwan-
ken Drähten,
Licht saust vorüber . . . Tore . . . Straßen . . .
Läden
Und tausend Menschen mit verzerrten Mienen.
Es summt und surrt gleich völkerreichen Bienen,
Ein jeder eilt, gezerzt von unsichtbaren Fäden,
Und keiner will sich müßig nur verspäten,
Schwer lastet Dumpfheit wie ein Blei auf ihnen . . .

Friedrich W. Wagner

ABEND

Der Tag verklingt
In einem rosenen Ton.
Das Wasser singt
Sich müde. Es dämmt schon.
Im dunklen Park
Regt sich ein leises Graun.
Vor dem Hauche der Nacht
Frösteln steinerne Fraun.

Franz Werfel

DER DICHTER SPRICHT

Erhabene Zeit! Des Geistes Haus zerschossen
Mit spitzem Jammer in die Lüfte sticht.
Doch aus den Rinnen, Ritzen, Kellern, Gossen
Befreit und jauchzend das Geziefer bricht.
Das Einzige, wofür wir einig lebten
Des Brudertums in uns das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbeben —
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.
Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehen,
Die Bestie darf hassen — und sie singt.
Ach! Der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt!
Das alte Lied! Die Unschuld muß verbluten,
Indes die Frechheit einen Sinn erschwitzt!
Und eh nicht die Gerichtsposaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.

Hellmuth Wetzel

WIR

Weither kommen wir auf der Fahrt durch ein
mühseliges Land,
Von der Sonne verbrannt, von dem glühenden
Himmel geblendet,
Und die Hälfte starb auf dem Wege.
Wir tun unsre Schätze vor euch auf
Und zeigen euch die Wunder der Welt, die wir
mit weinenden Herzen gesammelt,
Ihr aber laßt euch kalt und verständig von den
Wellen der Verse treiben

Und ihr wollt nicht wissen,

Daß die Weise das Klingen des Bluts aus unsren
Pulsen ist,
Das wir mit bleichen Lippen in die alabasternen
Klüfte blinken sehn.

Alfred Wolfenstein

DIE FREUNDSCHAFT

Sie winkt aus ihres Wagens lautem Lauf,
Gesicht dringt rot schon an mein Fenster auf,
Sie klingt hochrauschend über rasche Treppen
Heran, herein, wo meine Schweigen schleppen —
Durchflogen starrt die Türe, schon geschlossen,
Mein Haar, mein Gaumen wird von Tanz durch-
schossen,
Wirr näher, über Grenzen jeder Welt,
Bis in das Hirn leckt fremder Wunsch ge-
schwellt —.

Der Stube Wand und Mauer meiner Haut,
Rings explodiert, was meinen Geist umbaut,
Zerzündend schwankt das Chaos eines Weibes
Durch alle Gänge meines Seelenleibes —.

— Ich war doch groß — Ich stehe doch voll
Säulen,

Voll leichter Steine! frei von Krampf und Fäulen,
— Ich wünsche meiner Stirn doch Turmgestalt,
Und, wen ich liebe, wünsch ich voller Halt — — :

Und wer mich liebt — — — So stürze von mir ab!
Ich stehe auf aus diesem alten Grab,
Aus unsrem dunkel liegenden Bewegen —
— Der Hauch der Luft soll mein Geblüt erregen.

Er weht aus ahnungsreicher Freunde Mündern,
Aus rings der Zeit entragenden Verkündern,
Er ist, statt enger Gier, ein Riesengeist,
Der jeden leicht wie Heiligen umkreist.

Er kennt den Grad von nah- und ferne-Sein,
Er küßt aus Höhen . . . hier . . . wie Sternenschein,

Verbindend uns zu stürmisch-zartem Bunde,
Er weht aus eines neuen Glückes Munde.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Gertrud Schirmer: Hirte mit Schafen (Titelzeichnung) / Hanns Johst: Ueber Carl Einsteins „Negerplastik“ / Heinrich Nowak: Cafard! Eine Erzählung / Alfred Vagts: Dichtungen vom Schlachtfeld / Albert Ehrenstein: Frage / A.Wo: Tagebuch eines Primus Omnium / Nicodemus: Eine ästhetische Entdeckung / J. Kubiček: Entwurf zu einer Skulptur „Adam und Eva“ / Carsten Jesper: König Salomo im Künstlertheater / M. Slodki: Holzschnitt (vom Stock gedruckt) / Ich schneide die Zeit aus XII / Kleiner Briefkasten / Notizen



ALFRED WOLFENSTEIN
Die gottlosen Jahre
Gedichte
Geh. M 3,50
S. Fischer, Verlag, Berlin



MAX HERRMANN
Sie und die Stadt
Gedichte
Geh. Mk. 3,—
S. FISCHER, Verlag, BERLIN

Kurt Wolff, Verlag / Leipzig, Kreuzstr. 3^b

Neues von FRANZ WERFEL

Von den Wissenden längst als eine der stärksten Begabungen unter unseren jüngeren Dichtern anerkannt, bezeugt Franz Werfel in seinen neuen Dichtungen die volle Erfüllung der Versprechungen seines Erstlingswerkes „Der Weltfreund“. Als der erste unter den Dichtern der letzten Generation hat Werfel große und hohe ethische Forderungen aufgestellt. In edelstem Pathos und hoher Begeisterung singt er von den heiligen Ideen der Menschenliebe und des Schuldbewußtseins. Und da diese Ideen in der Zeit nach dem Kriege notwendig wieder Geltung erlangen müssen, so ist Franz Werfel nicht nur der stärkste, sondern, wenn nicht alles trügt, überhaupt **der Zukunftsdiener der neuen Jugend.**

Es sind erschienen:

EINANDER, Oden — Lieder — Gestalten. Geheftet M. 2,50, Halbleder M. 4,50, in Pappband M. 3,50.

DIE TROERINNEN DES EURIPIDES. In deutscher Bearbeitung. Geheftet M. 2,50, Halbl. M. 4,50, in Pappband M. 3,50.

WIR SIND. Neue Gedichte. 3. Auflage. Geh. M. 2,50, Halbl. M. 4,50, in Pappb. M. 3,50.

In meinen Verlag ging über und erschien in neuer Ausgabe

DER WELTFREUND. Geheftet M. 2,50, Halbleder M. 4,50, in Pappband M. 3,50.

Der jüngste Tag

Neue Dichtungen

Einzelbände geh. M. 0,80, geb. M. 1,50 — Doppelbände geh. M. 1,60, geb. M. 2,50

Es sollen die stärksten Einheiten heutiger Dichtungen in einem neuen Unternehmen vereinigt werden, das nicht mehr an der Gebundenheit von Zeitschriften leiden wird. „Der jüngste Tag“ soll mehr als ein Buch sein und weniger als eine Bücherei: er ist die Reihenfolge von Schöpfungen der jüngsten Dichter, hervorgebracht durch das gemeinsame Erlebnis unserer Zeit. In einzelnen zwanglosen Folgen werden von jetzt ab Werke jener Dichter erscheinen, deren Gestalt im Rahmen dieses neuen Geistes notwendig ist; sie sollen als ein kurzer, doch ungeheurer Abriss ihres Wollens und ihrer Idee zu billigstem Preise in weiteste Kreise dringen. „Der jüngste Tag“ begrenzt sich mit keiner Clique, mit keiner Freundschaft noch Feindschaft, mit keiner Stadt, mit keinem Land. Er wird deshalb getreu dem Spiegel seines Wortes versuchen, alles Notwendige zu sammeln, das ihm aus der Stärke des Zeitlichen heraus ewiges Dasein verspricht.

Aus den Urteilen.

ZEITSCHRIFT FÜR BÜCHERFREUNDE: Ein neues verheißungsvolles Unternehmen. Der Gesamteindruck ist der einer kultivierten, nach starkem Leben verlangenden Dichterjugend.

„... am höchsten steht das Gespräch ‚Die Versuchung‘ von Franz Werfel. Der Dichter zwischen Satan und Erzengel, ein nach außen gestelltes Innenbild der kämpfenden Wonnen, der Versuchungen und der seligen Erkenntnisse des Dichters von heute. Das ist wirklich Jüngster Tag ...“

Es liegen vor:

FRANZ WERFEL, Die Versuchung. Ein Gespräch.

WALTER HASENCLEVER, Das unendliche Gespräch. Eine nächtliche Szene.

FRANZ KAFKA, Der Heizer. Eine Erzählung.

FERDINAND HARDEKOPF, Der Abend. Ein Dialog.

EMMY HENNINGS, Die letzte Freude. Gedichte.

CARL EHRENSTEIN, Klagen eines Knaben. Skizzen.

GEORG TRAKL, Gedichte. (Doppelband.)

FRANCIS JAMMES, Gebete der Demut

MAURICE BARRÈS, Der Mord an der Jungfrau.

OTTOKAR BREZINA, Hymnen.

BERTHOLD VIERTTEL, Die Spur. Gedichte.

PAUL BOLDT, Junge Pferde! Junge Pferde! Gedichte.

LEO MATTHIAS, Der jüngste Tag. Ein groteskes Spiel.

MARCEL SCHWOB, Der Kinderkreuzzug. Erzählung.

CARL STERNHEIM, Busekow. Eine Novelle.

GOTTFRIED KÖLWEL, Gesänge gegen den Tod.

PAUL KRAFT, Gedichte.

Neu erschienen soeben:

Carl Sternheims zweite Erzählung: NAPOLEON

Mit drei Original-Lithographien von Ottomar Starke

Auch äußerlich ein bibliophiles Kunstwerk für M. 0,80.

Ein neuer Gesamtkatalog von KURT WOLFF Verlag / Leipzig befindet sich im Druck und steht Literaturfreunden kostenfrei zu Diensten.

Auf Weihnachten erscheint: **Vom jüngsten Tag.** Ein Almanach neuer Dichtung. Preis M. 0,60.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Oedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴¹/₄₂

INHALT: Vincent van Gogh: Das Mädchen (Titelblattzeichnung) / Carl Sternheim: Herr von Seingalt. Drei Szenen / Toulouse-Lautrec: Zeichnung / J. Eberz: Federzeichnung / Georg Hecht: Ueber den Liebhaber / Max Oppenheimer: Herr E.-E. S. (Porträtstudie) / Liebesbriefe von Alfred de Musset, George Sand, Goethe, Lassalle und Alexander Herzen / Valerius Brjussow: Antonius (Deutsch von Stefan Wronski) / Wilhelm Klemm: Dichtung vom Schlachtfeld und eine Federzeichnung / Erwin Piscator: Einer ist tot / Stephane Mallarme: Die Pfeife / Hans Reimann: Zwei Wege ins Irrenhaus / Franz Jung: Eine Ankündigung / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Notizen



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.



CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis Mk. 3,—
Verlag DIE AKTION



F R A N Z J U N G
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet Mk. 2,—, gebunden Mk. 3,—
Verlag DIE AKTION



NAPOLEON BONAPARTE
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION



THEODOR DÄUBLER
P i c a s s o
Ein Essay
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 9. OKTOBER 1915

Herr von Seingalt

Drei Szenen von Carl Sternheim (Geschrieben 1908)

I

(Paris. Die Wohnung des Casanova. — Es klopft.)

DER DIENER: Darf ich öffnen?

CASANOVA: Öffne.

DER DIENER (geht und kehrt zurück): Der Herzog von Bourbon, Prinz von Condé-Montmorency.

CASANOVA: Welch ein Name! (Er geht ihm entgegen.)

DER HERZOG (tritt ein): Mein Herr . . .

CASANOVA: Sie sehen mich glücklich, den Träger eines solchen Namens bei mir zu sehen. Ich kann Chantilly nur mit Tränen in den Augen bewundern. Ich bin außer mir, daß Anne de Montmorencys Enkel mit mir spricht. Wie geht es den Karpfen, den Pfauen, der Meute von Chantilly?

DER HERZOG: Die Kreatur befindet sich besser als der Mensch.

CASANOVA: Was höre ich! Kann irgend ein Schmerz der Erde die Wonne betäuben, Montmorency zu heißen?

DER HERZOG: Ihre Liebe zu einem alten Namen ist rührend.

CASANOVA: Rührend ist dieser Name selbst, der den Königen Frankreichs Entzücken einflößte. Heinrich IV. mit dem schönen Bart ging nur an einem Feiertage nach Chantilly.

DER HERZOG: Wie bewundernswert wiederum, einen geringeren Namen vom Vater ererbt zu haben und ihn mit dem Geist der eigenen Persönlichkeit zu erfüllen. Der Zauber, den Sie dem Ihnen verliehen, führt mich hierher. Ich will nicht sagen ganz Europa, aber die Welt hat mit Erstaunen von Ihrem Leben gehört, das einen seltenen Grad von Kühnheit und Edelsinn bezeugt und auch den Lohn erzählt, den Frauen Ihren Tugenden zollen. Nehmen Sie Platz. Wir sind am Ziel. Ich will Ihnen erzählen.

CASANOVA: Ich brenne, Ihre Geschichte zu hören.

DER HERZOG: Ich füge meinem Namen einen edleren bei: Orléans. Ich habe Thérèse Bathilde von Orléans vor zwei Jahren zu meinem Weib gemacht. Sie war vornehm und schön. Ich selbst gefiel ihr schnell, als wir uns am Wiener Hof sahen; wir kehrten in die Stadt zurück.

CASANOVA: Nach Paris?

DER HERZOG: Nach Paris. Das junge Mädchen wurde eine beneidete junge Frau; sie schien glücklich; ich gestehe im übrigen, nicht viel darüber nachgedacht zu haben, es war nur selbstverständlich. Sie ging in den Gärten einher und gab ein gutes Bild, bewegte sich im Hause mit hinreichendem Anstand, sie sang und erfreute mich auf mannigfaltige Weise. Kurz, unser Glück war vollständig. Mitteilungen über Sie, Herr von Seingalt, haben mir einen bedeutenden Begriff Ihrer Verschwiegenheit beigebracht. — Vor drei Monaten etwa, es war Frühling geworden . . .

CASANOVA: Frühling in Chantilly!

DER HERZOG: Die Frau wird schweigsam. Schaut mit großen seltsamen Augen. An was denkt sie?

CASANOVA: An den Frühling.

DER HERZOG: Woran denkt sie? Ich jage. Kehre mit großer Beute heim, die ich zu ihren Füßen niederlege. Sie sieht mich überlegsam an. Ich reiße sie mit mir in die großen Wälder, Sattel an Sattel jagen wir, und sie heftet ihr schweigendes Gesicht an eine Chimäre. An was? Sie liebt.

CASANOVA: Endlich! Ich schwöre es Ihnen, Herzog, es bedarf geraumer Zeit, Vorzüge einer solchen Kultur zu erkennen, ehe man sie bis zur Schwärmerei anbeten muß.

DER HERZOG: Sie liebt ein Nichts, einen Gardenden des Königs.

CASANOVA: Herzog!

DER HERZOG: Was sagen Sie? (Er lacht.)

CASANOVA: Sie nehmen mir den Glauben an das Weib.

DER HERZOG: Es ist die Wahrheit.

CASANOVA: Und?

DER HERZOG: Nun, ich bedauere die Arme natürlich ganz außerordentlich.

CASANOVA: Was haben Sie an Beweisen?

DER HERZOG: Ich habe alle Beweise.

CASANOVA: Alle?

DER HERZOG: Alle.

CASANOVA: Entsetzlich!

DER HERZOG: Abscheulich. Ein peinliches Gefühl beherrscht mich, das ich nicht mehr lange ertragen will. Gewiß ist mein Mitleid mit ihr sehr bedeutend, aber ich gehöre nicht zu diesen allerbesten Christen, die dies Gefühl für die größte Menschentugend halten. Man soll nicht Spielverderber sein. Man soll nichts ernst nehmen, als sich selbst. Immerhin mag ich nicht ansehen, wie ein Mensch von guter Erziehung und Manieren sie plötzlich vergißt und wie ein Gassenjunge tollt.

CASANOVA: Hm.

DER HERZOG: Auf mir lastet Ungeheures. Ohne Beruf, habe ich mehr zu tun als der Beschäftigste. Sie glauben es nicht. Fünfhundert Menschen wollen von mir ihr Brot und verlangen danach unaufhörlich. Es ist retoure, und ich verarge es dieser Klasse nicht. Seit Jahren ist die Bibliothek in Ordnung zu bringen. Ich weiß nicht, ob der berühmte Traktat de immaculata conceptione virginis, den zu suchen mir mein geliebter Vater ans Herz legte, vorhanden ist; es bedarf neuer Ställe, neuer Hürden, ich bin einer Verwandtschaft der Familie mit den Stuarts auf der Spur, historischen Auspizien von der größten Tragweite, ich schätze Maria Stuart bedeutend — in dieses Chaos kommt dieser Unfall.

CASANOVA: Sehr — sehr . . .

DER HERZOG: Ich darf mich nicht zersplittern. Die Majestät hat vergangenen Donnerstag stundenlang mit mir Stammbäume durchgesehen: sie wäre ebenso entzückt wie ich — jetzt diese Weibergeschichte.

CASANOVA: Einen Garden des Königs!

DER HERZOG: Ein Vieh mit einem Wort. Leutnant gänzlich unbekannten Namens. Gott sei Lob. Es ist, als ob ich mich mit einer Stallmagd brouillierte. Gewiß wird niemand etwas dabei finden, aber es geniert mich. Es geniert mich, mit einer Frau zu leben, die anscheinend ohne Unterscheidungsvermögen ist. Es ist dies Gefühl: mit einem Menschen durch eine Galerie zu gehen, der nicht weiß, wer Raffael und Watteau ist. Es ist, als gäbe ich einem Bauern ein Vollblut, und er ist ohne Ahnung, was er reitet. Nein, umgekehrt, es ist, als ob ein Montmorency glaubt, ein Vollblut zu reiten, und er ist mit einer Schindmähre betrogen.

CASANOVA: Ich verstehe Sie durchaus. Ich verstehe Sie so sehr, daß ich dieses Weib hasse.

DER HERZOG: Das ist zu viel.

CASANOVA: Ich hasse sie. Ah, ich kann es begreifen, daß man einem Geldsack verheiratet ist und jauchzend einem Montmorency in die Arme fliegt. Ich fühle darin ein Hinauf, Hinan. Ich begreife, man ist einem alten Coligny vermählt und muß diesen Montmorency anbeten. Das aber ist Sünde!

DER HERZOG: Zu viel. (Er lacht.) Sie echauffieren sich. Ich habe von Anfang an vermieden, die Sache ernster zu nehmen, als sie ist. Kommt so etwas vor, ist es für uns ein Unglück, wenn es geschah, weil der Mann an Wert verlor. Im anderen Fall: ziehn Sie selbst den Schluß.

CASANOVA: Bei Gott, Sie haben recht. Ich fühle Mitleid für diese Frau.

DER HERZOG: Das ist es. Mit Stolz darf ich sagen: ich bin der Alte. Der Inhalt meiner Seele ist mit Gottesfurcht, Königstreue und Stolz auf die eigene Person auch weiterhin durchaus bezeichnet und durch diesen accident unverändert.

(Einen Augenblick Schweigen.)

DER HERZOG: Ich sagte Ihnen aber, mir ist von früh bis spät der Tag durchaus erfüllt. Ich gestehe, es ist mir unlieb und unwillkommen, mich dieser Geschichte auch nur um ein wenig mehr zu widmen, als sie es verdient. Trotzdem — ich liebe meine Frau. Nehmen Sie es als keine Phrase, ich liebe in ihr, was schön und edel, was mir ebenbürtig ist. Sie ist eine Orléans, hat große Möglichkeiten. In ihr ist das Blut vorzüglich, hervorragend. Verstehen Sie noch einmal besser: mich geniert dieser Streich, dieser üble Witz. Ich möchte, daß er bald verklingt und würde Ihnen anbieten . . .

CASANOVA: Ich nehme es an! Ich darf es. Mit ganzer Seele widme ich mich dieser Angelegenheit. Ich bin stolz darauf, daß ein Mann, daß Sie, Herzog, zu mir kommen, nicht um Genugtuung zu fordern für ein besudeltes Weib, sondern von mir zu fordern, daß ich Ihrem Weibe die Augen öffne darüber, was groß und stolz ist und was verächtlich.

DER HERZOG: Es wird nicht schwer sein.

CASANOVA: Des bin ich sicher. Wann sehe ich die junge Frau?

DER HERZOG: Heute, zum Souper. — Wissen Sie, daß Maria Stuart die Seele der Bourbons schöner fand als die der Habsburger? Dies Weib war urteilsfähig.

CASANOVA: Kannte sie Anne de Montmorency?

DER HERZOG: Nein.

CASANOVA: Schade.

II

(In Chantilly. Die Bibliothek der Condé)

DIE HERZOGIN (tritt ein): Henry!

DER HERZOG: Thérèse?

DIE HERZOGIN: Ich habe Ihnen ein Geständnis zu machen.

DER HERZOG: Wollen Sie mir sagen, daß Sie einen fremden Mann lieben?

DIE HERZOGIN: Eben das.

DER HERZOG: Gut. Sie haben es gemacht. Drei Tage zu spät, aber schließlich — einen Garden des Königs!

DIE HERZOGIN: Ich sehe, Sie sind gut bedient.

DER HERZOG: Ich hoffe etwas Ähnliches von Ihnen. Ist die Sache zu Ende, weil Sie sie gestehen?

DIE HERZOGIN: Durchaus nicht. Ich will Ihnen sagen . . .

DER HERZOG: Es wird in der Affäre nichts sein, das mich interessiert. Mein Gott, Sie lügen, gehen in Kleidern Ihrer Kammerfrau in abscheuliche Zimmer, verkehren mit Spitzbuben wie mit Ihresgleichen, aus Angst, man verrät Sie. Alles dies ist, obwohl es die Dichter glauben, nicht so lustig, daß man es weiter erzählt. Ich bedaure Sie, bedaure Sie aufrichtig. Mehr kann ich nicht für Sie tun.

DIE HERZOGIN: Ja, aber — und Sie?

DER HERZOG: Ich? Was soll ich? Rasen? Morden? Wen? Ich sehe niemanden. Ich kann mit dem besten Willen niemand entdecken. Der König ist es nicht, unsere Vettern sind es nicht, ich brauche mich in meinem Kreise nicht zu schämen.

DIE HERZOGIN: Welche Moral!

DER HERZOG: Ich bedaure, daß Sie das Wort brauchen. Mir paßt es nicht hierher. Sie haben einen Spaß, Herzogin. Ist es der langen Rede wert?

DIE HERZOGIN: Es ist der Rede wert.

DER HERZOG: Sie täuschen sich, es ist nicht eines Wortes wert. Ich spiele nicht Komödie. Die Wahrheit ist: die Sache geht mir nicht so nah, die nächste Stunde mit Ihnen zu sein und Ihnen den Spaß auszureden. Ich bin zum König für den Abend gebeten. Herr Casanova von Seingalt ist bei uns; wollen Sie ihn bewirten?

EIN DIENER (läßt Casanova eintreten): Herr von Seingalt.

DER HERZOG (Casanova begrüßend): Bleiben Sie bei der Herzogin. Ich muß zum König. Leben Sie wohl, Thérèse. (Er verbeugt sich und geht.)

CASANOVA: Ist Ihnen nicht wohl? Sie wurden bleich. Darf ich Sie in den Stuhl . . . (Er führt sie zu einem Sessel.)

DIE HERZOGIN: Mir . . . Der Herzog vergaß . . . Ich wollte diesen Abend fort. Ich muß fort!

CASANOVA: Ich entferne mich sogleich.

DIE HERZOGIN: Es ist mir unendlich leid, wie gern hätte ich zu einer anderen Stunde mit Ihnen . . .

CASANOVA: Herzogin, hören Sie mich an. Ich wurde wider allen Willen Mitwisser Ihres Geheimnisses. Sie lieben. Der Gegenstand Ihrer Liebe lebt nicht mehr.

DIE HERZOGIN: Sie sind toll.

CASANOVA: Er fiel heute.

DIE HERZOGIN: Mein Gatte . . .?

CASANOVA: Ich selbst habe ihn getötet.

(Die Herzogin fällt mit einem Aufschrei zurück.)

DER HERZOG (tritt ein): Was geschah?

DIE HERZOGIN: Dieser . . . Oh?!

DER HERZOG: Wer?

CASANOVA: Ich.

DER HERZOG: Was?



Toulouse-Lautrec: Studie

DIE HERZOGIN: Hat ihn getötet!
 DER HERZOG: Wen?
 CASANOVA: Ihn.
 DER HERZOG: Den . . . ?
 CASANOVA: Ihn.
 DER HERZOG: Um Gottes willen!
 CASANOVA: Wie?
 DER HERZOG: Doch nicht getötet?
 DIE HERZOGIN: Mörder! Mörder! Oh, ihr Himmlischen! (Sie schluchzt fassungslos.)
 DER HERZOG (leise zu Casanova): Ein Scherz?
 CASANOVA: Nein.
 DER HERZOG: Aber mein Gott! Dann sind wir verloren.
 CASANOVA: Ich verstehe nicht mehr.
 DER HERZOG: Ein letztes Wort: Wirklich tot?
 CASANOVA: Ich hoffe. Das heißt. Ich will nunmehr sagen, es schien so.
 DER HERZOG: Ein Schimmer von Hoffnung?
 CASANOVA: Als ich ging, lag er im Sterben.
 DER HERZOG: Im Sterben? War ein Arzt da?
 CASANOVA: Auch das.
 DER HERZOG: Bestimmt: Im Sterben, nicht tot?
 CASANOVA: Ja.
 DER HERZOG (stürzt davon): So ist doch noch die Möglichkeit!
 DIE HERZOGIN: Henry!
 CASANOVA: Ich bin betäubt.
 DIE HERZOGIN: Oh, Sie furchtbarer Mensch! Sie Ungeheuer! Wie können Sie leben im Angesicht eines solchen Schmerzes?
 CASANOVA: Dieser Schmerz, so ergreifend und anmutig er ist, würde mich dennoch nicht zerschmettern. Nieder wirft mich eine unleidliche Gewißheit, die die Vernunft noch nicht annimmt, das Gefühl aber schon bestätigt: ich war ein Dummkopf.
 DIE HERZOGIN: Oh, sagen Sie mir, sagen Sie auch mir, daß er leben kann, — nein, sagen Sie es mir nicht! Keine neue Hoffnungen, keine Lügen. Wer kennt Sie nicht und die Erbarmungslosigkeit, mit der Sie Ihre Abenteuer enden.
 CASANOVA: Ich hatte kein Abenteuer.
 DIE HERZOGIN: Diese Jugend! Diese Männlichkeit! Was hatten Sie mit ihm zu schaffen? Aber hüten Sie sich vor der Rache eines Weibes!
 CASANOVA: Ich muß mich eher vor der mitleidigen Verachtung eines Mannes retten.
 DIE HERZOGIN: Was tat er Ihnen, der mir so wohl tat?
 CASANOVA: Er war ein Flegel. Ich bin nicht in der Laune, Ihnen seinetwegen Komplimente zu

sagen. Ich gehe in seine Wohnung und fordere ihn mit allem Anstand auf, sich in die südlichen Provinzen zu begeben, und er — gibt mir eine Ohrfeige, worauf er für tot am Boden lag.
 DIE HERZOGIN: Es ist empörend! Warum sollte er in die Provinz?
 CASANOVA: Die Pariser Luft litt durch ihn. Aber lassen wir das alles, betrachten wir das Wesentliche: Wir beiden sind das Opfer eines Verhängnisses.
 DIE HERZOGIN: Sie auch?
 CASANOVA: Ich auch.
 DIE HERZOGIN: Ich werde meinen ganzen Einfluß aufbieten, daß Sie diesen grauenhaften Mord büßen. Die schlimmsten Martern sollen Ihnen nicht erspart bleiben. Zum König selbst will ich gehen und ihn auf meinen Knien anflehen.
 CASANOVA: All das werden Sie keineswegs tun, weil ich nicht Ihren Vater oder Bruder, sondern den Liebhaber getötet, den Sie aushielten.
 DIE HERZOGIN: Es war nicht seine Schuld, daß er arm war.
 CASANOVA: Es gilt aber nicht als eine hervorragende Mannestugend.
 DIE HERZOGIN: Tugend, Tugend! Ich habe ihn nicht auf seine Tugenden geprüft, da ich begann, ihn zu lieben. Er war jung und schön.
 CASANOVA: Sie behaupten also selbst, er war ein schöner Schuft.
 DIE HERZOGIN: Unverschämter! Ich behaupte das Gegenteil! Wir kannten uns sechs Wochen. Ich habe nicht Zeit gehabt, seinen Katechismus zu hören, aber ich habe gefühlt . . .
 CASANOVA: Ich gratuliere.
 DIE HERZOGIN: Von Stunde zu Stunde habe ich es mehr gefühlt, was eine Frau zur Minute weiß, da sie sich hingibt: Du hast dich nicht fortgeworfen. Ja, mein Herr, mögen Sie auch geringschätzig lächeln: in glücklichen, erhabenen Minuten, da mir die Seele dieses Mannes nah war, wurde mir bewußt: er ist gut und rein. Und wenn er wenig sprach, es wenig bewies, so war es meine stärkere Pflicht, es zu empfinden, es an den Tag zu bringen. Und gerade die letzte Zeit brachte auch Anzeichen dafür, daß er aus sich herausgehen und euch allen beweisen würde, wer und wie er eigentlich war. Euch allen. Mir war es bewiesen. Jetzt, da ich mit Ihnen spreche, den ich verabscheue, und da der erste heftigste Schmerz bezwungen, gelten meine Tränen schon nicht mehr so dem edlen Leibe, der dahin ist, klar und klarer treten mir seine Tugenden, die Sie leugnen, vor Augen, Zug um Zug fällt mir ein Beispiel seiner

Güte, seiner Zartheit, seiner hinreißenden Bescheidenheit ein.

CASANOVA: Seiner Bescheidenheit, seiner Heldenhaftigkeit!

DIE HERZOGIN: Auch seiner Heldenhaftigkeit. Wohl! Freilich nicht in dem rüpelhaften Sinn, den Sie damit verbinden, sondern die, die man gegen Frauen beweist. Sein Scharfblick, seine Scham, Wahrhaftigkeit, Nachsicht, Enthaltbarkeit, seine enge, aber abgrundtiefe Phantasie, sein gediegenes Wissen, das er allerdings nicht marktschreierisch zur Schau trug . . .

CASANOVA: Halten Sie ein!

DIE HERZOGIN: Ja, das mögen Sie nicht hören. Ich aber weiß dies alles nur zu gut, ich empfinde den teuren Verstorbenen wieder bis in die Seele, und es soll fortan kein Tag vergehen, daß ich mir all diese einzigen und unübertrefflichen Vorzüge nicht vergegenwärtige und mich im Gebete würdige, ihrer teilhaftig gewesen zu sein.

CASANOVA: Oh, mein Gott, ich fange an, zu verstehen.

DIE HERZOGIN: Ja, ich beginne sogar schon ein wenig, den Sinn des Himmlischen zu begreifen.

CASANOVA: Welchen Sinn?

DIE HERZOGIN: Gierig und ohne recht bereitet zu sein, habe ich dieses Übermaß von Menschengutenden auf mich niederströmen lassen; betäubt habe ich und unwürdig, seine Seele überhört, in der Befriedigung einer unedlen Sehnsucht. Wie mag dieser Mann gelitten, wie mag es ihm die Lippen verschlossen haben, da er mich sah, mich, die ich in anderer Erwartung an seinem Munde hing. Oh, mein Gott, ich beginne mich zu schämen.

CASANOVA: Ich Tor, ich Elender!

DIE HERZOGIN: Nicht vor der Welt, nicht vor euch. Vor ihm! Ich kann es ihm nicht zeigen, wie sehr ich mich erniedrigen möchte zu seinen Knien, und er kann mich nicht sehen, wie ich demütig, reumütig empfinde, daß ich ihn nicht gekannt, ihn nicht gewürdigt habe. Doch all mein zukünftiges Leben soll dazu dienen, sein hohes, sein hehres Bild zu schmücken. Dies muß mich in meinem unbeschreiblichen Schmerz trösten.

CASANOVA (für sich): Ja, ja, der Herzog hat es gesehen! Dieser Mensch muß leben. Muß leben um jeden Preis. (Er stürzt davon.)

III

(Zwei Wochen später. Der gleiche Raum.)

DER DIENER (meldet): Herr von Seingalt.

DER HERZOG: Vorzüglich. Willkommen, lieber Freund. Aber — Sie sehen blaß. Geht es Ihnen nicht zum besten?

CASANOVA (tritt ein): Mir geht es schlecht. Ich gräme mich.

DER HERZOG: Worüber?

CASANOVA: Über diese Angelegenheit, die mir die ganzen Tage und Nächte nicht aus dem Kopf wollte. Ich fühle mich schuldig, die Herzogin Ihnen noch weiter entfremdet, aus diesem Harlekin ein Götterbild gemacht zu haben.

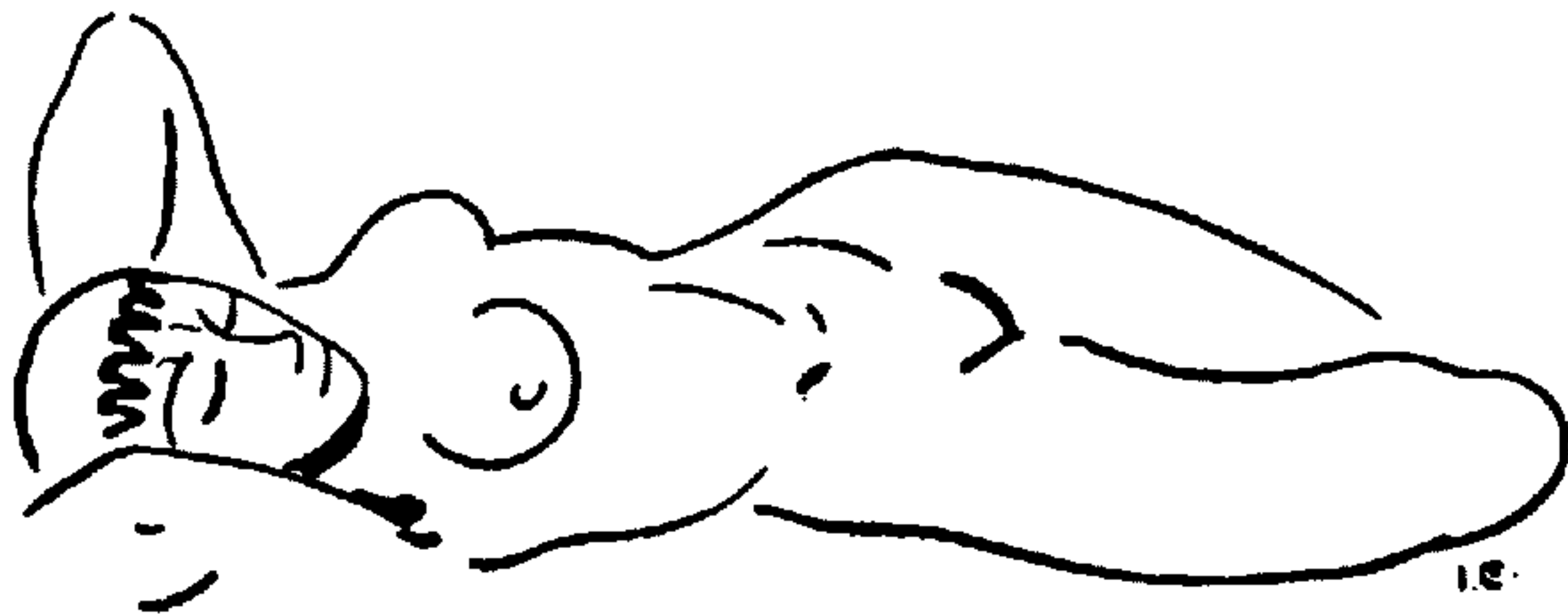
DER HERZOG: Dies hitzige Temperament. Ihr Italiener! Sie fragen mich gar nicht, Sie poltern darauf los. Warum haben Sie sich in vierzehn Tagen nicht einmal sehen lassen?

CASANOVA: Ich sagte es schon: ich schäme mich.

DER HERZOG: Warum, Bester? Sie waren unbesonnen. Sie waren sogar unklug. Sie begingen einen Streich, den ich Ihnen nach einer solchen Vergangenheit nicht zugetraut hätte; aber schließlich . . . Sie wollten das Beste, und dann war der Himmel doch mit Ihnen und rettete diesen Menschen vom Tode, der ihm sicher schien.

CASANOVA: Zu spät. Als die Frau ihm schon ein Heiligtum errichtet hatte und darin betete.

DER HERZOG: Seltsam, wie töricht manchmal auch ein wirklich gescheiter Mensch ist. Hören Sie zu. Einen kurzen Augenblick hatte ich Angst, eben den, da es noch nicht entschieden war, ob der Kerl am Leben blieb; denn sein Tod, das wußte ich, hätte mich matt gesetzt, da gegen ein Idol auch ein Bourbon vergeblich sich einsetzt. Als dieses Wesen aber die erste Geflügelpastete verspeist hatte und zwar bis zum letzten Bissen, als ich wußte, er sollte der Welt erhalten bleiben, da war ich ruhig wie nie zuvor. Denn eine Überlegung drängte sich sofort auf: Jetzt kämpft er mit dem Idol. Und das Idol erschlägt ihn. Idole haben diese unangenehme Eigenschaft. Sie schauen. Ich war des Sieges gewiß. Eins nur war zu fürchten, daß er noch und trotzdem starb. Ich zog die Konsequenz. Ich habe den Menschen mit hingebender Zärtlichkeit gepflegt, er ist von mir



J. Ebers: Federzeichnung

mit Austern, Crêmes und Pasteten gefüttert und gemästet worden. Es war unglaublich, was in diesem Futteral Platz hatte; aber bald ward es deutlich, er blähte sich von Tag zu Tag mehr auf. Schließlich bot er einen entsetzlichen Anblick, aber er war gesund wie ein Stier.

CASANOVA: Bravo! Bravissimo!

DER HERZOG: Noch das Ende. Heute ist die Herzogin zu ihm. Ich weiß es. Sie kommt, ihr sphärenhaftes halb entseeltes Idol zu suchen und findet ein fettes Ungeheuer. — Aber lassen Sie uns nun an diese Affäre kein Wort mehr wenden. Ich sagte Ihnen schon damals, ich wollte mich ihr nicht mehr widmen, als unbedingt notwendig. Das Notwendige ist getan; wenden wir uns anderen Dingen, uns selbst zu.

CASANOVA: Aber eins müssen Sie mir gestatten, Herzog, auszusprechen: ein Stümper bin ich gegen Sie. Ich werde Kaufmann, Händler.

DER HERZOG: Sie sind jünger als ich. Man weiß mit fünfzig mehr als mit fünfundzwanzig Jahren.

CASANOVA (erschrocken): Herzog, Sie sind nicht fünfzig Jahre alt!

DER HERZOG: Ich bin einundfünfzig Jahre.

CASANOVA: Nun schäme ich mich vollends und vom Grunde meiner Seele. Könnte ich Ihnen doch ein wenig, nur ein wenig ähnlich sein.

DER HERZOG: Haben Sie Selbstgefühl, Freund, und Sie sind es.

CASANOVA: Ich bin nicht Bourbon.

DER HERZOG: Oh . . .

CASANOVA: Ich bin nicht Montmorency. Und es ist am Ende doch wahr: Dies Selbstgefühl wird aus Vater und Mutter, aus einer Ahnenreihe mit uns geboren.

DER HERZOG: Lesen Sie Rousseau, Freund.

CASANOVA: Ich hasse diese Bestie.

DER HERZOG: Sie sind unmodern.

DIE HERZOGIN (tritt ein): In viereinhalb Stunden von Paris hierher. Die Pferde flogen.

DER HERZOG: Achtung!

DIE HERZOGIN: Eine himmlische Fahrt, ein himmlisches Ankommen. Chantilly ist wunderbar im Sommer, meine Freunde.

DER HERZOG: Was trieb Sie?

DIE HERZOGIN: Mir war die Stadt verhaßt, es zog mich unbedingt hierher. Ich wollte zu Tisch hier sein, mit Ihnen essen, Henry.

CASANOVA: Haben Sie mir vergeben?

DIE HERZOGIN: Nein; doch in einem Sinne vielleicht, den Sie nicht ahnen. (Zum Herzog): Wer machte Ihnen diesen vorzüglich sitzenden Rock?

(Zu Casanova): Finden Sie nicht, daß der Herzog sich gut anzieht?

CASANOVA: Wie ein Gott, Herzogin.

DIE HERZOGIN: Sie haben recht.

Ueber den Liebhaber

Von Georg Hecht

Mißverständnis und ganz unklug ist es, Don Juan als Beispiel zu nennen. Er war ein Sieger, ein Eroberer, ein gieriger oder spielender Verzehrter, ein Zerstörer, ein Aufbauender — und all dies zur selben Zeit und in jedem einzelnen Fall. Don Juan ist eine Erfüllung, und darum einzig und kein Beispiel, auf das man sich stützen könnte.

Er ist ganz Handlung, jeder Beschaulichkeit bar und könnte Napoleon heißen; so voller Unrast, so gar nicht in sich gekehrt, so ganz auf das Ziel seiner Sache gerichtet ist Don Juan. Man könnte sagen: er ist gedankenlos; denn er hat außer einem keinen anderen Gedanken. Don Juan ist einer, der Liebhaber sind viele.

Die Marquise Montjoie war umschwärmt. Die Männer flogen ihr zu. Als sie erst dreizehn Jahre und noch die Gräfin Delphine Laval war, erregte sie bereits Aufsehen, und alle fanden für sie die Worte der Verzückung über ihre Eigenschaft.

Unter allen Männern aber, deren Name in den „Liebesbriefen an die Marquise“ (Verlag Langen) erhalten blieb, waren nur drei, die man Liebhaber heißen kann, obschon auch die andern sie umgirrten und gewiß aufrichtigen Herzens. Was war Delphine ihrem Gatten, dem Marquis Montjoie? Ein Kind, das er für den hohen Beruf, die Marquise Montjoie zu sein, erziehen wollte. Er liebte sie mit der Nachsicht und Geduld des gütigen Lehrers, er war ihr ergeben, weil sie, die Gattin des letzten Montjoie, die Mutter der zukünftigen Geschlechter seines Namens werden sollte. Er fühlte tief innen die Erhabenheit dieses Berufes, darum verehrte er sie. Sie ward ihm gleichgültig, als offenbar wurde, daß sie diese Berufung nicht erfüllte; insofern gleichgültig, daß er ihren Verehrern sich nicht entgensetzte; und weil er sich selbst im geheimen gehen ließ und an gemeinen Orten umtrieb, bis der Zauberer Cagliostro ihn ergriff und mit der Hoffnung auf Gold so erfüllte, daß er nach dieser Enttäuschung völlig zusammenbrach, war seine Warnung an Delphine, das Lächerliche zu vermeiden, nur mißmutig und ohne alle Kraft. So gar nicht war er ihr Liebhaber, so ganz der Verehrer ihrer erträumten mütter-

lichen Eigenschaft, daß er ihr Kind, das nicht sein war, behielt und als sein teures Leben vor der Revolution beschützte.

Gar nicht zweifeln kann man darüber, daß jedes Zwecksetzen der Liebe darum so willkürlich, so überaus anmaßend ist, weil sie selbst den Zweck schon hat.

Die Anmaßung ist auch Don Juan nicht erlaubt; um wie viel weniger dem Liebhaber. Er fällt aus seiner Rolle, mehr noch: er erfaßt sie nicht, wenn er um eines Zweckes, eines Zieles wegen liebt. Der Kardinal Prinz Louis Rohan war ein Stümper als Liebhaber, und ein größerer noch als Graf Guibert und Beaumarchais. Sie wollten was erreichen; der eine hatte Absichten, die Stimmung am Hofe, Marie Antoinette selbst durch Delphine zu beeinflussen; da Delphine es nicht tut, droht er ihr; geschmacklos. Der zweite will sie befreien; aus einer Gefahr, die nicht besteht, von einer Bedrückung, die sie nicht hat. Beaumarchais setzt durch sie die Aufführung des Figaro durch.

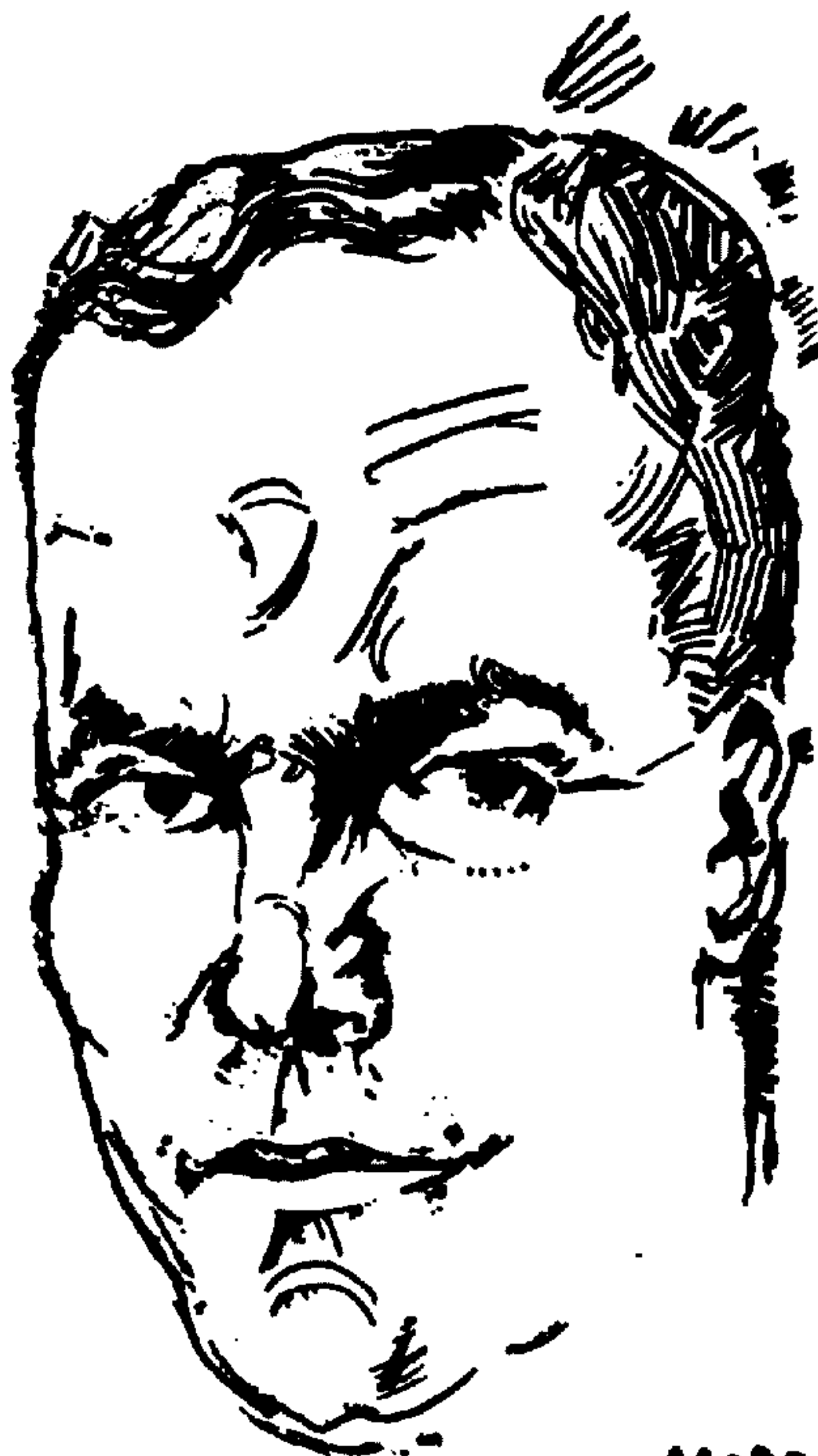
Als Guy de Chevreuse der Gräfin Delphine Laval eine Liebespost des Prinzen Friedrich Eugen Montbéliard überbrachte, verriet er den Freund und verliebte sich in Delphine. Die Liebe gibt ihm das gleiche Anrecht auf Delphine wie dem Prinzen.

Nimmt man ihn zum Beispiel des Liebhabers schlechthin, so könnte man sich zu dem Paradoxon versteigen, daß der Liebhaber, auch der treulose, in Wahrheit ein getreuer ist; doch es gilt nur für Guy de Chevreuse und seinesgleichen. Er ist kein Liebling der Frauen; sie sind neugierig auf ihn, sind betört von ihm, aber sie leiden nie um ihn; denn er ist wie eine erfolgreiche Amoureuse: flatterhaft, leichtsinnig, liederlich, jeder schlimmen Laune des Nebenmenschen bitterlich feind, neugierig auf Fremdes, nie auf sich. Er ringt um nichts; auch nicht um das Wort für sein Erleben; es ist ihm schließlich unsagbar, unbeschreiblich. Er fühlt sich nicht. Doch ist alles bei ihm echt und seiner Natur gemäß. Er ist schön, darum hat er nichts Verstecktes, Lauern-des, Heimliches. Er ist unterhaltsam, aber er gewinnt die Frau nicht durch das Ohr, so klug, gewandt und fast künstlerisch er den neuesten Klatsch der Gesellschaft zur Anekdote umwandelt.

Er siegt durch seinen Körper, dessen Moral sein oberstes Gesetz ist. Er ist nicht ohne Kunst, das

heißt: nicht ohne Tiefe; aber er lebt ohne Leiden. Er ist Liebhaber, weil er keinen Beruf hat; er ist es nicht infolge seiner ganzen natürlichen Menschlichkeit, sondern: weil sie im Schöpferischen durchaus eng und begrenzt ist: infolge seiner Begabung; Liebhaber aus Talent.

Er spielt; — indes: da er offen und gerade ist, kommt er nicht in die Gefahr, den Schauspieler zu machen. Er täuscht keine Geste vor; er hat nur eine, seine Geste. Alle andern berühren ihn nicht; die tragische ist ihm verhaßt. Er macht nicht den Verliebten, den Getreuen, den Treulosen mit Vorbedacht auf Wirkung aus sich, er bestimmt sich nicht dazu. Er ist verliebt, treu und treulos und kann nicht anders sein. Der Selbstmord aus Liebe erscheint ihm als eine Lächerlichkeit, als Tat eines Unerzogenen, eines Toren. Die Lehre des Verächters reizt ihn; er tut sie von sich, wehrt ihr, wie er dem Gramvollen und Trübseligen ausweicht. Die Weisheit des Lüstlings ist ihm verhaßt; denn sie nimmt ihm jede Lust im vornherein fort, erschöpft ihm das Sein und verkehrt ihm das stets Neue, Andersartige, Unergründliche und Unsagbare mit ein paar Wor-



MOPP.

Max Oppenheimer: Herr E.-E. S.

ten in die Wiederkehr eines und desselben. Die Weisheit des Lüstlings ist diesem Liebhaber leere Phrase, Rache des Gealterten, Abgewiesenen.

Rasend werden vor Liebe, — dazu bedarf es eines genügenden Grundes, das heißt: eines zureichenden Charakters; sonst wird es Lüge und Verderben. Es ist damit jede pathologische Grundlage beiseite geschafft, die überhaupt nur Folge sein kann, wenn ein ungenügender Charakter sich der rasenden Liebe bemächtigt.

(In der mütterlichen Besorgnis für den erwachsenen Sohn, der zur Liebe gereift ist, ist immer die Angst vor dieser Folge; daher der oftmals eifersüchtige Gegenwille der Mutter gegen die Geliebte des Sohnes und die aufgeregte, hartnäckige Abneigung des Vaters, was zu den bekannten romanhaften Konflikten in der Familie führt; aber man sollte einmal die mütterliche Angst rechtfertigen und ihre Herkunft aus der angeborenen Kenntnis des Weibes in Dingen der Liebe beschreiben und derart Müttern und Söhnen das Wort des Verstehens, der Verständigung in den Mund legen, damit nicht ewig aus Widerstand, Gereiztheit und Trotz das Unglück sich vollziehe.)

Die rasende Liebe! — warum sollte man sie so nicht nennen dürfen, da ja die Liebe des Guy de Chevreuse nicht weniger „groß“ ist und kein Wort ihr angepaßter wäre. Denn überwältigend, wunderbar und dergleichen sind viele Erscheinungen. Diese Liebe aber rast, eilt, fliegt unerhört schnell zu ihren Zielen. Sie nimmt Besitz vom Menschen und verändert ihn ganz; sie macht ihn ihr selbst gleich, nicht bloß ähnlich, sie macht ihn rasend. Sie muß ertragen, ausgehalten oder überwunden werden, und hier offenbart sich der zureichende Charakter.

Der Erotomane ist so unfähig dazu wie Edgar, der Romanheld; es gibt keinen Unterschied, daß der eine die Besessenheit als etwas Alltägliches hinnimmt, und daß der andere die Ungewöhnlichkeit des Erlebens nicht verträgt, auf die Straße läuft, es gleichsam herausschreit und nichts davon empfindet, daß er das Einzigartige in übliche Münze umsetzt und bald den Eindruck eines erweckt, den etwa der Besitz der Ohren um den Verstand bringt. Es ist ja kein Aufheben davon zu machen, daß einer Ohren hat.

Der zureichende Charaktermensch, der von der rasenden Liebe besessen ist, hat die augenblickliche Erkenntnis, daß ihn die Umwandlung von allem, was Menschen gemeinsam ist, trennt. Ihm

ist kein Wort noch echt genug, um damit von sich zu sprechen. Er ringt schweigend.

Liebesakt ist in Hinsicht auf diesen Liebhaber jedes Tun.

Nur ergreift sein Denken, ungleich dem Don Juans, Vielfaches, nicht nur das eine Ziel.

So selten dieser Liebhaber ist, so häufig trifft es sich (verhältnismäßig), daß sich ihm der Trieb in das Schaffen wendet; denn die rasende Liebe verjüngt nicht, sie macht bisweilen sogar älter, vor allem aber gibt sie durch die Intensität und Konzentrierung aller vorhandenen Kräfte dem Liebhaber eine Macht, die ihm selber unbekannt ist, ihn fortreißt in den Strudel des allgemeinen Geschehens oder persönlichen Schaffens.

So wurde Lucien Galliard, ein Bastard und ehemaliger Kammerdiener, der Revolutionär.

Der Prinz Friedrich Eugen Montbéliard aber wurde der Feldherr Lafayettes und Napoleons; an ihm zeigte sich, daß in seiner Zeit die Liebe Stendhals nicht einzig war. Er liebte diese Frau, diese eine, die er nicht verlassen konnte, die ihn nicht aufgab, obschon sie ihm nicht folgte, um des Kindes willen nicht, das sie von dem Geliebten empfangen, um des greisenhaften Gatten willen nicht, der ihrer doppelt bedurfte.

Soweit man Beispiele kennt, lernt man, daß der Liebhaber nie ein unglücklich Liebender ist, daß dieser von der rasenden Liebe nur die Glückseligkeit, die stärkere Neigung erwirbt, nie Qual oder Ekel, nie Gleichgültigkeit. — Wenn die Romanschreiber dieses wüßten, so müßten sie aufhören.

Man könnte fragen, welche Frau den Liebhaber fände, weil die Liebe, auf die jeder einen Anspruch zu haben glaubt, ein seltenes, wunderbares Phänomen im menschlichen Dasein ist. Nun, es hat eben nicht jedermann einen Anspruch auf Liebe. Die Vorbedingungen in Beanlagung, Talent, Charakter fehlen den meisten; sie haben nur Qual davon, kein Glück.

Doch scheint mir, daß wohl jede Frau des Liebhabers fähig ist, jede, nur nicht die bürgerliche, die ihre Eigenschaft verschlossen hält; denn sie hat nicht die Moral ihres Geschlechts, ihres Berufes. So eine fühlt sich vor der Amoureuse zurückgesetzt; aber es geschieht ihr nur das Richtige, da die Amoureuse die Liebe als das Dasein versteht; auch die moderne Amoureuse noch, wenn man sie so glauben darf, wie die Gräfin Reventlow sie beschrieb: nervös, hastig, intelligent, den Mann bemitleidend und zergliedernd, zweifelnd und vertrauend, sich selbst ironisierend.

LIEBESBRIEFE

Alfred de Musset an George Sand (Paris, 1834)

Mein angebeteter Engel! Ich sende Dir Dein Geld zurück. Buloz hat mir Geld gesandt. Ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich. Adieu, o mein George. Es ist also wahr? Ich liebe Dich doch. Adieu, adieu, mein Leben, mein Gut. Adieu, meine Lippen, mein Herz, meine Liebe. Ich liebe Dich so sehr, o Gott! Adieu. Du, Du, Du, spotte nicht über einen armen Menschen.

Die Antwort von George Sand.

All das, siehst Du, ist ein Spiel, das wir spielen, aber unser Herz und unser Leben sind der Einsatz, und es ist nicht gerade so amüsant, wie es den Anschein hat. Willst Du, daß wir zusammen nach Franchart gehen, uns zu erschießen? Es wird schnell geschehen sein.

Billet Goethes an Frau von Stein (4. 8. 1781).

Sag mir ein freundlich Wort, damit ich zum Leben gestärkt werde. G.

Lassalle an Helene von Dönniges (Juliende 1864).

Eigentlich ist unerhört dumm, sich mit der leidigen Politik und dem Wohl und Weh der anderen Menschen abzuquälen! Das war gut, so lange ich allein war, und nichts Besseres zu tun hatte — aber jetzt! Soll ich nicht das Ganze aufgeben und wir ziehen fort, weit, weit fort, wohin meine Herrin, das Kind, will, und leben nur unserm Glück, unsern Studien und einigen Freunden?

Alexander Herzen über die Liebe.

Ich bestreite der Liebe den königlichen Platz, den man ihr im Leben einräumt, ich bestreite ihre selbstherrliche Macht, ich protestiere gegen die kleinmütige Entschuldigung, man sei eben hingeworfen worden. Wenn wir uns tatsächlich von allem in der Welt befreit haben, von Gott und Teufel, vom römischen Recht und dem Polizeirecht, wenn wir die Vernunft als unsere einzige Führerin anerkannt haben, geschah das nur, um uns schlicht wie Herakles zu Omphales Füßen zu lagern? Hat die Frau wirklich ihre Befreiung vom Joch der Familie erlangt, hat sie sich von der Obhut und Tyrannei des Mannes, des Vaters, des Bruders befreit, hat sie sich ihr Recht auf eigene Arbeit, auf Wissenschaft und bürgerliche Bedeutung nur erobert, um von neuem ihr Leblang wie eine Turteltaube zu girren, um sich um zehn Leone-Leoni in Gram zu verzehren, anstatt um einen? Ja, in dieser Frage tut mir die Frau am meisten leid; der alles verzehrende Moloch der Liebe verfolgt und schlägt sie erbarmungsloser noch als uns. Sie glaubt mehr an ihn, sie leidet mehr unter ihm. — Sie tut mir leid.

ANTONIUS

Klügster Mann der Weltgeschichte!
Beispiel, dem ich folgen muß!
Lockung meiner Traumgesichte:
Vorbild Du, Antonius!

Um die Freiheit kämpften viele,
Viele kämpften um den Ruhm;
Dir als erstem ward zum Ziele
Seligeres Heldentum.

Denn in Blut- und Siegesfeiern
Sahst Du kaum noch einen Sinn;
Das Geheimnis zu entschleiern
Galt es der Ägypterin.

Dir war eine Zeitenwende
Anvertraut, Antonius:
Welten-Anfang, Welten-Ende,
Und Du wähltest: einen Kuß.

Und in rätselvolle Lande
Lenktest Du des Steuers Griff;
Jenseits von Bravour und Schande
Fuhr zum erstenmal ein Schiff.

Sphinx erglomm in Sternennächten,
Bis die Memnonssäule klang —;
Neue Zeit mit neuen Rechten,
Alter Formeln Untergang.

Ja, man opfert für Entkleidung
Eines Lächelns vieles hin,
Und die Stunde der Entscheidung
Schlägt bei der Ägypterin.

*Valerius Brjussow
(Deutsch von Stefan Wronski)*



Wilhelm Klemm: Don Quijote

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Nächtliches Erwachen

Traumschutt ergießt sich über die Berge.
Dahinter wächst die Welt zusammen.
Der Mond schwebt in einem riesigen Käfig,
Ein goldner Kakadu, der sich nicht bewegt.
Gib Pforten! Gib die Brücken des Lichts!
Zauberschiff, hinaus in deinen Ozean!
Aber um meinen Hals schlingen sich Arme,
Halten mich wortlos und fest.
Eine Decke sinkt von der Schulter.
Ich stütze mich auf, die Stirne gewendet
In die blaue Nacht, die ich keine.
Eine schwere Glocke zählt zögernd die Zeit.

Wilhelm Klemm

Einer ist tot

Die Kugel ging durch Kopf und langen Körper.
Gewehr lag auf dem Unterarm.
Die jungen Lippen fest gepreßt auf leicht ge-
bogener linker Hand.
Und dicht am Mund, ums schmale Handgelenk
Tickt eine Armbanduhr: die Zeit . . .
So viel Minuten sprechen noch von Ewigkeit.

Erwin Piscator

DIE PFEIFE

Von Stéphane Mallarmé

Gestern habe ich meine Pfeife gefunden, in Gedanken, bei einem langen Abend mit Arbeit, mit schöner Winterarbeit. Fort die Zigaretten mit allen kindlichen Freuden des Sommers in die Vergangenheit, der die vor Sonne blauen Blätter, die Musselinstoffe Licht verleihen, und wieder meine würdige Pfeife hervorgeholt als ernster Mann, der lange ohne Störung rauchen will, um besser arbeiten zu können: doch war ich nicht auf die Überraschung gefaßt, die mir diese Verlassene bereitete; kaum hatte ich den ersten Zug getan, vergaß ich meine großen Bücher zu machen, verwundert, gerührt atmete ich den letzten Winter wieder. Ich hatte die treue Freundin seit meiner Rückkehr nach Frankreich nicht berührt, und ganz London, London, wie ich es erlebt hatte in seiner Gesamtheit für mich allein vor einem Jahr, ist erschienen; zuerst diese teuren Nebel, die unser Gehirn einmummeln und dort drüben einen ganz besonderen Geruch haben, wenn sie zum Fenster hereindringen. Mein Tabak roch nach einem düsteren Zimmer mit von Kohlenstaub verstaubten Möbeln, auf denen sich die magere schwarze Katze

wälzte; nach den großen Feuern! und der Magd mit den roten Armen, wie sie Kohlen aufschüttete, und dem Geräusch dieser Kohlen, die aus dem Bleheimer in den eisernen Korb fielen, morgens — wenn der Briefträger mit doppeltem feierlichen Schlag klopfte, der mich aufleben ließ! Ich habe durch das Fenster wieder diese kranken Bäume des verlassenen Square gesehen — ich habe die hohe See gesehen, die ich in jenem Winter so oft durchquerte, schlotternd auf dem Deck des Dampfers, vom Staubregen durchnäßt und schwarz von Rauch — mit meiner armen, verirrtten Geliebten, im Reiseanzug, einem langen grauen Kleid, von der Farbe des Staubes der Wege, einem Mantel, der feucht an ihren kalten Schultern klebte, und einem dieser Strohhüte ohne Feder und fast ohne Band, die die reichen Damen bei der Ankunft fortwerfen, so sehr haben sie von der Seeluft gelitten, doch die die armen Geliebten noch für sehr viele Sommer umgarnieren. Um ihren Hals war das schreckliche Tuch geschlungen, das man schwenkt, wenn man sich für immer Lebewohl sagt.

(Aus dem Französischen übersetzt von August Brähler)

ZWEI WEGE INS IRRENHAUS

Von Hans Reimann (Leipzig)

I

Du gehst in eine Eisenwarenhandlung.
In eine Eisenwarenhandlung!
Der Verkäufer, ein junger Mann mit Kneifer, ist allein im Laden. Er eilt herbei und fragt, womit er dienen könne.
Du sagst: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebschaften‘, die ‚liaisons dangereuses‘ von Choderlos de Laclos in der zweibändigen Ausgabe des Hyperion-Verlages.“
Der junge Mann sieht dich an. Er hat nicht verstanden.
Du wiederholst: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebschaften‘, ‚liaisons dangereuses‘.“
Der junge Mann hat nicht verstanden.
Du wiederholst langsam und mit Nachdruck: „Ich möchte die ‚Gefährlichen Liebschaften‘ von Choderlos de Laclos — die Ausgabe in zwei Bänden — sie ist im Hyperion-Verlag erschienen.“
Der junge Mann, zögernd: „Ach, — das ist — ein — Buch?“
Du: „Gewiß. Sogar zwei. Und ich habe die beiden Bände vor vierzehn Tagen bestellt. Sie sind hoffentlich inzwischen eingetroffen.“
Der junge Mann, hilflos: „Wir führen — wir haben . . . Sie müssen . . . da muß ich —“

Du: „Ja, wenn es noch nicht eingetroffen ist, so bestellen Sie es bitte umgehend: Choderlos de Laclos, ‚Gefährliche Liebschaften‘, Ausgabe in zwei Bänden, Hyperion-Verlag. —

Dem jungen Mann wird angst und bange. Er sagt: „Das ist doch eine Eisenwarenhandlung — hier.“

Du: „Mit alten Kupfern.“

Der junge Mann: „Eine Eisenwarenhandlung...“

Du: „Ja. In der Übertragung von Franz Blei.“

Der junge Mann bewegt die Hände, sieht dich plötzlich groß an, sagt: „Einen Augenblick!“ und verschwindet.

Er läuft, so schnell ihn seine Füße tragen, zum Inhaber des Geschäftes in das Kontor. Aufgeregt berichtet er, ein Verrückter sei im Laden.

Der Inhaber des Geschäftes rutscht von seinem Drehsessel, strafft die Weste und gürtet sich mit Energie. — Mit eisernem Blicke tritt er an dich heran — im Hintergrunde der Verkäufer — und fragt — mit künstlich liebevoller Stimme: „Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?“

Du (sachlich): „Ich möchte einen Schraubenzieher.“

II

Nachdem du dich mit Papier, Bleistift und einem Zehnmarkschein versehen hast, gehst du in ein erstklassiges Hutgeschäft.

Du sagst nicht Guten Tag.

Du sagst überhaupt nichts.

Keinen Mucks.

Eine Verkäuferin fragt nach deinem Begehr.

Du ziehst gemächlich Papier und Bleistift aus der Tasche und schreibst: „Ich wünsche einen steifen, schwarzen Hut.“

Das Fräulein mißt dich mit einem neugierig-milden Blicke und sieht die Nummer deines Hutes nach.

„Sofort!“ sagt sie und geht Hüte holen.

Du siehst sie mit den andern Verkäuferinnen tuscheln.

Sie kommt zurück und probiert dir Hüte auf.

Du nimmst wieder dein Papier zur Hand und schreibst: „Acht Mark darf er kosten.“

Das Fräulein nickt ernsthaft.

Endlich hast du einen passenden gefunden.

„Einwickeln!“ schreibst du auf.

Sie schlägt dir den Hut ein.

Du bezahlst wortlos.

Du wendest dich zur Tür.

Alle sehen dir nach.

Du öffnest die Tür und sagst sehr höflich: „Guten Tag!“

EINE ANKÜNDIGUNG

DIE VERTRUSTUNG DES GEISTES. Ich gebe in diesen Tagen mit den Worten des Thomas von Kempen: Warum suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist? eine Schrift heraus, die vorbereitende Arbeiten zur Vertrustung des Geistes enthalten wird.

Die Zerfaserung plumper Erscheinungsformen nach einem zentralen Bewegungspunkt rückwirkend, gegenseitig Wirken und Wirkung in der Spanne haltend — es gibt keine Ursache — mit der Möglichkeit, sichtbar werdende Kraft zu steigern, die Standard Oil Company, Singer Nähmaschinen, Scheidemantel Knochen und Leim, Manoli Mandelbaum —

Auch die Zwischenbewegung, strebendes Nebenprodukt, Riemen, Kurbeln, Dynamos, das Geld — Karczynski, Morgan, Henkel-Donnersmark, Cahn und der Buketthopper Louis Hirsch — Noch mehr: Schulfibeln, Oberlehrer, preisträgerische Literaten, Aufbrüchige, Monopol-Theater und Programme.

Alles schon ganz schön.

Lassen Sie das beiseite. Nirgends hört man jetzt mehr: Wenn ein Mädchen einen Herrn hat, sondern das viel feinere, das ganz andere. Der Gin ist bewegungslos geworden. Fängt an zu stinken. Auch schon ganz schön.

Aber die Leute werden doch noch nicht genügend daran glauben. Noch nicht genügend, höchstens ein bisschen.

Flotter: Das Gegenständliche vertrusten, heißt sich ängstlich im Kreise drehen, die Bewegung — führt auch nicht viel weiter, nein: das Klischee von 1890: Geist, von 1915: Ich, besser: ich.

Weiterhin: Hier wird keine Musik gemacht; wird darauf hingewiesen, daß das Auseinanderfallen des Menschen, des sich windenden, bäumenden, in die Höhe stoßenden, schreienden Menschen, des sich einwühlenden, zitternd sattenden Andern, des Mitmenschen, der Bäume, Steine und Nebel hier und da den Ton findet und festhalten soll. Daß der Zwang dieser Einstellung in der Auflösung der verstaubten seelischen Verknotungen der selbstgewebte glücklich gespenstische Vorhang ist, hinter dem die Scham der Menschen hockt, die sich immer noch geweigert haben, geboren zu werden, daß man sie zerren muß —

Die treibende Wucht der Menschen — Freude dieses Paradieses, daß du und ich atmen — wird frei!

Nicht sich mehr an schillernde Erscheinungen klammern. Verzierungen, wozu um sich schlagen. Nicht soviel Wesens davon machen — wird sich einem zuleben, um den Menschen herum sein, lieben und beglücken, daß der Mensch aufschreiben wird —

Das Leben . . . der Tod ist ein Vorhang, eine großartige Erfindung, solange noch die Unsicherheit usw.

Aber: Es gibt keinen Tod. Halt, niemand stirbt in der Tat. Ich weiß das.

Wirf dich weg!

Franz Jung.

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Die Leipziger Polizei hat interessante Feststellungen über die Kriminalität im Kriegsjahr 1914 gemacht. Nach dem ersten Mobilmachungstag sank die Kriminalität auf einige Zeit in überraschender Weise. Vom 1. Januar bis zum 1. August 1914 waren im ganzen 8525 Anzeigen bearbeitet worden, gegen 9402 im gleichen Abschnitte des vorhergehenden Jahres; im Zeitraum vom 1. August bis 1. September 1914 dagegen nur 902 gegen 1311 im Jahre 1913. Die Neigung zu Verbrechen und schweren Vergehen war unter dem Druck der seelischen Einwirkungen des Krieges sogleich merklich zurückgegangen. . . . Dazu kam, daß ganze Kategorien gewohnheits- und gewerbsmäßiger Rechtsbrecher infolge der veränderten Verhältnisse ihre Tätigkeit aufgeben mußten. . . . Auch andere Rechtsbrecher fanden weniger Gelegenheit, ihrem zweifelhaften Erwerbe nachzugehen, wie die Glücksspieler und Bauernfänger. . . . Unter der Gesamtwirkung aller dieser Umstände trat in den ersten Wochen nach der Mobilmachung eine verhältnismäßige Ruhe ein. Sie war allerdings nicht von langer Dauer. In dem Maße, wie sich das allgemeine Wirtschaftsleben erholte, stieg wieder die Zahl der Straftaten. Am Jahresschlusse betrug die Zahl der bearbeiteten Sachen aber immerhin nur 27691 gegen 34853 im Jahre 1913. Die sogenannten Kapitalverbrechen (Mord und Tötung), die unmittelbar nach Ausbruch des Krieges im Deutschen Reiche fast ganz ausblieben, traten allmählich wieder mehrfach auf. . . . Daß gewandte Betrüger ihre Tätigkeit sofort auf die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse einstellten, kann nicht wundernehmen.

„B. T.“, 11. 2. 1915, *Morgen-Ausgabe*

KLEINER BRIEFKASTEN

S. H. Aber nein, das ist weder eine Angelegenheit der Literatur, noch der Kunst, noch der Wissenschaft, noch der Kultur, und nur mit solchen Dingen beschäftigt sich DIE AKTION in dieser Zeit kritisch, im übrigen registriere ich einfach (wie ich nun schon allzuoft hier betonen mußte und was Ihnen ja die Hefte der AKTION klar zeigen).

M. P. Was man jetzt lesen muß außer der AKTION? Monatlich einmal: Eckermanns Gespräche mit Goethe, alles von Stendhal, Tolstois Anna Karenina, Krieg und Frieden, Besinnet euch, zwei Bücher von Strindberg, von Dickens, Meredith, recht viel von Flaubert, Turgeniew, Thackeray. Täglich einen alten Lyriker zum Frühstück (Goethe, Hölderlin, Novalis, Withman, Puschkine), einen neuen zum Abendschluß (Baudelaire, Werfel, Boldt, Heym, Schickele, Francis Jammes, Stadler, Verhaeren, Wolfenstein, auch die sechs lyrischen Anthologien der AKTION, Hasenclever, Brod, Theodor Däubler), später, im Bett, mögen dann so schöne Werke an die

Reihe kommen wie der Roman von Henri de Regnier: „In doppelten Banden“, Knut Hamsun „Mysterien“ und „Hunger“, Heinrich Mann „Die kleine Stadt“ und die „Drei Romane der Herzogin von Assy“, Schickele „Der Fremde“, ein wenig Maupassant, Zola, Octave Mirbeau, Kant, Weininger, Hardekopfs „Abend“, Musils „Verwirrungen“, Michelet „Die Frauen der französischen Revolution“, einiges Leichtere von Sterne, Franz Blei, Kierkegaard, Gide, Karl Kraus. Hardens „Literatur und Theater“, Schnitzler, Altenberg, Jung, Einstein, Gerhart Hauptmann. Leiden Sie an verzweifelter Schlaflosigkeit, dann versuchen Sie es mit kleinen Dosen aus *Flakes* Gesammelten Werken. Auf diese Weise wird Ihre Zeit prall gefüllt sein und Sie ersparen das Lesen von Tageszeitungen.

Gerhart Hauptmann. Ich sehe das anders an, ich finde die Äußerung des katholischen „Münchener Kurier“ vom 6. September gar nicht unglaublich. Schließlich müssen Sie, Herr Doktor, doch zugeben, daß der Theaterzensent, der Ihren „Bogen des Odysseus“ und Ihre Aufsätze gegeneinanderstellt, nur sagen kann, was er gesagt hat:

„Überhaupt — was kümmern uns heute in der gewaltigsten aller Zeiten Troja und Odysseus. Heute haben wir Brest-Litowsk und Hindenburg. Die liegen uns näher!“

Versuchen Sie, näherliegende Festspiele zu dichten!

Frau E. Förster, Weimar. Ich bedaure, auf Ihre Antwort im „Berliner Tageblatt“ (5. 9. 15) meine Gegenantwort zugesagt zu haben. Ich muß die Diskussion abbrechen, nachdem Sie als Argument gegen die Gültigkeit des Werkes *Ecce homo* die spätere Geisteskrankheit Friedrich Nietzsches verwenden.

G. B. Das Manuskript sandten Sie zu spät; aus technischen Gründen stelle ich jetzt jede Nummer 12 Tage vor dem Erscheinen fertig.

O. O. Auch für Sie gilt die erste Notiz in diesem Briefkasten.

K. K. Abonnieren Sie DIE AKTION direkt beim Verlag, wenn Sie häufig Ihre Adresse wechseln. Wenn Sie die Hefte ungeknickt zugestellt haben wollen, dann erhöht sich der Vierteljahrspreis um M. 1,30 für Papprollen und Portoaufschlag.

FREUNDE!

Ich plane, Ergänzungshefte zur AKTION herauszugeben. Hedwig Dohm, Thea Sternheim, Franz Pfemfert, Walter Hasenclever, Johst. Und so. Diese Hefte sollen nicht periodisch erscheinen. Unerhört wichtig ist, daß sie bald und daß sie recht oft in diese Zeit gesandt werden: Es wird also für jeden Freund der AKTION dringende Pflicht sein, durch erhebliche Werbearbeit und Vorbestellungen die Herausgabe der „Ergänzungshefte“ zu fördern. Jedes Heft wird einzeln 50 Pfennig kosten, zehn Hefte drei Mark, fünfzig Hefte zehn Mark.

EINE BERICHTIGUNG

Richard Huelsenbeck ist der Dichter der Verse „Letzte Nächte“, die, durch ein technisches Versehen beim Umbruch, in der vorigen Nummer mit Iwan Lassang signiert sind. Von Iwan Lassang ist das „Weltlied“.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Beiträge von Kurd Adler / Ernst Angel / Ludwig Bäumer / J. R. Becher / Uriel Birnbaum / Paul Boldt / Maximilian Brand / Flesch von Brunningen / Theodor Däubler / Walter Ferl / Kurt Finkenstein / Jomar Förste / Rudolf Fuchs / Manfred Georg / Martin Gumpert / Henriette Hardenberg / Walter Hasenclever / Emmy Hennings / E. F. Hoffmann / Hanns Johst / Oskar Kanehl / Hermann Kasack / Hugo Kersten / Wilhelm Klemm / Gottfried Kölwel / Edlef Köppen / Paul Kraft / Erna Kröner / Herbert Kühn / Else Lasker-Schüler / Iwan Lassang / Hans Leybold / Alfred Lichtenstein / Ernst Neumann / Heinrich Nowak / Richard Oehring / Karl Otten / Otto Pick / Hermann Plagge / Max Pulver / Walther Rheiner / Heinrich Schaefer / Anton Schnack / Robert Schnitzer / Ernst Stadler / Otto Steinicke / Alfred Vagts / Friedrich W. Wagner / Franz Werfel / Hellmuth Wetzel / Alfred Wolfenstein



HERMANN HENDRICH
Anthologie jüngster
französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION



FRANZ PFEMFERT
Die Deutschsprechung
Friedrich Nietzsches
Preis 50 Pfg.
Verlag DIE AKTION



DIE AKTION
Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—
Jahrgang II und III je Mk. 15,—
Jahrgang IV Mk. 12,—
Die Preise beziehen sich auf ungeb. Exempl.



DIE LYRISCHEN ANTHO-
LOGIEN DER AKTION
Nr. I (selten) Mk. 2,—
Nr. II—VI à 50 Pfg.

THOMAS G. MASARYK
Rußland und Europa
Soziologische Skizzen
Zwei Bände. Mk. 24,—
EUGEN DIEDERICH'S VERLAG IN JENA

CARL STERNHEIM
Aus dem bürgerlichen Heldendasein
Fünf Komödien. Geheftet jede Mk. 3,—
INSEL-VERLAG, LEIPZIG

PAUL CLAUDEL
GOLDHAUPT
Geh. Mk. 3,50, Leinenband Mk. 4,50.
Hellerauer-Verlag, Hellerau bei Dresden

JULES MICHELET
Die Frauen der Revolution
Verlag ALBERT LANGEN, MÜNCHEN

THEODOR DAEUBLER
Das Nordlicht
Epos in drei Teilen
Wir wollen nicht verweilen
Autobiographische Fragmente
Hesperiden
Eine Symphonie
GEORG MÜLLER, VERLAG, MÜNCHEN

FRANZ MEHRING
DIE LESSING-LEGENDE
Vierte, unveränderte Auflage
Gebunden M. 3,—
Verlag von J. H. W. Dietz Nachf., Stuttgart



ARTHUR HOLITSCHER
Amerika heute und morgen
Reiseerlebnisse
Mk. 5,—
S. Fischer, Verlag, Berlin



FRANZ BLEI
Gesammelte Schriften
6 Bände
Georg Müller, Verlag, München



EGMONT SEYERLEN
Die schmerzliche Scham
Geschichte eines Knaben
Mk. 6,—
S. Fischer, Verlag, Berlin



LEO N. TOLSTOI
Besinnet Euch
100 Seiten Preis 30 Pfg.
EUGEN DIEDERICH'S
VERLAG IN JENA



OTTO BRAHM
Literarische Persön-
lichkeiten
Essays
Mk. 5,—
S. Fischer, Verlag, Berlin



F. E. HAAG, MELLE i. H.,
Buch- u. Kunstdruckerei, liefert schnell, sauber
Dissertationen, Werke,
Zeitschriften
und übernimmt auch deren Expedition
Illustrations-, Drei- und Vierfarbendruck

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

H.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴³/₄₄

INHALT: M. Slodki: Tolstoi (Titelblatt; Holzschnitt, vom Stock gedruckt) / Zum Todestage Tolstois / Maximilian Harden: Ueber Russlands Dichtung / Alexander Puschkin: Der Prophet / Nikolai Nekrassow: Das vergessene Dorf / Alexander Block: Zwei Gedichte. Deutsch von Reinhold von Walter / Theodor Däubler: Die Russin / Russischer Bilderbogen / Iwan Turgenjew: Jegoruschka / Leo Blumberg: Briefe von Analphabeten / M. Slodki: Der Dichter Puschkin (Holzschnitt) / Bjely: Newski Prospekt. Eine Erzählung / M. Slodki: Dostojewskij (Holzschnitt) / Wladimir Solowjew: Nietzsches Uebermensch / Leo Tolstoi: Ueber die öffentliche Meinung / Kleine Bücherliste / Ich schneide die Zeit aus / Walter Ferl, Reinhold von Walter, Richard Hirschfeld und Erich Baron sind tot!



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF
D O P P E L - N U M M E R
HEFT 50 PFG.



CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis Mk. 3,—



F R A N Z J U N G
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet Mk. 2,—, gebunden Mk. 3,—



C A R L S T E R N H E I M
Herr von Seingalt
Drei Szenen
Preis 50 Pfg.



DIE LYRISCHEN ANTHO-
LOGIEN DER AKTION
Nr. I (selten) Mk. 2,—
Nr. II—VI à 50 Pfg.



D I E A K T I O N
Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—
Jahrgang II und III je Mk. 15,—
Jahrgang IV Mk. 12,—
Die Preise beziehen sich auf ungeb. Exempl.



NAPOLEON BONAPARTE
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht
Preis 50 Pfg.



T H E O D O R D Ä U B L E R
P i c a s s o
Ein Essay
Preis 50 Pfg.



H E R M A N N H E N D R I C H
Anthologie jüngster
französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 23. OKT. 1915

Vor fünf Jahren, im November, aus einer Welt, die ihm taub und verstockt gegenüberstand, starb Leo Tolstoi. Seinem Gedächtnis widme ich dieses Heft „Rußland“.
F. P.

WORTE ZU DIESEM HEFTE

Von Maximilian Harden

Grunewald, 14. 10. 15.

Sehr geehrter Herr Pfemfert!

Ihres Willens, der russischen Dichtung ein Heft zu widmen, muß, gerade in diesen Tagen, der nicht durch ihr Erlebnis vom Sehnen in Kunst, vom Drang ins Bad seltsam duftender Kultur völlig Verwaiste sich in Herz und Hirn freuen. Solches Sehnen, solchen Drang nannten die zwei herrlichsten (einander vielfach feindlichen) Welten unserer Heimath, Goethes und Fritzens, deutsch; wir wollens, allen Gewalten zum Trotz, wieder so nennen und aus der Frommheit, die noch im Gottlosen leben kann, beten, daß der Deutsche im weitesten Vaterland sich wahre, was im schmalsten ihm Stolz und Segen, Trost und Fittich war. Ihren Ruf zur Reise in Rußlands Seele fasse ich nicht als einen zur Abkehr vom Licht, von allzu grellem, des Tages auf. Goethe (der nicht am Schreibtisch Schlachtlieder erschwitzten, nicht die auf dem Kampfgefeld nothwendige Hirnkurzsicht mit der Feder in Staarblindheit steigern, mit Tinte das Wesensgewand der Zufallsfeinde besudeln mochte) verstopfte dem Kriegsgelärm sein Ohr und vergrub sich in chinesische Literatur. Warum ers thun mußte, begreifen wir heute tiefer als je zuvor; daß ers that, zwingt uns in neue Ehrfurcht vor der Majestät seines Menschenverstandes. Ihr Ruf aber weist nicht in ein China, das mit unserem Tag, mit dem unser Tag nichts gemein hat; sondern kann in hellere Erkenntniß Dessen, was ist und sein wird, weil es sein muß, führen. Wer Dostojewskij kennt (seine Dichtung, nicht seine Schriften über Politik, die manchmal thöricht, manchmal kindhaft genialisch, immer „interessant“ sind), Der kennt Rußland, Menschheit und Land, gründlicher als Einer, der mit dem Auge kühler Vernunft diesen Erdtheil, diesen kalten Orient durchreist und alle „Enthüllungen“ aller noch nicht und doch schon makulirten Preßpapiere daraus in sein Schlündchen aufgenommen, alle Suppen aus allen Meinungsküchen gierig gelöffelt hat. Nicht der Verstand (so sprach, wenn mein Gedächtniß nicht irrt, Tjutschew): nur das Herz kann Rußland verstehen.

Wers verstanden hat, weiß, weshalb ihm, auch jetzt, wie so oft schon, der Sieg versagt ward. („Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: „Entweder Ich oder Keiner“: ein Satz von Dmitrij Mereschkowskij.) Wers verstanden hat, fühlt, wohin es, lässig im Vertrauen auf die unbrechbaren Waffen Zeit und Raum, schreitet; größer im Leid als unter dem Zwang zur That; weich und dumpfsinnig; mit dem Kindshang, Alles zu sehen, als sei das Licht des Schöpfungstages noch nicht verglüht; frommer Träume voll und zu den wildesten Fanatismen doch rüstig, wenn ein Föhn ihm die Seele aufgewirbelt hat. Von Puschkin, dem Romantiker, der Tropenblut in den Adern hatte und trotz beiden fremden Saftsträngen Russe blieb (deshalb auch ganz anders dreinschaut als Byron, Musset und deren Vettern), zu Gogol, dem Vater russischer Lebensdichtung („Wir kommen, Alle, aus Gogols ‚Mantel‘“: Turgenjew), zu Tolstoi, Dostojewskij, Nekrassow: Rußlands Dichtung ist Rußlands Hochgebirg. Auf solcher Höhenwanderung wird unser Blick heller, unsere Fähigkeit stärker, unser Menschlichstes reiner. Saltykow-Schtschedrin, der Europäer, Westler („Sapadnik“) Turgenjew, Gontscharov, Garschin, Tschechow, Gorkij, Andrejew, Bjelij, Mereschkowskij (das kräftigste dichterisch konstruktive Talent, das in der buntesten Polyphonie tönende Hirn in dem Rußland von heute): liebeliche Anmuth besonnerter Steppe, düster umnebeltes Hügelland, des Mittelgebirges quickende Luft; der innerste Schrein des Menschenwesens thut sich auf, Wölfe heulen, ein Vögelchen schluchzt . . . Die Entdeckung russischer Dichtung dünkt mich das fruchtbarste Ereignis im Kunstreich der Zeit, die dämmerte, als Bonaparte an den Britenfels geschmiedet und Bismarck geboren wurde. Um unersetzliche Werte wäre unsere Welt ärmer, wenn Raskolnikow, Myshkin, die Brüder Karamasow, Anna Karenina, Peter Besuchow nicht in ihr athmeten, wenn all die feinen und schrillen Klänge des Saitenspieles, das Puschkin stimmte, verweht, all die toten Seelen seit Gogols Vision nicht in Leben erwacht wären. Ohne den Eindrang, den fortwirkenden Einfluß der Russenkunst sähe auch im Westen jede Gestalterprovinz anders aus, als sie nun ist; sogar das dem Slavengenie ferne, von ihm nie in ein Gipfelwerk gesteigerte Drama. (Strindberg; der Ibsen der Wildentenperiode; Deutschlands „naturalistische“

Theaterstücke; Herr Shaw, den Tolstois Napoleon in der Badewanne, Tolstois vor einer Jauchzermenge Zwieback zerkrümelnder Alexander die ungeheure Verwegenheit zur Heldenbekitzelung lehrte.) Das Verhängniß des Deutschen, daß er nicht Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller aufrecht schreitenden Kreatur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß des Russen Geistesorganon anders als seins arbeitet, wägt und gesellt, scheidet und spaltet; daß es alles Konventionelle, alles nur dem irdischen Nutzen Dienende aus der Tiefe des Urtriebes verachtet; von Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erd feste vom Ozean; den Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Traumdunst Versponnenen, als den zum Daseinskampf Tauglichen, den schneller vorwärts, an den Trog mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch inbrünstig haßt.

Ihre Symphonie russischer Dichterstimmen wird den Deutschen, der noch (für Anderes als Sprengstoffliches) Ohren hat, Etwas von der Welt ahnen lehren, die nur aus wüstem Rausch, niemals aus gelassener Ruhe den Tollmuth zu der Losung gebar: „Ich oder Keiner.“

In hoher Schätzung bin ich Ihnen ergeben
Harden.

DER PROPHET

Gequält vom Durst nach ewiger Wahrheit
Durchwankte ich der Wüste Sand.
Plötzlich hochaufgerichtet vor mir stand
Ein Seraphim in Paradiesesklarheit.
Mit Fingern, leicht wie nur der Traum,
Berührt er meiner Lider Saum:
Da wurden sehend meine Augen,
Wie sie dem jungen Adler taugen.
Alsdann berührte er mein Ohr:
Erfüllt war es mit neuen Tönen,
Ich hörte nun des Weltalls Dröhnen,
Der Engel Flug, der Wolken Chor,
Der Meerbewohner stummes Leben,
Im Tal das Wachsen grüner Reben.
Dann aus dem Munde riß er schnell
Die Zunge mir, der Bosheit Quell,
Die eitel Lästerung sonst lenkte,
Der klugen Schlange Stachel senkte
Er in den lautberaubten Mund.
Und meine Brust zerschnitt sein Schwert,
Mein zuckend Herz nahm er aus blutgem Grunde,
Und lohender Kohle Feuerherd
Vergrub er in die rote Wunde.
Starr wie ein Leichnam lag ich dort,
Da tönte mir des Herren Wort:
„Steh auf, Prophet, sieh und erkenne,
Mein Willen leite dich hinfort:
Die Welt umwandere und — brenne
Des Menschen Herz mit deinem Wort!“

Alexander Puschkin

DAS VERGESSENE DORF

Holz, die Hütte auszubessern,
Bittet Mütterchen Nenila
Von des Dorfes Ältestem Wlaß.
„Habe keines“ — sagt er brummend,
„Nun, was stehst du? pack dich fort!“ —
„Laß der Herr nur kommen,“ denket
Still die Alte, „er wird zwischen
Uns entscheiden; selber sehen
Wird der Herr, daß schlecht mein Häuschen,
Und befehlen, Holz zu geben.“

Wohnt da so ein gieriger Wucherer
In der Nähe, der die Bauern
Listig um das Letzte bringt;
Schon ein treffliches Stück Landes
Hat er ihnen abprozeßt.
„Laß der Herr nur kommen,“ trösten
Sich die Bauern, „lehren wird er
Schon die schlaun Feldvermesser!
Wenn der Herr ein Wort nur sagt,
Ist der Acker wieder unser.“

Um Natascha freit Ignascha
— Hat sein eigen freies Gütchen —;
Der Verwalter, von Gemüt
Weichgestimmt wie alle Deutschen,
Weigert sie zum Weibe ihm.
„Müssen warten,“ spricht Natascha,
„Bis der Herr nach Hause kommt.“
Und es schreien Groß' und Kleine
Durcheinander, fast wie zankend:
„Laß der Herr, der Herr nur kommen!“

Längst gestorben ist Nenila;
Hundertfältig hat geerntet
Nachbar Schelm von fremdem Land;
Bärtige Männer sind geworden
Aus den Knaben, und Ignascha
Als Rekrut davongezogen;
Selbst Natascha hat die Hochzeit
Längst sich aus dem Sinn geschlagen;
Doch der Herr ist nicht gekommen,
Immer kam der Herr noch nicht.

Endlich zeigt bespannt mit Sechsen
Auf der Straße sich ein Wagen,
Auf dem hohen Trauerwagen
Steht ein Sarg von Eichenholze,
In dem Sarge liegt der Herr,
Hinterm Sarge folgt der neue.
In die Gruft senkt man den alten,
Seine Tränen trocknend, setzt
In die Kutsche sich der neue —
Fährt davon nach Petersburg.

Nikolai Nekrassow

ZWEI GEDICHTE

Der Spuk

Die Frühlingsbächlein in der Gasse — der leeren,
Stürzen und murmeln, und das Mädchen lacht.

Ein roter Zwerg will ihr den Durchgang wehren,
Er tanzt, er spritzt, er hat ihr Kleid ganz naß gemacht.

Das Mädchen hat Angst. Sie hüllt sich in ihr
Tüchlein,

Der Abend ist nah. Die Sonne steht tief in dem
Land.

Der Zwerg springt wie ein Ball in die Pfütze
hinein,

Treibt lauter kleine Wellen mit der runzligen
Hand.

Ein doppelter Widerschein blendet und lockt das
Kind.

Hinter einem Hause verglimmt das Abendrot.

Ganz weit — hinten — flackert eine Laterne in
dem Wind.

Gelächter. Spritzer. Tropfen. Ein rauchender
Schlot.

Es ist, — als ob in der Ferne Stimmen erschallten...

Es tropft von den Dächern . . . jemand hustet
irgendwo . . .

Als ob kalte, leblose Hände einander halten . . .

Die Augen sind ohne Glanz und scheinen nicht
froh . . .

Wie schrecklich! Wie gruselig! Dort — an dem
Gitter

Liegt sie — ein häßlicher, feuchter Fleck.

Die Nacht ist so kurz. Sie weint. Es ist bitter
Heimzugehn zur Mutter — vom Teufel befleckt.

Morgen. Wolken. Nebel. Zerbrochene Traufen.
In den Pfützen tanzt des Himmels blaues Einerlei.
Man hebt die Röcke, um über die Straße zu laufen,
Es plantschen die Soldaten: eins! zwei! eins! zwei!

In der Gasse, an dem Gitter reckt sich übers Kind
Ein Kopf, — der wackelt und murmelt so allerlei;
Der häßliche Gnom geht ans Werk geschwind:
Er wirft in das Bächlein die Schuhe: eins! zwei!

Die Schuhe — sie schwimmen von dem Wirbel
gedreht,

Da überholt sie eine Kappe, und da — ein Sack . . .
Gelächter. Spritzer. Tropfen. Und dort — o

seht! —
Schwimmen Hundeohren, ein Bart und ein roter
Frack!

Das Mädchen erwacht — vom Traume noch
trunken:

Es murmeln die Wellen . . . und alles ist vorbei . . .
Vor ihren Augen flimmern rot-blaue Funken.
Sonnenstrahlen. Wirbel. Wellen. Der Mai.

Ich erwache

Ich erwache — und Nebel liegt auf dem Feld,
Von meiner Warte blicke ich auf die Sonne hin.
Von keinem Wunsche ist mein Erwachen umstellt,
Wie das Mädchen, dem ich gehorsam bin.

Als ich über die Straße ging in sinkender Helle,
Sah ich ein Flämmchen blinken auf der Fenster-
bank . . .

Ein rosenrotes Mädchen stand auf ihrer Schwelle,
Und sie sagte mir: Du bist so schön und so
schlank.

Lieben Leute, das ist die ganze Sache,
Es ist wirklich nichts besonderes, was ich will,
Kein Wunder, darüber ich mir Gedanken mache,
Vergeßt es nur, und seid alle ganz still . . .

Alexander Block

Aus dem Russischen übertragen von Reinhold von Walter

DIE RUSSIN

Ich sah sie einst. Sie stand auf dem Mondlicht-
balkone.

Der Frühling verblühte in Beeten und Töpfen.
Ihr goldenes Haar, eine luftige Krone,
Verrankte, verlor sich in offenen Zöpfen.

Ihr griechisches Doppelkreuz grüßte die Brüste,
Die immer zum Kreuz hinan wogten und wallten,
Als ob es die Seele sanft wachhalten müßte.
Der Mondschrimer kam, ihren Traum zu erhalten.

Bald lachten die Sichel fast männlicher Zähne.
Sie glänzten hinaus zu den horchenden Sternen.
Es trug schon die Nacht ihre feurige Mähne,
Sie schwang sich als Stute durch Steppen und
Fernen.



Verkleinerter russischer Bilderbogen

Die Augen der Russin vermuteten Meere.
Sie regten sich stets in der furchtbaren Stille.
Es nahte ein Augenblick schrecklicher Leere,
Doch unverwandt zuckte die goldne Pupille.

Dann schenkte die Ebne sich kühlende Winde.
Die Russin erwachte und spürte die Kälte.
Zitternd verband sie die Fenstergewinde,
Versperrte sich, schwand. Und ein ferner Hund
bellte.

Theodor Däubler

JEGORUSCHKA

Von Iwan Turgenjew

„Es war im Jahre 1803,“ begann mein alter Bekannter, „kurz vor Austerlitz. Das Regiment, in dem ich als Offizier diente, lag in Mähren in Quartier. Es war uns streng untersagt worden, die Bevölkerung zu belästigen oder zu brandschatzen, da wir ohnehin, obwohl Verbündete, mißtrauisch angesehen wurden.

Mein Bursche war ein ehemaliger Leibeigener meiner Mutter; er hieß Jegor. Es war ein ehrlicher Mensch, der keiner Fliege ein Leid zufügen konnte. Ich kannte ihn von Kindheit an und stand zu ihm wie zu einem guten Freund.

Eines Tages entstand in dem Hause, in dem ich wohnte, ein entsetzliches Schimpfen und Schreien: man hatte meiner Wirtin zwei Hühner gestohlen. Und nun beschuldigte sie meinen Burschen des Diebstahls. Er verantwortete sich so gut er konnte und rief mich als Zeugen an . . . „Wie man ihn, Jegor Awramonow, des Diebstahls beschuldigen könne!“ — Ich bemühte mich, die Wirtin von Jegors Ehrlichkeit zu überzeugen, aber sie wollte auf nichts hören. In diesem Augenblick dröhnte von der Straße her der laute Lärm stampfender Pferdehufe. Es war der Oberstkommandierende, der mit seinem Stabe vorüberkam.

Er ritt im Schritt: dick und schwer saß er mit gesenktem Kopf und herabhängenden Epauletten auf seinem Pferd.

Als die Wirtin ihn erblickte, stürzte sie auf ihn zu, warf sich vor seinem Pferde auf die Kniee, mit fliegendem Haar, ganz aus Rand und Band, begann meinen Burschen anzuklagen, wobei sie in einem fort mit der Hand auf ihn zeigte:

„Herr General!“ schrie sie; „Eure Hoheit! Überzeugen Sie sich selbst! Helfen Sie uns! Retten Sie uns! Dieser Soldat hat mich bestohlen!“

Jegor stand in der Haustür, stramm und kerzengerade, mit der Mütze in der Hand, die Brust herausgestreckt, die Hacken zusammen, — wie eine Schildwache, aber ohne ein Wort zu sagen.

Hatte er die Sprache verloren angesichts der mitten auf der Straße haltenden Generalität, oder war er versteinert in der Ahnung des über ihn hereinbrechenden Unglücks . . . Er stand da, mein armer Jegor, mit einem aschgrauen Gesicht, und blinzelte.

Der Oberstkommandierende warf ihm einen zerstreuten, unheilverkündenden Blick zu und brummte zornig: „Nun?“ . . . Jegor aber steht noch immer da wie versteinert mit fletschenden Zähnen. Von der Seite betrachtet, schien es sogar einem, als lache er.

Da sprach der Oberstkommandierende die zwei kurzen Worte: „Hängt ihn!“, gab seinem Pferde die Sporen und ritt davon, anfangs im Schritt, dann im scharfen Trabe. Der ganze Stab folgte ihm; nur ein junger Adjutant wandte sich im Sattel um und warf Jegor einen kurzen Blick zu.

Es war unmöglich, den Befehl unbeachtet zu lassen . . . Jegor wurde sofort ergriffen und abgeführt.

Da verlor er gänzlich seine Sinne, nur einigemal rief er mühsam mit erstickter Stimme: „O Gott! O Gott!“ und dann halblaut: „Gott weiß es — ich war es nicht!“

Bitter weinte er, als er Abschied von mir nahm. Ich war ganz verzweifelt. „Jegor Jegoruschka, aber warum hast du dem General nichts geantwortet?“ „Gott weiß es — ich war es nicht,“ wiederholte der Ärmste schluchzend. Auch die Wirtin war im höchsten Grade erschreckt. Diese Wendung hatte sie doch nicht erwartet, und nun begann sie laut zu heulen. Alle nacheinander flehte sie um Barmherzigkeit an; sie versicherte, die Hühner hätten sich wiedergefunden, und sie wolle erklären, wie die ganze Sache zusammenhinge . . .

Selbstverständlich nützte dies alles nichts. Denn sehen Sie, mein Herr, es war im Kriege, und die Ordnung, die Disziplin . . . Aber die Wirtin heulte immer lauter, immer lauter.

Jegor, dem der Geistliche bereits die Beichte abgenommen und das Abendmahl gereicht hatte, wandte sich nach mir um:

„Sagen Sie ihr doch, Herr, sie möcht es sich doch nicht so zu Herzen nehmen . . . Ich habe es ihr ja vergeben.“

Nachdem mein Bekannter diese letzten Worten seines Dieners wiederholt hat, flüstert er, wie für sich: „Jegoruschka, mein armer, unschuldiger Kamerad . . .“ Die Tränen rannten ihm über die gefurchten Wangen.

Briefe von Analphabeten

Übersetzt und eingeleitet von Leo Blumberg

Briefe liegen vor mir. Vergilbt, vom Wasser beschädigt, von Erde beschmutzt. Auf dem einen ein rostbrauner Fleck. Blut. Russenblut. Diese Briefe sind bei toten russischen Soldaten gefunden worden.

Und wenn man sie liest, diese Briefe, da packt einen ein Schauer der Ergriffenheit. Vor dieser unberührten Urwüchsigkeit. Vor Feierlichkeit, die jahrhundertbelastet ist.

Losgelöst vom Sein scheint mir der Schreiber aus dem Felde. Inmitten des blutigen Tages ist er der Friedliche. Fern steht er der Gegenwart. Schreibt, wie er schreiben würde aus der Stadt nach Hause; als ob er nicht ein Werkzeug wäre zum Schlagen, Stechen und Schießen. Er ist in der Vergangenheit. Nicht in der Gegenwart sind auch die Schreiber des dunklen Dorfes. Die älteren im feierlichen Tone des Altväterlichen aufgehend, die Frau doch, die Junge, einem Bogen gleich, der nicht zu Ende geführt. Und sich sehnend spannt sich der Bogen dem Ziele zu, dem Frieden zu; unbeholfen; schüchtern-täppisch und doch glühend und qualvoll bittend. Eine alte Kultur der Form steigt aus diesen Briefen empor. Umwebt mich, umschließt mich und führt im schwungvollen Fluge zurück, durch Jahrhunderte auf- und niederschwebend. Kultur der Form.

Doch ich will die Briefe reden lassen, reden mit meinem Kommentar; um euch kulturvollen Westmenschen die Form des Ostens verständlich zu machen.

Der Brief aus dem Felde. Er ist mit einem patriotischen Bildchen versehen. Das Papier wurde wohl vom Roten Kreuz oder einer Liebesgabengesellschaft an die Soldaten geliefert. In einfacher Weise wurde für die Analphabeten gesorgt. Auf der linken Innenseite ist ein Brief vorgedruckt für die, die nicht schreiben können. Der Verfasser hat es ehrlich gemeint und gut gemacht. Er hat den Brief so abgefaßt, wie ihn der Bauer sich gedacht hätte. Nichts von Krieg. Denn der ist ihm fremd. Nichts von Sieg. Denn der ist ihm gleichgültig. Nichts vom „siegreichen Vorstürmen“. Denn er stürmt nicht. Er würde beschaulich vorgehen. Und was an Zeitgemäßem drin ist — spricht (versteckt, offiziös versteckt unter der Hoffnung des baldigen Wiedersehens) vom Frieden, Frieden! Die Form ist gut getroffen im Briefe, der handwerksmäßig vorgedruckt ist, wie sie vor hundert Jahren war. Wie sie jetzt ist. Und bleiben wird?

Ich will die Briefe reden lassen. Was im Texte der Briefe in Klammern steht, ist von mir, von mir, der trotz der heutigen Zeit sich zum Zwischenträger meldet. Von Ost zu West. Zunächst der offizielle, gedruckte Brief:

Mein vielgeliebtes, teures Weib!

Ich sende Dir, meine Teure, eine Nachricht von mir aus weiter Ferne. Ich bin, Gott sei Dank, am Leben, gesund und fühle mich ganz wohl. Schreibe mir, wie Deine und der Kinder Gesundheit ist. Wenn Du nur wüßtest, wie manchmal mein Herz sich nach Euch sehnt! (Ach, da steigt es schon auf, das alte Volkslied, das alte Märchen!) Es scheint mir, hätte ich Flügel, würde ich zu Euch fliegen, Euch an mein Herz drücken und herzlich küssen. (Verfasser, Verfasser, du hast es gut getroffen! Wenn er vielleicht auch nicht so schreiben würde, er denkt so, denkt so!) Ich bitte Dich, teure Gattin, schreibe mir öfter. Ich lebe nur durch Deine Briefe. Ich lese sie viele Male, und wenn ich sie gelesen habe, so scheint es mir, daß ich bei Dir und den lieben Kindern gewesen bin, Euch gesehen, geherzt und geküßt habe. Täglich bete ich zum Herrgott für Dich und unsere Kinder und bitte ihn, den Allmächtigen, um ein Wiedersehen mit Euch. Und ich glaube daran, daß schon nicht mehr fern dieser glückliche Tag ist.



M. Slodki: Puschkin (Holzschnitt)

Traure nicht, meine Teure, um mein Schicksal. Schreibe mir nur recht schnell wieder, da ich Eure Nachrichten kaum erwarten kann. Ich hoffe zu Gott, unsern Herrn, daß ich Dich und unsere lieben Kinder gesund und wohl vorfinden werde. Einen tiefen Gruß den Verwandten und Bekannten. (Ein tiefer Gruß! Siehst du ihn, Leser? Ehrerbietig bis zur Erde die Verbeugung, wie sie zu Zeiten Johannis IV. schon war, und blieb und ist.) Sie sollen mich nicht vergessen, wie ich sie nicht vergesse. Ich verbleibe

Dein Dich liebender Gatte

Iwan Romanowitsch Baranoff.

Trotz dem Firniss des Petrinischen Westlertums leuchtet's empor aus diesem offiziellen Brief. Doch der Baranoff kann auch schreiben. Und nun jubelt es auf in großer Feierlichkeit! Jahrhunderte haben sie herangebildet, geformt und zur Vollendung gebracht. Kein Brief ist es (ein häßliches Wort, ein profanes Wort), ein Sendschreiben ist es, was da vor mir liegt. Mit ungelenker Hand gekritzelt. Rein phonetisch geschrieben. Worte, die man in slawischen Kirchenbüchern findet.

Schreiben ist schöpfen für ihn, schöpfen heißt feierlich sein für ihn. Den Kulturlosen. Ich lasse es reden, das Sendschreiben:

Brief meiner teuren Gattin Olga Andreewna. (Gattin schreibt er! Nicht Frau; Frau ist nicht würdig genug. Sprechen würde er Frau, doch im Sendschreiben ist sie Gattin. Und Olga Andreewna! Den Namen und Vatersnamen; wie bei einem offiziellen Bekannten, vielleicht höchstens Freunde, denn zu profan ist es für ein Sendschreiben, einen Vornamen nur zu nennen, einen Vornamen, der in Liebe und Zank, bei Zeugung und Schlägereien gebraucht wurde!) Guten Tag, meine teure Gattin. Ich grüße Dich mit einem tiefen Gruß. (Eine Verneigung sehe ich, bis zur Erde, feierlich und gemessen.) Und grüße mein teures Söhnchen Pawel Iwanowitsch und sende ihm meinen väterlichen Segen. (Söhnchen schreibt er, teures, und Pawel Iwanowitsch, wie einem Erwachsenen! Zu unwürdig ist das zu Hause gebrauchte Pawluschka.) Und Nikolai Andreewitsch mit Gattin Alexandra Feodorowna und ihre Kinder grüße ich mit einem tiefen Gruß. Jetzt lebt wohl und auf Wiedersehen. Ich verbleibe gesund und am Leben, was ich auch Euch wünsche. (Alte Form, du liebe alte Form! So schrieben die Bojaren zu Zeiten Johann des Grausamen, und auch vor ihm und nach ihm, und es verpflanzte sich auf den Bauern, doch der zum Höfling gewordene Bojare des barbarischen Anarchisten Peter durfte

es nicht. Weil er, der großgenannte Westen-anbeter, wollte alles, alles vernichten, was Ursprung war, was Osten war, was echt war. Und es kam Kultur aus dem Westen: Geschütze, Geschütze und Säbel, Säbel und Piken, Piken und Flinten. Später Zahnbürsten. Und objets de Paris.)

Nun der andere Brief. Einleiten kann ich ihn nicht. Nur unsäglich leid tut es mir, nicht besser wiedergeben zu können, wie schön dieser Stil ist. Mühevoll gemalte Buchstaben von der Hand der Frau. Sie, sie hat es selbst geschrieben, denn ich kenne dich, du schweigsame, verschlossene Bauersfrau! Nie hättest du fremden Ohren, fremden Fingern die Koseworte anvertraut am Schlusse des Briefes.

Der Brief aus dem Dorfe:

1915, Februar 26. Dem teuren Sohne Wassili Iwanowitsch von Deinem Vater Iwan Wassiliwitsch und Deiner Mutter Agrafena Wassiliowna je einen tiefen Gruß und Onkel, Tante, Pate Patin (Namen . . . Namen . . .), alle zusammen senden je einen tiefen Gruß. (Das war der Teil der Alten. Nun spricht sie, die Junge.) Meinem teuren, unschätzbaren Gatten Wassili Iwanowitsch von Deiner Gattin Tatiana Michailowna sende Dir einen tiefen Gruß und wünsche von Gott, dem Herrn, gute Gesundheit und Erfolg in allen Angelegenheiten für Dich. Dem teuren Väterchen (Papanja schreibt sie! Keine Sprache der Welt kann die duftige Lieblichkeit des Wortes wiedergeben) von Deiner Tochter Manja einen tiefen Gruß, und ich erbitte Deinen väterlichen Segen, der mich bis zum Lebensende beschirmen wird. (Noch ist sie in den Schranken der Überlieferung, doch jetzt, jetzt, jetzt bricht es heraus, zärtlich und sehnsüchtig, nicht äußere Form, doch innerlich fest gefügt in unendlichem Rhythmus.) Teurer Wasja. (Kosename für Wassili.) Von Dir haben wir zwei Briefe. Du schreibst, daß Du nur einen Brief bekommen hast, und unzählige Male habe ich Dir schon geschrieben. Vielleicht kommt es nicht an, weil ich viel Überflüssiges geschrieben habe. (Wovon hast du geschrieben? Vom Frieden, den du wünschst? Hast du den Krieg verwünscht?) Ich bin schon froh, daß Du wenigstens einen Brief bekommen hast. Ich sandte Dir zwei Pakete, Tee, Zucker, Gebäck und Briefpapier und Kuverte im ersten, und Eingemachtes, Wurst, warme Strümpfe und Geld, zwei Rubel, im anderen. (Zwei Rubel! Das ist ein Vermögen für dich, junge Frau!) Vom Frieden weiß bei uns keiner was. (Sie



M. Słodki

Dostojewskij

riskiert es! Sie schreibt es auf die Gefahr, daß der Brief nicht ankommt! Sieg? Pah!) Die sagen, daß es bald kommt. Jene, daß es noch lange dauert. Keiner weiß was, teurer Wasja. (Sie stellt es nur fest und lamentiert nicht, und doch ist so tief der Schmerz und so heiß brennend der Wunsch!) Teurer Wasja, ich wüßte nicht, was mir zu schade wäre, Dir zu schicken; doch man weiß ja nicht, was ankommt. Warst Du schon in der Schlacht? (Ein einziges Mal nur hat sie daran gedacht. So bang-kurz.) Lebe wohl, mein süßer Engel, mein Leben, meine helle Sonne, mein Wasja. (Um 980 und von da an hindurch im Fluge durch Jahrhunderte begrüßten am Dnjepr und der Wolga, in weiten Ebenen, in tiefen Wäldern die Mädchen die Burschen mit denselben, selben Worten!)

Das waren zwei Briefe aus vielen.

Und es erhebt sich ein stilles Stöhnen aus all den Briefen und schwillt an . . .

Ich weiß nicht, warum mir eine Szene einfällt, 1904 gesehen. In weiter Ebene ein Dorf. Grauer Himmel. Schmutzige Straßen. Zwischen bau-fälligen Häusern blitzt es auf von neuem Holze. Baracken gefangener Japaner.

Sie hocken, unumzäunt. Um sie herum Bauern-frauen. Eier in Körben, selbstgebackene Kuchen stecken sie den Japanern zu. Die Schildwache hilft und gebraucht zur Übersetzung der Worte Gesten, Gesten wie Kinder, wenn ihnen Worte bei einem großen Ereignis fehlen. Abseits hockt einer mit jungem Gesicht. Neben ihm niedergekniet eine Bäuerin. An seiner Schulter lehnt sie, drückt den Kopf des höflich Verwunderten an die riesigen Brüste, umschlingt mit mütterlichem Arme den glatten, schwarzglänzenden Kopf, und Tränen, Tränen tropfen aus ihren Augen.

„Was weinst du, Mütterchen?“

Stummes Aufblicken.

„Hast auch so einen draußen?“

Stummes Schütteln des Kopfes. Ein Krampf einer riesigen Liebeskraft im Gesichte und:

„Hat ja sicher auch eine Mutter zu Hause.“

Sprachs und schwieg und weinte weiter.

Der Japaner lächelte.

Etwas schnürte mir die Kehle zu.

— — — — —

Newski-Prospekt

Von Bjely

Schultern, Schultern und Schultern schwommen vorüber, sie bildeten zusammen einen pech-

schwarzen Brei; einen sehr zähen und langsam fließenden Brei; an diesen Brei heftete sich sofort auch die Schulter des Alexander Iwanowitsch, sie blieb sozusagen an ihm kleben; und Alexander Iwanowitsch Dudkin folgte seiner eigenwilligen Schulter, dem Gesetz der Unteilbarkeit des menschlichen Körpers gehorchend; so wurde er auf den Newski Prospekt geschleudert; wie ein Kaviarkörnchen wurde er in einen dicken Brei hineingedrückt.

Was ist ein Kaviarkörnchen? Es ist eine Welt und ein Konsumgegenstand zugleich; als Konsum-objekt stellt das Kaviarkörnchen keine befriedigende Einheit dar; diese Einheit ist der Kaviar selbst: die Gesamtsumme der Kaviarkörnchen; der Konsument kennt keine Kaviarkörnchen, er kennt den Kaviar, den er auf das Butterbrot gestrichen bekommt. So werden Körper einzelner Individuen, die auf das Trottoir des Newski Prospekt hingeraten, zu einem Teil eines größeren Körpers; sie werden zu Körnchen des Kaviars: die Trottoirs des Newski Prospekt sind die Butterbrotflächen. Gleiches geschah auch mit Dudkins Körper, der aufs Trottoir geriet; das Gleiche geschah auch mit dem ihn beschäftigenden Gedanken: er vermischte sich mit einem fremden, mit dem Verstand nicht zu fassenden Gedanken — dem Gedanken des riesigen, vielbeinigen Wesens, das durch den Newski Prospekt zog.

Auf dem Newski Prospekt gab es keine Menschen, dort war nur ein laut tönender, kriechender Vielfüßler; eine Vielheit von Worten wurde an ein und der selben Stelle abgelagert; korrekt geordnete Sätze wurden dort zerhackt durch Anprallen aufeinander; und die Worte flogen sinnlos und wahnsinnig geworden auseinander, wie die Scherben zerschlagener leerer Flaschen, die früher an einer bestimmten Stelle lagen: durcheinander-gewirbelt, verbanden sich die Worte dann wieder in einen endlosen Satz, ohne Anfang und Ende. Dieser Satz war jedes Sinnes beraubt und schien aus sinnlosen Fabeln zu bestehen; die endlose Sinnlosigkeit eines Satzes hing wie eine Rußwolke über dem Newski Prospekt; in der Luft erhob sich der schwarze Rauch der Hirngespinnste.

Alexander Iwanowitsch riß seine Gedanken wieder aus der Flut zurück; sie kamen aus dem fließenden Wirrwarr ordentlich beschmutzt hervor; nach dem Bad in dem gedanklichen Kollektiv wurden auch seine Gedanken zu einem Wirrwarr; mit Mühe richtete er sie gegen die Worte, die an sein Ohr schlugen: gegen die Worte des Nikolai Apollonowitsch; diese Worte klopfen schon sehr

lange an sein Ohr, aber fremde Worte drängten sich wie Splitter dazwischen und zerrissen die Sätze; Alexander Iwanowitsch konnte nicht den Sinn dessen auffangen, was an sein Trommelfell gelangte. „Verstehen Sie,“ trommelte es vor seinem Ohr, „verstehen Sie mich, Alexander Iwanowitsch . . .“

„O ja, ich verstehe . . .“

Das Ohr Alexander Iwanowitsch' bemühte sich, den an ihn gerichteten Satz aus dem Wirrwarr herauszuziehen, das war aber nicht leicht, denn fremde Worte fielen wie ein Steinhagel dazwischen:

„Ja, ich verstehe Sie . . .“

„In der Blechbüchse dort“, trommelte es wieder, „bewegte sich Leben: dort tickte ein Uhrwerk so seltsam . . .“

Alexander Iwanowitsch dachte:

„Blechbüchse? Was für eine Blechbüchse? Und was geht mich seine Blechbüchse an?“ —

Als er aber seine Aufmerksamkeit konzentriert hatte, begriff er plötzlich, daß der Senatorssohn von der Bombe sprach.

„Als ich sie aufgezogen hatte, begann sich drinnen ein Leben zu regen; und erst war sie doch tot . . . Ich habe nur den Schlüssel umgedreht und . . . ja: und . . . ja, es schluchzte sogar etwas darin, ich versichere Ihnen; wie ein Betrunkener, den man aus dem Schlaf gerüttelt hat . . .“

„Haben Sie sie denn aufgezogen?“

„Ja, und sie begann zu ticken . . .“

„Die Uhr?“

„Auf vierundzwanzig Stunden.“

„Weshalb haben Sie das getan?“

„Ich habe die Blechbüchse auf den Tisch gestellt und sah sie an; die Finger streckten sich von selbst nach ihr — ganz einfach so, sie drehten von selbst den Schlüssel um . . .“

„Was haben Sie gemacht?! Geschwind in den Fluß mit ihr!!“

In aufrichtigem Schreck schlug Alexander Iwanowitsch die Hände zusammen; seine Halsmuskeln zuckten.

„Verstehen Sie, sie schnitt eine Grimasse . . .“

„Die Blechbüchse?“

„Ich wurde überhaupt, während ich vor ihr stand, von verschiedenen Empfindungen erfaßt, die einander rasch abwechselten, von sehr verschiedenen . . . Weiß der Teufel, was das war . . . Ich habe, aufrichtig gesagt, in meinem Leben nie Derartiges empfunden . . . Ein Ekel hatte mich gepackt, aber so, daß ich vom Ekel zerrissen wurde . . . Das blödeste Zeug kam mir in den

Kopf; und vor allem das Gefühl des Ekels: schon die Form der Blechbüchse ekelte mich an, der Gedanke, daß darin früher Sardinen herumschwammen (nicht ausstehen kann ich sie!); es war ein Ekel, wie vor einem großen harten Insekt, das mir mit seinem Insektengeplapper ans Ohr schlug; denken Sie: es wagte mir etwas zuzuraunen . . . Ha? . . .“

„Hm . . .“

„Es war ein Ekel, wie vor einem Rieseninsekt, dessen Körper mit Übelkeit erregendem Blech überzogen war . . . Ich weiß nicht: war es das Insektenhafte oder war es das Blecherne, als ob, na . . . als ob ich sie hinuntergeschluckt hätte . . .“

„Hinuntergeschluckt?! Pfui Teufel . . .“

„Ja, weiß der Kuckuck: geschluckt: verstehen Sie, was das heißt? Ich wurde eine gehende Bombe mit zwei Beinen, in deren Leib es widerwärtig tickte.“

„Leiser doch, Nikolai Apollonowitsch, man kann uns hören.“

„Ach, was werden die verstehen! Das ist ja gar nicht zu verstehen . . . Man muß sie auf dem Tische vor sich gehabt haben, ihr Ticken gehört haben, vor ihr gestanden . . . kurz, man muß alles erlebt haben . . .“

„Ach, wissen Sie,“ plötzlich wurde auch Alexander Iwanowitsch lebhaft, „ich verstehe Sie: ein Ticken . . . einen Laut kann man verschieden in sich aufnehmen: wenn man auf ihn horcht, kann man neben dem einen Geräusch noch etwas anderes vernehmen . . . Ich habe einmal einen Neurastheniker bis zur Raserei gebracht: ich begann nämlich im Gespräch mit ihm mit den Fingern leicht auf den Tisch zu klopfen, mit gewissem Vorbedacht, wissen Sie, im Takt zum Gespräch; plötzlich sah er mich an, verstummte, wurde blaß und fragte: ‚Was machen Sie?‘ Ich sagte: ‚Nichts!‘ fuhr aber fort, weiter zu klopfen. Denken Sie, er hat einen Anfall bekommen und war so verletzt, daß er mich von da ab bei Begegnungen auf der Straße nicht mehr grüßte . . . Das kenne ich . . .“

„Nein, nein, nein: das kann man nicht verstehen . . . In mir hob sich etwas: unbekannte und doch bekannte Delirien . . .“

„Sie erinnerten sich Ihrer Kindheit, nicht wahr?“

„Als wenn sich alle Empfindungen von einer Binde gelöst hätten . . . Es bewegte sich etwas über dem Kopfe, wissen Sie? Wenn sich einem die Haare sträuben — das kann ich verstehen, aber das war es doch nicht, denn bei mir war

ja der Schädel offen. Jawohl: ich habe es diese Nacht verstehen gelernt, was das heißt: die Haare stehen zu Berge; es sind aber nicht die Haare; der ganze Körper ist es, der einem zu Berge steht; alles sträubt sich wie einzelne Härchen: die Beine, die Arme, die Brust, wie wenn alles mit unsichtbaren Haaren bedeckt wäre und jemand mit einem Strohhalmchen darüber führe; oder wie wenn du in ein Kohlensäurebad tauchst und die mit Gas gefüllten Luftblasen dir über den Körper laufen: kitzeln, pulsieren, immer rascher, immer rascher, so daß, wenn du still liegen bleibst, dieses Kitzeln, Pulsieren, Herumfahren zu einer mächtigen Empfindung wird; wie wenn dein Körper in Stücke zerissen würde; die einzelnen Teile deines Körpers in verschiedenen Richtungen auseinandergezerrt würden: vorne wird dir das Herz herausgerissen, hinten ein Stück deines Rückenmarks; du wirst an dem Herzen nach oben gezogen; nach unten an den Beinen gezerrt . . . Dann machst du eine Bewegung, und alles beruhigt sich wieder . . .“

„Kurz, Sie waren wie Dionysos, der Gemartete, Nikolai Apollonowitsch . . . Doch Scherz beiseite: Sie sind jetzt auf einmal ganz anders, ich erkenne Sie nicht . . . Jetzt sprechen Sie nicht nach Kant . . . So habe ich Sie noch nie reden gehört . . .“

„Ja, ich sagte es Ihnen schon: meine Empfindungen haben sich gleichsam von einer Binde gelöst. Nicht nach Kant, meinen Sie . . . Was Kant? Dort ist alles anders . . .“

„Dort ist, Nikolai Apollonowitsch, eine ins Blut übergeleitete Logik, das heißt Hirnempfindungen im Blut oder Totenruhe; nun näherte sich Ihnen ein wirkliches Ereignis des Lebens und das Blut stieg Ihnen zum Hirn; daher hört man auch jetzt in Ihren Worten das Pulsieren wirklichen Lebens . . .“

„So stand ich, wissen Sie, vor ihr, und es schien mir . . . ja, worüber sprach ich . . .“

„Sie sagten, und es schien Ihnen . . .“

„Und es schien mir, ich selbst blähe mich auf; vielmehr, ich bin schon längst ganz aufgebläht; es sind vielleicht schon hundert Jahre, daß ich mich immer mehr aufblähe; ohne es gemerkt zu haben, lief ich als aufgeblähtes Monstrum herum . . . Das ist wirklich schrecklich.“

„All das sind Empfindungen . . .“

„Aber sagen Sie . . . bin ich nicht, nicht . . .“

Alexander Iwanowitsch lächelte mitleidig:

„Im Gegenteil, Sie sind etwas magerer geworden: Ihre Wangen sind eingefallen, unter den Augen sind bläuliche Ringe.“

„Ich habe dort vor ihr gestanden . . . Nein, nicht

ich — nicht ich, nein . . . ein Riese mit ungeheurem idiotischem Kopf, dessen Schädelnähte offen waren; und dabei pulsierte der Körper; über dem ganzen Körper liefen Nadelchen; sie stachen, schossen hinein, ich empfand deutlich auf einer Entfernung von einem Viertelmeter vom Körper die Stiche — ganz außerhalb des Körpers . . . Denken Sie nur! . . . Ich empfand körperliche Stiche — außerhalb des Körpers . . . Und diese Stiche, die Pulsschläge — begreifen Sie doch das! — zeichneten mein Kontur über den Grenzen meines Körpers, diesseits der Haut: die Haut befand sich innerhalb des Empfindungskreises. Was war das? Sollte ich umgekrempelt gewesen sein, mit der Haut nach innen? oder war mein Hirn nach außen gesprungen?“

„Sie waren einfach außer sich . . .“

„Sie haben gut zu sagen: ‚außer sich‘ — das sagt eben jeder. Das ist ja nur eine Allegorie, die sich nicht auf körperliche Empfindungen stützt, oder, im besten Fall, nur auf eine Emotion. Ich fühlte mich aber ‚außer mir‘ ganz körperlich, sozusagen physiologisch, nicht emotional . . . Gewiß, ich war auch zugleich in Ihrem Sinne außer mir, das heißt, ich war erschüttert. Die Hauptsache aber war, daß sich meine organischen Empfindungen, die Empfindungen meiner Sinnesorgane um mich herum ausbreiteten, sich in den mich umgebenden Raum ergossen, erweiterten: ich flog auseinander wie eine Bombe. Tsss . . .“

„In kleine Teile! . . .“

„Es kann uns jemand hören . . .“

„Wer war es also, der dort gestanden hat — ich oder nicht ich? Das geschah mit mir, in mir, außerhalb meiner . . . Merken Sie diese Anhäufung von Worten. Erinnern Sie sich: als ich neulich bei Ihnen war, wie ich das Päckchen brachte — da fragte ich Sie: warum bin ich — ich? Sie haben mich damals nicht verstanden . . .“

„Jetzt habe ich alles begriffen: aber das ist doch ein Schrecken, ein Schrecken . . .“

„Es ist kein Schrecken, sondern das wahrhaftige Erleben des Dionysos: kein Erleben in Worten, im Buch . . . Ein Erleben des sterbenden Dionysos . . .“

„Der Teufel weiß, was das ist!“

„Beruhigen Sie sich doch, Nikolai Apollonowitsch. Sie sind furchtbar müde; und das ist nicht zu verwundern: in einer Nacht soviel zu erleben . . . Das könnte auch einen Stärkeren umwerfen.“

Alexander Iwanowitsch legte ihm die Hand auf die Schulter, die Schulter bebte; Alexander Iwanowitsch

witsch empfand jetzt direkt das Bedürfnis, sich von dem nervös plapperndem Ableuchow frei zu machen und über das Geschehene ins Klare zu kommen.

„Ich bin ja ruhig, vollständig ruhig; ich wäre jetzt sogar nicht abgeneigt, ein Gläschen zu trinken; ich fühle mich gehoben, frisch . . . Sie können mir ja mit Sicherheit bestätigen, daß der Auftrag ein Schwindel war?“

Das konnte nun Alexander Iwanowitsch nicht mit Sicherheit sagen, trotzdem sagte er kurz und heftig: „Ich bürgе dafür . . .“

(Deutsch von Nadja Strasser)

Der Übermensch Friedrich Nietzsches

Von Wladimir Solowjew

Der russische Dichter-Philosoph veröffentlichte diesen hier im Auszug übersetzten Essay den 30. März 1897

Zu den charakteristischsten Gedanken des gegenwärtigen Verstandeslebens und zu seinen bedrohlichsten Versuchungen gehört die Idee vom Übermenschen. Diese Idee verlockt hauptsächlich durch den Schein der Wahrhaftigkeit, den sie erweckt. Hat etwa der unglückliche Nietzsche unrecht mit der Behauptung, alle Würde und jeder Wert des Menschen läge darin, daß er eben mehr sei als ein Mensch, daß er den Übergang bilde zu etwas Anderem, Höherem?

Diese Wahrheit von einem höheren, einem übermenschlichen Prinzip in uns, von unserer Affinität und unserer Hinneigung zum Absoluten war schon nicht mehr neu, als der Apostel Paulus sie den Athenern wieder in Erinnerung brachte (Apostelgeschichte XVII). Und trotzdem hat Nietzsche sie als eine bedeutende, neue Offenbarung kundgetan. Dank sei ihm dafür! Aber bedauerlich ist etwas: Paulus erinnert die Athener an die höhere Würde und Bedeutung des Menschen, um dann hinzuweisen auf die Verwirklichung dieses Höheren in dem wahrhaft Gerechten, dem von den Toten Auferstandenen; indem Paulus vom Übermenschen redet, nennt er ihn auch; — der letzte Verkünder des Übermenschen jedoch vermag auf nichts in der Wirklichkeit hinzuweisen und keinen zu nennen.

Der Basler Professor, der dem Christenglauben fernstand und nicht herangereift war zu einem ernsten Glauben an den kommenden lebendigen Antichrist, er schrieb über den Übermenschen überhaupt, und zwar so, wie Herr Tentetnikow — nach Herrn Tschitschikow in Gogols Toten Seelen — „überhaupt“ über „Generale“ schrieb. Jeder unter uns hat die Möglichkeit, ein Über-

mensch zu werden, sicher in sich, er ist es potentiell; um es jedoch in der Wirklichkeit zu werden, dazu ist ein massiverer Stützpunkt erforderlich als etwa der eigene Wunsch oder das Gefühl oder der abstrakte Gedanke. Nietzsche selbst hielt sich für den tatsächlichen Übermenschen, aber er war nur ein Überphilologe.

Wie wir aus seiner Biographie ersehen, ist das Drama des Lebens nie drohend nah an Nietzsche herangekommen; er hat nicht so sehr an der Begrenztheit der irdischen Menschennatur gelitten, ihn beengten vielmehr die Grenzen der Philologie oder dessen, was er „Historie“ nannte. Seine eigene Geschichte war einfach eine Wiederbelebung des ersten Faustmonologes, war der Kampf einer Seele mit der Last einer ungeheuren Büchergelehrsamkeit.

Nietzsche wollte, obwohl er Philologe und allzusehr Philologe blieb, auch noch der „Philosoph der Zukunft“ sein, der Prophet und Stifter einer neuen Religion. Dieses Vorhaben mußte zur sicheren Katastrophe führen, denn für einen Philologen ist es genau so unnatürlich, Religionsstifter sein zu wollen, wie für einen Titulärrat König von Spanien. Ich spreche selbstverständlich nicht von den Graden des Ranges, sondern von den Unterschieden natürlicher Begabung. Zweifellos ist eine gute Philologie einer schlechten Religion vorzuziehen; doch selbst der genialste Philologe wird nicht imstande sein, auch nur die allerschlechteste Sekte zu gründen.

Nietzsches Bemühen, sich über die „Historie“ zu erheben und ein Überphilologe zu werden, endete mit einem vollkommenen Siege der Philologie.

Der Basler Professor, der eine religiöse Wirklichkeit weder in sich finden konnte noch über sich, erdichtete eine Romanfigur, nannte sie „Zarathustra“ und verkündete den Menschen das Ende der Zeiten, indem er ihnen sagte: „Seht hier, der wahre Übermensch!“ Die Philologie bleibt hier schon im Namen siegreich. Der wahre Übermensch trug einen schlichten Namen, der in seinem Lande nicht ungewöhnlich, sondern auch anderen Männern seines Volkes eigen war, wie Jesus Josedeca, Jesus Sirach. Der „Übermensch“, den der Basler Professor erdichtete, kann nicht Heinrich, Friedrich oder Otto, er muß Zarathustra heißen, nicht einmal Zoroaster, nein eben gerade Zarathustra, — so daß es tüchtig nach Linguistik riecht. In seinem heißen Streben nach einer Überphilologie ist Nietzsche tatsächlich bloß über die Grenzen des klassischen Philologentums hinausgekommen, um dann der orientalischen Phi-

lologie in die Arme zu fallen, d. h. aus dem Regen in die Traufe zu geraten.

Der wahre Übermensch weilte, bevor er öffentlich predigte, vierzig Tage in der Wüste. Die exotische Erscheinung des Übermenschen, die der deutsche Professor erdacht hat, kann sich natürlich mit einem so kurzen Zeitraum nicht begnügen: Zarathustra verbringt, der Einsamkeit hingegeben, zehn Jahre in der Wüste.

Dabei haben wir der klassischen Schule noch zu danken für diese Mäßigung, denn die wahren Übermenschen des Ostens hatten die Gewohnheit, Millionen und Milliarden Jahre in der Wüste zu verweilen.

Nachdem Zarathustra seine Wüste verlassen hat und in die Stadt kommt, wendet er sich an das versammelte Volk und tut ihm kund, daß er den Übermenschen lehren werde. Wer aber annehmen wollte, der Übermensch sei irgendein höheres Wesen, der müßte sich von diesem Irrtume energisch frei machen. Denn der Übermensch ist halt bloß ein Gegenstand für Vorlesungen an der Universität, wie andere, — es ist ein neu zu schaffender Lehrstuhl der philologischen Fakultät. Lehrstühle für griechische und römische Mythologie, für Altertumskunde, Geschichte der Literatur, der Stilistik gibt es hier bereits, und nun wird ein neuer Lehrstuhl eingerichtet — für die Lehre vom Übermensch. Was aber wird denn eigentlich gelehrt auf diesem neuen Lehrstuhl? Das eben ist das Unglück, ist die ganze Tragödie Nietzsches: er hat über den Übermensch nichts, gar nichts zu sagen, seine ganze Predigt sind ausschließlich Redeübungen, herrlich schön in der Form, aber ohne jeglichen tatsächlichen Inhalt.

Ueber die öffentliche Meinung

Von Leo Tolstoi

Die einzige Gewalt, die alles lenkt, und der alle Menschen und alle Völker gehorchen, war stets nur die öffentliche Meinung; diese unfäßbare Macht ist die Resultante aller moralischen Kräfte eines Volkes und der ganzen Menschheit.

Wenn die öffentliche Meinung stabil, unveränderlich wäre und wenn die Regierungen stets eine solche öffentliche Meinung hervorrufen könnten, die ihnen gerade notwendig ist, dann wäre es wirklich unmöglich, dem Zwiespalt, der uns jetzt das Leben erschwert, zu entrinnen. Glücklicherweise ist das nicht der Fall; die öffentliche Meinung verändert sich fortwährend, ebenso wie sich die Menschheit verändert.

Verfolgen wir die Veränderungen der öffentlichen Meinung seit hundert Jahren, so können wir wahrnehmen, daß die russische öffentliche Meinung der regierenden Klassen von damals, welche die Leibeigenschaft, die Sklaverei, die Tortur und die körperlichen Strafen guthieß, zu einer Art von Legende geworden ist, und daß dasjenige, was man vor hundert Jahren für Utopie hielt, heute zu allgemein anerkannter Überzeugung geworden ist.

Diese Veränderung der öffentlichen Meinung entgeht uns häufig, wie uns auch die Bewegung des Wassers eines Flusses entgeht, dessen Lauf wir folgen; es kommt das daher, weil die unmerklichen Veränderungen, aus denen sich die öffentliche Meinung bildet, in uns selbst zustandekommen.

Je länger man die öffentliche Meinung an ihrer Entfaltung hindert, desto stärker wird sie, und desto gewaltsamer bricht sie sich Bahn.

Um im Leben der Menschheit die größten und folgenschwersten Neugestaltungen hervorzubringen, genügt einfach, die öffentliche Meinung umzugestalten. Es genügt, daß man einer bereits entseelten öffentlichen Meinung nicht folgt, daß jeder sagt, was er denkt oder wenigstens nicht sagt, was er nicht denkt. Würde das eine Anzahl von Menschen tun, so würde die alte öffentliche Meinung von selbst fallen und eine neue entstehen, und dann würde sich auch die gegenwärtige absolutistische Organisation, die uns belastet und peinigt, neu gestalten. Um die Menschen von dem sie bedrückenden Elend zu befreien, genügt es, nur nicht zu lügen. Wenn die Menschen sich von der Lüge nicht bestricken lassen, wenn sie, was sie weder denken noch fühlen, nicht sagen, dann wird sofort in unserem Dasein eine Veränderung eintreten, welche die Revolutionäre in Jahrhunderten nicht herbeiführen können.

Wenn wir die Torheit der Dinge, die uns töricht scheinen, nach Kräften bloßstellen, so erringen wir eine unbesiegbare Kraft, jene Kraft, die uns die wahre öffentliche Meinung gibt, die Meinung, welche durch ihre Vorwärtsbewegung den Fortschritt der Menschheit herbeiführt.

Ich freue mich, daß jeglicher Wunsch, Proselyten zu machen — der bei mir stark entwickelt war —, in den letzten drei Jahren in mir erloschen ist.

Ich bin so sehr überzeugt, daß das, was für mich Wahrheit ist, auch Wahrheit für alle Menschen ist, daß die Frage, wann dieser oder jener

Mensch zu dieser Wahrheit gelangt, mich nicht interessiert.

Sehe ich es nicht, so sehen es andere, ich aber tue mein Werk.

Es ist ein reizender Gedanke, daß das Sittengesetz, ebenso wie das philosophische Gesetz, „im Werden“ ist. Es ist sogar mehr als „im Werden“ — es ist erkannt!

KLEINE BUECHERLISTE.

Einwandsfreie deutsche Uebersetzungen aus dem russischen Schrifttum sind rar; besonders traurig ist es bisher der russischen Lyrik bei uns ergangen. In Rußland haben Puschkin, Lermontow, Nekrassow, Tjutschew, Balmont, Block und andere, hervorragende Dichter als Vermittler gewirkt: jedes gute deutsche Buch der letzten hundert Jahre ist von Dichtern sorgsam ins Russische übertragen worden (soeben ist dort eine neue prächtige Gesamtausgabe von Novalis erschienen). Puschkin übersetzte Goethe, Lermontow Heine. Wohingegen uns Bodenstedt eigentlich der einzige und nicht sehr gute Ueberbringer russischer Verse war. Nur eine Andeutung ist meist, was er gibt. Zu verwerfen sind die Reclamübersetzungen des Fiedler, Notbehelfe sind die Anthologien von Eliasberg (Pipers Verlag) und Johannes von Guenther (Oesterheld). (Unersetzlicher Verlust, daß Reinhold von Walter, dieser geniale Nach-Dichter, uns nicht mehr lebt!)

Das Niveau der vorhandenen Prosatübersetzungen aus dem Russischen ist wesentlich höher. Die beste deutsche Gesamtausgabe des Lebenswerkes Tolstois ist von Raphael Löwenfeld im Verlage Eugen Diederichs, Jena, herausgebracht worden, ebendort erschienen auch die gesammelten Schriften von Tschchow und Gorkij. S. Fischer, Berlin, hat Tolstois „Chadschi Murat“ verlegt (der Band kostet eine Mark). Otto Buek übersetzte, mit Anderen, die Werke Gogols und Turgenjews für den Verlag Georg Müller vorzüglich. Dostojewskijs Schriften hat Piper in München verlegt (leider nicht durchweg in besten Uebersetzungen). Gontscharows Werk ist im Verlage von Bruno Cassirer deutsch erschienen.

Von Einzelwerken russischer Dichter empfehle ich unbedingt: Valerius Brjussow „Der feurige Engel“ (von Reinhold von Walter deutsch gedichtet); Brjussow „Novellen“ (beide im Hyperion-Verlage); Brjussow „Der Siegesaltar“. Deutsch von Nadja Strasser (Verlag Müller); Ropschin: „Das fahle Pferd“ und „Als wär es nie gewesen“ (Rütten & Loening); Kusmin: „Die Taten des großen Alexander“ (von Ludwig Rubiner deutsch); Dymow: „Der Knabe Wlass“; Ssologub: „Totenzauber“ und „Der kleine Dämon“ (Müllers Verlag); Nagrodskaja: „Der Zorn des Dionysos“ und „Die bronzene Tür“ (beide deutsch von Alexandra Ramm, das erstere erschien bei Oesterheld, das andere bei Borngräber); Andrejew: „Die sieben Gehängten“; Garschin: „Novellen“; Korolenko: „Der Wald rauscht“.

Ueber Tolstoi ist ein liebevolles Buch von Löwenfeld geschrieben worden, das Diederichs verlegte. Masaryks Werk „Rußland und Europa“ wird man mit Nutzen studieren.

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Zeitgemäße Goethe-Worte. Aus Weimar wird uns geschrieben: In diesen Tagen fand ein intimer literarischer Abend im Gasthause zum „Weißen Schwan“ statt, in dem Goethe seine Gäste unterzubringen pflegte. Vor allem kehrte hier stets Zelter ein. Sie standen in regem brieflichen Gedankenaustausch. Goethe allein hat an Zelter über 290 Briefe gerichtet. Aus diesem Briefwechsel wurde an jenem Abend vorgelesen. Manche Stelle mutete an, als ob sie für den heutigen Tag geschrieben sei: „Es scheint“, schreibt Goethe 1830, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man

sei nicht aus Nerven, Arterien und anderen daher abgeleiteten Organen, sondern aus Kraft zusammengeflochten.“ In demselben (politisch aufgeregten) Jahre kam Goethe dazu, mit einem Schlage für sich alles Zeitungslesen abzuschaffen. Er schreibt: „Hierbei werd ich veranlaßt, Dir etwas Wunderliches zu vermelden und zu vertrauen, daß ich nämlich, nach einer strengen schnellen Resolution, alles Zeitungslesen abgeschafft habe . . . Dieses ist von der größten Wichtigkeit; denn genau besehen ist es von Privatleuten doch nur eine Philisterei, wenn wir demjenigen zu viel Anteil schenken, was uns nichts angeht. Seit den sechs Wochen, daß ich die sämtlichen französischen und deutschen Zeitungen unter ibrem Kreuzbände liegen lasse, ist es unsäglich, was ich für Zeit gewann und was ich alles wegschaffte.“ Ob Goethe auch heute die Zeitungen nicht mehr entfaltet hätte . . . ?

„Berliner Tageblatt“ 28. 9. 1915 unter „Kunst und Wissenschaft“.

Kriegszensur. Ueber die Kriegszensur, vornehmlich die englische, sprach am Freitag abend im Deutschen Lyzeum-Klub der amerikanische Kriegskorrespondent und Oberst Edwin Emerson. Vor einem Jahre etwa machte er von sich reden, als er in einer großen deutschen Zeitung das brütische Auftreten des englischen Gesandten in Bern dem schweizerischen Bundespräsidenten gegenüber charakterisierte, wofür er später aus der Schweiz ausgewiesen wurde. Seither folgt er den kriegerischen Operationen, namentlich an der Westfront, auf deutscher Seite, und er bemüht sich, seinen Landsleuten jenseits des großen Wassers wahrheitsgetreue Berichte über die wirkliche Lage zukommen zu lassen.

Mit welchen Schwierigkeiten dies verknüpft ist, ja, wie es fast unmöglich gemacht wird, davon erzählte Oberst Emerson aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen in launiger und anschaulicher Weise, dabei immer objektiv bleibend. Von 78 Telegrammen, die Emerson an seine Zeitung sandte, sind nur vier angekommen, die übrigen 74 wurden von der englischen Kriegszensur einfach unterdrückt . . .

Dieser krassen Handhabung der Kriegszensur durch die Engländer stellte Emerson die deutsche Zensur gegenüber, die ausschließlich den Zweck verfolgt, daß keine militärischen Geheimnisse in die Oeffentlichkeit kommen, im übrigen aber den Berichterstatte frei gewähren läßt.

„Berliner Tageblatt“ 10. 10. 1915 unter „Kunst und Wissenschaft“.

E r i c h B a r o n ,
ein sicherer Freund der AKTION, wurde,
als dienstpflichtiger deutscher Soldat, im
Osten getötet.

R e i n h o l d v o n W a l t e r
wurde, als dienstpflichtiger russischer Soldat,
im Osten getötet.

R i c h a r d H i r s c h f e l d ,
eine Hoffnung für unsere Tage, wurde, als
dienstpflichtiger deutscher Soldat, im Westen
getötet.

W a l t e r F e r l
gab den 4. Oktober die Nachricht von dem
Tode Richard Hirschfelds für mich zur Post;
den selben 4. Oktober wurde der junge
Dichter Walter Ferl, als dienstpflichtiger
Soldat, im Westen getötet.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Vincent van Gogh: Das Mädchen (Titelblattzeichnung) / Carl Sternheim: Herr von Seingalt. Drei Szenen / Toulouse-Lautrec: Zeichnung / J. Eberz: Federzeichnung / Georg Hecht: Ueber den Liebhaber / Max Oppenheimer: Herr E.-E. S. (Porträtstudie) / Liebesbriefe von Alfred de Musset, George Sand, Goethe, Lassalle und Alexander Herzen / Valerius Brjussow: Antonius (Deutsch von Stefan Wronski) / Wilhelm Klemm: Dichtung vom Schlachtfeld und eine Federzeichnung / Erwin Piscator: Einer ist tot / Stephane Mallarme: Die Pfeife / Hans Reimann: Zwei Wege ins Irrenhaus / Franz Jung: Eine Ankündigung / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten / Notizen

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

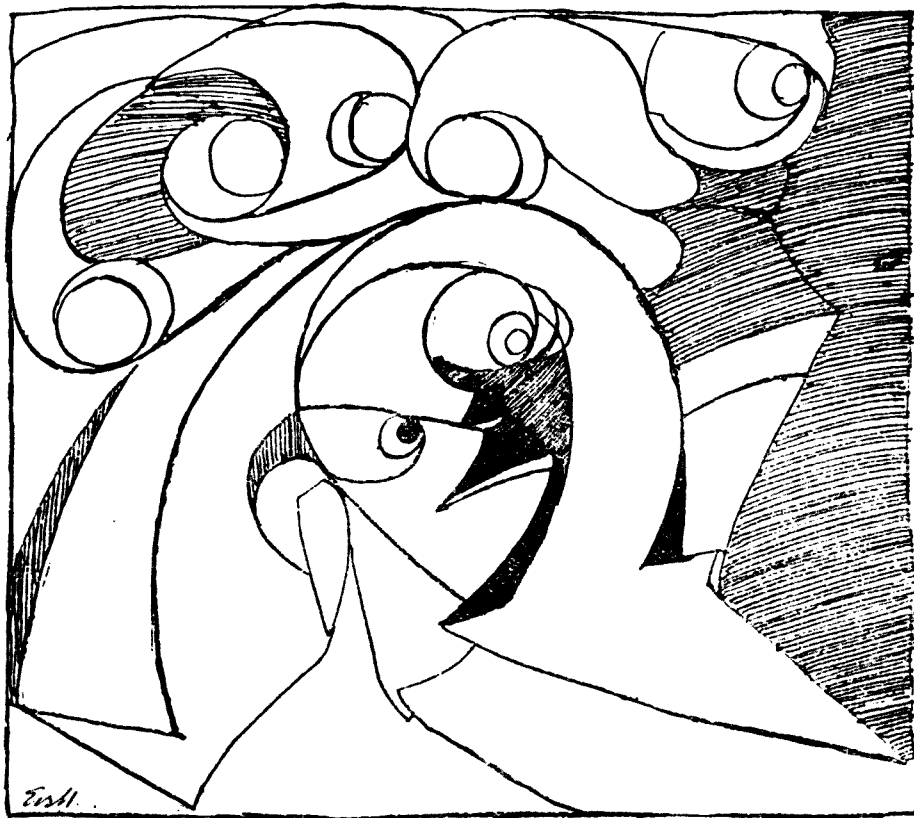
Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴⁵/₄₆

INHALT: Else von zur Mühlen: Männlicher Kopf (Titelzeichnung) / Reinhold von Walter: Tagebuchblatt / Franz Jung: Die Not des Peter Gnyp. Eine Novelle / Else von zur Mühlen: Landschaft (Zeichnung) / Johannes R. Becher: Zu dem Versbuch „An Europa“ / Gertrud Schirmer: Strasse (Zeichnung) / Wilhelm Klemm, Kurd Adler und Walter Ferl: Dichtungen vom Schlachtfeld / Richter-Berlin: Original-Holzschnitt / Rudolf Fuchs: Villa „Milde Ruh“ / Max Brod: Kosmos / Kurd Adler: Das Porträt / Otto Pick: Nächtliches Sterben / Paul Boldt: Frauenfeuer / Max Pulver: Durchdringung / Grosz: Lied / Margarthe Moll: Reiter (Federzeichnung) / Hans Reimann: Der Kampf mit der Phrase / Stefan Wronski: Neue Xenien / Else Lübcke: „Zeitgemäss“ / Iteka: Filosofi / Barnowskys Repertoire / Ich schneide die Zeit aus / Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Bücherliste



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.



CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS
Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis Mk. 3,—

F R A N Z J U N G
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman
Geheftet Mk. 2,—, gebunden Mk. 3,—

CARL STERNHEIM
Herr von Seingalt
Drei Szenen
Preis 50 Pfg.

NAPOLEON BONAPARTE
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht
Preis 50 Pfg.

D I E A K T I O N
Jahrgang I (sehr selten) Mk. 100,—
Jahrgang II und III je Mk. 15,—
Jahrgang IV Mk. 12,—
Die Preise beziehen sich auf ungeb. Exempl.

HERMANN HENDRICH
Anthologie jüngster
französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.

L E O N. T O L S T O I
Besinnet Euch
100 Seiten Preis 30 Pfg.

T H E O D O R D Ä U B L E R
P i c a s s o
Ein Essay
Preis 50 Pfg.



ARTHUR HOLITSCHER
Worauf wartest du?
Ein Roman
Mk. 3,—

EGMONT SEYERLEN
Die schmerzliche Scham
Geschichte eines Knaben
Mk 6,—

O T T O B R A H M
Literarische Persön-
lichkeiten
Essays
Mk. 5,—

ARTHUR HOLITSCHER
Amerika heute und morgen
Reiseerlebnisse
Mk. 5.—

MAX HERRMANN
Sie und die Stadt
Gedichte
Geh. Mk. 3,—

L E O T O L S T O I
Chadschi Murat
Geb. Mk. 1,—

JAKOB WASSERMANN
Das Gänsemännchen
Ein Roman
Mk. 6,—

ANNETTE KOLB
Das Exemplar
Ein Roman
Mk. 3,50

GEORG MEREDITH
Richard Feverel
Ein Roman
Mk. 4,—

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK
Werke von Laurids Bruun, Fontane,
Knut Hamsun, J. V. Jensen, Björnson,
Lie, Stehr, Bang u. a.
Jeder Band gebunden Mk. 1,—
Als Feldpostbrief durch
S. Fischers Verlag, Berlin W 57

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 6. NOV. 1915

TAGEBUCHBLATT

Von Reinhold von Walter

Am 21. Juli. — Ich schreibe. Kommt es denn darauf an, was man schreibt? D. O. M. In meinem Herzen ist Freude und ein Wissen um große Dinge. Das Leben liegt erschlossen in Tau und Morgenröte, wie weiße Blüten am Rosenstrauch, und ist mir ein Wunder und ein Begreifen, eine Frage und viel Antwort. Und ich wandre auf sammetnen Wegen durch schlafende Gärten hinauf in das Gold der Sonne. Ein weißer Falke rauschte aus dunkler Nacht, und die silberne Spur seines Fittiches wurde mein Weg. Kostbar ist das Leben, und ein reicher Schmuck. Eine Krone über dem Wanderer und eine Herrschaft.

Weiß ich, woher ich kam? Weiß ich, wohin ich gehe? Meine Reiche sind weit wie der Himmel, und groß wie die Liebe Verlobter.

Ich blickte dem Rätsel der Sehnsucht tief in die Augen. Da war ein Märchen von dir und von mir, und es war ein Reim und ein Rätsel.

Im Tale liegen Städte und Paläste darin, und es sind Menschen, welche klug reden und weise tun. Aber ich weiß nicht von ihnen. Sie sind fremd und ungeschickt. Sie zerreißen meine Wünsche und brechen Edelsteine aus meinem Reif.

Ich sah —, jeder Tautropfen ist ein funkelnder Diamant, alle Blüten sind mein, und die Sterne, und der weit glänzende Himmel.

Breitet die Arme. Das alles ist Euer, wenn Ihr Liebe habt.

Jung wie ein unschuldiges Kind, tief wie das Meer am Grunde, alt wie der Weg der Sterne am Himmel ist — das Gebot:

Wie Dich selbst — so liebe Deinen Bruder.

Eine Perle haben wir zertreten und Staub darauf geworfen. Unter Euren Füßen liegt sie.

Ihr schriekt: Du Tor in Deiner Einfalt.

Ich war ein Kind, welches die Freude im Herzen trug.

Wohin soll ich, um den König zu finden?

Der Himmel erschließt sich in großer Schönheit.

Wollen wir uns silberne Flügel wünschen.

Ich weiß so wenig von Gott und hörte so viel von ihm.

Es gab Einen, der Gott im Herzen trug, aber er wußte nichts von ihm.

Ich will Gott im Herzen tragen. Ich will ein Kind sein.

Ich will um Gott wissen.

Was das heißt, — ich kann es nicht sagen.

Was bedeutet der Blitz im fegenden Sturm? Was bedeutet der Bogen nach Regen und Wind, oder das rauschende Meer in seinen Tiefen?

Was bedeuten Sonne, Sterne und Mond?

Was bedeutet Hoffen und Glück, Seele und Liebe und mein Fragen danach?

Was bedeutet Gott und mein Fragen nach ihm?

Wer kann sagen, er wisse es?

Ich stehe vor einer dunklen Tür, und das Geheimnis hält Wache davor.

Ihr da — mit den lächerlichen Beweisen. Nicht weiter antworten. Nicht einen Schleier zerfetzen.

Ich weiß nichts von Gott, und ich weiß, daß er ist.

Ich will ein Kind sein.

Eine Sehnsucht wünsche ich mir, welche im Ungemessenen ihre Erfüllung sucht.

Ein Auge wünsche ich mir, das nach fernsten Fernen fragt.

Eine Seele wünsche ich mir, leuchtend und rein, wie eine Flamme auf dem Altar und still wie ein Gebet.

Eine Seele wünsche ich mir, welche nach Gott fragt und an der Frage Genüge findet.

Ach — ich bin ein Mensch.

Aber ich wußte nicht, was das bedeute.

Und ich hörte von ihm, den seine Brüder verspottet und geschlagen hatten.

Er aber sagte: Ich bin ein König.

Da drückten sie ihm eine Dornenkrone auf das Haupt.

Da wußte ich von dem verzehrenden Willen in seinem Herzen, und von den zwei Welten in seiner Brust: von der Welt der sehnächtigen Fragen und von der Welt der Verstandesantwort.

Aber seine Sehnsucht hatte die Antwort des Verstandes zertreten, und er sagte: Ich bin ein König. Mein Reich ist nicht von dieser Welt.

Ihr Lieder, wo seid ihr hin?

Hat ein Traum eure Augen berührt oder ein grelles Licht eure leisen, zitternden Schwingen, welche aus der Nacht in das bleiche Gold der Morgenröte verlangen?

Du König meiner Fernen.

Löse die Schleier, und tausendfach spricht deine Schönheit aus meinem Liede. Dein Gewand ist von der Farbe des Elfenbeins, und deine Lippen brennen wie die Blüten am Granatbaum.

Deine Hände sind weiß und fein, aber dein Schwert ist rot vom Blute des Zornes.

Dein Weg führt in das Übermaß der Sterne, und alle Grenzen des Schauens reichen nicht, die Gewalt Deines Schrittes zu messen.

Ein König geht durch die Nacht, und die Flamme des Morgens ist seine Krone.

Sturm läuft vor ihm her, und die Sonne folgt seiner Spur.

Seine Liebe ist ein Schwert und vernichtet.

Seine Liebe ist der Zorn und zerschlägt.

Seine Liebe ist der Friede.

Du bist mir verwandt, Bruder.

Die weißen Blüten in Deinem Garten haben einen süßen Duft. Ich will ihre Schönheit trinken, wie Wein aus einer Schale von Rubin.

Ich will an die Meere gehen und den Felsen in der Brandung sagen, wie herrlich Du bist.

Ich will auf die Gipfel der Berge steigen und zum Winde reden.

Die Wolken werden es vernehmen und stille halten.

Es ist eine Stimme von der Kraft des Sturmes: Dein Name ist heilig.

Es ist ein Geheimnis, aber den Völkern wurde es kund.

Es ist ein Rätsel, aber wer stark ist in der Liebe zu seiner Kraft, vermag einem Bruder Liebe zu geben.

Es ist ein Wunder, aber nur bei Königen ist die Liebe ein Reichtum.

Ich frage die Sonne, warum scheinst Du? und ich frage den Bach, warum rauscht Du?

Aber sie antworten nicht.

Und ich frage mein Herz: wohin willst Du?

Aber ich verstand seine Antwort nicht.

Die Not des Peter Gnyp

Eine Novelle von Franz Jung

I

Die Schwester Anne-Marie hatte sich in den sechs Wochen Urlaub wenig erholt. Sie wird in den nächsten Tagen wieder ins Feld gehen. Sie erzählt die gleichen Begebnisse noch einmal. Noch hastiger, noch verschwommener, und der besagte Trainkommandant ist noch mehr im Mittelpunkt. Er wird Augen machen, wenn er sie wieder im Spital sieht. Er wird ihr wieder verbieten, Zigaretten zu rauchen. Er wird eifersüchtig schauen auf den Herrn Leitenant, den Herrn Accis, die Herren Ärzte. Wird auftrumpfen gegen den Herrn Kurat und den Herrn Oberstabsarzt. Gegen den hat sie es sich schriftlich ausfertigen lassen, daß sie mit ihrem Verlobten zusammen sein kann. Und überdies will sie sich noch erinnern, wie sie wutzitternd hinter dem Baum gestanden ist und die ganze Nacht dem Oberstabsarzt aufgelauret — sie hätte ihn damals sicherlich erschießen wollen. Sie schreibt lange Briefe mit allen Einzelheiten. Sie lernt Czechisch, denn er hat es gesagt. Er ist beiläufig Professor in Olmütz. Sie wird herrlich wohnen und abends mit ihm an den Stammtisch gehen. Außerdem ist er bald 40 Jahre alt, und seine Freunde noch älter und alle Junggesellen. Und dazwischen: Wie sie bei Nacht am Dukla-Paß sieben Stunden ihm allein entgegengegangen. Durch die schwarzen Kolonnen hindurch. Mitten im Meer der Schatten vorjagender Infanterieen. Oder ihm nach und drei Tage vom Spital abgeirrt war, und die Herzen stillgestanden, als sie sich wiedersahen. Und dazwischen einen Walzer — spöttelnd über die Rote-Kreuz-Uniform mondäner Damen, mitträllernd, prüfend sich einwühlen in die vielleicht fade Trauer des Gegenüber und leicht in den Hüften sich wiegend: So glücklich bin ich — und wieder verschlungen das Und-so-weiter im Wirbel des Rakoczy-Marsches.

Bis ein Gegenüber, der anlässlich der Heimreise aus dem Ungarischen nach Wien versucht hatte, den Arm um ihre Taille zu legen — in Erinnerung wiederum vorhergegangener trügerischer Küsse voll sentimentaler Herbstlichkeit im Garten eines Reserve-Spitals in der Gegend der Brigittenau, zu einer wunderbaren und dazu noch neben ihm plazierten Frau durch eine Kopfbe-

wegung die Unmöglichkeit eines allgemein Verbindenden — vielleicht nur für diesen Fall kundtat. Über das weiche wellige Profil dieser Frau glitt, während er indessen von den Kämpfen eines gewissen Peter Gnyp erzählte, der schwerverwundet spät abends in das Spital eingeliefert worden war und über Nacht nach einer zwecks Linderung vorgenommenen Morphinum-Injektion mit schreckstarrenden Augen verschied, ein feines leidbereites Lächeln. So daß der nächst der Schwester Anne-Marie Sitzende in sich hinein eine Erinnerung erkannte, die sich mit einem dumpfen Schmerz quälend und glühend erhob und weiter hinaus spitz brandend flutete.

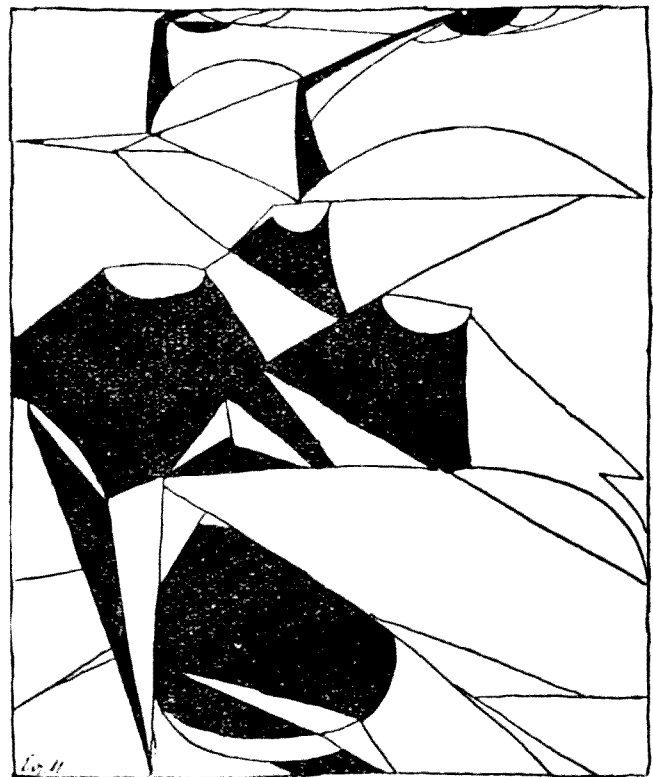
II

Die schmutzig gelben Arme der Gischt wogen. Klammern sich an den fliehenden Dampfer. Aus der Ferne blitzen die Schären. Ballen die Ängste der hellen Nächte. Die blonde Frau schaut über den Reling in die Strudel. Wie durch hohe Gitterstäbe zwängt sich der schmale Kopf. Die heißen Blicke. Kollern über die Drohung der jäh auf-dämmernden, längst verschwundenen Kuppeln des grauen Petersburg. Neben ihr dachte der junge Mann, wohin wird sie mich führen. Sie überstrahlt mich. Spannt ihre Liebe um mich wie ein Netz. Wird sie für mich sorgen — in züngelnden Schauern. Er krampft immer wieder die Hand. Einmal erhebt sich die Sonne aus dem Meer. Scheucht eine unermeßliche Brut schwarzer bleierner glänzender Schlangen. Einmal sinkt die Sonne nieder. Zieht schillernde violette Kreise. Treibt die beiden enger zusammen. Locket, preßt Tränen. Die Frau dumpfer. Schwer, bang. Den andern losgerissen, zitternd, bittender. Bis ein Fluch sich spitzt: Du hast 10 Rubel von dem Herrn auf dem Vorderdeck bekommen — Die Worte hallen nach, verschlingen ihn. Wehen hinüber über den Mövenschwarm. Sie antwortet nicht. Nimmt seinen Kopf: Wie ich mich freue, wieder zuhause zu sein. Leben — leben — will der andere jammern. Faßt Pläne. Sie streichelt ihn. Er baut vor sich auf. Teilt alles ein. Sie atmet in seiner hastenden Angst. Sie möchte schwimmen. Einmal in einer Nacht liegen sie auf Deck unter einem Verschlag dicker schmutziger Segel. Sie muß Kartoffeln für die Passagiere der I. Klasse schälen. Er bekommt manchmal eine Zigarre geschenkt. Er windet sich um eine Sicherheit. Sie ist rot aufgedunsen im Sonnenbrand. Er weiß nicht, soll er sie niederschlagen. Ins Meer springen. Auch in Petersburg hat er sie mit einem

Fremden gesehen. Er möchte am liebsten nichts mehr sprechen. Ich muß ersticken, fühlt er. Und dann kommen sie nach Stettin. Nach Berlin. Sie tragen noch den Geruch tiefender Heringsfässer. Er zappelt hin und her. Er baut wieder auf, glüht. Dazwischen Flüche, Ohrfeigen. Sie, scheint's, läßt ihn allein. Er wirft sich nieder. Lernt beten. Er soll laufen lernen. Er soll erst laufen lernen, denkt sie. Wird blaß. Eingefallen. Schwebt zitternd unter den Millionen. Schützt, hält fest, bricht nieder, gibt Bahn, stößt vorwärts, bejubelt, fleht, verbeißt sich — Du, im Strudel — und lauscht. Lauscht zitternd. Zerspringend. Hilfe! O Gott! Er taumelt herum. Eben hat er noch gelächelt. Er grinst. Nein, schreit er. Warte noch. Du. Schreit: Hörst du! Sieht sie ihn — er hört nicht, was sie spricht. Er kann nicht hören . . .

III

Sich bestätigend fragte der Herr: Es war wohl ein Russe — fuhr zaghaft über die tastenden Blicke der Schwester Anne-Marie hinweg und sprach gleichförmig zäh zwischen die Erzählungen des Anderen: Nicht wahr — ich liebe den Kosaken. Ihr wilder Gesichtsausdruck, von unaussprechlicher Schönheit, quälen zu können, saufen — alles so lässig, und verstummte. Währenddem ließ der Andere die Not des Peter Gnyp unbeirrt von neuem erstehen. Drängte sie auf.



Else von zur Mühlen: Landschaft

Zerpflückte. Legte Stück an Stück. Man sieht den Beinstumpf von der Granate zersplittert. Fühlt Ächzen. Fiebrige Krümmungen. Den Ruck. Schreie. Das Röcheln. Wölbt sich wieder. Die Augen weiten sich stumpf. Brechen bebend im Flüstern der Umstehenden. Ängstigt sich, daß sie ihm helfen. Schmerzlos machen wollen. Der Peter Gnyp dehnt sich, fällt lang auf die Decke. Sinkt tiefer ein. Die Glieder schlagen noch. Die Stille frißt. Schluckt auch das letzte Wimmern. Nur die Blicke rasen. Klammern sich an den Arzt. Wühlen sich ein. Träume weiter Ebenen, schwarzer Wälder ziehen ihre Kreise. Rote Häuser spielen und winken, der graue Strom schleicht. Die Augen gewittern. Knicken ein. Jagen sich auf. Bersten, kollern. Einer hört Rufe verhallen. Ganz spitz, dünn. Und wieder gurgelnd, weit hinaus. Gesprochen hat er nichts mehr, denkt der Erzähler. Die wunderbare Frau vergräbt's in ihre Ängste und wehrt dem Gegenüber zu sagen, wo hätt' man da anfassen sollen. Es kann doch einfach nicht sein, daß — zumal in ihm eine Bosheit kichert, und er einfach hätte sich sagen sollen: Na also. Immerhin gab das Rücken der Stühle, da anläßlich der eben exekutierten türkischen Nationalhymne alles aufsprang, ihm zufällig die Gelegenheit, die Schwester Anne-Marie, die leicht seufzend den Faden ihrer Erzählungen wieder aufzunehmen sich entschlossen hatte, in bezug auf den Trainkommandanten mit einem allerdings tunlichst versteckten Zweifel zu fixieren.

EINLEITUNG ZU MEINEM NEUEN VERS- BUCH

Von Johannes R. Becher

Oh —: unser neues Buch, „An Europa“ betitelt, begnügt sich nicht mehr damit, was wir mit „Verfall und Triumph“ schon erreicht zu haben wännen, nur weniger Eingeweihter sturm-fester, immer sprungbereiter Kamerad zu sein; vor einem Parkett exzentrisch Erlesenster auf kleiner Bühne gedreht, mit dünnem Beifall zufrieden, Intime-, Schauer- und Revolteszenen weiter zu produzieren, erster literarischer Einordnung gemäß; bestenfalls einen oder anderen im Tran der Müdigkeit gefaßt in den Schwall tumultuösen Feuerwerks entreißend, aus dessen Blend-Schein der Illusionierte bald zurückgekehrt, er baudelaire-trüb wieder ölige Finsternis zerstampft.

Ja —: unser neues Buch, „An Europa“ betitelt,

stellt sich nicht geringer die Aufgabe (. . . zäher fanatischer Wille zur Politik, gespitzteste Technik, höllisches und himmlisches Erlebnis, so urteilt doch selbst!, berechtigen es allen voraus dazu . . .), heilige, schwerste, ruhmreichste Aufgabe, als Jüngster repräsentative Kraft aus dem gleichsam zu eiterigen Porphyrgeronnenen knirschendem! Blut-Chaos endloser wirr über-, in- und durcheinander geschobener Schlacht-Flächen aufgebrochener Azure umwalltes Menschheits-Monument vereinter europäischer Völker mitzuerichten.

Und so werden auch diese Gedichte keine andere Kritik je über sich anerkennen, als die nach der Weite tatsächlicher Wirkung.

Wieviel unendlich mal doch wertvoller —: geringste aktivste Leistung, sonneverschwemmten Vormarsch schaukelnde Kupferwüste durch, eines kleinen jüdischen Handlungsreisenden zirkulierenden Umgang hymnisch-hymnisch beschwingen; liebesschmerzzertrautem Tippfräulein weichesten Regenbogen, Seliges knisternd, auf die Tastatur prallen zu lassen: Trottoir von knöchernen Finger-Hufen schnell rhythmisch gehackt; elenden Droschkengaul ins kreisende Gefüg zu entzückt wiegend einhertrabendem Tier-Heiland ragend gesteigert glorreich eröffnen! Wieviel unendlich mal wertvoller —: sausende Diagonale Phosphor ringsum sprühend morgige Politik, polarer Nationen unterirdische (Gewölb)-Konstellation, Gefild der Fabriken, der Asyle Bezirk, abendliche summende Gewerkschaftsräume durchqueren! Wieviel unendlich mal wertvoller — gut es sei herausgesagt! — bescheiden und disziplinvoll Parteien helferischer Tendenz jeder Art hochzuorganisieren; zimmert, zimmert Tribünen! redet! schallt! spaltet! entblättert, schält euch! streut euer Honig-Beet-Gesicht stäubend unter klaffende Krater-Menge; brüllende Verteilung eurer Manifeste. Kosmischer Verantwortung sich schwer lastend und erhaben zugleich bewußt zur ewigen Geschichte — hört hört! — feuerig, entscheidend und brav sein Teil beitragen. Wieviel unendlich mal wertvoller dies —: als fein korrekt, verbildet stolz, abseitig-zu unter einem Netz von Schweiß Ereignis-Subjekts Attribut erarbeiten; Gerücht, Referat, das marktschreierisch unerhörtester Tat nachschleimt.

Ein schlecht gemachtes Propaganda-Stück des Vereins zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten zum Beispiel erscheint uns heute immerhin (. . . schroff . . .) bei weitem gewichtiger als das ziselierteste gleitendste Rilke-Gebild. Gewisse

Liebesdichter vollends — nicht der flammendste Zug zwanzigsten Jahrhunderts entrüttelte sie — treiben für uns dumm Süßliches flötend auf schwanke Sofa-Barke gelötet im Abgrund.

Gläubige —: unser neues Buch „An Europa“ betitelt, solcher Mission, laßt uns hier Herolde phantastisch geschmückt vorausreitend pathetischen Fanfaren-Ruf durchstoßen! Aber mehr als die blühendste, gesteilteste, bohrendste Fanfare es kann, wird unser neues Buch schmetternd, bah: dröhnend! hinauswirken!

•

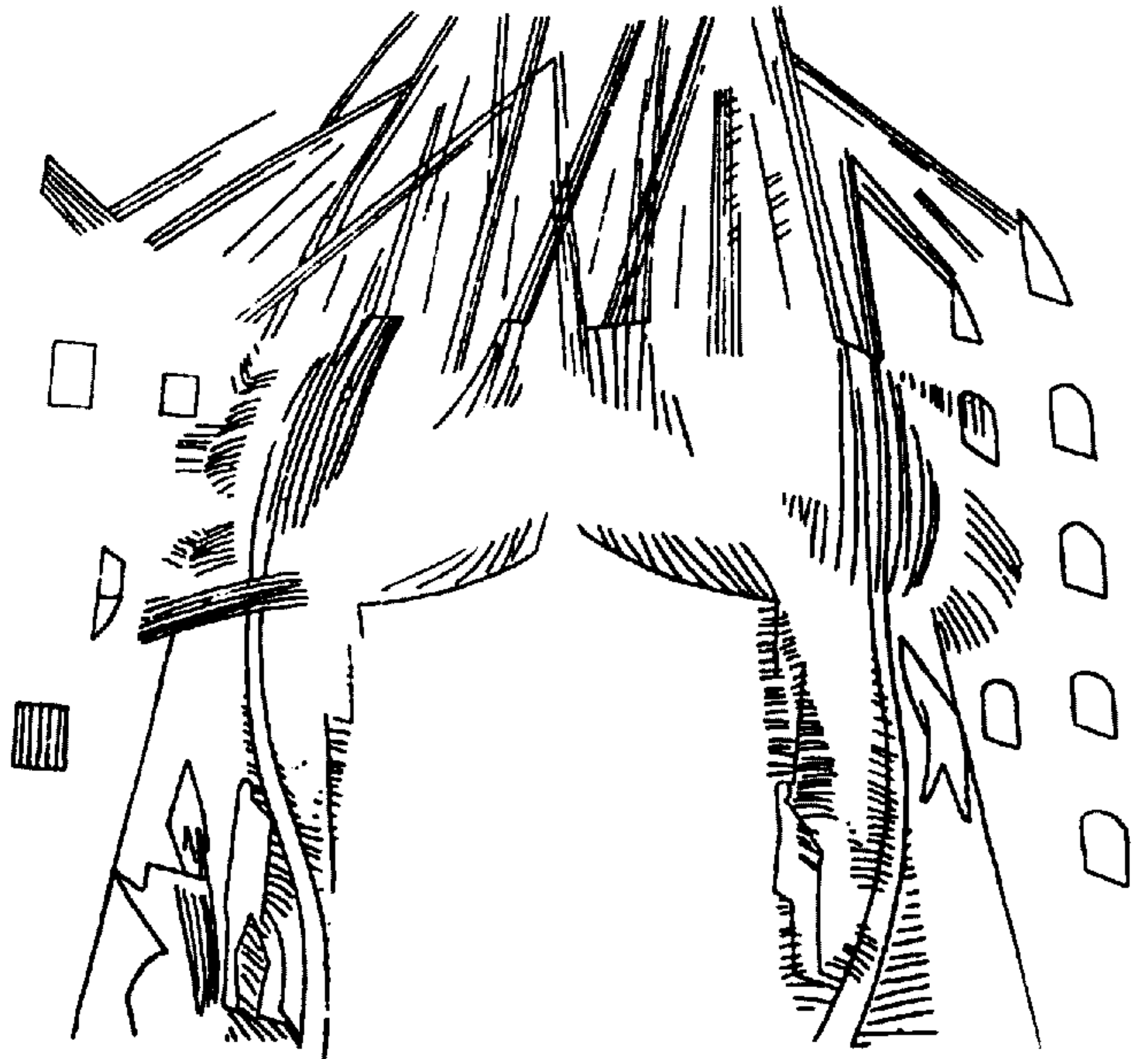
Völker! Freunde! Ihr Angehörigen aller, aller Staaten! Provinzen des Geistes stellt euch! Erwidert! Erwidert! Haltet Versammlungen ab! Diskutiert! Von neuer Marseillaise elektrisch bengalisch flankiert —: entsteigst du neues Buch „An Europa“ betitelt, dem Tagesgestirn kunstvoll nachgebildet, aufgeprägt eueren Stirnen, auf die Brust als Amulett tätowiert: die internationale Kokarde! Genauestes Visier euch! Strahlender Panzer. Deutlichste brausende Parole.

(Aus vor zwei Jahren Geschriebenem.)

Es kann heutzutage nur mehr eine Art geben zu schreiben: Politik. Die besten Geister befeuern (Aus vor zwei Jahren Geschriebenem. Im Straßen-Sack. Mond-Gekröse platzt. Jäh an der Peripherie balanzierend. Aus schallenden Höfen empor, am Ende, nach Nächten: ölig, verworren und dumpf. Ekstatisch Herausgeschwungenes: näher, o näher — mütterliches Gefühl rings über- und überpsalmendes — näher o näher schon Erfüllung zieht. Hört! Eröffnet euch! Schlagt auf! Wacht! Erwägt! Meldet euch! Taghelle! Kristallene! Zukunftsspringer! Wir sammeln uns! Die Fahne, aus den dreihundertfünfzig Seiten des neuen Buchs „An Europa“ betitelt, einfarben zusammengestückt, die Fahne! die Fahne entrollt sich!! Orchester — Trommeln! Trommeln! Trommeln! Welch ein Wirbel!! — in der entrollten Fahne! Himmel, Städte, Abend und Morgen, Röte und Blau, Wachs- und Aprikosengesichter . . . brausend saugt sie die entrollte, die entrollte Fahne! Ausschreiten wir!!!)

Aber ich werde wiederkommen (. . . ich bin es! ich bin es! . . .) die Augen klar, die Muskeln Stahl, die Brust ein Panzer, (. . . betonierte Quaderbrust, euerer aufgeschwemmten Grafenbrüste zermalmend . . .), der Körper gebräunt, allen Anstrengungen, Gefahren, Strapazen gewachsen; die Beine gestrafft, elastisch, vibrierend: ein fabelhaftes, ekstatisch heroisches Nerveninstrumental-

orchester. Ich werde sechsfacher Träger euerer Nobelpreise sein (. . . ja, ich werde es . . .). Sätze werde ich bauen (. . . hier lest sie . . .), unendlich kompliziert, rasend gefügt, stahlseitenhaft, dogmatisch, unverrückbar, im brausenden Rhythmus wimmelnder Cafés, toller Kapellen (O Szigo: Primas: Tönemäher!) —: euch alle be rauschend. Ich werde glänzende politische Reden halten, (zimmert! zimmert Tribünen! enormes Platz-Karussell mit Fetzen von Wimpeln besteckt). Meine Plakate, grell exzentrisch superb werden euch zur größten aller Revolutionen begeistern (ich schwöre es!). Erfinden werde ich den rapidesten Aeroplan, das phänomenalste Auto werde ich ausdenken. Diplomatisieren. Splendide Verträge abschließen. Frieden zwischen den Völkern stiften. (Ewigen Kantschen Frieden.) Pole werde ich entdecken, den Fermatschen Satz lösen, die Unzulänglichkeit alter Einrichtungen restlos erweisen. Meine Tragödien gekinntopt, werden zu Millionen sprechen, werden Millionen bewegen. Negerstämme, Fieber, tuberkulöse venerische Epidemien, intellektuelle psychische Defekte werde ich bekämpfen, bezwingen. (Analyse! Analyse!! Analyse!!! Insel der Verzweiflung du entschwandest. Ithakas Silbergestade schimmern: O Eiland du reiner Erlöstheit!). Die große physische Abstinenz werde ich euch lehren. Verkünder des intellektuellen, des enorm sublimierten Geschlechts.



Gertrud Schirmer: Strasse



Richter-Berlin

Original-Holzschnitt

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

In Perenchies

Grade vor dem Fenster, quer durch den Himmel
Der bleich wie Papier, laufen die schwarzen
Sparren

Eines verbrannten Daches. Fünf wüste Linien,
Ungeheure Gleise für gewaltige Noten,

Für die höllischen Themen, — monatelang,
Das düstre D-Moll der Kanonen, das die Augen
Mit Ringen umgibt, das Presto des Maschinen-
gewehrs, —

Die Paukenschlagsymphonie der Granaten.

Häuser nicken Beifall mit ihren Giebeln,
Bis sie umsinken vor Rührung. Ein Bukett von
Schrapnells

Wird überreicht. Eigensinnig synkopiert das Ge-
wehrfeuer.

Große Fermaten schweigen sich hinüber zur
Ewigkeit.

Wilhelm Klemm

Spätsommerabend

Und wieder diese große Müdigkeit,
ganz schwer und dumpf, wie die Betrunknen fallen.
Getaner Tag! Verwehte Schüsse knallen
spottpfeifend in die weiche Dunkelheit.

Der schlanke Nebel beugt sich übers Tal.
Fröstelnd in Mänteln gehen die Kanoniere.
Von Laub umgattert, wie geschmückte Tiere
stehn die Geschütze. Irgendwo blinkt Stahl.

Die gleiche Sehnsucht packt uns alle an;
still rauchen zwanzig abgegriffene Pfeifen:
Jetzt stirbt auch dieses Sommers großes Reifen
über die kahlen Felder drängt's: Wann? Wann?

Noch einmal jagt des Herbstes buntes Wehn
das Blut. In sehr sentimentalen Tönen,
pfeift einer jenes Lied zwischen den Zähnen
„Vom Waldrand, wa die Heckenrosen stehn.“

Kurd Adler

Klage in den Mond

Den 4. Oktober 1915, an seinem Todestage, widmete
Walter Ferl diese Dichtung dem toten Freunde
Richard Hirschfeld

Ich trete aus der Baracke in die Nacht. Die
Wiese weint. Leise aufschluchzt der Weg. Nach-
zitternd.

Den ganzen Tag schwer stürmte die Erde. Luft
brach furchtbar zusammen, Schutt in dem Rollen
stürzender Züge. Vulkane berstend. Und Olie
um Olie auffahrend qualmte die Front.

Der Himmel schwarz. Leer. Ausgebrannt. . . Jetzt
scheint alles ganz weiß. Die Wiese weiß. Die
Bäume grau. Die Ruine des einzigen Gutes über-
flossen von Helle.

Ratten rascheln durch das Licht in den Graben,
wo entleerte Blechbüchsen klirren. Verlassene
Unterstände scheinen um ihr dunkles Tor — hin-
gekauerte Köter mit furchtbaren Einaugen. Bellen
den Mond an . .

Ich habe den Mond nie leiden mögen. Wenn ich
auch einst über Goethes Verse weinte: „Einen
Freund am Busen hält und —“ Einst . .

Wo sind meine Freunde? die meine Stimme nicht
mehr umhütet! Weit zurück — an Abgründen
ringend — ihr stummer Ruf verirrt sich in Klüften.
Und alle die jungen Dichter, die im Dreck ver-
faulen. . . Geliebte, wo — wo — —?

Ich muß in die schwarzen Höhlen hinein. Viel-
leicht liegen Äser drin — Menschenäser — Ent-
kreuzigte. . . Das Liebste, das wir hingeben
mußten — ankriechen — ihren Leib fressen mit
grausen Zähnen, daß wir entschönt würden —
unsere Schuld, unsere Schuld an ihnen.

Liebe, liebe Mutter, weine Du nicht. Laß die
Tränen Deinem männlichen Sohne. Laß sie denen,
die vor diesen Gesichtern keine Angst um sich
kennen . .

Sieh, der Mond sitzt auf dem sanften schwarzen
Telephondrahte. Rutscht ab. . . Fällt irgendwo
nieder. . . Wie schön singen wieder die kleinen
Grillen im Grunde. . . Wie schön brennen die
Leuchtkugeln hoch im Westen, die niederfallen
wie müde Sterne und leisezappelnd verlöschen.

Meine Hände sind warm.

Und die kleinen runden Schüsse fallen hallend
in die Welt, arme Blutstropfen aus der hingegeben-
nen Brust . . .

Walter Ferl

Im Nebel (Flandern)

Gebannt auf einer Insel sanfte Flucht
Durch Meer, das grau die Küsten überstreift.
Die Lippen sind mit feuchtem Brand bereift.
Baumsegel quirlen in der weißen Bucht.

Am Himmel hängt ein totes rundes Dach
Und fällt auf Zäune, die wie Mauern sind,
Steht drohend da, mit hohlen Augen blind,
Und schwimmt davon auf Straßen weit und flach.

Von andern Ufern tränend rot Laternen . .
Die Hände rudern hin in leisem Takt —
Und plötzlich starr ich groß und scharfgezackt,
Im Haar die nasse Haut grüspaniger Sterne . .

Walter Ferl

VILLA „MILDE RUH“

Ich hätte draußen eine Villa gerne,
 von einem schweren Garten tief umwittert,
 mit Wasserspiel und grünem Tanz der Schatten,
 wo zwischen Gitterstäben hin und her
 der Sonntagsreiter schlank vorüberwallt — —
 Verhängt euch, Augen, eine kleine Zeit,
 daß ich des Tages stillen Wandel höre:
 Das Rauschen wirft mir Kühle ins Gesicht,
 die Amsel predigt einer weißen Venus,
 die Knaben raufen um die Hängematte,
 und durch die Seitenpforte, stiller Wege,
 kommt meiner Nachbarn hochwillkommene Schar,
 die ich mit hellem Aug und breiter Hand begrüße.
 „Gleich dürfte meine Frau (nehmt Platz) er-
 scheinen;

sie sammelt holde Blumen auf den Abend.
 Als wär sie selbst nicht tausendschön genug!
 Wir haben nämlich einen lieben Gast:
 der Maler aus der Residenz, mein Neffe,
 von dem ich euch erzählte, daß er sich
 viel Ehren schuf mit seiner kühnen Kunst,
 wovon ich leider Gottes nichts verstehe,
 ihn fährt mein Töchterlein jetzt durch die Forste.
 Es wird ein schöner Abend heut. Bleibt hier,
 o bleibt bei uns! Wir schwärmen später aus
 bei einem der unendlichen Gespräche,
 die an den Himmel rainen.“

Rudolf Fuchs

KOSMOS

Kleine Schatten auf der kleinen Erde,
 In der Nebel Sterngeburtbeschwerde,
 Von des Weltenraumes Eis versengt,
 Auf ein Pünktchen flimmernd hingehängt,
 Fahren wir zu fernen Strahlenbildern,
 Drohenden, gleich bösen Wappenschildern,
 Fühlen um die Haare Meteore
 Grünen und den Blitz im Wolkenflore
 Langsam fallen, und indem wir essen,
 Sterben wir und sind wie nichts vergessen,
 Und indem man nichts vergessen will,
 Lischt der Punkt, und rauchend wird es still. —
 Bist du deshalb Tierkreis-Giftbezirken
 Nun entkeucht und Millionen Toden,
 Hast du, Erde, deinen Jammerboden
 Brüchig letztem Schiffbruch nur gespart:
 Wohl, so kenn' ich dran des Teufels Art.
 Doch uns ist gegeben: — mitzuwirken!
 Wenn du, Mensch, dich, gut zu sein, entscheidest,
 Wirst den Weltenlauf du umgebären.
 Fabel war es, daß du sinnlos leidest.
 Gib dein Herz, dir geben sich die Sphären.

Max Brod

(Aus dem werdenden Buche „Das gelobte Land“)

DAS PORTRÄT

Aus deines Haares Widerspenstigkeit
 biegt sich in schmalen Runden dein Gesicht
 empor. Wie wenn am Abendhorizont ein Licht
 Vertrauen bringt. Spukhafter Dunkelheit
 gebücktes Lauern lächelnd übereilt.
 Und deine Stirne ist wie ein Gebet,
 ganz eingeschlossen, so wie Liebe geht
 zu einem Kummer, den kein Mensch geheilt.
 Selbst deine Wangen sind davon umfaßt,
 und zeigen noch die überirdische Spur,
 gleich Sternen auf der künstlichen Glasur
 von alten Kirchenfenstern. Nur ein Gast
 sind deine Lippen. So von Erde voll
 — weinrauschender — die Worte sind Musik
 auf ihnen blühend. Jedes ist ein Stück,
 das tönend aus gereiftem Halse quoll.
 Denn so ist alles Sprechen stark an Kraft,
 die in der Adern Gänge quillt und treibt.
 So baut es Türme; unvergessen bleibt
 es so, als habe es der Gott geschafft.
 Und dieses alles ist ein kleines Nichts
 vor deiner Augen weitgeöffnet Tor,
 und wie ein junger Frater knie ich vor
 diesen Juwelen deines Angesichts.
 Sie sind so wie ein Garten, tief im Land,
 und wie der Menschen Güte vor dem Tod,
 und wie der blonden Kinder guter Gott,
 und wie ein reiner Tor, der Sehnsucht fand,
 wohin er kam. Nun fand ich eine Ruh,
 die alles Leben dir zu Händen legt,
 Rauhes und Mildes duldend jetzt erträgt
 um deine Augen, du, Madonna, du.

Kurd Adler

NÄCHTLICHES STERBEN

Türen fallen ins Schloß. Wankende Möbel er-
 knistern.
 Dunkel hebt es sich auf, faßt den Erschauern-
 den an.
 Aufschrei, gepreßt durch Erstarrung, verröchelt
 im wallenden Raum.
 Entstieg ihr nächtlicher Gruft? Entwehtet ihr
 luftigen Poren:
 Gestalten, uralte Begleiter des bebend zur Ruhe
 Bereiten?
 Wo warst du, dem damals der Schuß das biedere
 Antlitz zerfleischte?
 Was will die wächserne Frau, an die du dein
 Leben verrietst . . . ?

Ihr Ungestorbnen, auch euch schon gewahre ich
 schauernd entkörperert.
 Ich schwinde und nehme den Hingang der nähern
 Gestalten vorweg.

Sacht schließt sich der schwebende Kreis ent-
 färbter geliebter Gesichter,
 Ich fühle und weiß: mein Gefühl gilt meinem Tod
 nicht, doch euch.

O wärt ihr alle noch da, dem Freunde die Augen
 zu schließen!

In irdische Wärme gehüllt, sänke er lächelnd
 dahin.

Wehe, nichts Menschliches mehr ertönt in hallen-
 der Klage!

Das sind nicht Geräusche der Nacht, das reißt
 sich aus Ewigem los.

Noch einmal betast ich dich, Bett, und euch, er-
 kaltende Glieder.

Bald kommt der heilige Wind und fegt uns zu-
 sammen und fort.

Otto Pick

FRAUENFEUER

Die Frauenfeuer, so strahlende Augen.
 Das Ornament der Schädel ist symmetrisch.
 Das Auge vor dem Hirn blinzelt verrätrisch:
 Schön ist das Fleisch beleuchtet von den Augen.

Im Jahresdurst. Kein Schrei verläßt das Hirn.
 Auf unsern Lippen stumm leuchten sie nackt.
 Der Mann stürzt vorwärts mit den Armen packend.
 Sein Antlitz krümmt der Schmerz in einen Stern

Aus strengem Licht. Sie aber haben Charme.
 Wie Nackende das Lächeln anbehält,
 So daß es ihr über die Brüste fällt.

Und folterkräftig ist die Nackte warm
 Neben den armen Nackenden gestellt.

Die Fingerglut des Nackten an dem Arm.

Paul Boldt

DURCHDRINGUNG

Und wenn ich dich mit ganzem Herz umfasse,
 So schmilzt du nicht und bleibst in Sinnenkraft.
 Der Leib zersetzt sich nicht in tote Masse
 Und dich durchformt der Strahl der Leidenschaft.
 Dann sinkst du nicht, dann blühst du durchge-
 staltet

Lebendige Einheit schafft der eine Sinn.
 Wie süßer Saft so Blatt als Stamm entfaltet,
 Wächst dir Gewißheit, daß ich für dich bin.
 Ich bin für dich wie schwarze schwere Erde,
 Die kaum durchfurchbar doppelt Segen bringt.
 Du wirst mein Leib, wirst meines Geists Gebärde,
 Wenn er befreit die Wirklichkeit durchdringt.

Mit deinem Dasein darf verborgnes Wesen
 In holder Wirklichkeit sich schlicht erlösen.

Max Pulver

LIED

In uns sind alle Leidenschaften
 und alle Laster
 und alle Sonnen und Sterne,
 Abgründe und Höhen,
 Bäume, Tiere, Wälder, Ströme.
 Das sind wir.

Wir erleben
 in unseren Adern,
 in unseren Nerven.

Wir taumeln.

Brennend
 zwischen grauen Blöcken Häuser.
 Auf Brücken aus Stahl.

Licht aus tausend Röhren
 umfließt uns,
 und tausend violette Nächte
 ätzen scharfe Falten
 in unsere Gesichter.

Grosz



Marg. Moll: Reiter

Der Kampf mit der Phrase

Von Hans Reimann (Leipzig)

Neumans Frau war gestorben.

Neumanns Schmerz war groß.

Er war hast-du-nicht-gemerkt Witwer, Hinterbliebener geworden.

Aber das rauhe Leben forderte seine Rechte.

Neumann konnte den Vorfall nicht auf sich beruhen lassen, er mußte sich rühren, mußte die Mitwelt von dem Todesfall in Kenntnis setzen.

Neumann klebte infolgedessen seine Wenigkeit auf einen Stuhl, ergriff das Schreibzeug, wies die Tränen in ihre Schranken und begab sich ans Abfassen der Todesnachricht, — der Traueranzeige.

Neumann dachte: Meine Frau ist tot. Schrecklich, schrecklich. Aber ich kann doch wahrhaftig nicht drucken lassen: „Meine Frau ist tot! Adolf Neumann.“ Nein, nein, das ist unmöglich. Was sollen die Leute von mir denken! Ich muß mit angemessenen Worten aller Welt die Nachricht unterbreiten, daß sie verstorben ist — nicht nur gestorben, sondern, wie gesagt: verstorben. Verstorben! Was ein Wort! Ich versterbe, du verstirbst, er verstirbt — alle Menschen müssen versterben — verstorben, verdorben! — Versterben: was ein Ausdruck! Einer von jenen angemessenen (nach Maß gemachten), die in Trauerangelegenheiten am Platze sind. Übrigens ist dies, daß meine Frau — nein, nein: meine Gattin — daß meine Gattin verstorben ist, das ist nicht das Wesentliche an der Traueranzeige — das Wort „Traueranzeige“ besagt alles! Daß meine Gattin verstorben — oder wohl auch entschlafen oder noch besser verblichen — ja, ja: verblichen, daß sie verblichen ist, das will wenig heißen — die Hauptsache ist und bleibt, daß ich trauere, und das man mir das anmerkt. Je besser es mir gelingt, aus der Traueranzeige meine Traurigkeit hervorschluchzen zu lassen, um so günstiger für mich, um so trauernder stehe ich da, um so mehr wird man — man! — man, ich kenne dich! — von der echten Qualität, von der prima Qualität meiner Trauer überzeugt sein — es muß echte Trauer sein —; es kommt alles darauf an, daß ich jetzt eine Traueranzeige zusammenstelle, die sich gewaschen hat. Ich werde es an nichts fehlen lassen, ich werde so tiefgeföhlt wie möglich — tiefgeföhltest sogar . . . à propos, was ist das: tief — geföhlt, tief geföhlt? ich werde so tiefgeföhlt wie irgend angängig beim Abfassen der Traueranzeige, d. h. beim Abfassen der Anzeige meiner Trauer zu Werke gehen. Haha, sie werden alle

miteinander vor Mitleid nicht wissen, wohin. Mitleid — ist nicht angemessen. „Mitleid?“ — Beileid hat es zu heißen. Ja. Beileid. Beileid! Beileid!! Bei-leid!!! . . . Was ist das: Beileid? Gibt es Beifreude, gibt es überhaupt ein Beigefühl? Was hat dies Wort für einen jämmerlichen Beigeschmack! — aber ich werde nichts dawider tun können, — sie werden alle, alle, alle, alle kommen, alle mit dem gleich lächerlich-traurigen Gesichte, und sie werden mir alle ihr herzlichstes Beileid . . . versichern. „Versichern“!! Sie haben es nicht, nein: sie versichern es. Aber ich werde es so einrichten, daß gar keiner auf dieses erbärmliche, läppische Wort kommt! Laßt mich nur machen! Hm. Hjah. Ich werde einfach in der Traueranzeige Kondolenzbesuche und das sattem bekannte Beileid mit wärmstem Danke ablehnen. Ich werde mir schon das Beileid zu verbitten wissen, junger Mann! Der erste beste, der mir mit seinem Bei-Leid ins Gesicht fährt, wird aufs Korn genommen und ohne Umschweife gefragt, was er sich um Himmelswillen unter einem Beileid vorstellt. Was ein Beileid ist. Ob er schon eins gesehen hat. Wie das aussieht, so ein Beileid.

Über das Beileid kam Neumann nicht so rasch hinweg. — —

Gleichwohl galt es, die Traueranzeige herzustellen.

Neumann beschloß, sie in sauberem, makellosem, erstklassigem Deutsch abzufassen.

Er wollte denen schon zeigen, wie man eine Traueranzeige anlegt.

Er fühlte sich als Schriftsteller, als ein Mann, welcher der Öffentlichkeit etwas zu sagen hat, — als ein Mann, bei dem jedes lumpige Wort auf die Wagschale gelegt wird — jedes! — —

Neumann würde gedruckt werden —

Er wird es auch, verlaßt euch darauf!

Es lag in seiner Hand — er konnte Worte wählen, wie er wollte, keiner durfte ihm dreinreden.

Was er schrieb — welche Worte auch immer — sie würden gedruckt werden!

Welch ein Gefühl!! — — —

Neumann ließ sich Zeit.

Er nahm einige zierliche, befeuernde Schnäpse zu sich, in der stillen Berechnung, die Worte möchten ihm daraufhin lieblich entspringen.

Neumann sah sich auch nicht getäuscht. In denkbar kurzer Zeit standen — von seiner Hand geschrieben — folgende Sätze auf dem Papiere:

„In lichter Morgenfrühe, kaum hatte die achte Stunde ausgeschlagen, hörte ein treues Herz zu schlagen auf. Es gehörte dasselbige meiner

innigst geliebten Frau oder Gattin und nicht wie es sonst immer in Traueranzeigen geschrieben steht, nämlich wo zu einem einzelnen Hinterbliebenen eine einzige Frau als Gattin, Großmutter, Tante und Mutter stößt, denn meine Frau ist nur meine Gemahlin und weiter nichts! Meine unvergeßliche

Frau Gustalinde Neumann
geb. Froede

im Blütenalter von 56 (sechsfundfünfzig) Lenzen, deren Leben wie ein Bächlein, welches durch blumige Auen dahinrieselt, dahinfloß, gestorben zu meinem unersättlichen Schmerze. Dies zeigt tiefbetrußt nur hierdurch tiefbetrußt an tiefbetrußt

Adolf Neumann.

P. S. Kondolenzbesuche und dann vor allen Dingen das kindische Beileid werden auf Wunsch der teuren Dahingeblichenen bereitwilligst abgelehnt.

Neumann verfaßte diese Anzeige auf einen Hieb. Einige Stunden später, als er sie in die Zeitungs-expedition zu schaffen willens war, las er sie mit kaltgewordenen Augen, und er fand sie zu hochtrabend — —

Man würde ihn womöglich auslachen dieserhalb, wie?

Er sei überschwenglich, allzu überschwenglich gewesen, würde es heißen, wie?

Am Ende würden gar einige Mißgünstige verlauten lassen, er müsse untergeschnappt sein, was? —

Kurzum, Neumann besorgte, er könne sich mit seinem tiefgefühlten Elaborat lächerlich machen. — Und ein Geist ward mächtig in ihm — also, alles, was recht ist, der Schnaps war vortrefflich! . . . und heischte: „Neumann! Mensch! Du mußt schlicht sein, mußt nicht durch Geschwollenheiten wirken wollen. Keine Übertreibungen! Sachlich sein, Neumann, und nüchtern!“

Neumann verstand.

Neumann unternahm es, nüchterne, viereckige Worte heranzuschleppen.

Neumann sah schon harte, knorrige, verwurzelte Sätze vor sich aufgetürmt.

Nach Verlauf einiger Stunden — das Aroma! . . . und so süß! die Flasche allerdings fünf Mark . . . — nach Verlauf einiger Stunden hatte Neumann folgende Zeilen unter Dach und Fach gebracht:

Gustalinde Neumann

ist tot, dahingeblichen für ewig. Mein besseres Selbst ist erloschen. Komme, was da will. Sie ist mir unersetzlich. Gustel, was hast du getan?

Dein Gatte Adolf Neumann!

Unterweilen hatte sich der Abend herangeschlichen.

Beim Scheine der Lampe saß der verwitwete, alleinsame Neumann und gestaltete Traueranzeigen auf Traueranzeigen.

Der Schaffenstrieb war über ihn gekommen.

Resultat: Null!

Ehe Neumann schlafen ging, schrieb er mit müdem Finger:

„Gustl, es ist schrecklich.

Hochachtungsvoll Adolf Neumann.“

.

Am nächsten Morgen erkannte Neumann, daß die Phrase, die hundsgemeine Phrase die einzig mögliche Ausdrucksform der Traueranzeige ist.

Neumann lachte sich aus wegen seines Ehrgeizes, ein Inserat — jawohl: ein Inserat und nichts weiter — eine gewöhnliche, zu bezahlende Annonce — fein stilisieren zu wollen, originell abfassen zu wollen.

Zum Kuckuck, liest vielleicht ein einziges Wesen eine Traueranzeige daraufhin, ob sie in gutem oder mistigem Deutsch gesetzt, ob sie persönlicher oder hergebrachter Art ist?

Ja??

Kein Mensch denkt daran!

Was ist einzig und allein das Wesentliche einer Traueranzeige?

— Das Wesentliche ist, daß sie genügend fett gedruckt ist, daß sie das den Verhältnissen der P. P. Hinterbliebenen entsprechende Format hat, und daß sie aus windigen, aufgeblasenen, gedunsenen Redensarten besteht.

Je dicker die Redensarten daherkommen, um so echter wirkt die Trauer, auf eine um so echtere Trauer wird geschlossen.

Neumann schrieb eine Traueranzeige aufs Papier, die an hohlen, garnichtssagenden Worten nicht zu wünschen übrig ließ.

Eine Phrase gab die andere. — Und so glich sein Werk aufs Tüpfel einer konventionellen Herdenanzeige . . . nicht die leiseste Spur von Originalität haftete ihr an.

Und so war die Sache in Ordnung.

Und was kassierte Neumann tags darauf, ohne mit der Wimper zu zucken, schockweise ein?

Das Beileid!

Glossen

FILOSOFI

„Cogitat ergo est“ ist mir nicht blaß genug.

Ich gehe von Nichts aus. Ich behaupte: Was durch nichts gehindert wird zu sein, ist. Setze ich Nichts, so hindert nichts, etwas zu sein. Also

ist Etwas. Ich behaupte ferner: Was gehindert wird zu sein, ist nicht, kann nicht sein. Bleibt also nur das, was sein kann, demnach ist. Was aber sein kann, ist schlechthin Alles. Mithin ist Alles. Alles aber hindert Nichts zu sein. Also ist Nichts nicht. Wenn aber Nichts nicht ist, wie kann es dann Etwas hindern, zu sein! — Ja, Mensch! Das tut es aber doch auch gar nicht!

Iteka

BARNOWSKYS REPERTOIRE

Radikaler als wir befürchteten, hat Direktor Barnowsky unsere schwache Hoffnung zunichte gemacht, daß er sich auf ein gutes Theater besinnen möge. Was er für den Winter verspricht, unterbietet die schlimmsten Erwartungen. Wir haben den Eindruck, als hätte er sich von Herrn Bassermann die Stücke diktieren lassen. Herr Bassermann ist nämlich die große und teure Nummer der beiden Bühnen, die nunmehr seine, und nicht Barnowskys Bühnen sind. Es gibt also alte Stücke von Sudermann, Ibsen, Björnson, Fulda. Zwei Molière, die aber, da sie von Fulda übersetzt sind, nicht mehr von Molière sind. Dann den Götz und Stella (schandenhalber, Herr Direktor!). Weiter das vom letzten Jahr übernommene „Nach Damaskus“. Das Neue: ein Stück von Rössler (für: wenn alle Stricke reißen), ein Stück von der erledigten Frau im gefährlichen Alter, ein Stück von Musil, das, wie wir vom Autor wissen, gar nicht fertig und Direktor Barnowsky total unbekannt ist, ein Stück von Heimann, das sicher interessant, aber auch noch nicht fertig ist, eine Dramatisierung der Karamasow von Copeau (nicht wie es heißt: von Blei, den wir gegen diese Sünde wider den heiligen Geist in Schutz nehmen müssen), drei Einakter des „Ploderers“ Schnitzler und ein Stück von Herrn Hatvany. Jedes kritische Wort über dieses Programm wäre zu viel.

Die AKTION

„ZEITGEMÄSZ“

„Sie können es nicht verlangen,“ sagte das ältliche, engbrüstige Fräulein zu dem Dichter. Eine blonde Dame, die hinter ihr stand, nickte freundlich und beifällig. Die Vereinsbrosche auf ihrem vollen Busen hob und senkte sich sanft. Alles atmete Güte, Milde und Überlegenheit, sogar die auf einem Tischchen bereitstehende Teekanne. Der Dichter wurde darum so betreten, daß er nach einem Ziel für seine Augen suchen mußte. Gnädig gewährte es ihm der bebrochte Busen.

„Mama,“ rief eine Kinderstimme nebenan, „wo sind denn meine vorgedruckten Einladungskarten? Ich muß doch noch an Margret und Nanni schreiben.“

„Lina,“ sagte die blonde Dame streng gegen die grüne Samtportiere, mit einer Busenwendung, daß der Dichter sein Ziel verlor.

„Gnä' Frau,“ sagte Lina schwarzkleidig und weißschürzig, graziös die Vorhänge teilend.

„Lina, suchen Sie dem gnädigen Fräulein die vorgedruckten Einladungskarten.“ Und Lina ging kopfneigend. Die Ältliche am Tisch stieß ein wenig an, da der Dichter noch immer dastand. Das andere Komiteemitglied wollte ihr zu Hilfe kommen und flüsterte: „Wie gesagt . . .“

„Es tut mir aufrichtig leid,“ lächelte das vornehme Fräulein, „aber es sind Bedürftigere da.“ „Könnten Sie es denn nicht mit zeitgemäßen Gedichten versuchen?“ ratschlagte die blonde Mama. „Ja, immer zeitgemäß,“ ermunterte auch noch die alte Jungfer. Und der Stolz ihrer Engbrüstigkeit schwoll hoch: Wir sind es.

Da verfärbte sich der Dichter, blickte noch einmal kurz auf die Teekanne, verbeugte sich gegen die Samtportiere und ging. —

Else Lübcke

NEUE XENIEN

Nie rühre den Brei der Erlebnisse
Ins Bewußtsein wieder hinauf;
Die saure Tinktur der Ergebnisse
Fräß' den Verstand dir auf.

•

Industrieritter des Geistes

„Der Geist bilde Taten!“ —
Ihr habt es erraten!
Doch warum das, ihr Lieben,
Stets wieder verschieben?

•

O schwefelgelber Frank! o schwarzer Dämon
Dehmel!

Sprangt ihr nicht übereilt vom rotdrapierten
Schemel?

Auch Thomas Buddenbrock veränderte den Sitz;
Nun hausen alle Drei bei Höcker, Bloem &
Schmitz.

Stefan Wronski

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Beschränkung der Kriegszensur in Frankreich.
Paris, 22. Oktober. Der „Temps“ meldet: Der Kammerausschuß für die Zivilgesetzgebung und für die Strafgesetzgebung beschloß bezüglich der Pressezensur, daß das Zensursystem hinsichtlich der vorherigen Genehmigung auf Nachrichten militärischer Natur beschränkt werden soll. Das Gesetz vom 5. August 1914 soll in diesem Sinne geändert werden. Ueberschreitungen des neuen Gesetzes können immer zur Präventivbeschlagnahme Anlaß geben, ohne daß hierdurch ein Präjudizfall für die strafrechtliche Verfolgung gegeben ist. Die Strafbestimmungen des Pressegesetzes von 1849 werden abgeschafft. Keine Zeitung soll mehr durch Beschluß der Exekutivgewalt verboten werden können.

„Berliner Tageblatt“ (Morgenausgabe) und die übrige deutsche Presse, den 23. 10. 1916

Sofia, 23. Oktober. (Meldung der bulgarischen Telegraphenagentur.) Das Kriegsgericht verurteilte den Agrarier Stambolisky, der der antimilitärischen Propaganda überführt wurde, zu lebenslänglichem Gefängnis. Wegen derselben Strafsache waren auch zwei andere agrarische Abgeordnete, Charenkow und Torlakow, angeklagt. Das Kriegsgericht verurteilte Charenkow zu zwei Jahren Gefängnis; Torlakow wurde freigesprochen. „Vossische Zeitung“, „Berliner Lokalanzeiger“ und so weiter, den 23. 10. 1915, unter der sachgemäßen Überschrift „Verurteilte Antimilitaristen“. Das „Berliner Tageblatt“ überschreibt das Telegramm: „Verurteilte bulgarische Russenfreunde“

KLEINER BRIEFKASTEN

Aida, Sonder-Spezial-Entsandter Korrespondent der AKTION drahtet mir aus Neukölln ein Original-Telegramm dieses Inhalts: Daß am 28. Oktober die erste Aufführung von Herrn Strauß Alpen-symphonie stattfinden würde, erfuhr man erstmalig am 6. August. Seitdem wurde es einem alle vier Tage in den Blättern wieder erzählt: einmal, daß 120 Mann dazu nötig sind, diese musikalische Illustration der Alpen zu blasen und zu fiedeln; dann, daß vier Harfen und eine Celesta drin vorkommen; dann, daß eine Donnermaschine mittut; dann, daß auch eine Windmaschine die Reize dieser Musik erhöhen wird; wir erwarten noch Notizen über acht schweizerische Kuhhörner, dreißig Viehglocken, einen Original-Jodler, eine Gletscherwassertropfmaschine, eine Lawinenmaschine; ferner, daß Strauß das Ganze in kurzer Tiroler Wuchs dirigieren wird; und daß die Alpen zur Feier des Ereignisses beschlossen haben, am 28. Oktober ein allgemeines Alpenglühen zu veranstalten. Da es nach den Aufführungen der modernen Musiken meist um so stiller ist, je mehr in der Musik gedonnert wurde, ist es nur in Ordnung, daß vor der Aufführung recht viel davon geredet und in Notizen gemacht wird. Herr Strauß und sein Verleger sind sehr tüchtige Geschäftsleute, was kein Vorwurf sein soll, denn der Verleger Förstner ist ein Verleger und Strauß kein Künstler.

Dr. G. W. Ich muß Ihnen beichten: ich habe die Jugend, die sich im „Wandervogel“ zuhause fühlt, doch arg unterschätzt. Was die verschiedenen Gauorgane mir im Laufe der Monate gesendet haben, kann sich hören lassen. Da ist, um nur ein kleines Beispiel zu zeigen, das Wandervogel-Gaublatt Westfalen. In Nr. 10—15 lese ich ein Gedicht „Sturm“, das auch die Berliner Tageszeitungen im Feuilleton lobend nachdrucken:

Sturm
Es geht zum Sturm! Die Trommeln schlagen,
Drauf! Vorwärts! heißt die Losung. Nicht versagen!
Ob rechts und links die Kameraden fallen,
Vorwärts! und Drauf! Tod und Vernichtung allen,
Die drüben sich zu widersetzen wagen.
Der Angriff schreitet vor. Die Trommeln schlagen.
Die Schriftleitung des Gaublattes schreibt zu diesem Gedicht:
Dies Gedicht ist von einem 16jährigen Kriegsfrw.-Leutnant, der im Osten kämpft und dessen Name nicht genannt werden soll. Die Schriftl.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: M. Slodki: Tolstoi (Titelblatt; Holzschnitt, vom Stock gedruckt) / Zum Todestage Tolstois / Maximilian Harden: Ueber Russlands Dichtung / Alexander Puschkin: Der Prophet / Nikolai Nekrassow: Das vergessene Dorf / Alexander Block: Zwei Gedichte. Deutsch von Reinhold von Walter / Theodor Däubler: Die Russin / Russischer Bilderbogen / Iwan Turgenjew: Jegoruschka / Leo Blumberg: Briefe von Analphabeten / M. Slodki: Der Dichter Puschkin (Holzschnitt) / Bjely: Newski Prospekt. Eine Erzählung / M. Slodki: Dostojewskij (Holzschnitt) Wladimir Solowjew: Nietzsches Uebermensch / Leo Tolstoi: Ueber die öffentliche Meinung / Kleine Bücherliste / Ich schneide die Zeit aus / Walter Ferl, Reinhold von Walter, Richard Hirschfeld und Erich Baron sind tot!

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

An die Redaktion der Wochenschrift „Die AKTION“
Berlin-Wilmersdorf:

Sehr geehrte Redaktion!

Leipzig im September 1915
Täubchenweg 21.

Anbei gestatte ich mir, Ihnen auch das 3. Heft der Deutschen Kriegsklänge 1914/15 (Feldpostausgabe), ausgewählt von Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg, zur gefälligen Besprechung zu übersenden. Für letztere stelle ich Ihnen umseitig einige Unterlagen zur Verfügung. Von der Sammlung sind bereits mehr als 20000 Hefte verbreitet. Damit der von dem hohen Herausgeber beabsichtigte Zweck eines weitesten Bekanntwerdens dieser vaterländischen Gedichtsammlung im deutschen Volke erreicht wird, bitte ich, eine ausführliche Besprechung in Ihrem geschätzten Blatte zu bringen.

Hochachtungsvoll
K. F. Koehler.

Aus den „Unterlagen“ diese Sätze:

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht Herzog zu Mecklenburg. 3. Heft. Verlag K. F. Koehler, Leipzig. Preis 40 Pfennig.

Aus dem unversiegblichen Borne deutscher Kriegsdichtungen hat der fürstliche Herausgeber mit literarisch fein entwickeltem Geschmack wieder geschöpft. Wie bei den zwei ersten Heften kann auch diese ausgesprochen volkstümlichen Charakter tragende Auswahl als eine besonders glückliche bezeichnet werden. Aus der besonders glücklichen Auswahl des fürstlichen Herausgebers zitiere ich, mit Zustimmung des Verlages, diese fröhliche Strophe:

Das Haar wächst uns zur Mähne,
Die Seife ward uns fremd,
Wir putzen keine Zähne,
Wir wechseln auch kein Hemd.
Durchnäßt sind alle Kleider,
Oft bleibt der Magen leer,
Von Bier und Wein gibt's leider
Auch keinen Tropfen mehr.
Es quatscht in Schuh und Socken,
Der Dreck spritzt bis zum Ohr,
Das Einz'ge, was noch trocken,
Sind Kehle und Humor.
Doch dieser Heroismus
Hat auch 'nen großen Reiz:
Uns zieht der Rheumatismus
Fürs Vaterland durchs Kreuz!

GOLL: „Elégies internationales“ (Verlag der Cahiers Expressionistes, Lausanne, 1915). Ein kleines Heft, enthaltend ein Dutzend Oden, die sich „Pamphlete gegen diesen Krieg“ nennen. Ihre Haltung scheint zart und ist unerbittlich. Delikate Bilder dessen, was verloren ging, werden beschworen: junger Wiesen, lieber Cafés, gothischer Geheimnisse und süßen Sommers an der See. „Das Meer liebte die weißen Jachten und die sentimentalen Villen, es schmiegte sich gern an kakaoduftende Docks und kinematographische Häfen...“ In diesen Gesängen ist große Trauer und bedingungslose Brüderlichkeit.

F. H.

BUECHERLISTE

HANNS JOHST. Stroh. Eine Bauernkomödie. (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig). M. 2,—.
HERBERT EULENBERG. Letzte Bilder. Essays. (Bruno Cassirer, Verlag, Berlin). Geb. M. 5,—.
VOM BIRKENBAUM ZUM EICHENBAUM UND ZURUECK. Ein Kinospiele in zwei Akten. (Verlag von Leonhard & Mühsam, München und Paderborn). M. 4,—.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzb. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

H/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴⁷/₄₈

INHALT: S. J. Peploe: Studie (Titelzeichnung) / Widmung / Shelley: Lied / Yeats: Die da nie müde werden / George Meredith: Liebe im Tal (Deutsch von Gisela Etzel) / Jessie Dismorr: Aktstudie / H. Belloc: Ein Reisebild. Erzählung / Anne Estelle Rice: Mädchen (Zeichnung) / Swinburne: Ballade von Lasten (Deutsch von Rudolf Borchardt) / J. D. Fergusson: Studie (Zeichnung) / Hardres O'Grady: Gedicht. Deutsch von Franz Blei / Oscar Wilde: Zwölf Gedanken und ein Sonett / Rupert Brooke: Zwei Gedichte. Deutsch von Hanns Braun / Georges Banks: Die Schauspielerin Katherine Mansfield (Karikatur) / G. K. Chesterton: Zwei Stücke / Samuel Butler: Aus dem Notizbuch. Deutsch von Franz Blei / Bibliographische Notiz zu dieser Nummer „England“ / Kleiner Briefkasten



VERLAG / DIE AKTION / BERLIN-WILMERSDORF
D O P P E L - N U M M E R
HEFT 50 PFG.

AUBREY BEARDSLEY

Letzte Briefe
Unter dem Hügel. Eine Novelle

CHARLES DICKENS
Ausgewählte Werke in sechs Bänden

OSCAR WILDE
Das Bildnis des Dorian Gray
Gedichte Deutsch von G. Etzel
Erzählungen und Märchen
In Memoriam Oscar Wilde

Insel-Verlag zu Leipzig

GEORGE MEREDITHS ROMANE

Richard Feverel
Die tragischen Komödianten
Der Egoist

BERNARD SHAW
Dramatische Werke
Auswahl in 5 Bänden

OSCAR WILDE
Aufzeichnungen und Briefe
Aesthetisches und Polemisches

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

THACKERAYS AUSGEWÄHLTE WERKE

Der Jahrmarkt der Eitelkeit
Die Geschichte von Pendennis
Feine Gesellschaft
Das Snobs-Buch

G. K. CHESTERTON
Heretiker

Georg Müllers Verlag in München

JOHN GALSWORTHY

Der reiche Mann
Ein Roman

Die Weltbrüder
Ein Roman

Das Herrenhaus
Ein Roman

Bruno Cassirer, Verlag, Berlin W 35

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER
DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer
Preis M. 3,—

FRANZ JUNG
Sophie. Der Kreuzweg der Demut
Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—.
(Für Abonnenten der AKTION jeder M. 1,—)
SONDERNUMMER „RUSSLAND“
50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.
VERLAG DIE AKTION

J. RAMSAY MAC DONALD
Sozialismus und Regierung
LLOYD GEORGE
Bessere Zeiten

SIDNEY UND BEATRICE WEBB
Die Armut als Moralfaktor

WALTER PATTER
Plato und Platonismus

JOHN RUSKIN
Ausgewählte Werke in 5 Bänden

SHAFTESBURY
Die Moralisten

Eugen Diederichs, Verlag, Jena

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 20. NOV. 1915

Lord Loreburn und Lord Courtney, den Friedensrednern im englischen Oberhause, widme ich diese Sondernummer als ein Zeichen des Dankes. F. P.

LIED

Die schöne Zeit ist tot, mein Kind,
Ertränkt, erstarrt für immer!

Wir blicken zurück

Auf getötetes Glück;

Gespentisch grinsen die bleichen Leichen
Der Hoffnungen, die wir mit Todesstreichen
Betrogen um ihren Schimmer.

Die Wellen rauschen vorüber, vorüber —
Wir greifen danach vergebens!

Wir bleiben gebannt

Am öden Strand

Wie Leichensteine — Gedächtniszeichen
Der holden Träume, die rasch entweichen
Im Nebelgrauen des Lebens.

Shelley

DIE DA NIE MÜDE WERDEN

Von Yeats

Einer der großen Schmerzen des Lebens ist der, daß wir keine unvermischten Gefühle haben können. Es ist immer etwas in unserm Feind, das wir lieben, und etwas in dem liebsten Menschen, das wir nicht lieben. Diese Verquickung der Gefühle ist, was uns alt macht, was die Stirne furcht und die Falten um die Augen vertieft. Wenn wir mit ganzem Herzen lieben und hassen könnten wie die Elfen, so würden wir wohl dahin kommen, ebenso lange zu leben wie sie. Aber bis das geschieht, werden ihre unendlichen Freuden und Leiden immer die Hälfte ihres Zaubers ausmachen. Sie werden der Liebe nie müde, und das Kreisen der Sterne kann ihre tanzenden Füße nicht ermatten. Die Bauern aus Donegal denken daran, wenn sie sich über ihren Spaten bücken oder wenn sie, voll der Schwere des Ackers, bei Einbruch der Nacht um die Pfanne sitzen, und sie erzählen Geschichten davon, damit es nicht vergessen werde. Vor nicht langer Zeit, erzählen

sie, wären zwei Elfen, winzige Wesen, ein Jüngling und ein Mädchen in eines Farmers Haus gekommen und hätten die ganze Nacht hindurch den Herd gefegt und alles in Ordnung gebracht. Die nächste Nacht wären sie wieder gekommen und hätten in der Abwesenheit des Farmers alle Möbel nach oben in eine Stube gebracht, und nachdem sie alles an den Wänden aufgestellt hatten, wohl um es feierlicher zu machen, haben sie angefangen zu tanzen. Und sie haben getanzt und getanzt, und ein Tag nach dem andern ist vergangen, und aus der ganzen Gegend sind Leute gekommen, ihnen zuzusehn, und ihre Füße sind nicht müde geworden. Der Farmer hat nicht gewagt, während dieser Zeit zu Hause zu wohnen; aber nach drei Monaten hat er beschlossen, es nicht länger zu dulden; er ist hingegangen und hat ihnen gesagt, der Priester würde kommen. Als die kleinen Wesen dies hörten, wichen sie in ihr Land zurück, und da wird ihre Lust solange fort dauern, bis die Spitzen der Binsen braun werden, sagt man, und das wird geschehn, wann Gott die Welt mit seinem Kusse versengt.

Aber nicht nur die Elfen kennen Tage, die nicht müde machen, denn es hat auch Männer und Frauen gegeben, die, ihrem Zauber verfallen, einen sogar mehr als elfenhaften Überfluß an Leben und Fühlen erhalten haben, vielleicht ihrer göttergleichen Geisteskraft wegen. Es scheint, daß, wenn Sterbliche in die Schar jener armen glücklichen Blätter der unvergänglichen Rose der Schönheit eingetreten sind, Blätter, hin und her geweht von den Winden, die die Sterne aufweckten, daß dann das bleiche Königreich ihr Geburtsrecht anerkannt hat, vielleicht mit ein wenig Trauer, und ihnen seine besten Gaben schenkte. Eine solche Sterbliche wurde vor langer Zeit in einem Dorfe geboren, im Süden Irlands. Sie lag schlafend in der Wiege, die Mutter saß neben ihr und wiegte sie, als eine Frau aus dem Elfenreiche hereinkam und sagte, das Kind wäre ausersehn zur Braut des Fürsten vom bleichen Königreiche,

Die so wünscht, die möchte sie unverändert er-
halten,
Möchte sie fangen und möchte, daß frei sie bliebe.

Frohe, frohe Zeit, wenn über taufrische Felder
Weiß der Stern vor dem Antlitz erwachenden
Morgens schwebt,
Das mit farbigem Blick durchbricht das tiefe
Dunkel,
Wie die Taxusbeere den Taxus belebt.
Dicker sammeln sich die Schatten, da der ernste
Ost vertieft erglüht und schwillt von roten
Strahlen.

Mädchenstill der Dämmerung sonderbare Augen,
Ihre Wangen kalt wie Muschelschalen.

— — — — —
Sonnenstrahlen auf unsern südlichen Höhen, be-
leuchtend

Wilde Wolkenberge, die ziehen die Höhen entlang,
Oft endet der Tag eures schweifenden, gleißenden
Lachens

Kühl wie ein runzelnd Gesicht bei fröhlichem Sang.
Ah, doch zeigt der Südwest einen federgekräusel-
ten Busen,

Silbern aufgeschüttelt, so sinkt, da die Wolken
behende

Strömend die mittleren Himmel erklimmen, die
Sonne unter

Reich wie Liebe in Schönheit ohne Ende.

Wenn gegen Morgen sie seufzt und wie ein Kind
zum Fenster

Wendet ernste Augen, traumfrei und gierig nach
Licht,

Schön sieht sie aus: eine weiße Wasserlilie,
Die in der Hafenbucht aus der Knospe bricht.
Wenn aus dem Bett sie steigt, vom Nacken bis
zu den Füßen

Lang im Nachtgewand, wie Maienknospe glühend,
Schön sieht sie aus: eine hohe Gartenlilie,
Rein von der Nacht und für den Tag erblühend.

— — — — —
Mutter des Taues du, dunkel bewimpertes Zwie-
licht,

Tief bewimpertes Zwielight, über das Tal hinaus
Kreisend auf deiner Brust singt entzückt die
Lerche,

Klar als klängen aus ihr die Tropfen des Taus.
Hoch aus dem Rosenerröten des strahlenlosen
Planeten

Springbrunnvoll gießt sie Springbrunnzüge nieder.
Ihr, ihr Lachen laß mich hören, ich möchte sie
immer

Kühl wie Zwiellichttau, die Lerche über dem
Flieder.

Alle die Mädchen sind hinaus nach der Schlüssel-
blume,

Hänge und Wälder durchtröteten sie in fröhlichem
Fest.

Meine Süße führt; sie weiß nicht, warum sie nun
plötzlich

Vor Anemonen die Hände hängen läßt.

Solch ein Blick will sagen, daß Veilchen dazwi-
schen lügen,
Daß die Rose kommt; sie weiß nicht, warum aus
der Kehle

Plötzlich ein Herzensschrei springt nach Düften
und Farben

Und nach Dickicht mit Liedern der Philomele.

— — — — —
Tuch um Kopf und Kinn fliegt sie zwischen den
Tulpen

Triefend wie eine Weide im schnellen Regenfall,
Bloßgespülte Zwiebeln neu zu betten, ihr Engel,
Matte aufzurichten überall.

Finster zieht die Wetterwolke dem Tor entgegen;
Sie ist fort, eines Nachbarn Trauer zu besiegen.

Einmal sah ich sie so im rollenden Donnertoben,
Einziges Licht der Erde, weiß eine Taube fliegen.

Putzige kleine Schüler die Blumen ihres Gartens,
Fragend, ob sie gefallen, stehn sie wie ein Heer.
Lieben könnte ich sie, wenn nicht meine wilden
wären;

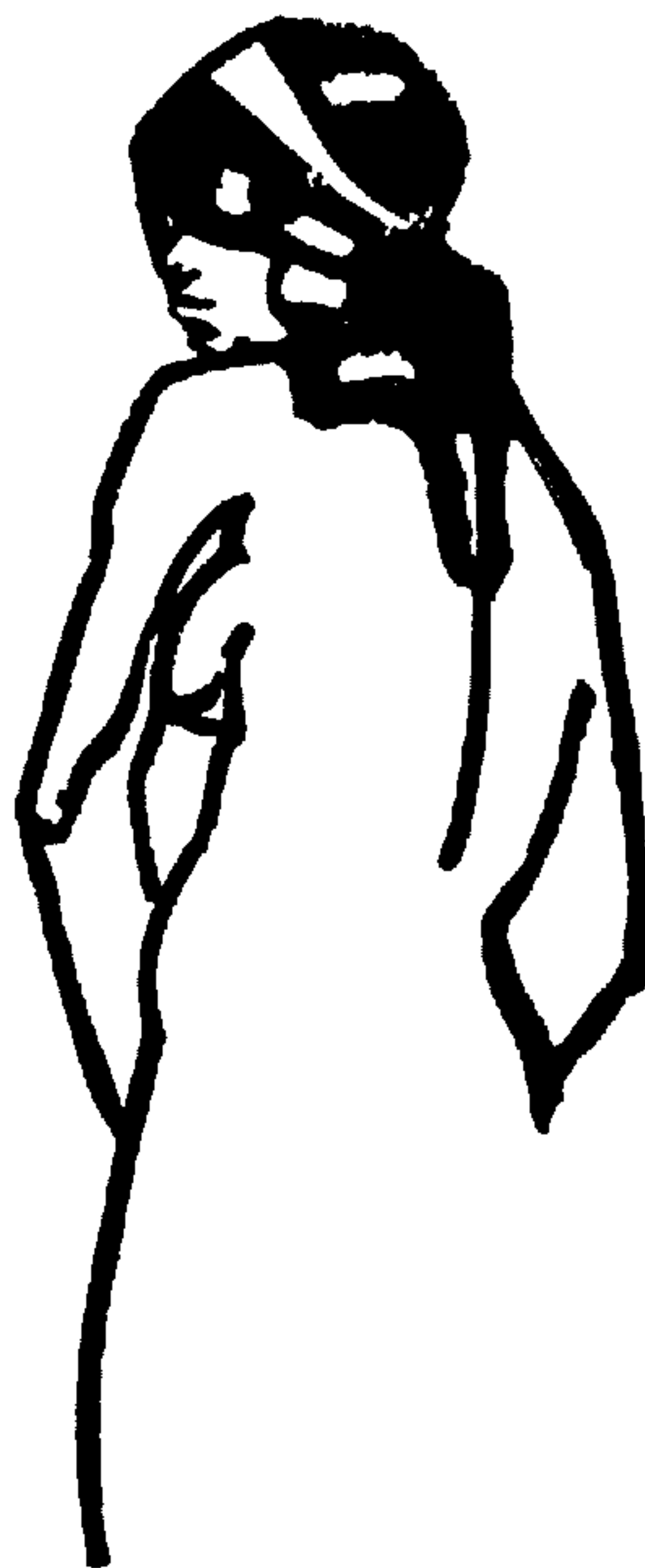
Lieb sind jene, doch diese sagen mir mehr.

Du, meine wilde, du sagst von honiglicher Rose,
Veilchen und rötlicher Rose im Leben; im freien
Gehege

Gierig sind sie nach deiner Güte, wie du von des
Lebens

Güte gierig träumst auf den Bänken am Wege.

— — — — —
Lugend ins Zimmer krönt die weiße Rose die rote,
Schwingt der Jasmin sich auf mit Sternen zu
zwei'n und drei'n.



Jessie Diamorr: Aktstudie

Offen ihr Fenster; sie schläft; Jasminsterne atmen
Atem von mir mit Gedanken von mir hinein.
Süßer unbesessen, sagte ich, sei mir die Süße?
Nicht da sie schläft: da sie schläft, Jasminsterne
finden

Lockend den Weg der Liebe; sie schläft; und
Sterne tragen

Mich zu ihr, wo sie ruht unter Rosengewinden.

Gelb von Kreuzkraut sind die Rasenplätze,
Gelb von Kuhblumen, die liebend wiegt der Wind;
Gelb von Mauerpfeffer die Wälle; mit blauen
Nacken

Weht der Weizen, der gelblich zu reifen beginnt.
Grüngelb lacht der Ginster aus Gebüsch,
Sichelscharf getrennt ist Schatten vom Sonnen-
scheine.

Erde lacht in ihrem Herzen himmelblickend,
Dankend der Ernte; ich blicke und denke an
meine.

Wissen darf ich dies: ihr Kleiden und Entkleiden
Macht einen Wechsel von Licht, als wenn der
Himmel im Spiel

Wechselt von Wolke zu Mond; als wenn über
Wetterwolke

Schlüpft ein Strahl von Sonne; als wenn vor
Hafenziel

Weißes Segel rollen; als wenn an den Ufern des
Meeres

Weißes Segel vor hüpfendem Grün der Wogen
stehen.

Visionen von ihr mich umregnen, doch vor meinen
Blicken

Wär sie behütet: wie Sonne würde sie gesehen.

Vorder- und Hintertür vom alten umlaubten Land-
haus

Gehn mit dem Morgen auf, und frisch wie ein
luftiges Band

Funkelt quer über'n Bach der Garten zum schat-
tigen Obsthain,

Grün über'n Bach, wo Elritzen blinzeln auf Sand.
Eifrig schwärmt im Gras die frühe Sommersonne,

Und die Amsel ruft mit vollen Flötenklängen
Mein Geliebtes wach mit klarem schelmischem
Locken:

Wunderreichstes Lied von allen Gesängen!

Kühl war der Wald wie ihre weiße Milchammer,
Die den süßen Rahm bewahrt; es liefen dorthin
Drunten die spielenden Buben, braun und rot von
der Sonne.

O das kühle, tiefäugige Dämmer darin!
Spähend vom Hause holte sie selbst voll Milch
eine Kanne,

Gab der Reihe nach jedem den Schnabel, sie labten
sich lange;

Dann ein Kerlchen, Mund empor und auf Zehen-
spitzen:

„Will dich küssen“; sie lachte und neigte die
Wange.

Mittagsstunden hindurch gurren die ruckenden
Tauben

Hoch auf rotem Dach, gurren in trunknen Azur.
Trunken tropfen die Blätter; drunten anschläfriger
Straße

Singt zuweilen ein Fink hinüber zur Flur.

Kühe schlagen den plumpen Schwanz, knietief im
Flusse,

Atemlos vor Sonnenbrand und Mückengewimmel.
Nirgend ist sie: wenn ich sie nicht sehe, mag

Blitzen kommen,

Straffer Regenschirm und getigelter Himmel.

O die goldene Garbe, der raschelnde Arm voll
Schätze!

O die verflochten nickende braune Lockenpracht,
Nußbraune Locken, die eine über die andere
nickend!

O um die Hüfte der Gürtel, locker gemacht!

Tot sind die Mohnblüten, die mitten im goldenen
Weizen

Schnell ums samtene Auge schlossen die Scharlach-
hülle.

Seht diese Bräute der Erde wie ein Erröten der
Reife!

O und die nickende braune Lockenfülle!

Breit und rot sinkt der Sonne kalte Scheibe,
Nackte veilchenschattige Höhen saugen sie ein.
Breit und still entsteigt dem Ost der Mond ge-
mächlich,

Lichtet auf in glühem schweifendem Schein.

Nächte starrt in diese Weiße unsre Buche

Schwarz hinein: so starrt Nächte lang mein
Werben.

Hier sei Leben auf Tod gemalt oder Tod auf
Leben;

Ihre Seele, nein, sie kann nicht sterben!

Nachbarfrauen tuscheln hinterrücks und zählen
Ihre Fehler auf in engverbundnem Chor.

„Als sie ein winzig Ding“, so zittert eine Alte,
Zerzt an meinem Herzen und führt mich beim Ohr.
Fehler hatte sie einst, als sie laufen lernte und
stürzte;

Keine vollkommene Schönheit ist sie, so hör ich
sie schließen.

Gute Frauen, Schönheit, die Erde und Himmel
heilig

Macht, mag Fehler haben von Kopf bis zu Füßen!

Zögernd kommt sie her; zu mir; sie senkt ihre
Brauen,

Während die Wimpern sich heben, als kenne sie
mich nicht;

Zögert neu überrascht wie verwundert vor einem
Fremden.

Doch bin ich in ihren Augen Leben und Licht.

Etwas das Freunde ihr sagten, füllt ihr Herz zum
Rande,

Macht sie erröten, verwundet und läßt ihre Wild-
heit erlahmen.

O wie fallende Taube sank sie, sicher des Hafens:
Unsre Seelen waren in unsern Namen.

Bald wird sie liegen wie weißes frostiges Sonnen-
werden:

Gelbe Eicheln, brauner Weizen, bleiches Korn,
Lange seit eure Halme sich dem Drescher ergaben,
Seit ihr Gürtel gelöst, ihre Locken verworr'n.
Bald wird sie liegen wie blutigrotes Sonnen-
sterben.

Hurtig sollst du, Lenz, das grüne Morgen bringen!
Singe aus Südwest zurück die Pflichtvergeßnen:
Schwalbe und Nachtigall und tauige Schwingen.

Sanftes neues Buchenlaub, in strahlenden Tagen
Zweig auf Zweig erfüllend mit primelfrischer Last,
Lilienhell im Mond zu Himmelsfeldern erhoben,
Jüngstes Grünen du, in Silber gefaßt:
Schöner wohl als Lilie, als wilde weiße Kirsche,
Schöner ist mein Lieb, als wir die Engel wähen,
Schön erscheint sie mir, wenn Träume sie mir
bringen,

Leibhaft schön sie zu mir schwimmt auf Tränen.

Fänd ich einen Ort, allein zu sein mit Himmel,
Spräche mein Herz ich aus: Himmel ist mir not.
Gleich der Mehlbeere blitzen alle Bäume,
Wehn wie Ried und glühn wie Hundebeere rot.
Glühend rot wie Hundebeere im Oktober,
Wehend wie das Ried in sanften Regengüssen,
Blitzend wie die Mehlbeere beim Stoßen der
Winde:

Alle scheinen, was einzig für Himmel ist, zu
wissen.

(Deutsch von Gisela Etzel)

IM GASTHAUS ZUM LÖWEN

Von H. Belloc

Es war spät und schon hatte die Dämmerung eingesetzt, als ich auf meinem Pferde die Anhöhe erreichte; im langsamen Trab, denn wir waren seit dem frühen Morgen unterwegs, hatten uns vom Rasenweg entfernt, und die harte Straße erreicht; dabei hatte sich der Hügel, wenn auch in sanfter Steigung, in die Länge gezogen. Von seiner Spitze sah ich nun schon hunderte von Malen die heimischen Wälder vor mir liegen.

An diesem Tage aber erschien mir die Landschaft in einem neuen Lichte, weil so manche Einflüsse beitrugen, sie zu verklären. Der Herbst hatte sich verspätet und schwelgte nun in Farben; ein leichter Nebel verschleierte die Ferne, und einfarbig und grau wie Berge zogen sich die feierlichen Dünen unter einem stürmischen wolkenreichen Himmel hin.

Der Anblick war auf eine kaum durch Musik zu schildernde Weise überirdisch. Die fernen Mühlen, die Haide und die Tannen sahen aus, als hätte sie noch nie zuvor ein Wanderer erblickt, und als

würden sie ihm nie wieder in eben diesem Lichte erscheinen. Es war eine Landschaft, die ich bis in ihre kleinsten Züge kannte; dennoch war sie heute wie von einem fremden und höheren Glanze umwoben. Die abendliche Glut, welche diesen Himmel gleichsam an einen andern Ort und in eine andere Zeit verwies, warnte mich vor der Dunkelheit; und ich suchte ein Gasthaus auf, von dem ich wußte, daß es hier in der Nähe liegt und vortrefflich ist. Ein alter Mann verwaltet es mit seinem Weibe und die Beiden führen hier seit dreißig Jahren ein zufriedenes Leben. Ihre Kinder stehen außer Landes in Diensten und sind wohl versorgt; und die beiden Alten erfreuen sich ihres kleinen Besitzes, denn das Land ist gottlob frei. So harren sie des Todes ohne Angst und glauben zuversichtlich, daß er ihnen ohne Schrecken nahen wird. Die Anstrengungen ihrer früheren Arbeitsjahre sind längst vergessen, daß sie jetzt keiner anderen Zeit mehr gedenken, als der gegenwärtigen, die sie genießen; so daß ihre Gegenwart im Zimmer, während sie einem die Speisen vorsetzen oder auf der Schwelle einen begrüßen, an und für sich etwas Friedliches hat.

An solchem Orte, mit solchen Wirten, vergißt man eine kleine Weile der Mühen des Lebens, und fühlt sich erfrischt. Kräftig greift man zu und trinkt in tiefen Zügen, schläft lange und gut, und setzt man sich am Morgen wieder aufs Pferd, um weiter zu reiten, so nimmt man es von neuem mit dem



Anne Estelle Rico: Mädchen

Leben auf; auch sind derartige Haltestationen nicht ohne ihren künftigen Wert, denn die Erinnerung an eine vollkommene Ruhe ist eine Art von Sakrament, ein Viatikum auf die mühseligen Längen des Weges.

Der Stall dieses Hauses ist ganz aus Eichenholz, und nach über 100 Jahren hält das Holz noch Stand, nur das Dach senkt sich dort wo die großen Balken unter dem Druck der Ziegel etwas nachgeben. In diesem vorzüglichen Stalle ist weiter kein Fußboden gelegt, als eine dicke Schichte aus Kalk; und die hölzerne Krippe hat eine scheinige, glänzende Stelle, woran schon an die tausend Pferde sich rieben. In jeder Hinsicht ein Stall, wie ihn ein kleiner Bauer errichten konnte, ohne in Schulden zu geraten. Es ist also ein Stall, der den Anforderungen der Neuzeit nicht entspricht; und obwohl die häßlichen Hände der Restaurierer die Wohnstätten der Tiere noch verschonen, so ist mir doch immer bang um diesen Stall, und ich bin jedesmal froh, wenn ich ihn noch stehen sehe. Denn die Menschen, die unsere Gesetze machen, sind dieselben, die unsere Bausteine und unsere Grundstücke und Metalle verkaufen; und sie richten ihre Gesetze so ein, daß es mit den Neubauten kein Ende nimmt, und mit den schlechten Bauten auch nicht. Aber dieser Stall, wie gesagt, ist noch stehen geblieben, und hierhin führte ich mein Pferd, dem es nirgends wohler zu Mute ist, da es auch empfänglich ist für den Einfluß geheiligter Orte. Ich band es also hier fest, rieb es und wusch seine Füße und deckte es mit einer rauhen Decke zu; dann holte ich Hafer in der Nachbarschaft, denn ich bin im Orte bekannt, und konnte stets meines Pferdes Sorge tragen, wenn ich hierherkam. Und während es seinen Hafer fraß, dachte ich: „Gibt es einen Ort auf der Welt, wo der Mensch auch nur für kurze Zeit so glücklich sein kann wie das Tier? Wenn ja, dann ist es sicherlich hier, im Gasthaus zum Löwen.“ Und mein Pferd schien zu sagen: „Es geht eine Tradition bei uns, daß von allen Geschöpfen der Erde der Mensch das geplagteste ist.“ Ich ließ es dann und trat ins Haus. Es war ganz dunkel geworden, und die Fenster mit ihren viereckigen großen Scheiben und dem richtigen Ebenmaß glänzten nach außen und gaben dem Zimmer etwas so heimliches, daß es den Eintretenden wie einen Freund zu begrüßen schien. Im offenen Kamin, der den Mittelpunkt des Hauses bildet, brannten mächtige Buchenscheite; während die Kerzen in ihren Messingleuchtern gelblich erstrahlten. Die getäfelte Decke war niedrig und

lang wie eine Himmelsdecke. Und auch hier war alles aus Eichenholz: die Balken, Schränke und der wuchtige Tisch. Als mir dann Speisen und Bier vorgesetzt wurden, da waren sie von der Art, wie sie von jeher in dieser Gegend bereitet wurden und, wenn das Glück es will, sich auch Generationen hindurch unverändert erhalten werden. Und wie von einem entlegenen Standort aus konnte man hier der alles beschränkenden Zeit gedenken, in der sich unser Leben hinzieht. Und indem mir die Verderbnisse der rußigen Großstädte vor Augen schwebten, war mir, als befände ich mir hier in einer Art von Festung der Gesundheit und Tugend, die dem Ansturm Stand zu halten vermöchte.

Solche Träumereien hielten mich noch gefangen, als ein Mann das Zimmer betrat, dessen Miene und Haltung einen vortrefflichen Gefährten versprachen, aus dessen Auge mir zudem ein ungewöhnliches Licht entgegenschien. Er war von mittleren Jahren, fünfzig oder darüber hinaus, mit krausem, ergrautem Haar und einem gebräunten Gesicht, als wäre er viel auf offener See gewesen, groß und von ziemlicher Stärke. Er grüßte mich und fragte mich nachdem er gegessen hatte, ob auch mir dies Gasthaus bekannt sei.

„Schon lange“, gab ich zur Antwort, „und da ich jeder Zeit hier Einkehr halte, ist es mir heimatlicher sogar als manche Wohnungen, in denen ich einst zu Hause war. Denn heutzutage werden wir, die nicht müßig sind, von einem Ort zum andern verschlagen, und nur sehr Reichen ist ein Verweilen und Sicherheit vergönnt. Aber sie nützen es nicht, denn sie sind zu träge um Wurzeln zu schlagen.“

„Dennoch bin ich von ihrem Blute“, sagte er, „und es liegt ein Haus in dieser Gegend, das mein gehören sollte. Aber nichts kann von Dauer sein in jetzigen Tagen. Ich sah meine Heimat nicht wieder (obwohl sie hier in der Nähe liegt), seit ich sie in meinem dreißigsten Jahre verließ; und auch ich kehre lieber in dies Gasthaus ein, in dem ich, wie Sie, mich heimischer fühle, als in irgend einem anderen Hause; weil ich meiner Aufnahme sicher bin, und weil ich weiß, was ich hier finde, und weil das, was ich hier finde, für jeden meiner Landsleute zu finden ist, so lang die Seele dieses Bodens sich nicht verflüchtigt.“

„Sie kommen also“, sagte ich (wir saßen nun nebeneinander vor dem Feuer und hatten nur eine flimmernde Kerze zwischen uns, und eine Flasche alten Weines), „Sie kommen also aus demselben Grunde hierher wie ich?“

„Und welches ist dieser Grund?“ sagte er.

„Nun,“ meinte ich, „um der Täuschung mich hinzugeben, als gäbe es einen Ort, an dem die Zeit sich aufhalten läßt, und in irgend einer Form ein Teil wenigstens der Dinge, die wir lieben, sich erhält. Denn seit ich ein Knabe war, ja so lange ich zurückdenken kann, blieb alles in diesem Hause unverändert; und hier entfliehe ich jener bedrohlichen Geselligkeit, die wir beide kennen.“

Er verhielt sich ernst und schweigend; nach einer Weile antwortete er:

„Ich halte es für unmöglich, daß man nach vielen Jahren einer solchen Täuschung sich hingeben kann. Genau wie ein junger Mann sich nicht mehr (wie es Kinder tun) als Held eines selbst erdichteten Dramas denken kann, so kann ein alternder Mann (wie ich) von keiner Gesellschaft — am wenigsten der eigenen — die Aufheiterung erwarten, die aus einer dauernden Illusion hervorgeht.“

Ich: „Nun ja; allein obwohl unsere Wünsche der stärkste Beweis sind für die Wahrheit, so bleibt doch noch der Wunsch nach Illusion, wie es bei wachem Bewußtsein den Wunsch gibt nach erreichbaren Dingen, und im Traume den Wunsch nach fantastischen und unwirklichen. Jeder Vergleich, den wir ziehen, überzeugt uns immer mehr, wie auch der ganze Plan des uns umringenden Lebens, daß mit unserem Hinscheiden auch die Sprache und das gemütliche Kaminfeuer, und die Felder, und die Stimmen unserer Kinder vergehen werden, und daß, wenn wir sie verlieren, sie uns auf immer verloren sind.“

Er: „Aber diese Dinge wären nicht, wenn sie ein Intellekt nicht erfaßte. Und woher wissen wir mit Bestimmtheit, welche Wege für den Geist von Nöten sind? Und fände da der Geist keine anderen Wege sich zu äußern?“

Darauf fuhr er fort: „Ich habe zu lange über diese Dinge nachgedacht, als daß irgend welche Gegensätze zwischen einer und der anderen Weltanschauung mich verwirren könnten, auch weiß ich, daß eine lange und gründliche Betrachtung irgend einer Frage denselben Menschen zu widerstreitenden Resultaten führen muß. Was mich betrifft, so werde ich in meinem nicht mehr fernem Alter zuversichtlich erwarten, daß ich nach meinem Ende ähnliche Dinge antreffen werde als die ich bisher kannte. Denn Dinge, die ich hier genußreich finde, sind ein und derselben Natur; und wenn das Leben eines Menschen endgültig ihrer beraubt werden soll, dann ist es falsch,

das Wort ‚ewig‘ zu gebrauchen, oder es sollte nur metaphorisch gebraucht werden.“

„Sie meinen also,“ sagte ich, „daß ein unsterblicher Teil in uns nicht nur mit unserem Wissen, sondern auch mit einem jeden unserer Gefühle verwoben ist, und daß unsere endliche Erfüllung etwas von sinnlicher Freude tragen wird: Düfte, schöne Gegenden, und ein sichtbares Heim, das uns teurer sein dürfte, als selbst diese geliebten Hügel?“

„Etwas ähnliches,“ gab er zur Antwort, mit einem leichten Achselzucken. Er sah gar stattlich aus, während er neben mir saß, und in das Feuer starrte. Seine Haltung zeugte von jenem Gemisch von Kraft und Müdigkeit, die all denen eigen ist, welche weit und mit hohen Plänen umherreisten, beständig auf der Suche nach einem erstrebenswerten Ziel, das sie nie erreichten. Das Feuer war verloschen. Die Flammen lichteten nicht länger empor; aber unterhalb der Buchenscheite, da wo eine Glut noch zurückblieb, fiel Asche.

BALLADE VON LASTEN

Von *Swinburne*

Die Last auf Edom: Und

Dies ist die Last auf Moab Amos

Die Last auf schöne Frauen. Eitle Pracht,

Lieb, die sich selbst durchs Herz mit Schanden
haut,

Und Alter sorgenvoll, das kommt bei Nacht,

Wie sich's ein Dieb bei Tage nicht getraut,

Und Müdigkeit, für Miete wach und laut,



J. D. Fergusson: Studie

Und Tausch der grau läßt gestern rote Wangen,
Und Gram der nachhallt alter Wonnen Laut:
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf feile Küsse: Dies macht wund,
Last ohne Frucht in Schwangerschaft und Kind;
Von Nacht bis Morgendämmern tausendstund.
Ein Tausendstund von Licht bis Abendwind,
Das Schaudern deiner Lippen, Krampf im blind
Verhärmten Lid, das zuckt wie Flammen bangen,
Macht elend was wie Liebliches beginnt:
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf süße Reden. Nun knie hin,
Verhüll dich und verweine dich, denn traun,
Zujüngst denkst dein am Markt mit keinem Sinn
Wer eben kauft am Markt dein Weiß und Braun.
Zujüngst soll erdefarb dein Antlitz graun,
Ja See-Schlick gleich, drin siech und satt ver-
fangen,

Die Spülichte der brachen See sich staun.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf langes Leben soll dir
Vor Wachen sein, und Schlaf dich glühn wie
Rost;
Und sagst vor Tag, „wollt Gott die Nacht wär
hier“

Vor Nacht, „wollt Gott es tagte gegen Ost.“
Todmüde Stunden nimm für Kleid und Kost,
Und trag ein Tuch aus Reu, und um die langen
Lenden den Gurt aus Pein, an Sohlen Frost;
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf kühne Farben. Und sollst sehn
Gold blind, und Grau wo du nach Grün dich
bückst,

Und nicht wie's schien, soll dir an Farbe stehn
Dem Antlitz, sondern, wie du's nun erblickst,
Dein Herz wenn du's nach alten Minnen schickst,
Und Lippen, liest: „verblichen und vergangen.“
Und sprechend lernst du Schluchzen dran du
stickst.

Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf trübe Sätze. Einmal tagt's
Da zählst du all dein Tag und Nacht, die Flut
Von Wort und Kuß und Zeit, und in dir sagt's,
Wie hold dies war, und dies von welcher Glut,
Wie Leben gut war, klang und roch wie gut —
Nun, Licht vorauf, klingt ab verschollnes Prangen:
Die jüngste Stunde ist mit Glut beschuht;
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf vier Gezeiten. Regen gießt
Durch weißen Lenz mit Wind auf dünnen Wald.

Sommer, der Grün mit Jammer treibt und schießt;
Herbst, morsch im Dunst von Elenden, sein alt
Gesicht aufs Jahr gestellt, sieht zu wie bald
Nur Aschenes stäubt vom Stoß, den Flammen
schlangen,

Dann Winter wüst mit Kränke mannigfalt.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf tote Mienen. Außer Sicht,
Und aller Liebe Reich und aller Hand
Tauschend nur Tausch von Düstrem und dem
Licht

Wandern und weinen sie auf brachem Land,
Da Saat nie fiel noch Einer Scheuern fand,
Wo kurz veratmend blinde Tage bangen
Und seufzend sich durchs Zeitglas siebt der
Sand.

Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Die Last auf viel Vergnügen. Leib und Lust
Verrät dich und das Antlitz deiner Pracht;
Und unterm Fuß streut Träge ihren Wust
Und überm Haupt ist fremder Brand entfacht,
Und wo das Rot war nimm das Fahl in acht,
Wo Wahrheit war, ein Lügennest von Schlangen,
Und wo sonst Tag war, Gleichnis einer Nacht;
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

Der Urlaub:

Fürsten und Ihr von Lüsten blank und rot
Merkt wohl den Reim eh eure Lust vergangen:
Leben ist süß, zwar hinterdrein ist Tod.
Mit solchem endet aller Welt Verlangen.

(Deutsch von Rudolf Borchardt)

GEDICHT

Leben nur ein bißchen Lieben,
Lieben ist nur schnellres Leben.
Himmel ist uns nur gegeben,
Liebe ist uns nur geblieben,
Daß wir herrlich uns verschwenden.

Sind in dunkler Kräfte Händen,
Die uns lieben, wenn wir lieben,
Uns nicht scheuen, uns nicht wenden,
Wenn wir sie im Sturm begegnen,
Sie im Niederbrechen segnen.

Doch wir sind so blind vom Sehen,
Taub vom Hören unsre Ohren.
Liebend sind wir furchtverloren,
Lebend wir im Toten stehen,
Schwanken Schritts im Toten gehen.

Hardres O'Grady
(Deutsch von Franz Blei)

SONETT

(Geschrieben in Genua in der Karwoche)

Mein Weg ging durch Scogliettos Einsamkeit.
 Orangenfrüchte, überhängend, glühten
 Gleich Sonnen heller als der Tag; und Blüten
 Warf ein verscheuchter Vogel wie ein Kleid
 Von Schnee auf mich — zu meinen Füßen blühten
 Narzissen, silberbleich in Herrlichkeit.
 Ah, dies war Leben: als die Wellen weit
 In Sonne lachend an das Ufer sprühten.
 Von ferne hallte eines Knaben Stimme:
 „Komm, du, und bringe viele Blumen her,
 Jesus, der Sohn Marias, liegt erschlagen.“
 Mein Gott! in diesen griechisch heitern Tagen
 vergaß ich jeden Schmerz und alles Schlimme:
 Den Kranz, das Kreuz, die Krieger und den Speer.

Oskar Wilde

DER HÜGEL

Wir rannten keuchend hügelan im Wind . . . ,
 Küßten das Gras und lachten in den Tag;
 Ob Ruhm und Lust mit uns vergehen mag,
 (Sprachst du,) Wind, Sonne, Sang und Erde sind,
 Wenn wir schon grau . . .

Und raubt uns jene Stund'
 (Sprach ich,) alles, was unser — Leben glüht
 Durch Andrer Liebe, Andrer roten Mund;
 Und unser Himmel ist uns heut erblüht!
 Wir haben stolz der Erde Taten hier
 Vollbracht. Wir hielten (sprachen wir) die Treu;
 Wir werden schreiten froh und ohne Scheu,
 Rosengekrönt hinab! . . . Stolz lachten wir
 Ob unsrer Worte klugen Melodei . . . ,
 Da plötzlich stocktest du und dann . . . ein Schrei . . .

SONETT

Mich rafft der Tod, eh ich von deinen Blicken
 Satt werde sein; und jäh wird er ins Land
 Der Schatten und des Grauens mich entrücken,
 Wo Öde klafft. Dort, wohl, am stygischen Strand
 Spür eines Tages ich ein fröstelnd Wehen,
 Seh glimmernd Licht, das überm Strom verloht,
 Der Tod, ich fühl's, rührt an mich, ungesehen,
 Ich zittre. . . . Und dann weiß ich, du — bist tot.
 Und seh, wie dich, ein lächelnd froher Traum,
 Licht wie vordem, die dunkle Schar einkreißt,
 Du sinnst, du schreitest, — flitterst durch den
 Raum,
 Höchst sonderlicher, wirrend toller Geist! —
 Und wendest, wirfst dein golden liebes Haupt
 Belustigt: wie das rings um dich verstaubt.

Rupert Brooke

(Übertragen von Hanns Braun)

DER BUB

Von G. K. Chesterton (1909)

Ich habe keine Liebe für Kriege und Raubzüge, wenn man sie ernsthaft betreibt, aber eine gewisse dunkle und heftige Sympathie, wenn sie ganz absurd sind. Als praktische Politik sind alle Einfälle in fremdes Land ein Unsinn, aber als praktizierter Spaß sind sie menschlich und denkbar. Jeder Akt der Wut oder Heftigkeit ist unter dieser einen Bedingung verzeihlich: daß er ganz und gar zwecklos ist. Hat der Angreifer einen Vorteil davon, so ist ihm nicht zu verzeihen. Er ist verurteilt von dem geringsten Schein eines Vorteils oder Nutzens. Ich kann einem Freund den Hut herunterschlagen, aber ich werde den Hut nicht annektieren. So sind die wirklich kriegerischen Franzosen von ihren riesigen Zügen immer wieder zurückgekehrt, Gottfried von Boullion und Napoleon, und haben nichts weiter vollbracht als ein Epos. — Manchmal unterrichtet mich die Zeitung ein bißchen. So fand ich unlängst in einem englischen Blatt was ich folgend hinsetze als ein Beispiel für die Art internationaler Verletzungen und Gewalttaten, denen meine Sympathie gehört. Es hat auch etwas anziehendes, mit welcher strengen Einfachheit die Sache vorgebracht ist. Ich las: „Genf 31. Oktober. Der englische Institutsschüler Allen, der am Lausanner Bahnhof verhaftet wurde, weil er die Statue des Generals Jomini in Payerne rot angestrichen hatte, wurde gestern freigelassen, nachdem er die Strafe von 300 Franken bezahlte. Allen wird seine Studien in Deutschland fortsetzen. Die Bevölkerung von Payerne ist entrüstet und verlangte für Allen eine Gefängnisstrafe.“ — Wenn auch die Ethik



Georges Banks: Die Schauspielerin Mansfield

und die soziale Notwendigkeit eine entgegengesetzte Stellungnahme verlangen, so muß ich doch offen bekennen, daß mein erstes Gefühl, als ich dies las, das eines tiefen und elementaren Vergnügens war. Es ist etwas so prächtiges und einfaches, einen ganzen steinernen General rot anzumalen. Ich kann natürlich die Entrüstung der Bevölkerung von Payerne verstehen. Da sind sie in der Dämmerung durch die Straßen dieser schönen Stadt (oder ist es ein Kanton?) heimgegangen und freuten sich, wie sich die graue Gestalt ihres Helden und Stadtbeschützers so schön gegen das Silberende des Sonnenuntergangs abhob. Es muß gewiß ein Schock gewesen sein, am hellen Morgen an die Tür zu treten und einen großen Zinnobergeneral in die Sonne starren zu sehen. Ich nehme es ihnen nicht übel, daß sie den Jungen ins Gefängnis haben wollten, was ihm ja auch nicht viel getan hätte. Aber ich meine doch, diese immense Tat hat etwas Menschliches und Entschuldigbares. Und wenn ich dieses mein Gefühl auf seinen Grund untersuche, so finde ich ihn nicht in dem Umstand, daß die Sache frech oder erfolgreich war, sondern darin, daß sie vollkommen zweck- und nutzlos war, auch für den Jungen. Der Kriegszug ist Selbstzweck, und der kleine Herr Allen hat nichts anderes und sonst vollbracht als ein Epos... Im Zusammenhang mit einem so müßigen Gegenstand wie diesem ist noch etwas zu sagen. Die Moral dieses Gegenstandes ist nämlich genau wie die Moral von irgendwas sonst; es verbindet sie ein gegenseitiger Kontrakt. Nur hat die moderne Welt (oder zum mindesten die moderne Presse) eine beständigen und aufreibenden Schrecken vor schlichten Moralien. Man sucht es immer zu vermeiden, etwas aus bloß moralischen Gründen zu verurteilen. Wenn ich morgen meine Großmutter totschiße, so können Sie sicher sein, daß man alles mögliche darüber sagen wird außer die simple und unbestreitbare Tatsache, daß es unrecht war. Die einen werden die Tat verrückt nennen, d. h. den Täter nicht im Vollbesitze seiner Intelligenz erklären. Was nicht notwendig wahr sein muß. Denn man kann die Tat nicht unintelligent oder irrsinnig nennen, außer man hat meine Großmutter gekannt. Andere werden es gemein nennen oder ekelhaft oder empörend, d. h. sie werden mir Mangel an guten Manieren vorwerfen. Vielleicht zeigt die Tat einen solchen Mangel; aber das ist doch kaum ihre ernsthafteste Unzukömmlichkeit. Andere wieder werden von dem abscheuerregenden Anblick und der verletzenden Szene erzählen, d. h. sie werden die Tat ästhetischen Mangels zeihen. Auch das hängt von den Umständen ab: um sicher zu sein, daß die alte Dame unter dem Totschlag ästhetisch gelitten hat, ist es für den philosophischen Kritiker nötig, zu wissen, wie häßlich sie zuvor war.

Eine andere Gruppe Denker wird erklären, daß die Tat des Nutzwertes ermangele und es eine ganz unökonomische Verschwendung einer guten Großmutter sei. Aber das hängt ganz vom Wert ab und der ist individuell. Das einzig wirklich sagenswerte ist, daß die Tat böse war, denn die Großmutter hatte ein Recht darauf, nicht totgeschlagen zu werden. Aber von einer solchen auffallend moralischen Erklärung hat man heute eine ständige Scheu. Alles wird man die Tat nennen, verrückt, bestialisch, gemein, idiotisch, nur nicht sündhaft. Ein Beispiel ist der Junge und die Statue. Wird ein solcher Streich ausgeführt, so werden ihn die Zeitungen, die dagegen sind, immer als „einen sinnlosen Scherz“ beschreiben. Was heißt das? Jeder Scherz ist ein sinnloser Scherz. Ein Scherz ist seiner Natur nach ein Protest gegen Sinn. Es ist unnütz, einen Unsinn anzugreifen, weil er erfolgreich unsinnig ist. Gewiß ist es unsinnig, einen berühmten General rot anzustreichen. Aber die Antwort auf diese Malerei ist nicht, zu sagen, daß sie unsinnig sei, sondern daß es unrecht sei, anderer Leute Denkmale zu bemalen. Wenn die heutige Welt nicht darauf bestehen will, einige deutliche und definitive moralische Gesetze zu haben, fähig der Gegenanziehung von Kunst und Humor zu widerstehen, so wird die moderne Welt sich eben jedermann als Beute ausliefern, der etwas Schlechtes und Böses auf eine hübsche Art ausführt. Jedem Mörder, der unterhaltend mordet, wird zu morden erlaubt sein. Jeder Einbrecher, der mit Humor einbricht, darf einbrechen so viel er mag. Warum in aller Welt nennen die Zeitungen, wenn sie ein Dynamitattentat oder sonst ein politisches Verbrechen beschreiben, dies ein „feiges Verbrechen“? Es ist doch klar, daß von Feigheit da keine Rede sein kann. Es ist so feige wie der Gang der ersten Christen zu den Löwen. Der Mann der Bombe exponiert sich zweitausend Menschen, die ihn in Stücke reißen können. Feig ist diese Tat nicht, aber sie ist unrecht. Und der sie ausführt ist sehr abscheulich und sehr tapfer. — Wir haben eine negative Revolution, aber keine positive. Die positive Aristokratie lebt zu Ende und vergeht und keine positive Demokratie nimmt ihre Stelle ein. Die vornehme Klasse ist weniger vornehm geworden ohne aufzuhören, eine Klasse zu bleiben; der Edelmann, der Schnapsbrenner wird, behält alle seine Privilegien, aber verliert einige seiner Traditionen. Wenn eine Klasse eine Moralität hat, so folgt daraus nicht, daß es eine ihr adäquate Moralität ist. Die Ethik der Mittelklasse ist für bestimmte Zwecke inadäquat, ebenso wie die der oberen Klassen, ebenso wie die Ethik der Schule. Behauptet wird, die Schule erziehe und lehre, die Wahrheit zu sagen. Aber alles, was gelehrt wird ist etwas ganz anderes, nämlich das Gebot, nicht

zu lügen. Unsere Zivilisation ist so von diesem Irrtum durchseucht, daß wir kaum an die Verschiedenheit dieser zwei Gebote denken. Wenn wir einem Kinde sagen „Du mußt die Wahrheit sprechen“, so meinen wir damit bloß, daß es von wörtlichen Ungenauigkeiten absehen soll. Aber was wir nie lehren ist die allgemeine Pflicht, die Wahrheit zu sagen, d. h. wovon wir immer reden ein vollkommenes Bild zu geben, nichts zu unterdrücken, nichts zu färben, nichts auszuwählen, nicht bloß nachzuerzählen, nicht uninteressiert schelnen zu wollen, wenn wir begierig, nicht generös, wenn wir voll Neid sind. Was gelehrt werden soll, ist, daß es eine volle Wahrheit in den Dingen gibt, und daß sie zu wissen und zu sagen glücklich macht.

DER IDOLATRIE DES REICHEN

Von G. K. Chesterton

Es hat sich in die Literatur und den Journalismus eine neue Art der Schmeichelei des Reichen und des Großen eingeschlichen. In ehrlicheren Zeiten war die Schmeichelei selber ehrlicher; Falschheit selbst war treuer. Ein Armer, der einem Reichen gefallen wollte, sagte einfach, daß der der weiseste, tapferste, größte, stärkste, gnädigste und schönste Mensch der Menschheit sei; und da wahrscheinlich sogar der so geschmeichelte wußte, daß er alles das nicht war, hat die Sache weiter kein Harm. Wenn Höflinge das Lob eines Königs sangen; so schrieben sie ihm völlig unwahrscheinliche Dinge zu, wie daß er der Sonne am Mittag gleiche, daß sie ihre Augen schließen müssen, wenn er den Raum betritt, daß sein Volk ohne ihn nicht atmen könne, oder daß er mit seinem Schwert Europa, Asien, Afrika und Amerika erobert habe. Die Sicherheit dieser Methode war ihre Künstlichkeit; zwischen dem Könige und seinem publiquen Bildnis war nicht die geringste Relation. Die heutigen haben eine viel subtilere und viel giftigere Art von Eulogie erfunden. Die moderne Methode ist, vom Fürsten oder vom Reichen ein glaubhaftes Bild seines Persönlichkeitstypus zu geben, etwa daß er ein Geschäftsmann sei oder ein Sportsmann, daß er die Kunst liebt, leutselig ist oder reserviert — und dann den Wert und Bedeutung dieser natürlichen Qualitäten enorm zu übertreiben. Die das Lob von Mr. Carnegie singen, sagen nicht, daß er weise wie Salomon und tapfer wie Mars sei; ich wollte, sie täten's. Es wäre doch das nächstliegende sehr ehrenhaft, den wahren Grund des Lobes zu sagen, der ganz einfach darin ist, daß Mr. Carnegie Geld hat. Die Journalisten, die über Mr. Pierpont Morgan schreiben, sagen nicht, daß er schön ist wie Apollo; sagen das leider nicht. Sie sprechen vielmehr von des Mannes Leben und Manieren, von

seinen Hosen, von seiner Katzenliebe, von seiner Verachtung der Ärzte und derlei. Und dann machen sie mit Hilfe dieser Tatsächlichkeiten aus dem Mann einen Propheten oder so was, während er bloß ein privater und einfältiger Herr ist, der zufällig Katzen liebt und Doktoren nicht. Der Schmeichler von ehemals nahm es für feststehend, daß der König ein gewöhnlicher Mensch war und hing sich daran, ihn ungewöhnlich zu machen. Der geschicktere Schmeichler von heute nimmt für feststehend, daß sein Objekt außergewöhnlich ist und daß deshalb auch seine gewöhnlichen Eigenschaften von Interesse sein müssen. Die heutige Methode ist: der Schmeichler umgibt simple Fakta mit einer mystischen Atmosphäre, indem er — von dem was nicht ist redet. Was Mr. Pierpont Morgan denkt, liebt und bewundert, darüber ist vielleicht nicht viel zu sagen: aber ganze Avenüen von Geschmack und Philosophie tun sich auf, wenn der Journalist viel davon redet, was Mr. Morgan nicht denkt, nicht liebt, und nicht bewundert. Da kann man z. B. von ihm sagen: „Wenig angezogen von der neuesten Entwicklung der deutschen Philosophie steht er ebenso entschieden abseits von den Tendenzen eines transzendenten Pantheismus wie von den engeren Ekstasen des Neokatholizismus.“ So könnte ich auch zum Preise meiner Köchin sagen: „Es wäre irrtümlich anzunehmen, daß Kati den Modernisten Gefolgschaft leistet; ihre Ansichten sind vielmehr sehr verschieden von deren; aber sie ist doch auch wieder nicht ganz zu identifizieren mit dem konkreten Hebraismus Harnacks.“ Es ist eine prachtvolle Methode; sie gibt dem Schmeichler Gelegenheit, von etwas ganz abseits seinem Gegenstande zu reden und gibt diesem Gegenstande einen reichen, wenn auch etwas verwirrenden, geistigen Glanz, als wie von einem, der durch Agonien philosophischer Werke gegangen ist, auf die er nicht gefaßt war. — Eine andere Methode der Schmeichelei ist in den Zeitungen sehr beliebt. Besteht darin, den Beschmeichelten die Worte „einfach“ oder „bescheiden“ zu geben, ohne irgend eine Beziehung zu der Person, auf welche diese Worte gebraucht werden. Einfach zu sein ist das Beste in der Welt; bescheiden das nächst beste. Aber Einfachheit und Bescheidenheit sind sehr seltene und königliche menschliche Tugenden. Propheten und rechte Männer suchten danach, und sahen sie nicht. Aber bei Geburt, Leben und Sterben reicher Leute werden diese Tugenden ihnen geschenkt. Hat ein Journalist einen großen Politiker oder einen Finanzier — ist dasselbe — zu beschreiben, der in ein Zimmer tritt, so sagt er immer: „Herr Soundso trug einen einfachen schwarzen Frack, eine weiße Weste und hellgraue Beinkleider . . .“, als ob ihn einer in einem gelben Frack und in gesprenkelten Hosen

erwartet hätte. Diese absurde Methode wird ganz unerträglich, wenn sie, und sie wird es immer, auf eine Episode im Leben angewandt wird, die selbst im Leben der Politiker ernst ist. Ich meine deren Tod. Wenn wir genügend gelangweilt worden sind mit dem Bericht von des Millionärs einfacher Art, die gemeinhin so kompliziert als irgend eine, die er ohne für verrückt gehalten zu werden annehmen konnte; wenn wir von dem bescheidenen Heim des Millionärs unterrichtet worden sind, ein Heim meist zu unbescheiden als daß man es überhaupt noch ein Heim nennen kann; wenn wir ihm so durch alle diese meinungsbaren Eulogien gefolgt sind, werden wir zum Schluß aufgefordert, das stille Begräbnis zu bewundern. Ich weiß nicht, was sonst ein Begräbnis sein soll als still. Doch über jedes Grab dieser armen Reichen, für die man sicher einzig und allein wortloses Mitleid fühlen sollte, wird dieser krankmachende Unsinn von Einfachheit und Bescheidenheit geredet. Als dieser deutsch-englische Millionär Beit begraben wurde, stand in den Zeitungen, daß jedermann von irgendwie Bedeutung in den Trauerwagen saß, daß die Kranzspenden betäubend, prachtvoll und unerhört waren, — daß es ein einfaches und stilles Begräbnis war. Was, beim Acheron, erwartete man denn? Menschenopfer auf dem Grabhügel? Orientalischer Tanzmädchen lange Reihen in ekstatischen Lamentationen? Leichenspiele wie an Patroklos' Scheiterhaufen? Ich fürchte, man dachte nicht so was glänzendes Heidnisches. „Einfach“ und „bescheiden“ sollte bloß die Zeilen füllen, ein Stück automatischer Hypokrisie, gemein allen, die schnell und viel schreiben müssen. Das Wort „bescheiden“ wird bald werden wie unser „Wohlgeboren“ oder bei den Japanern „ehrenwert“, das sie vor jedes andere Wort aus Höflichkeit setzen: „Stellen Sie Ihren ehrenwerten Sonnenschirm in den ehrenwerten Schirmständer“. Künftig werden wir lesen, daß der bescheidene König in seiner bescheidenen Krone ausging, von oben bis unten in bescheidenes Gold gekleidet und begleitet von seinen zehntausend bescheidenen Edelleuten —. Nein, wenn wir für Glanz zu zahlen haben, so wollen wir ihn als Glanz preisen und nicht als Einfachheit. Wenn ich nächstens einen Millionär treffe, will ich auf ihn zugehen und ihn mit orientalischen Hyperbeln anreden. Er wird wahrscheinlich davonlaufen.

AUS DEM NOTIZBUCH

Von Samuel Butler

Es gibt zwei große Lebensregeln. Die eine ist allgemein, die andere speziell. Die allgemeine ist, daß schließlich jeder bekommen kann, was er will. Die spezielle Regel ist, daß jedes Individuum mehr oder weniger eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ist.

Aller Fortschritt basiert auf einem universellen eingeborenen Verlangen eines jeden Organismus, über seine Verhältnisse zu leben.

Eine Kenntnis des Guten ohne eine Kenntnis des Bösen gibt es nicht. Deshalb haben alle Völker eben sowohl Teufel als Götter. Gott ohne den Teufel ist tot, denn er wäre allein.

Moral hängt davon ab, ob das Vergnügen vor oder nach dem Schmerz kommt. Sich zu betrinken ist unmoralisch, weil die Kopfschmerzen nach dem Trinken kommen. Käme aber der Kopfschmerz zuerst und die ihn heilende Trunkenheit nachher, so gälte es als moralisch, sich zu betrinken.

Unsere Ideen sind meistens falsche Fünzigpfennigstücke, und wir bringen unser Leben in dem Versuch hin, sie weiter zu geben.

Leben ist wie lieben: alle Vernunft ist dagegen und alle gesunden Instinkte sind dafür.

Wir sollten nicht sagen: vertraue auf die Vorsehung, sondern vertraue auf die Unvorsehung, denn das ist es, was wir meinen.

Auf Gott vertrauen ist nur ein umständlicherer Ausdruck für: ich will es probieren.

Das Sein-werden und das Gewesen-sein berühren uns näher als das Sein. So sind wir zärtlicher gegen Kinder und Greise als gegen Menschen in der Blüte ihrer Jahre.

Schweigen ist nicht immer Takt, und der Takt ist Gold, nicht das Schweigen.

Gott und der Teufel sind eine Anstrengung zur Spezialisierung und zur Arbeitsteilung hin.

Gott will die Menschen nicht zu gut haben, und er liebt auch zu gute Menschen nicht. Er mag sie so in der Mitte: weder zu gut, noch zu schlecht, aber ein bißchen zu schlecht ist ihm verzeihlicher als ein bißchen zu gut.

Der Himmel ist das Werk der besten und freundlichsten Männer und Frauen. Die Hölle ist das Werk von Querulanten, Pedanten und professionellen Wahrheitsagern. Die Welt ist ein Versuch, aus beiden das Bestmögliche zu machen.

Alles vollkommen verstehen, das bedeutete überhaupt nichts mehr verstehen. Christus ist Gleichgewicht: das nichts mehr Brauchende, weder ein Weniger, noch ein Mehr. Auch der Tod ist Gleichgewicht. Aber Christus ist eine lebendigere Art von Tot als der Tod ist.

Das bloße Faktum, daß ein Gedanke oder eine Idee artikuliert in Worten ausgedrückt werden kann, involviert, daß Gedanke und Idee noch strittig sind. Wir verlangen von den Worten mehr als sie leisten können. Versuchen, die Uhr mit einem Beil aufzuziehen, eine Miniature mit dem Anstreicherpinsel zu malen. Erwarten von ihnen, daß sie uns das zu zerlegen helfen, was in seinem Wesen so unzerlegbar ist wie der Schatten. Aber die Worte sind einmal da; wir haben uns gewöhnt, mit ihnen

zu leben, und die beste Art, es zu tun, ist, daß wir sie wie Nachbarn behandeln: des Beste, nicht das Schlimmste aus ihnen machen. Denn die Worte sind, verglichen mit den Gedanken und den Akten, Parvenüs. Was wir lesen sollten, sind nicht die Worte, sondern den Menschen, den wir hinter den Worten fühlen.

Man wird kurz, wenn man mehr Dinge zu sagen hat als Zeit dafür. Dies ist eine Wesentlichkeit der Kunst: zu wissen, was auszulassen ist. Und je mehr das Drumherum und das Schwätzen anwächst, um so notwendiger wird die Kunst.

ZWÖLF GEDANKEN

Von Oscar Wilde

Der Weg des Paradoxen ist der Weg zur Wahrheit. Um die Wirklichkeit zu prüfen, muß man sie auf dem Seile tanzen lassen. Wenn Wahrheiten zu Akrobaten werden, kann man sie beurteilen.

Es liegt etwas Tragisches darin, daß eine so ungeheure Zahl junger Leute ihr Leben in Schönheit beginnt, um schließlich einen nützlichen Beruf zu ergreifen.

Jeder Eindruck, den man macht, schafft einen Feind. Um populär zu bleiben, muß man mittelmäßig sein. Das Geheimnis der Liebe ist größer als das Geheimnis des Todes.

Niemand begeht ein Verbrechen, ohne zugleich eine Dummheit zu begehen.

Das Publikum fühlt sich am wohlsten, wenn eine Mittelmäßigkeit zu ihm redet. Es ist merkwürdig duldsam. Es verzeiht alles, nur nicht das Genie.

Die meisten Leute sind andere Leute. Ihre Gedanken sind die Meinungen anderer, ihr Leben ist Mimikry, ihre Leidenschaften sind ein Zitat.

Die Gesellschaft verwildert viel mehr durch tägliches Beschäftigen mit Bestrafungen als durch gelegentliche Verbrechen.

Durch die Kunst und nur durch die Kunst werden wir vollkommen. Die Kunst und nichts als die Kunst kann uns vor den schmutzigen Gefahren des Lebens schützen.

Die Kunst hat glücklicherweise noch nicht gewußt, die Wahrheit zu verbergen.

Unser Geschlecht ist entartet: wir haben unsere Erstgeburt für ein Gericht von Tatsachen verkauft.

Welcher Unterschied ist unter Journalismus und Literatur? Die Journalisten kann man nicht lesen, und die Literatur liest man nicht.

NOTIZ ZU DIESER NUMMER „ENGLAND“.

Leider ist nur sehr Weniges von Swinburne, Englands größtem Lyriker seit Keats, ins Deutsche übertragen, dieses Wenige

aber ganz meisterhaft von Rudolf Borchardt. Was Herr Otto Hauser hier wie in einigen vierzig andern Sprachen übersetzerisch an grobem Unfug treibt, davor sei gewarnt. Gisela Etzel hätte wohl gern mehr von Meredith Deutsch gegeben, wenn sie nicht auf eine verlegerische Abneigung gestoßen wäre, die selbst S. Fischer, der die großen und sehr bedeutenden Romane Merediths übersetzt brachte, nicht brechen konnte, noch nicht brechen konnte: man las sie nämlich nicht. (Man sollte sie endlich lesen; wer Weihnachtsbücher kauft, denke daran.) Den Iren Shaw kennt man ja, trotz Trebitsch, den Shaw für einen österreichischen Klassiker hielt. Die Uebertragungen von Trebitsch wurden übrigens in den neuen Ausgaben (die gleichfalls S. Fischer verlegt hat) gründlich revidiert und geben jetzt das witzige Original wieder. Chesterton wurde durch Franz Blei im Jahre 1907 bei uns bekannt gemacht. Er zählt zu den ersten Kritikern Europas. Deutsch erschienen von Chesterton: „Orthodoxie“ und „Der Mann der Donnerstag war“ (im Hyperion-Verlag, Berlin), „Heretiker“ (bei Georg Müller in München), „Ueber mißachtete Dinge“ (im Verlag der Weißen Bücher, Leipzig). H. Belloc, ein Freund Chestertons, tauchte deutsch zum erstenmale im HYPERION auf. Er ist der echte englische Essayist im guten englischen Sinne der „Rambler“, Hardreß O'Grady gehört (wie die englischen Maler dieser Sondernummer) zu Englands Jüngsten, die in „The Rhythm“ ihr Organ haben. Samuel Butler (gestorben 1902), der tiefste Gegner Darwins und Lehrer Shaws, spricht in dieser AKTION zum ersten Male zu deutschen Lesern. Sein Roman „Erywhon“ wird in deutscher Uebertragung im Verlage der „Weißen Bücher“ erscheinen. Von William Blake übersetzte Adolf Knoblauch (für Oesterheld) zwei Bände Gedichte, die sehr empfohlen seien. Die Romane von John Galsworthy hat der Verlag Bruno Cassirer, Berlin, würdig herausgebracht. Von Oscar Wilde hat der Insel-Verlag (Leipzig) gut übertragen herausgegeben: „Das Bildnis des Dorian Gray“, die „Ballade vom Zuchthaus zu Reading“, „Salome“, die „Erzählungen und Märchen“, die „Gedichte“ und „Zwei Gespräche von der Kunst und vom Leben“. Der Insel-Verlag bietet auch gute deutsche Ausgaben der Dichtungen von Beardsley und eine schöne Dickens-Ausgabe, die allerdings eine ernste Konkurrenz in Meyrinks Dickens hat, den Albert Langen, München, verlegte. Bei Albert Langen hat Georg Hecht Goethes Briefwechsel mit Carlyle herausgegeben, ein wichtiges Buch, das gerade heute „zeitgemäß“ ist. Georg Müller in München, dessen Klassiker-Ausgaben die beste Seite eines manchmal allzuwenig kritischen Verlagsunternehmens bilden, hat Tackeray in einer guten Ausgabe dem deutschen Leser gegeben. Eugen Diederichs Verlag in Jena, der Verleger Tolstois (der jetzt leider viel Tagesmakulatur mit seiner Firma deckt), brachte folgende wichtige Bücher englischer Autoren: Carlyle „Helden und Heldenverehrung“, William Blake „Die Ethik der Fruchtbarkeit“, Ruskins Ausgewählte Werke, Shaftesbury „Die Moralisten“. Auch eine Ausgabe der Sonette Shakespeares hat Diederichs verlegt. J. Ramsays Mac Donalds „Sozialismus und Regierung“, S. und B. Webbs „Problem der Armut“ und Lloyd Georges „Bessere Zeiten“ sollte gelesen haben, wer über England sprechen will.

KLEINER BRIEFKASTEN

G. N. Sie sehen: die Sonderhefte lassen nicht auf sich warten. Auch „Frankreich“ ist abgeschlossen. Außerdem bereite ich diese Hefte vor: Wilhelm Klemm, Max Oppenheimer, „Italien“, „Belgien“, „Deutschland“, „Weihnachten“, Karl Otten und die Ergänzungsdrucke: Hedwig Dohm, Thea Sternheim, Hasenclever und Johst.

M. T. Belege für schöne Presseleistungen sind mir stets willkommen; kann ich auch nicht jede sofort registrieren: nichts geht verloren.

L. W. Nicht wahr, Sie werden Ihre nette Polemik nicht minder beherzt auch dann wiederholen, wenn Ihnen deren Einseitigkeit nicht mehr verbürgt ist? Ich hoffe es. Und dann — doch dieses Heft ist voll.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Else von zur Mühlen: Männlicher Kopf (Titelzeichnung) / Reinhold von Walter: Tagebuchblatt / Franz Jung: Die Not des Peter Gnyp. Eine Novelle / Else von zur Mühlen: Landschaft (Zeichnung) / Johannes R. Becher: Zu dem Versbuch „An Europa“ / Gertrud Schirmer: Strasse (Zeichnung) / Wilhelm Klemm, Kurd Adler und Walter Ferl: Dichtungen vom Schlachtfeld / Richter-Berlin: Original-Holzschnitt / Rudolf Fuchs: Villa „Milde Ruh“ / Max Brod: Kosmos / Kurd Adler: Das Porträt / Otto Pick: Nächtliches Sterben / Paul Boldt: Frauenfeuer / Max Pulver: Durchdringung / Grosz: Lied / Margarethe Moll: Reiter (Federzeichnung) / Hans Reimann: Der Kampf mit der Phrase / Stefan Wronski: Neue Xenien / Else Lübcke: „Zeitgemäss“ / Iteka: Filosofi / Barnowskys Repertoire / Ich schneide die Zeit aus / Briefkasten / Literarische Neuerscheinungen / Bücherliste

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

MIR

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

V. JAHR HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. ⁴⁹/₅₀

INHALT: André Derain: Schöpfung (Titelzeichnung) / Widmung / Charles Baudelaire: Morgendämmerung in Paris (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Stéphane Mallarmé: Armes, blasses Kind (Deutsch von August Brücher) / Henri Bergson: Ueber Kunst / Toulouse-Lautrec: Federzeichnung / F. Vallotton: Porträts von Marcel Schwob und Francis Jammes (Holzschnitte) / Marcel Schwob: Erdachter Lebenslauf (Deutsch von Franz Blei) / Picasso: Studienkopf / Paul Verlaine: Gedicht / Jules Laforgue: Mondschein (Deutsch von Max Brod) / Paul Claudel: Der Stimmführer im Ruhetag (Deutsch von Hegner) / Othon Friesz: Zeichnung / Henri Matisse: Landschaft / Charles-Louis Philippe: Ein Jugendbrief / Stendhal: Romansätze / Léon Bloy: „Man muß praktisch sein“ / André Rouveyre: Porträt-Karikaturen auf Henri Bergson, Paul Claudel, Léon Bloy und André Gide / Francis Jammes: Aus „Pensée des jardins“ / André Suarès: San Zanipolo / André Gide: Reflexionen (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Ernest Hello: Lachen und Weinen / Notiz zu dieser Sondernummer „Frankreich“



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

DOPPEL-NUMMER

HEFT 50 PFG.

EUGÈNE DELACROIX
Literarische Werke

MARGARETHA VON VALOIS
Memoiren, Briefe, herausgegeben von W. Fred

PAUL VERLAINE
Ausgewählte Gedichte

CHARLES BAUDELAIRE
Die Blumen des Bösen

HONORÉ DE BALZAC
Die menschliche Komödie

Deutsche Ausgabe in 16 Bänden / Übersetzt von Hedwig
Lachmann, E. P. Greve, A. Schurig, René Schickele u. a.

Insel-Verlag zu Leipzig

GEORGE MEREDITHS ROMANE
Richard Feverel
Die tragischen Komödianten
Der Egoist

BERNARD SHAW
Dramatische Werke
Auswahl in 5 Bänden

OSCAR WILDE
Aufzeichnungen und Briefe
Aesthetisches und Polemisches

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

HONORE DE BALZAC
Physiologie des Alltagslebens
Herausgegeben und eingeleitet von W. Fred

PAUL SCARRON
Der Komödiantenroman
Herausgegeben von Franz Blei

HENRI DE REGNIER
Fürstengunst
Ein Roman

MAURICE BARRÉS
Greco, das Geheimnis von Toledo

Georg Müllers Verlag in München

PAUL CLAUDEL
Der Ruhetag
Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—, in Halbl. M. 5,50.

Verkündigung
Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—, auf Bütten in Perg. M. 6,50.

Goldhaupt
Geh. M. 3,50, geb. M. 4,50.

André Gide: Die Stücke Claudels sind wesentlich wichtiger als alle übrigen Erzeugnisse!

Über die andern Erscheinungen metaphysisch bewegten, kriegsabgewandten Geistes, Werke von Paul Adler, Theodor Däubler, Rudolf Kassner und Francis Jammes, verlange man Sonder-Prospekte vom

HELLERAUER VERLAG
DRESDEN - HELLERAU

NAPOLEON BONAPARTE
Das Nachtmahl von Beaucaire
Deutsch von Georg Hecht

Preis 50 Pfg.

HERMANN HENDRICH
Anthologie jüngster französischer Lyrik
Preis 50 Pfg.

SONDERNUMMER „ENGLAND“
50 Pfg.

SONDERNUMMER „RUSSLAND“
50 Pfg.

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN
Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.
VERLAG DIE AKTION

VON STENDHAL-BEYLE
Gesammelte Werke
Deutsch von Oppeln-Bronikowski

HENRI BERGSONS WERKE
Das Lachen
Schöpferische Entwicklung / Zeit und Freiheit

JEAN JAURÈS
Die neue Armee

BLAISE PASCAL
Gedanken

Eugen Diederichs, Verlag, Jena

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST

5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 4. DEZ. 1915

Dem Dichter Charles Péguy und dem Maler André Derain, Opfern des Krieges, sei diese Sondernummer „Frankreich“ geweiht. F. P.

MORGENDÄMMERUNG IN PARIS

Von Charles Baudelaire

Man blies Reveille auf den Höfen der Kasernen,
Und Morgenwind durchfuhr die klirrenden Laternen.

Das war die Stunde wo der bösen Träume Schwarm
Den Jüngling anfällt in des letzten Schlummers Arm ;
Wo, wie ein Aug voll Blut das zuckt und sich
 zersetzt,

Die Lampe einen Fleck rot auf das Fröhlich ätzt;
Und wo der Geist, vom Zwang des Körpers de-
Den Kampf der Lampe und des Dämmerlichts
kopierte,

Wie Brisen im Gesicht die Tränen schwinden lassen.

So fröstelt es im Raum von Dingen die verblassen.
Schreibmüde ist der Mann, und liebesmatt die Frau.

Von Häusern hier und da steigt schmaler Rauch
ins Grau.

Die Sklavinnen der Lust, bleifahl das Augenlid,
Mund offen, schlafen nun, und sind im Schlaf stupid.
Die Bettlerin schleppt hin der Brüste Magerkeit,
Haucht auf die kalte Hand und haucht aufs Feuer-
scheit.

Das ist die Stunde wo, zerfroren, ungehegt,
Der Wöchnerinnen Qual sich zu verschlimmern
pflegt.

Als würde ein Geschluchz durch Blutsturz abgeschnitten,
Zerreißt jetzt Hahnenschrei das Nebelmeer in-
mitten.

Ein Schleierwogen wird die Bautenpracht umspülen.

Doch Sterbenden entflieht, tief in den Nachtsylen,
Der letzte Röchelhauch, verkrächt und abgehackt.
Ein Wüstling geht nach Haus, von seinem Tun
zerplackt.

Das Morgenrot steigt auf, in rosa-grünem Flor,
Steigt aus dem leeren Strom, frostzitternd, still,
empor,

Und düster greift Paris, noch halb im Traumes-
kreis,

Zu seinem Handwerkszeug, ein arbeitsamer Greis.
(Uebertragen von Ferdinand Hardekopf)

ARMES, BLASSES KIND . . .

Von Stéphane Mallarmé

Armes, blasses Kind, warum schreist du aus vollem Hals auf der Straße dein scharfes und freches Lied, das sich bei den Katzen verliert, den Herren der Dächer? Denn es wird nicht durch die Fensterläden der ersten Stockwerke dringen, dahinter du von schweren Vorhängen aus rötlicher Seide nichts weißt.

Indessen du singst verhängnisvoll mit der hartnäckigen Zuversicht eines kleinen Mannes, der allein durchs Leben geht und auf niemand rechnend für sich arbeitet. Hast du jemals einen Vater gehabt? Nicht einmal eine Alte hast du, die dich durch Schläge den Hunger vergessen läßt, wenn du ohne einen Pfennig nach Hause kommst.

Doch du arbeitest für dich: auf den Straßen stehst du in abgeschabten Kleidern, die wie für einen Mann gemacht sind, von vorzeitiger Magerkeit und zu groß für dein Alter, singst du, um zu essen mit Erbitterung, ohne deine bösen Augen auf die anderen Kinder zu senken, die in der Straße spielen.

Und deine Klage ist so laut, so laut, daß dein bloßer Kopf, der in dem Maße wie deine Stimme ansteigt, sich aufrichtet, von deinen kleinen Schultern sich lösen zu wollen scheint.

Kleiner Mann, wer weiß, ob er dir nicht eines Tages verloren gehen wird, wenn du ein Verbrechen begangen haben wirst, nachdem du lange genug in den Städten geschrien hast? Ein Verbrechen ist nicht schwer auszuführen, geh', nach dem Wunsch muß man nur noch Mut haben, und solche . . . Dein kleines Gesicht ist energisch.

Kein Pfennig fällt in den Weidenkorb herunter, in deiner schmalen Hand, die hoffnungslos an deiner Hose herabhängt: man wird dich zum schlechten Menschen machen, und eines Tages wirst du ein Verbrechen begehen.

Dein Kopf richtet sich immer auf und will dich verlassen, als ob er's im voraus wüßte, indessen

du mit einem Ausdruck singst, der bedrohlich wird.

Er wird dir Lebewohl sagen, wenn du für mich bezahlen wirst und für die, die weniger wert sind als ich. Du kannst wahrscheinlich dazu auf die Welt und fastest jetzt schon; wir werden dich in den Zeitungen sehen.

Oh! armer kleiner Kopf!

(Deutsch von August Brücher)

ÜBER KUNST

Von Henri Bergson

Welches ist der Inhalt der Kunst? Wenn die Wirklichkeit unsre Sinne und unser Inneres geraden Wegs trafe, wenn wir eine unmittelbare Verbindung mit den Dingen und mit uns selbst eingehn könnten, dann, glaube ich, wäre die Kunst nicht vonnöten oder, besser, wir alle wären Künstler, denn unsre Seele schwänge dann in dauerndem Einklang mit der Natur. Von unserm Gedächtnis unterstützt, schnitten unsre Augen unvergleichliche Gemälde aus dem Raum in die Zeit. Im Vorbeistreifen an dem Marmor der Menschenleiber schüfe der Blick Torsen, so schön wie die der alten Denkmäler. Und in der Tiefe unsrer Seele vernähmen wir als eine zuweilen heitre, öfter klagende, immer ursprüngliche Tonkunst die unendliche Weise unsers Innenlebens. Alles das ist um uns, ist in uns, und doch haben wir nichts davon deutlich. Zwischen uns und die Natur, ja zwischen uns und unser eignes Bewußtsein schiebt sich ein Schleier, dick für den gewöhnlichen Menschen, leicht und fast durchsichtig für den Künstler und den Dichter. Welche Gottheit hat ihn gewoben, und geschah es feindlich oder wohlthätig? Es handelte sich ums Leben, und das Leben erfordert, daß wir die Dinge in ihren Beziehungen zu unsern Bedürfnissen auffassen. Leben besteht in Tätigkeit, Leben heißt, von den Dingen nur die nützlichsten Eindrücke annehmen, um sie dann durch angepaßte Rückwirkungen zu erwidern: die andern Eindrücke müssen sich verfinstern oder können nur verworren zu uns gelangen. Ich erblicke, und glaube zu sehn, ich vernehme, und glaube zu hören, ich untersuche mich, und glaube auf dem Grunde meines Herzens lesen zu können. Doch höre und seh ich wirklich von der Außenwelt nicht mehr, als meine Sinne ihr zur Bestimmung meines Verhaltens entringen; von mir selbst kenne ich nur, was meine Ober-



Rouveyre: Bergson

fläche berührt, das heißt, was an meinem Handeln teilnimmt. Meine Sinne wie mein Bewußtsein liefern mir also von der Wirklichkeit bloß eine zweckmäßige Vereinfachung. In der mir von ihnen übermittelten Anschauung der Dinge und meines Selbst sind alle für den Menschen unnützen Unterschiede verwischt, die für den Menschen nützlichen Ähnlichkeiten betont; die Wege, die mein Handeln betreten soll, sind für mich schon im voraus gezogen. Auf diesen Wegen ist vor mir die ganze Menschheit einhergegangen. Und diese Anordnung schau ich weit mehr als die Farbe und das Bild der Dinge. Sicherlich ist der Mensch dem Tier hierin sehr überlegen. Es ist unwahrscheinlich, daß das Wolfsauge zwischen dem Zicklein und dem Lämmlein einen Unterschied macht; sie sind ein und dieselbe Beute, gleich leicht zu packen, gleich gut zu verzehren. Wir wieder verwechseln zwar nicht die Ziege mit dem Schaf; unterscheiden wir aber die Ziege von der Ziege, das eine Lamm von dem andern? Die Selbständigkeit der Dinge und deren Wesen entgeht uns in allen jenen Fällen, wo wir nicht gezwungen sind, sie zu beachten. Und selbst dort, wo sie uns auffällt (wie dann, wenn wir einen Menschen vom andern scheiden), faßt unser Auge nicht so sehr die eigentliche Selbständigkeit, etwa einen völlig ursprünglichen, ganz bestimmten Einklang von Gestalten und Farben, sondern bloß die zwei oder drei zum Wiedererkennen behilflichen Züge.

Um uns vollkommen auszudrücken: wir sehn nicht die Dinge selbst; wir beschränken uns allermeistens auf das Ablesen der ihnen aufgeklebten Zettel. Diese dem Bedürfnis entsprungene Neigung ist durch die Sprache noch mehr verstärkt worden. Denn alle Worte (mit alleiniger Ausnahme der Eigennamen) bezeichnen Gattungen. Das Wort, das von dem Ding nichts als seinen gewöhnlichsten Gebrauch und einen niedrigen Gesichtspunkt wiedergibt, schleicht sich zwischen uns und das Ding ein und würde unsern Augen überhaupt die Gestalt zudecken, wenn sich diese Gestalt nicht bereits hinter den Zwecken, den Schöpfern des Wortes selbst, verborgen hielte. Und nicht nur die äußern Dinge entziehn sich uns, sondern in ihrem Tiefsten, Persönlichsten, ursprünglich Erlebten auch unsre Seelenzustände. Wenn wir Liebe oder Haß empfinden, wenn wir uns heiter oder betrübt fühlen, erreicht uns da wirklich unser eignes Gefühl mit seinen tausend flüchtigen Übergängen und dem tausendfach unterirdischen Mittönen, wodurch es doch erst

unbedingt unser zu sein vermöchte? Wir alle wären dann Romanschreiber, wir alle Dichter, wir alle Musiker. Aber von unserm Seelenzustand erhalten wir zumeist nur die Außenentfaltung. Wir bemerken an unsern Gefühlen bloß den unpersönlichen Gesichtspunkt, ihn, den die Sprache ein für allemal festlegen konnte, weil er unter gleichen Verhältnissen für alle Menschen ungefähr gleich bleibt. So entschlüpft uns das Selbständige sogar bei unserm eignen Ich. Wir bewegen uns unter Allgemeinheiten und unter Formeln wie auf einer abgegrenzten Fläche; auf ihr mißt sich unsre Kraft fruchtbar an andern Kräften; und durch das Tätige geblendet, zu unserm Vorteil auf das der Tätigkeit genehme Feld gelockt, leben wir in einem mittlern Ring zwischen den Dingen und uns selbst, außerhalb den Dingen und außerhalb unserm Ich. Allein in Zwischenräumen, aus Zerstreutheit, erzeugt die Schöpfung manche vom Leben abgeschiednere Seelen. Gemeint ist nicht jene gewollte, ergrübelte, in Ordnung gebrachte Ungebundenheit, ein Erfolg des Nachdenkens und der Weisheit. Gemeint ist ein natürliches Losgelöstsein, eingeboren dem besondern Sinnen- und Erkenntnisbau, eine Ungebundenheit, wie sie sich von Anfang an in einer einigermaßen jungfräulichen Art zu sehn, zu hören oder zu denken offenbart. Käme sie vollkommen zustande und knüpfte sich die Seele durch keinen ihrer Begriffe mehr an das Tätige, dann hätten wir eine bisher noch nie erlebte Künstlerseele vor uns. Sie täte sich gleichzeitig in allen Künsten hervor oder, richtiger, sie verschmolze sie insgesamt zu einer einzigen. Sie schaute alle Dinge in erster Reinheit, das Bild, die Farben und die Töne der Stoffwelt sowohl wie die zartesten Regungen des Innenlebens. Aber das hieße von der Schöpfung zu viel verlangen. Selbst wen unter uns sie zum Künstler schuf, auch für den hat sie nur zufällig und von einer einzigen Seite her den Schleier hochgerafft. Bloß in einer einzigen Richtung vergaß sie da, die Auffassung dem Bedürfnis anzupassen. Und wie jede Richtung dem, was wir einen Sinn nennen, entspricht, so ist gewöhnlich durch einen dieser Sinne, und zwar durch diesen Sinn allein, der Künstler der Kunst hingegeben. Daher von Anbeginn an die unterschiedlichen Künste. Daher auch die Besonderheit der Anlagen. Einer wird sich an die Farben und die Umrisse halten, und wie er die Farbe um der Farbe willen liebt, den Umriß um des Umrisses willen, wie er sie für sie und nicht für sich auffaßt, also wird er durch ihre Formen und durch

ihre Farben hindurch das Innenleben der Dinge scheinen sehn. Er wird es nach und nach in unsre vorerst wirre Vorstellung einführen. Wenigstens einen Augenblick lang wird er uns von den zwischen unserm Auge und der Wirklichkeit eingefügten Bild- und Farbvorurteilen befreien. Und also erfüllt er jenes höchste Kunststreben, hier in der Bedeutung, daß uns die Natur enthüllt wird. — Andre zieht sich eher auf sich selbst zurück. Unter dem vielfältigen Geschehn, womit sich nach außen hin ein Gefühl anzeigt, und unter dem gemeinen und gesellig gebrauchten Wort, dem Ausdruck und Vorhang eines persönlichen Seelenzustandes, werden sie das Gefühl, werden sie den Seelenzustand in seiner reinen Einfachheit suchen. Und um uns anzuleiten, wie wir die gleiche Anstrengung von uns aus wagen könnten, lassen sie sich beifallen, uns etwas von dem zu zeigen, was ihnen irgend offenbar wurde: durch ebenmäßige Anordnung der Worte, wodurch diese zu einer Geschlossenheit, zu einem Leib gelangen und sich mit Urleben füllen, sagen sie uns, oder vielmehr übertragen sie uns Dinge, die auszudrücken die Sprache nicht geschaffen war. — Wieder andre werden noch tiefer bohren. Unter den gerade noch wörtlich ausdrückbaren Freuden und Leiden werden sie packen, was mit dem Worte nichts gemein hat, irgend etwas, gewisse Gangarten des Lebens und des Atems, den inner-



Toulouse-Lautrec: Federzeichnung

sten Besitz des Menschen, innerlicher als ihm seine innerlichsten Gefühle sind, die lebende von jedem zu jedem abwandelbare Gesetzmäßigkeit seiner Schwermut und seines Jubels, seiner Verzichte und seiner Hoffnungen. Indem sie sie entfesseln, indem sie diese Musik stark betonen, werden sie sie unserm Lauschen auferlegen; sie werden bewirken, daß wir uns willenlos ihr einfügen wie Wandrer im Vorbeigehn einem Reigentanz. Und dadurch werden sie erlangen, daß auch wir, grundtief in uns, etwas aufrühren, irgend etwas, das nur den Augenblick der Erschütterung abgewartet hat. — Derart hat die Kunst, ob sie nun Malerei, Steinarbeit, Dichtung oder Tonkunst sei, keinen andern Inhalt als die für die Tat nützlichen Formeln fernzuhalten, ebenso die durch gesellige Abschlüsse vereinbarten Allgemeinheiten, überhaupt alle vor der Wirklichkeit aufgepflanzten Masken, und uns dafür die Wirklichkeit von Angesicht zu Angesicht entgegenzustellen. Aus dem Mißverstehn dieses Inhalts ist der Kampf zwischen dem Dinghaften und dem Geistigen in der Kunst entstanden. Sicherlich ist die Kunst nichts anderes als eine mehr unmittelbare Anschauung der Wirklichkeit; allein diese reine Auffassung begreift in sich eine Absage an die gebräuchliche Zweckabsicht, faßt in sich die angeborene, besonders geartete Selbstlosigkeit eines der Sinne oder des Bewußtseins, kurz ein gewisses unstoffliches Leben, ein Ding, wie man es immer als Geistigkeit bezeichnet hat. Dergestalt, daß man, ohne im geringsten mit den Worten zu spielen, wohl sagen kann, daß das Wirklichkeitsstreben in dem Werk enthalten ist, wenn das geistige Streben in der Seele war oder daß nur eine stärkere Geistigkeit mit dem Wirklichen wirklich Fühlung gewinnt.

(Deutsch von Hegner)

ERDACHTER LEBENS LAUF

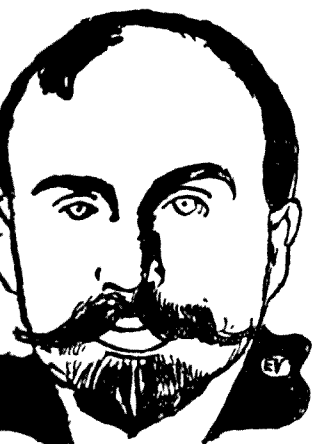
von *Marcel Schwob*

Seine Mutter war ein Mädchen namens Flum, die ganz hinten in Rotten-Row, Picked-hatch einen kleinen Salon hielt. Ein Hauptmann, die Finger voll Kupferringen, und zwei Galans in losen Wämsen pflegten sie nach dem Abendessen zu besuchen. Sie logierte drei Demoisellen, deren Namen Poll, Doll und Moll waren, und die den Tabakrauch nicht vertragen konnten. Weshalb sie häufig hinauf zu Bett gingen, und höfliche

Edelleute begleiteten sie, nachdem sie sie mit einem Glas lauen spanischen Weines bewirtet hatten, um ihnen den Pfeifenqualm aus dem Halse zu spülen. Der kleine Gabriel kauerte still unter dem Kaminmantel, um die Äpfel im Feuer rösten zu sehen, die man in die Bierkrüge warf. Schauspieler kamen auch in den Salon; sie waren von dem verschiedensten Aussehen. Sie trauten sich nicht in die großen Tavernen, wohin die Komödianten der von den Edelleuten gehaltenen Truppen gingen. Die einen sprachen im Stil der Aufschneider, andere blöckten wie Blödsinnige. Sie trieben allerlei Unsinn mit Gabriel, der von ihnen die gebrochenen Verse der Tragödie und Rüpelscherze lernte. Man schenkte ihm ein Stück scharlachnes Tuch mit verblaßten Goldfransen, eine schwarze Sammetmaske und einen alten hölzernen Dolch. Damit paradierte er ganz allein vor dem Herd, schwang einen Kienbrand wie eine Fackel, und seiner Mutter Flum wackelte das dreifache Kinn vor Bewunderung der Fröhreife ihres Kindes.

Die Schauspieler nahmen ihn in den Grünen Vorhang im Shoreditch mit, wo er zitterte vor den Wutanfällen des kleinen Komödianten, der bellend die Rolle des Jeronymo schäumte. Man sah da auch den alten König Lear mit seinem weißen zerzausten Bart, wie er sich vor seiner Tochter Kordelia um Verzeihung aufs Knie niederließ. Ein Clown imitierte den Wahnsinn des Tarleton, und ein anderer erschreckte in einem Bettlaken den Prinzen Amllet. Sir John Oldcastle brachte mit seinem mächtigen Bauch alle Gäste zum Lachen. Der Narr sang Lieder, die der Dumme nie verstand, und ein Clown in seiner Wollmütze steckte alle Augenblicke auf der Estrade den Kopf unten beim Vorhang hervor, um Grimassen zu schneiden. Da war auch noch ein Jongleur mit Affen, und ein Mann wie eine Frau angezogen, der in Gabriels Idee ganz aussah wie seine Mutter Flum.

Als Gabriel fünfzehn Jahre hatte, bemerkten die Komödianten vom Grünen Vorhang, daß er schön und zart war und gut die Rollen der Frauen und jungen Mädchen spielen könnte. Flum kämmte ihm das Haar, das er nach rückwärts gestrichen trug; er hatte eine zarte Haut, große Augen, hohe Brauen, und Flum durchbohrte ihm die Ohr läppchen, um zwei falsche Perlen hineinzuhängen. So trat er in die Komödiengesellschaft des Herzogs von Nottingham, und man machte ihm Kleider aus Taffet und Damast, mit Flitter und Fransen, und Spitzenkorsagen und Hanfperücken mit langen Locken. Im Probiersaal



Félix Vallotton: Marcel Schwob

brachte man ihm das Schminken bei. Er errötete, als er zum erstenmal auf die Bühne stieg; und dann minaudierte er, wenn er auf Galanterien antworten sollte. Poll, Doll und Moll, welche die sehr geschäftig tuende Flum mitgenommen hatte, erklärten unter lautem Gelächter, daß er ganz eine Frau wäre, und wollten ihn nach der Vorstellung aufschnüren. Sie brachten ihn zurück nach Picked-hatch, und seine Mutter ließ ihn eines seiner Frauenkleider anziehen, um ihn dem Hauptmann zu zeigen, der unter tausend Komplimenten so tat, als wolle er ihm einen häßlichen, vergoldeten Kupferring mit einem Glaskarfunkel an den Finger stecken.

Gabriel Spencers beste Kameraden waren William Bird, Edward Juby und die beiden Jeffes. Die fünf unternahmen es einmal im Sommer, wie die Wanderschauspieler in den Landstädten zu spielen. Sie reisten in einem Planwagen, in dem sie auch zur Nacht schliefen. Auf der Straße nach Hammer-smith sprang eines Abends ein Mann aus dem Graben auf und hielt ihnen den Lauf einer Pistole unter die Nasen.

„Euer Geld! Ich bin Gamaliel Ratsey, durch Gottes Gnade Straßenräuber, und ich warte nicht gern.“

Worauf die zwei Jeffes zitternd sagten: „Wir haben kein Geld, Euer Gnaden, nur diesen kupfernen Flitter und diesen gefärbten Kamlott, und sind arme Komödianten, herumziehend wie Eure Herrlichkeit selber.“

„Komödienspieler?“ rief Gamaliel Ratsey, „das ist ausgezeichnet. Ich bin kein Schnapphahn und kein Spitzbub und hab' Trauerspiele gern. Hätt' ich nicht eine gewisse Achtung für den alten Derrick, der mich wohl die Leiter hinaufzuführen wüßte und mich den Kopf wackeln machte, so verließ ich das Flußufer schon nicht und nicht die lustigen Kneipen mit dem Vorhang, wo ihr, meine Vieledlen, gewohnt seid, so viel Geist zu zeigen. Der Abend ist schön. Schlagt eure Bühne auf und spielt mir euer bestes Spektakel. Gamaliel Ratsey wird euch zuhören. Das ist nichts Gewöhnliches. Ihr könnt es erzählen.“

„Das kostet uns das Spielhonorar,“ sagten furchtsam die beiden Jeffes.

„Spielhonorar? Was redet ihr da von Spielhonorar? Ich bin der König Gamaliel wie Elisabeth Königin ist in der Stadt. Und ich werde euch als König behandeln. Hier sind vierzig Schillinge.“

Die Schauspieler stiegen bebend vom Wagen.

„Wollen Seine Majestät sagen, was wir spielen sollen,“ fragte Bird.

Gamaliel dachte nach und sah auf Gabriel.

„Meiner Treu,“ sagte er dann, „ein schönes Stück für diese Demoiselle, und recht melancholisch. Sie muß bezaubernd als Ophelia sein. Da herum gibt's Fingerhut — wahrhafte Totenfingerrhüte. Amlet, das spielt! Ich mag die Humore dieses Stückes gern. Wäre ich nicht Gamaliel, ich möchte den Amlet spielen. Vorwärts, und gebt fein acht bei den Degenstößen, meine vortrefflichen Trojaner, meine wachsamen Korinther!“

Man zündete die Laternen an. Gamaliel hörte aufmerksam zu. Nach dem Ende sagte er zu Gabriel Spenser:

„Schöne Ophelia, ich dispensiere euch vom Kompliment. Ihr könnt gehen, Truppe des Königs Gamaliel. Seine Majestät ist zufrieden.“

Darauf verschwand er in die Büsche.

Als sich im Morgengrauen der Wagen wieder in Bewegung setzte, sah man Gamaliel wieder, der den Weg versperrte, die Pistole in der Hand.

„Gamaliel, der Straßenräuber,“ rief er, „will die vierzig Schillinge des Königs Gamaliel haben. Vorwärts, vorwärts! Und danke für das Spektakel. Entschieden, die Humore Amlets gefallen mir unendlich. Schöne Ophelia, meine Verbeugung.“

Die beiden Jeffes, die das Geld verwahrten, gaben es nicht gerne her. Gamaliel grüßte und lief im Galopp davon.

Auf dieses Abenteuer hin kehrte die Truppe nach



Pablo Picasso: Studie

London zurück. Man erzählte, ein Räuber hätte Ophelia in Kleid und Perücke entführen wollen. Ein Mädchen, genannt Pat King, und die oft in den Grünen Vorhang kam, beteuerte, daß sie das gar nicht überrasche. Sie hatte ein fettes Gesicht und eine runde Taille. Flum lud sie ein, damit sie Gabriel kennen lerne. Sie fand ihn lieb und küßte ihn zärtlich. Darauf kam sie öfter. Pat war die Freundin eines Ziegelstreichers, den sein Handwerk langweilte, und der den Ehrgeiz hatte, im Grünen Vorhang zu spielen. Er nannte sich Ben Johnson und war sehr stolz auf seine Erziehung, da er Schreiber war und etwas Latein konnte. Er war ein großer, vierschrotiger Mensch, pockenarbig, und das rechte Auge saß ihm höher als das linke. Er hatte eine laute und knurrige Stimme. Dieser Mordskerl war Soldat in den Niederlanden gewesen. Er ging der Pat King nach, packte Gabriel bei der Haut am Nacken und schleppte ihn auf die Felder von Hoxton, wo sich ihm der arme Gabriel mit einem Schwert in der Hand stellen mußte. Flum hatte ihm heimlich eine um zehn Daumen längere Klinge zugesteckt. Sie ging Ben Johnson in den Arm, Gabriel hatte die Lunge durchstoßen. Er starb auf dem Platze. Flum lief nach den Konstablern. Man brachte den immerfort fluchenden Ben Johnson nach Newgate. Flum war sicher, daß er gehenkt würde. Aber er rezitierte seine Psalmen auf lateinisch, zeigte, daß er Schreiber sei, und man zeichnete ihm bloß die Hand mit einem roten Eisen.

(Deutsch von Franz Blei)



Otho Friess: Zeichnung

L'HEURE DU BERGER

Von Paul Verlaine

Der Mond hat rot den Horizont erreicht,
In Nebelwolken, die sich schwebend stufen,
Schläft die verrauchte Wiese, Frösche rufen
Durch grüne Binsen, wo ein Schauer streicht.

Die Wasserblumen schließen weich ihr Blütenhaupt,
Und Pappeln ziehen sich in fernen Reih'n
Als aufgerichtet ungewisser Schein,
Glühwürmer irren von Gebüsch umlaubt.

Die Eulen sind geräuschlos aufgewacht, [gen,
Durchs Schwarze rudern sie mit schweren Schwin-
Im Scheitel wollen Lichter dumpf entspringen,
Venus taucht weiß herauf, und nun ist's Nacht.

(Deutsch von August Brücher)

MONDSCHHEIN

Von Jules Laforgue

Daß ich immer nur auf der Erde steh,
Tut mir manchmal wie ein Rippenstoß weh.

Ach, alles für dich, Mond, wenn sich still
Dein Augustnachtzauber zeigen will!

Entmastet rollst du, behäbig durch Meer
Und schwarze Brandung der Wolken her!

O steigen, verloren an deinem Becken
Beglückender Taufen mich niederstrecken!

Du blinder Stern, Leuchtturm, den Scharen
Sinkender Ikarusse gewahren!

Wie Selbstmord unfruchtbares Augentor,
Wir sind der Kongreß der Schwachen, sitz vor.

Eisschädel, verspote die Kahlköpfigkeit
Unsrer heillos bürokratischen Zeit.

Endgiltiger Lethargien Pille,
Den Aufruhr unsrer Gehirne stille!

Diana im dorischesten Gewand,
Die Liebe kühlt aus, nimm den Bogen zur Hand

Und impfe uns mit deinem Pfeil
Den guten Willen ins Herz, das Heil!

Gestirn, von Sintfluten reingemacht,
O könnt ich in meinem Bett heute nacht

Keusch einen deiner Strahlen erhaschen:
Ich will mir die Hände vom Leben waschen!

(Deutsch von Max Brod)

DER STIMMFÜHRER IM „RUHETAG“

Von Paul Claudel

Der Stimmführer: Eingegraben auf steinerner
Tafel künden die altertümlichen Worte: Falten-
verborgenheit

Einzig dem Auserwählten den Weg.

Denn der riesige Berg — gleich einem Kleinod,
in Faltentiefe seines Halses verdeckt er die Zu-
flucht des Friedens.

Kranke, auf die entlegenen Gipfel gebracht,
Konnten genesen, wenn sie in Waldesmitte, wie
zwischen Wasserrosen den Spiegel des Mondes,
die heilige Umzäunung sahn,
Den steinernen Wall und die goldüberziegelten
Doppeldächer.

Wer aber hingelangen will, den führt kein Weg,
Noch das Wasser im eingefassten Bett, noch auch,
die dich verlockt wie ein singender Vogel, die
Glocke,

Wenn sie von außen der Hammer, sobald sich
das volle Wasserrad umkehrt, ungeregelten Schla-
ges beklopft.

*„Aus der Tiefe deines tiefen Tales hör ich den
Klang der heimlichen Glocke.“*

Und die sechzig Greise bewohnen

Den Tempel: Faltenverborgenheit.

Die einen, greis durch ihr Alter,

Die andern, in Lebens Mitte, haben die Wahr-
heit geschaut,

Wie einer beim Abstieg aus dem Gebirge plötz-
lich an Stelle der Nebel die Erde hingehängt
sieht vor sich wie ein Bild.

Und Kinder sind unter ihnen und junge Leute,
die wurden niemals vom Scheine bezwungen,

(Denn was

Widerstände dem Blicke des Menschen? dem un-
geschlossenen Auge?)

Das Licht ist die Jungfrau ihrer Wahl und die
Seligkeit ihre Mutter mit ihnen.

*„Durch die Waldesmitte herüber hör ich die Glocke
zweimal, dreimal ein Wort voll Glück und Schwer-
mut tönen.“*

Keiner weiß, wie sie beten. Keine Tafel bestimmt
ihren Dienst.

Nicht erheben sich dort die drei Riesen von Gold,
noch die vier Wächtergestalten.

Kein Priester mit seinem Holzfischgeklapper ruft
sie zur Andacht herbei.

Sie pflegen Umgang mit dem Unbedingten, sie
einen sich dem Immergleichen, der innerlichen
Hochzeit, darin sie vergehn.

Sie reden nicht, doch wie eine Sprache, in der
Tiefe der Gnadenwirkung, verstehn sie da ein
jedes Ding,

Den starren Stein, das Tier auf der Jagd, die
knospende Pflanze,

Den Wind, den Wandel der Stunden

Und unten im Tal die schwache Stimme der
Menschen:

Der kreisende Schatten beschreibt einen Sinn.

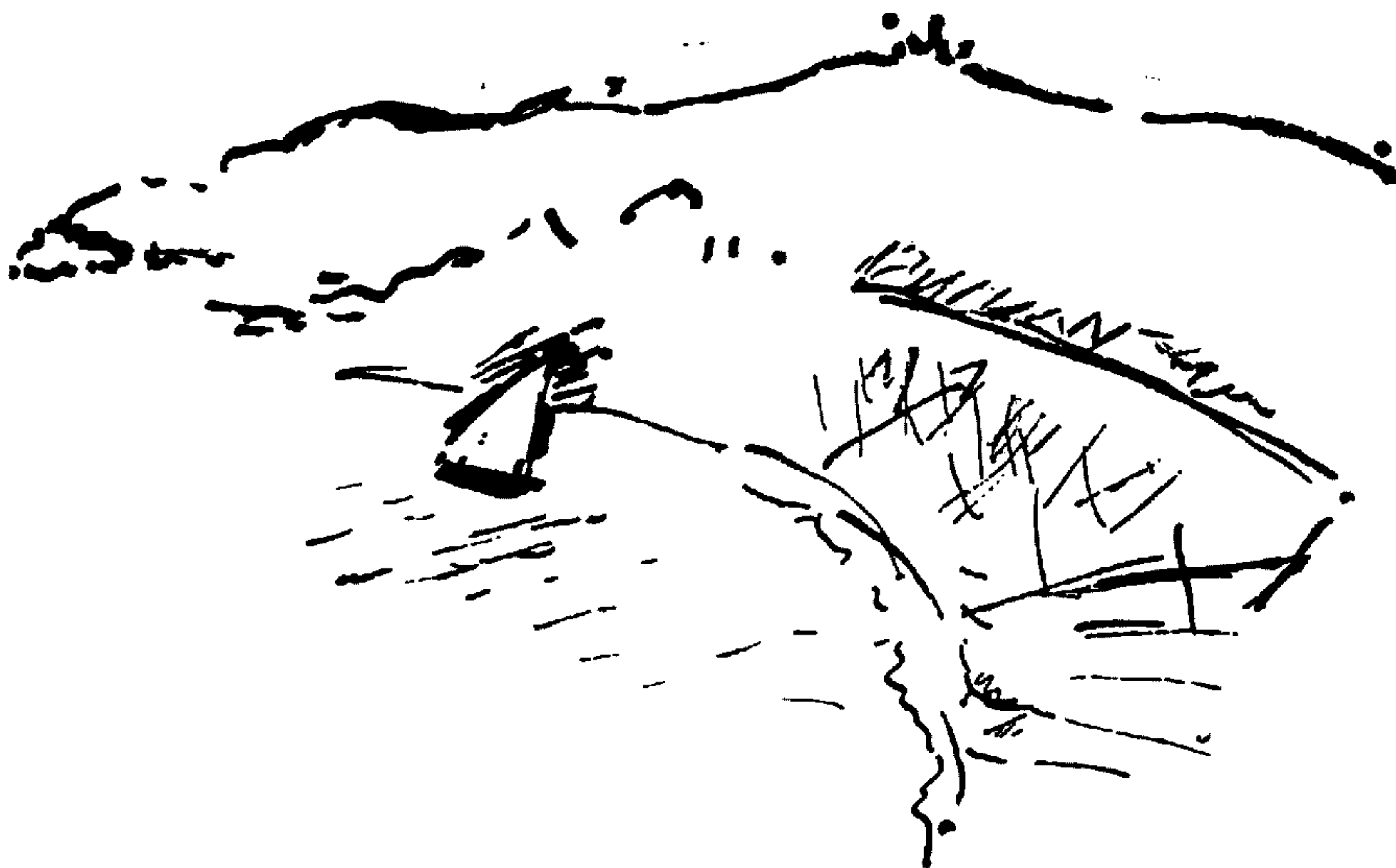
*„Noch einmal und wieder hör ich den hölzernen
Mahner an die Gebetschale schlagen.“*

Nicht die silbernen Zimbeln in den Händen der
Wasserfee, das schwatzende Laut: Si li li,

Nicht die Herrin des Nachmittags mit dem wald-
erfüllenden Rausch ihrer goldenen Schellen,

To lo lo,

Haben so ganz bezaubernden Klang noch für
den, der ihn vernimmt, aus der Höhe, den eher-



Henri Matisse: Landschaft

nen Ton, das nicht von Menschenhand hervorgerufne: C.

Er wird nicht weiterwandeln, sondern so wie von unwiderstehlichem Schlaf ergriffen, völlig gesammelt, gibt er sich hin an die selige Silbe.

„Jenseits der Zeit erschallet die Glocke, sooft der Wasserbehälter überläuft.“

Selig, die da bewohnen das Haus: Verborgenheit!

Manche sind, die keine Freude kennen, im Leben ziehn sie die Hölle an sich, und die Hölle verschlingt sie im Tode.

Andre kosten ein wenig Freude auf ihrem Weg, das Blatt eines tragenden Baumes, vielleicht eine Beere, die zwischen Zunge und Gaumen zerschmilzt.

Und andre, nach vielen Nöten, zur Stunde, die zwischen Sonne und Mond erscheint, erlangen sich Erleichterung.

Aber die da sind auserkoren unter Zehntausend und zehntausendmal Zehntausend,

Die Fülle des Ganzen nicht bloß im Gleichnis zu besitzen, und daß ihr Schicksal sei, keine Freude außer der Freude zu haben.

Das höchste Wesen hat sie sich auserwählt, damit sie ihm zu eigen seien, Hausstand ihm und Zeugen und Gäste seiner Großmut.

Und wie ein hoher Berg die Wasser sammelt, zur Nahrung für die wüste Erde,

Also lebt der Greul des Menschevolks Vom Segen ihres Mittleramtes.

„Im Himmel ein Wort voll Unschuld und Süße!“

(Nach der französischen Dichtung von J. Hegner)



André Rouvoire: Paul Claudel

EIN JUGENDBRIEF

Von Charles-Louis Philippe

Cirilly, 8. September 1898.

Das Wetter ist schrecklich heiß und erdrückt mich. Ich bin in meinem armseligen Städtchen, einsam mit all meinen alten Erinnerungen. Ich weiß nicht, woher, ich weiß noch weniger, weshalb, aber ich bin in ewiger Unruhe. Ich habe eine eigene Angst, die besteht aus Bewegtheit, unbestimmten Leiden und grundlosem Schrecken. Ich habe an nichts Freude und habe keine Freude. Ich leide. Zum ersten Male befreit mich der Aufenthalt hier nicht von meinem Kummer. Die Tage sind entsetzlich lang, zwischen Morgen und Abend ist nur Öde. Die Nacht ist traurig; aber wenn der Wind im Laub sitzt, ist mir ein wenig wohl. Aber jetzt ist kein Wind. An allen diesen Morgen war mein großer Wald wundervoll; aber diese erdrückende Sonne hinderte auch ihn zu atmen. Ich liebe fast nichts. Alle Gefühle sind in mein tiefstes Innere geflohen. Meine kleine Bekanntschaft interessiert mich nicht im geringsten. Um zu lieben, brauchte ich eine sehr vollkommene Frau. In mir ist der tiefe Kummer der Menschen von Flaubert, die zu lange auf ihr Ideal gewartet haben und die ihre Seele in Träumerei verbrauchen. Eine Sache sehe ich noch, die mich interessieren könnte, das wäre ein Studium. Nämlich das Studium einer trockenen und unfruchtbaren Wissenschaft, die ich mit meinem eigenen Blut beleben könnte. Ich denke daran, ein Stück Geschichte zu schreiben und besonders eine Geschichte über Admiral Coligny. Aber ich brauchte freie Nachmittage, um in den Dokumenten der Nationalbibliothek wühlen zu können. Ich glaube, ich würde zittern, wenn ich in diesen alten Papieren blättere. Im Grunde habe ich viel Ehrfurcht vor Wissenschaft. Das stammt von meinem Vater, der gleich allen, die kaum lesen können, viel Ehrfurcht vor Büchern hat. Ich glaube, dieses Stöbern könnte mich trösten. Wer weiß? Jetzt, mit vierundzwanzig Jahren, bin ich alt wie ein ausgefahrener Weg. Ich habe so sehr über alles nachgedacht, daß mir kein Glück unbekannt ist; ich habe so sehr gelitten, daß ich alle Leiden kenne. Ich verfolge mein Leben halb ermüdet, und die Erscheinungen des täglichen Daseins der Menschen können mich weder erstaunen noch erregen. Nur ein Menschliches interessiert mich: die Menschlichkeit. Man muß am Menschenglück arbeiten, hinabsteigen zum Volk, muß schreiben von seinem Haß gegen die Philister, so daß er sich allen mitteilt. In meinem Städtchen ist ein unsauberer Haufen von philiströsen Kretins. Sie sind ablehnend, anmaßend, hübsch und dumm. In Herden laufen Männer, Frauen und Kinder umher, und ich möchte sie nach dem Schlachthof bringen. Es gibt manchen unversöhnlichen Zorn in mir, wenn ich sehe, wie sie sich belustigen; wenn sie mit ihren Stöcken Blumen abschlagen, möchte ich ihnen an die Kehle springen. Mein lieber Alter, verzeih' mir, daß ich Dir solche Worte schreibe, die im Grunde nichts bedeuten.

Ich ereifere mich und sage Bekenntnisse. Das erleichtert mich und kann auch Dich interessieren; dadurch siehst du in Winkel meines Selbstes, die Du bis dahin nicht kanntest. Du willst wissen, wie meine Freundin heißt? Ihr Name ist Maria. Sie ist ein feines Mädchen; aber ich bin zu ruhig und zu aufrichtig gegen mich selbst, um zu glauben, daß eine Frau mich jemals lieben könnte. Mich interessiert ihr Leiden. Es würde mir Freude machen, an ihr zu formen, so wie ich an kleinen Kindern formen mag. Das ist alles. Andererseits werde ich sie genießen, wie ich kann; aber ich glaube nicht eher an ihre Gefühle, als bis sie solche zehn Jahre lang gezeigt hat. Ich sage ihr nichts davon. Ich mache mit ihr Theater. Ich verlasse Dich, mein lieber Alter. Ich liebe Dich mehr als sie. Denn Du bist klug, und wir kennen uns gründlich. Hast Du Aussicht auf eine Stellung? Erzähl' von Deiner Heirat. Ich umarme Dich.

Louis.

ROMANSÄTZE

Von *Henri Beyle-Stendhal*

Ferdinand Hardekopf übermittelt mir eine kleine Wahl aus seinen Notizbüchern, diese Proben des „Belismus“, die anreizen mögen zu eindringlicher, überraschungsbereiter Stendhal-Lektüre.

In Paris ist der Roman der Vater der Liebe. Ein junger Hauslehrer und seine Herrin, die beide schüchtern sind, finden in mindestens vier bis fünf Romanen, wie auch in den Couplets der café-concerts, ihre Rollen vorgeschrieben. Sie werden diesen Vorbildern folgen, vielleicht ohne jeden Genuß, vielleicht sogar mit Widerwillen.

Seit Napoleons Sturz bleibt in der Provinz kein Vergnügen mehr übrig, als Lektüre und Ackerbau.

Julien fürchtete sich vor Frau von Rênal, ihres schönen Kleides wegen.

Die Dummheit der Armen bestraft sich sofort durch den Mangel an Brot.

Es war bei Mathilde eine ausgemachte Sache, Greise oder Menschen, die etwas Trauriges erzählten, niemals zu beachten.

Fräulein de la Mole war selig; sie dachte an nichts, als an das Glück, fast ermordet worden zu sein.

Julien versuchte sich vor Mathilde zu rechtfertigen. Nichts konnte unsinniger sein: rechtfertigt man sich gegen Mißfallen?

Sich seinen Leidenschaften hingeben, mag als erträglich gelten; aber sich solchen hingeben, die man gar nicht hat! O trauriges Jahrhundert!

Mit viel Geist kann man nicht schlafen und mit viel Macht nicht ungestört spazieren gehen.

(Juliens Hinrichtung:) Alles ging in einfacher, schicklicher Weise vor sich und von seiner Seite ohne jede Ziererei.

Graf Mosca hatte den Mut, schüchtern zu sein, und verwandte einigen Geist dazu, seine Verwirrung leicht durchblicken zu lassen.

Wie könnte den Romanschreiber irgendwelche Schuld an den Handlungen treffen, die er bis in die letzten Einzelheiten verfolgt? Ist es seine Schuld, wenn die Gestalten, beherrscht von Leidenschaften, die er durchaus verurteilt, zu seinem Unglück auf höchst unmoralische Taten verfallen?

Heutzutage (1838) kommt es für einen jungen Mann vor allem darauf an, unfähig zum Enthusiasmus und arm an Geist zu sein.

Als Mathilde im Wagen saß, benutzte sie ihre letzte Kraft dazu, sich traurig und unglücklich zu machen.

Wird die Zeitung je den Priester ersetzen können?

In einem frivolen Buche gegen die Eleganz verstoßen, heißt Selbstmord begehen.

Der gewöhnliche Lauf der Dinge in unserem Jahrhundert ist der: wenn ein mächtiger und vornehmer Mann mit einem Mann von Herz zusammentrifft, so tötet er ihn, verbannt ihn, sperrt ihn ein oder demütigt ihn dermaßen, daß der andere dumm genug ist, aus Gram darüber zu sterben.

ÜBER DIE GEMEINPLÄTZE DES BÜRGERS

Von *Léon Bloy*

„Man muß praktisch sein“

Wenn man nur die Wörterbücher befragen sollte, könnte man glauben, es handle sich nur um eine Sache, die man theoretisch nennen müßte, die zu einer anderen den Gegensatz bildet, und daß die zweite ebenso achtungsvoll wäre wie die erste.

Von diesem Standpunkte bedeutet ein praktischer Mensch ein Instrument zur Realisierung einer Idee oder zur Anwendung eines Gesetzes. Ein praktischer Mensch par excellence wäre ein Scharfrichter. Aber es handelt sich nicht darum.



André Rouveyre: Léon Bloy

In der sehr spezialisierten Sprache des Bürgers (man hüte sich, sie nicht ausreichend zu loben) bedeutet ein praktisches Wesen ein ganzes Gefüge von praktischen Qualitäten. Man sagt vom einem Menschen, er wäre praktisch, wie man gesagt hätte, er wäre tugendhaft, wobei die Nüance der Herablassung auf den Ausdruck Tugend sich bezöge.

Im Grunde genommen ist der praktische Mensch der wahrhaftige bürgerliche Halbgott, er ersetzt für die Neuzeit den Heiligen der Legenden. Die Mehrzahl der zeitgenössischen Denkmäler ist praktischen Leuten errichtet — von ebenso praktischen und versierten Leuten, die immer sehr zeitig morgens aufstehen.

Ein Eigentümer, der im härtesten Winter kranke und hungrige Leute auf die Straße hinauswirft, ist ein vollkommen praktischer Mensch, besonders wenn er Millionär ist, und je mehr Millionär er ist, desto praktischer ist er. Das, was ihn so hoch stellt, ist der Umstand, daß er ein Herz besitzt, oft ein sehr zartes, weiches Herz, und daß er dieses Herz edelmütig verleugnet. Es gibt Lieferanten, die Aas liefern, oder Milchplantscher, die jahraus, jahrein fünfzehnhundert Kinder vergiften und die auf diese Weise ein beträchtliches Stück Geld verdienen. Diese Leute zerfließen in lauter Liebe. Aber das Prinzip bindet sie: „Man muß praktisch sein.“

Eine andere Regel ohne Ausnahme. Ein Heiliger ist niemals ein praktischer Mensch.

(Deutsch von Maria Einstein)

AUS „PENSÉE DES JARDINS“

Von Francis Jammes

Von einer Hündin und einem Kind

Es ist eine Jagdhündin, die ebenso lange Ohren hat wie Pfoten. Wenn sie läuft, sehen die Sohlen ihrer Füße aus wie ein Pik-Aß. Ein armer Kleiner

hat seine Hand auf diese Hündin gelegt. Sie hatten ein so natürliches Aussehen beide, daß ich in ihrer Haltung einen so einfachen Ausdruck des Lebens fühlte, daß ich an die Schöpfung der Welt gedacht habe.

Über den Flug

Ich weiß nicht mehr, welches mythologische Wesen sich in den Strudel der Luft stürzte, um dort zu fliegen, und zerschellte, da es keine Flügel hatte. Ich finde es

nicht so wahnsinnig. Was mich am meisten wundert, ist, daß ich nicht fliegen kann. Wenn ich diesen weißen Bussard betrachte, dessen Flug so leicht ist und sich wie die Bewegung eines Schwimmers abspielt, scheint mir, es sei mehr eine Art des Willens, die ihn im Raum trägt, als noch so viele Regeln der Physik, auf die man sich beruft. Und ich würde nicht allzu-sehr überrascht sein, wenn man mir sagte, daß ein Mensch, ich weiß nicht welchem Drang sich überlassend, ich weiß nicht welche Regel brechend, durch einen Schlag der Arme, mit Verstand beschrieben, aufgestiegen sei.

(Deutsch von August Brücher)

VENEDIG: SAN ZANIPOLO

Von André Suarès

Die Dogen haben ihren Winterpalast in Zanipolo. Und keiner ging mehr aus dem kalten Hause, der hier eingetreten war. Alle die schönen Namen der Republik schlafen in dieser Kirche, von dem Contarini zu den Malipiero, den Morosini zu den Candiani. Zwanzig Grabmale in Apotheosen gleichenden Triumphbogen singen emphatisch den Reichtum, das Getöse, den Stolz des Blutes, alles das, was man verlassen muß, alles, was der Tod verkleinert, wenn man nicht hinnimmt, es zu verlassen. Lombardi und die andern sind ohne Zweifel berühmte Marmorleute; sie haben das Paradebett erfunden, das ewige Schafott, auf dem seitdem alle Reichen und Mächtigen ausgestellt sein wollten. Sie haben den Tod zur Verwesung auf das Theater gebracht. Eine Bühne ist ihm aufgerichtet, ein Pranger. Die Trauer hing einen Vorhang der Eloquenz vor den Abgrund.

Hier entdeckt und verehrt man diese Schreine ernster Sterblichkeit, die gotischen Grabmale. Man weiß nicht, von wem sie sind; oder der Name des Bildhauers ist nur ein neutraler Klang, der weder ein Leben noch einen Menschen erweckt, wie Masegne. Sie haben fünfhundert Jahre. Drücken nicht mehr auf der Erde. Und mit welchem schweren Ernst doch sind sie in die Seitenwände des Schiffes gehängt unter den Baldachin des Dunkels. Wie sie von oben herunterblicken auf die Fliesen aus rosa Marmor und die Passanten, schneller ausgelöscht als Wasser auf dem Stein.

Die Zier dieser gotischen, wundervoll geformten Gräber ist die der heroischsten Blume. Der sehr harte Stein hat einen bläulichen Ton, den in den seltenen Ornamenten ein wenig Gold hebt, ein Blatt in Zinnober, oder ein Akanthus in blassem Azur. Ein starker und nüchterner Geschmack, eine herbe und strenge Grazie.

Keine Riesen und Karyatiden; keine nackten



Félic Vallotton: Francis Jammes

Männer, die zu zehn oder zwölf um den Kadaver Wache halten. Keine schwerfälligen Allegorien auf die moralischen Gemeinplätze, die um so lügnerischer sind, je pompöser sie sind. Nichts, was den Tod verstecken will oder die fatale Form des Sarges; im Gegenteil: diese Gräber haben die menschliche Größe, sie sind die kleinen Wiegen seiner Unsterblichkeit.

Der antike Sarkophag ist nicht mehr an die Erde gefesselt; die schwere Urne des großen menschlichen Jammers ist von einem unsichtbaren Hauch in die Höhe gehoben; sie ist ihres Gewichtes befreit. Sie hebt, indem sie es verbirgt, das doppelte Nachtlager des Gastes über die Truhe hinauf, auf der ein für allemal die klägliche Summe der Tage gezählt wurde.

Es war nichts als Liebe, Leidenschaft des hoffenden Geistes, was der granitene Zelle den Aufschwung gab, in welcher der Mensch seine letzte Einkleidung übt. Eine erstaunliche Schmetterlingspuppe verbirgt sich in diesem Marmor, der die Form einer geschlossenen Arche hat, der unsterblichen Wiege. Die Energie, welche sie hochhebt mit ihrer Last schlafender Menschheit, das sind die Flügel, welche der spirituellen Nymphe wachsen: sie beginnt sich zu bewegen.

Diese herrlichen Archen haben im Geistigen nicht ihresgleichen. Sie stellen den Neugeborenen des Todes einem geometrischen Gotte vor. So sublimiert sich die Materie in einem sublimen Geiste.

Gegen Abend, in den schrägfallenden Strahlen des Tages, scheint eines dieser Grabmale in einem mondlichen Dunste zu zittern, wie eine große Trauerblume mit starren Blättern; und die verborgene Mumie ist der Stempel dieses grausigen Kelches. Und ein anderes ist wie ein steinerner Brand; es hat die Farbe des blauen Rauchs; und man glaubt nicht mehr an das Fleisch, sondern nur mehr an das Mysterium der gereinigten Asche

(Aus dem Französischen übertragen von Franz Blei)

REFLEXIONEN

Von André Gide

Sowie ein Mann einen Gedanken hat, schreibt er ein ganzes Buch, weniger, um den Gedanken vorzutragen, als um sich zu entschuldigen, daß er ihn hat.

Das Kunstwerk ist eine Idee die man übertreibt.

Vom Künstler muß man eine eigene Welt verlangen, zu der er allein den Schlüssel habe. Alle Dinge in dieser besonderen Welt müssen überraschend sein oder scheinen, umgewandelt durch farbenkräftige Eigenmächtigkeit. Der Künstler muß eine private Philosophie, Ästhetik, Moral haben, ja sogar eine ihm eigentümliche Spaßhaftigkeit, eine Spezial-Drolierie.

Soziale Frage? — Gewiß! Aber die moralische Frage geht voran. Der Mensch ist interessanter

als die Menschen; ihn und nicht sie hat Gott nach seinem Bilde geschaffen. Jeder ist wertvoller als alle.

Ich kann Gott nicht dankbarer sein, mich erschaffen zu haben, als ich ihm zürnen könnte, nicht zu sein, wenn ich nicht wäre.

Wunder: Ungehorsamkeiten Gottes gegen die Befehle, die er sich selbst gegeben hat.

Die seltsame Geistesschwäche die uns fortwährend zweifeln läßt ob das Glück der Zukunft dem Glück der Vergangenheit gleichkommen könne ist oft der einzige Grund unseres Elends. Wir hängen uns an die Schattenbilder unserer Verluste, als müßten wir den anderen unsere Traurigkeit beweisen. Wir möchten Vergangenes noch einmal leben und längst erschöpfte Freuden wiederholen. Ich hasse jede Traurigkeit und verstehe nicht warum das Zutrauen zur bevorstehenden Schönheit die Anbetung des Vergangenen nicht überwiegt. Tut man es nicht jenen Küstenvölkern gleich die jeden Abend der im Meer versunkenen Sonne nachweinen —, auch dann noch, wenn sich hinter ihnen schon die verjüngte Morgensonne erhebt?

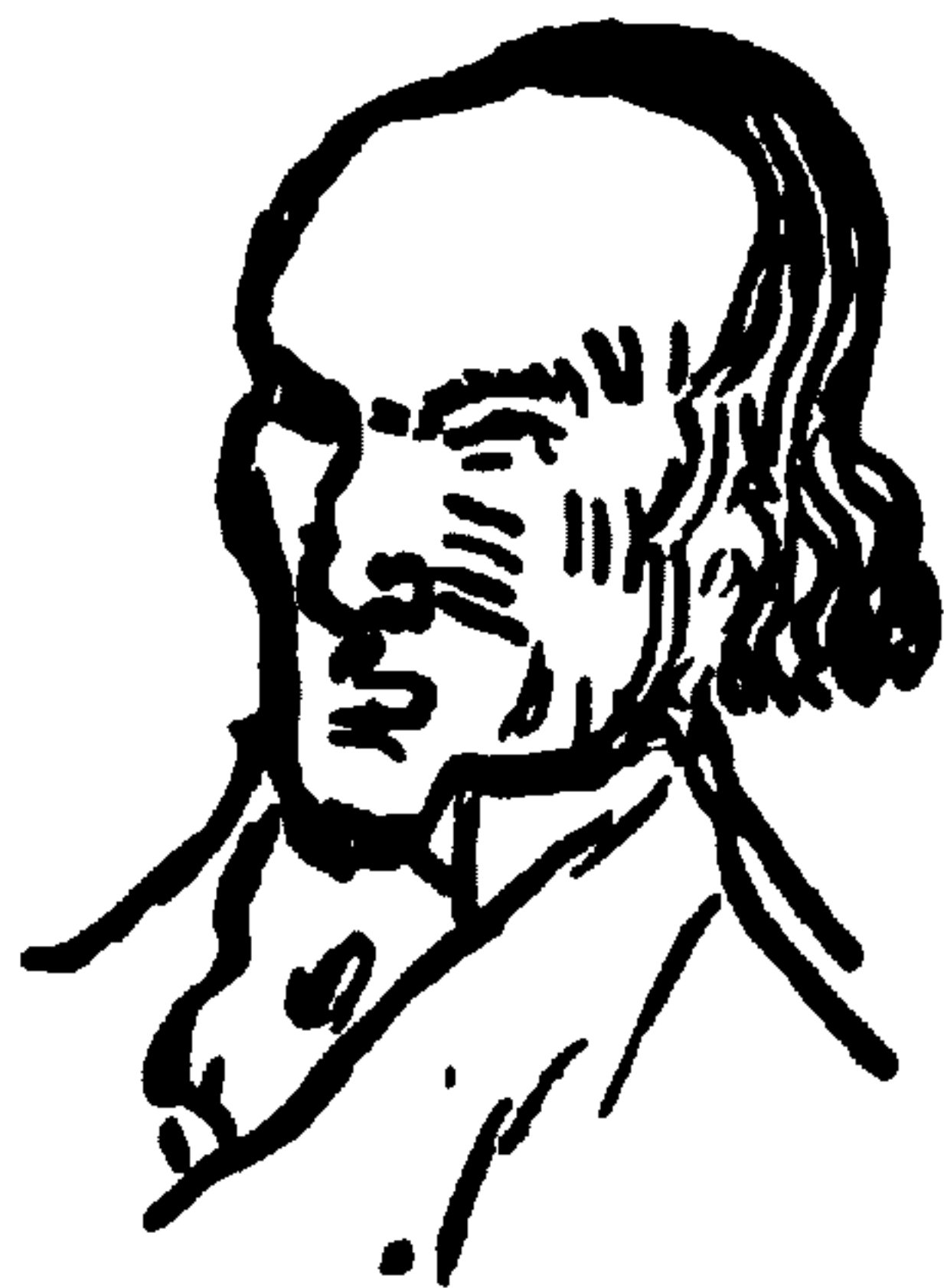
„Das Ich ist hassenswert“, sagt ihr. Das meinige nicht. An ein wieviel schlimmeres hätte ich geraten können!

Die Geschichte des Menschen ist die Geschichte der Wahrheiten die der Mensch befreit hat —, besser (um den Schein zu vermeiden als ob wir den Despotismus gewisser „wahrer“ Ideen für berechtigt hielten): die Geschichte der vom Menschen wahrgenommenen Beziehungen. Die fast unendliche Zahl der möglichen Beziehungen sichert der Menschheit eine fast unendliche Dauer. Man betrachte das Dasein der Menschheit als die Inszenierung von Ideen auf Erden.

Die Dinge brauchen uns um zu sein oder um sich sein zu fühlen. Ohne uns bleiben sie wartend. Davon spürt der Mensch eine innere Unruhe: den Druck alles dessen was noch nicht gewesen ist und sein will, all des Unbekannten das seinen kleinen Gedanken-Augenblick, seine Existenz von uns fordert. Denn alles muß durch uns hindurch.

Die Seele gleicht einem Grundstück auf dem mancherlei verschiedene Pflanzen wachsen und so viel Insekten leben. Es herrscht Überfruchtbarkeit; es gibt Streit; es wird also Unterdrückung geben. — Zuviel! Zuviel! Reißt man diese Pflanze nicht aus, erstickt sie jene andere. Wenn ihr nichts ausreißt, so wird die Natur den Streit entscheiden. — Seids zufrieden.

(Übersetzt von Ferdinand Hardekopf)



André Rouveyre: André Gide

LACHEN UND WEINEN

Von Erneste Hello

In die seltsamsten Erscheinungen, die am meisten bezeichnenden, die erstaunlichsten, tief geheimen Äußerungen der menschlichen Natur ist das Lachen einzureihn und das Weinen.

Was bedeutet das Lachen? Was bedeuten die Tränen?

Diese Frage völlig zu beantworten, will ich nicht versuchen. Sie ist maßlos, nicht zu lösen, unbezwinglich. Nur auf einen ihrer dargebotnen Anblicke will ich hinweisen.

Lachen und Weinen sind wie die zwei namentlich unterschiednen Pole, einander entgegengesetzt, Nord und Süd irgendeiner unerforschlichen Elektrizität.

Wäre diese Elektrizität etwa die gleiche Kraft, die den Tagen und in dieser Welt, wo eins vom andern abhängt, auch zugleich den Nächten vorsteht, und ist sie vielleicht mit dem Namen „Zusammenhang“ zu nennen?

Wenn es so wäre, dann ist wohl das Lachen die Sprache des zerstörten und das Weinen die Sprache des gewahrten Zusammenhangs.

Einige Anwendungen sollen es erklären. Was ist das Lächerliche, wenn nicht die Zerrissenheit von Ding zu Ding?

Aus dem Mißverhältnis entspringt das Lachen.

Ein Kind möchte schrecklich sein, und ihm fehlen die nötigen Mittel. Es wirkt lächerlich . . . Die Absicht erscheint stark, die Wirkung nichtig: der Zusammenhang mangelt.

Die Ironie errichtet einen Abstand zwischen dem Sprechenden und dem Hörenden oder dem gesprochenen Inhalt. Darum verletzt sie so sehr.

Die Ironie besagt wohl: Ihr seid aus einer andern Welt als ich. Ich blicke von so weither auf euch, daß ich nicht fühle, was ihr zu fühlen wünscht. Ich seh es, weil ich zwei Augen habe, aber mitzufühlen vermag ich es nicht, denn zwischen euch und mir ist der Zusammenhang aufgehoben. Ich steh zu hoch und ihr zu niedrig.

Das ist die gewöhnliche Ironie: gemeinhin enthält sie mehr oder weniger ein gut Stück Eigenliebe.

Wer weiß, ob es nicht eine seltne Ironie gibt, die zwar auch die Beziehung zerrisse, aber in einem umgekehrten Sinn, und zu irgendeinem spräche: Nichts Gemeinsames ist zwischen euch und mir. Ihr steht zu hoch und ich zu niedrig.

Diese umgekehrte Ironie entstieg dem Innern, und ihrer erzählt die Geschichte nicht viele Bei-

spiele! Ich behaupte jedoch keineswegs, daß sie gar keine aufweist.

Im allgemeinen entspringt das Lachen aus dem Leichtsinn. Wer viel lacht, ist leichtfertig, oder er wird es von ungefähr, notwendig oder durch die Umstände.

Lachen verlautet, daß man sich an der Oberfläche des Gesprächs behagt. Man betrachtet sie von außen; wie ist sie abenteuerlich, man lacht! Wenn man aber ein wenig eindringen möchte, wer weiß, was dann sich böte, und ob man nicht anstatt auf Lachen auf ganz was anderes stieße?

Die Narrheit ist gewiß grauenhaft, doch kann sie zum Lachen reizen, so wenig gleicht Lachen sich und Frohsinn. Sie kann zum Lachen reizen, weil sie den Zusammenhang auflöst und dafür unverknüpfte Gedankengänge versammelt. Ein Trunkner, trotzdem er Ekel erregt, verlockt dennoch zum Lachen, weil ihm das Gefühl des Zusammenhangs entglitten ist. Die übertriebne Vertraulichkeit, der übersteigerte Ausdruck inniger Hochachtung, ein Duzen, die Ehrentitel, die Ungeheuerlichkeit des Traums und des Rausches, alle Verletzungen des Zusammenhangs können zum Lachen führen.

Denn der Zusammenhang ist eine ernste Sache. Letztes ist er und tief. Wer kennt seinen Rang in der Ordnung des Weltalls?

Der ihn stört, zerstört vielleicht die Welt; und das Lachen hat den Anschein, als ob einer über eine zugrundegerichtete Welt seine Freuden ausließe.

Die Grausamkeit kann lachen; wer ungerührt getötet hat, kann lachen; der Leichtsinn kann lachen, die Gleichgiltigkeit kann lachen; und die Sorglosigkeit auch.

Aber wäre nicht ein sieghaftes Lachen möglich, dieses stolze Zeichen, daß der Zusammenhang überwunden wäre? Was geschäh, wenn das Urwesen . . . ?

Halt . . . Still! . . .

Zwei Menschen hängen aneinander. Sie beginnen ein Gespräch. Das Gespräch artet in Streit aus.

Sie spotten; sie lachen einer des andern.

Dann kehrt jeder heim. Und in ihr Schweigen und Alleinsein tritt die Erinnerung des Vergangnen.

Die soeben noch lachten, weinen im stillen.

Der Zusammenhang macht sich fühlbar.

Das Lachen war aus der Seichtheit der Dinge gesprudelt, das Weinen aus ihrer Tiefe. Die Tränen sind die Wasser des Abgrundes; sie entquellen dem untersten, grunduntern, verborgen-

sten Ort; nicht selten offenbaren sie dem, der sie vergießt, oder dem, der sie sieht, daß in ihm oder in den andern unvermutete Tiefen sind.

In diesen ungewußten Tiefen, in die hinabzufinden der Mensch gewöhnlich versäumt, in diesen ungewußten Tiefen bewegen sich die Zusammenhänge, wie er sie mit der Allgemeinheit der Dinge hielt, hält und halten wird. Die Erinnerung ist eine Stätte voll von Tränen, weil sie voll von Anhänglichkeit ist.

Die Gegenwart herrscht zuweilen dort, wo gelacht wird, denn oft verbirgt sie die Tiefe unter der Oberfläche und den Zusammenhang unter ihrer Zerstücktheit. Die Gegenwart zeigt den Zusammenhang, wie wenn er nicht da wäre; die Gegenwart zeigt, inwiefern er nicht erfüllt ist; sie zeigt, wie er unter der Überlast der Zufälle verschwindet; daher das Lachen. Die Gegenwart ist aus Stücken und Flickern; buntscheckig ist sie, und die heimlichen Beziehungen der Dinge verschleiert sie unter ihrer Tracht, einer äußern, eigensinnigen, wechselnden, je nachdem die Umstände ihr sie anlegen. Die Gegenwart gleicht einer Laune. Sie versteckt ihren wahren Namen hinter dem Gaukelspiel ihrer Verkleidung.

Aber die Vergangenheit spricht aus einem andern Ton. Sie entbindet die Dinge feierlich ihres Scheins, und der Dinge Abenteuerlichkeit verzehrt sich unter ihrer ernsten Tatsache.

Die Vergangenheit befreit die Geschehnisse vom Zufall, der sie vereinsamte, und zeigt sie im Zusammenhang, der sie vereinigt. Die Vergangenheit zeigt die Schnüre, wodurch die Dinge untereinander verbunden sind. Die Gegenwart verheimlicht dieses schmale, unmerkliche Flechtwerk; die Erinnerung deckt es auf, und die Tränen, hinaus aus ihrer dunkeln Zuflucht, wo sie schlafen und warten, daß man sie rufe, wollen den Tag sehn und sagen: Hier sind wir.

Sie sagen: Wir sind hier, wenn der Mensch sich erinnert; denn die Erinnerung ruft nach Zusammenhang; sie sagen: Wir sind hier, wenn der Mensch in die Bitternis der tiefen Wasser taucht; denn dort findet er durcheinander die Menge der Dinge, wie er sie ehemals gekannt hat. Sie sagen: Wir sind hier, wenn der Mensch von der Seligkeit heimgesucht ist, der erhabnen

und stürmischen, die wie ein Blitz die tiefe Dunkelheit der Nächte durchstrahlt und beim Aufleuchten des selben Blitzes das Angesicht der Erde aufweist, das Angesicht des Meeres und das Angesicht des Himmels; sie sagen: Wir sind hier, wenn der Mensch verehrt; denn die Verehrung ist ein Ausbruch jener Einheit, die auf ihrem Wege keinen Vereinsamen duldet. Die Verehrung begreift, was sie schaut, und erschließt den verwunderten Geschöpfen den Ort, wo sie Zusammenhalt haben, den Ort, wo sie beten . . .

(Deutsch von Jakob Hegner)

NOTIZ ZU DIESER NUMMER „FRANKREICH“

Aus dem Reichtum der zeitgenössischen französischen Literatur und Kunst vermag ein einzelnes Heft der AKTION natürlich kaum eine Probe zu geben: das hier Gebotene soll nur ein Hinweis sein, der Besitzstand und Umfang andeutet. Daß Stendhal der zeitgenössischen Literatur zugezählt ist, rechtfertigt Stendhal. Dem Alter nach gehört Bloy zu dem großen Toten Baudelaire, den noch niemand, auch George nicht, hinreichend übersetzt hat, und Corbière. Von den jüngeren leben Marcel Schwob und Philippe nicht mehr. Von Schwob erschien das „Buch Monelle“ deutsch übertragen von Franz Blei 1904 im Inselverlag; die Bücher von Philippe verlegte in leidlich guter Übertragung Fleischel, Berlin. André Gides Bekanntschaft haben wir Blei zu danken, der, 1905, den »König Kandaules« im Inselverlage herausgab; ebendort erschien »Philoktet«; im Hyperionverlag, 1909, »Der schlechtgefesselte Prometheus« (von Blei übersetzt); die Schriften Bergsons verlegte Eugen Diederichs (leider in ungenügenden Übersetzungen). Paul Claudel erschien deutsch zuerst 1907 im Hyperionverlage (»Der Tausch« und »Mittagswende«), von Blei übertragen; der Hellerauerverlag (Hellerau-Dresden) hat Claudels »Verkündigung«, »Goldhaupt« und (soeben) »Ruhetage« in der Übersetzung von Hegner verlegt, der Inselverlag Claudels »Kenntnis des Ostens«. André Suarès ist den Deutschen zuerst in der Zeitschrift »Hyperion« erschienen, die von Blei übertragene »Italienische Reise« hat, 1914, der Verlag der »Weißen Bücher«, Leipzig, an den Tag gegeben. Francis Jammes fand in Ernst Stadler einen liebevollen, begeisterten Übersetzer; Kurt Wolff druckte Stadlers Nachdichtungen. August Brücher bemüht sich, dem Mallarmé eine deutsche Gemeinde zu gewinnen. Ergänzt wird dieses Heft durch frühere Hefte, so z. B. durch die »Anthologie jüngster französischer Lyrik« und durch die Hefte mit Beiträgen von Péguy, Cendrars, Gide, Suarès, Bloy, Jammes, Flaubert usw. mit Zeichnungen von Cézanne, Daumier, Dufy, de la Fresnaye, Marie Laurencin, Matisse usw. — und durch Beiträge in den Heften, die kommen werden. Schließlich ist ja auch jedes oben zitierte Buch eine Ergänzung. Man lese diese Werke.

Ich habe in dieser Nummer noch Raum für fünfzehn Zeilen: für den KLEINEN BRIEFKASTEN zu wenig, zu wenig für die Rubrik ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS. Aber ich kann schnell noch einige Bücher aus Frankreich nennen, die mir, neben den vorhin erwähnten, sehr lieb sind und die mir manche trostlose Stunde der Gegenwart überwinden helfen: natürlich Flaubert, Stendhal, Balzac, Victor Hugo, Pascal; Paul Scarron: Der Komödiantenroman; Michelet: Die Frauen der französischen Revolution; André Gide: Die enge Pforte und Immoralist; de Laclos: Gefährliche Liebschaften; Maurice Renard: Der Doktor Lerne; Vollard: Paul Cézanne; Remy de Courmont: Komödien einer Frau; Napoleons Briefe; Regnier: In doppelten Banden; Die Memoiren der Margaretha von Valois; Maurice Barrés: Ueber Greco; Rousseau: Träumereien eines einsamen Wanderers.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: S. J. Peplow: Studie (Titelzeichnung) / Widmung / Shelley: Lied / Yeats: Die da nie müde werden / George Meredith: Liebe im Tal (Deutsch von Gisela Eitzel) / Jessie Dismorr: Aktstudie / H. Belloc: Ein Reisebild. Erzählung / Anne Estelle Rice: Mädchen (Zeichnung) / Swinburne: Ballade von Lasten (Deutsch von Rudolf Borchardt) / J. D. Fergusson: Studie (Zeichnung) / Hardres O'Grady: Gedicht. Deutsch von Franz Blei / Oscar Wilde: Zwölf Gedanken und ein Sonett / Rupert Brooke: Zwei Gedichte. Deutsch von Hanns Braun / Georges Banks: Die Schauspielerin Katherine Mansfield (Karikatur) / G. K. Chesterton: Zwei Stücke / Samuel Butler: Aus dem Notizbuch. Deutsch von Franz Blei / Bibliographische Notiz zu dieser Nummer »England« / Kleiner Briefkasten

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

M.R.

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 51

INHALT: Else von zur Mühlen: Der Birnenesser (Titelzeichnung) / Theodor Däubler: Paul Gauguin / Gertrud Schirmer: Bootfahrt (Zeichnung) / André Gide: Bethsabe. Drei Akte (Deutsch von Franz Blei) / Henri Matisse: Aktstudie / Ludwig Bäumer, Kurd Adler, Edlef Köppen und Wilhelm Klemm: Dichtungen vom Schlachtfeld / Rudolf Fuchs: Aller Tage Abend / Fráňa Šrámek: Der Frühlingswanderer / Uriel Birnbaum: Auf der Brücke / Erna Kröner: Zustand / Gertrud Schirmer: Korbträger (Zeichnung) / Ferdinand Hardekopf: Zwei Morgen-Gedichte / Gertrud Schirmer: Café (Zeichnung) / Pablo Picasso: Mann (Zeichnung) / Tschchow: Meine Hausordnung / Hans Reimann: Grotesken / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

HEFT 50 PFG.

THEODOR DÄUBLER

Dr. Schmitt in seiner bei Georg Müller in München erscheinenden Däubler-Monographie: Der erste große Europäer. Sein Werk hält dem mechanistischen Zeitalter das Gegengewicht. Der Naturalismus der Sprache ist bei ihm überwunden. Ein solches Unternehmen, das eigene Reich der künstlerischen Sprache zu begründen, ist vielleicht das Kühnste und Erschütterndste, was in der Geschichte irgendeiner Kunst je erlebt wurde. La Plume: Le grand poète allemand Theodor Däubler.

Wir wollen nicht ver-
weilen

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

Die AKTION: Dokument einer neuen Lebensrhythmisierung, einer neuen Art. Assoziationen zu knüpfen, einer neuen Bemühung um Sprachform und Sprachlogik. Das Buch leitet mit einem ersten Gelingen jene neue Bewegung des „Simultanismus“ ein.

Der sternhelle Weg

Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

Zeit-Echo: Schlägt also die Stunde, wo Däublers Name als ein Losungswort, eine Richtung, ein Protest endlich den Offiziellen geläufig wird? Ach, nicht unpassender konnte er den Augenblick wählen. Denn wer bemerkt, will es heute bemerken, daß hier ein ebenso Wichtiges vorgeht wie an den geographischen, Schützengraben gefüllten Rändern Deutschlands?

Mit silberner Sichel

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

Im Druck. Erscheint in etwa vier Wochen. Handelt vom Mond, vom Meer, von der Stadt der Städte, von der Landschaft, von Sternen, vom Paradies und von jedem Menschen.

HELLERAUER VERLAG
DRESDEN-HELLERAU

ROBERT MUSIL

Die Verwirrungen des Zöglings Törleß
Zweite Auflage. Geheftet Mk. 4.

Vereinigungen
Zwei Erzählungen
M. 3,—

MAX HERRMANN

Sie und die Stadt
Gedichte

Geh. M. 3,—

EGMONT SEYERLEN

Die schmerzliche Scham
Geschichte eines Knaben

M. 6,—

ARTHUR HOLITSCHER

Worauf wartest du?
M. 3,—

GEORGE MEREDITHS ROMANE

Richard Feverel

Die tragischen Komödianten
Der Egoist

BERNARD SHAW

Dramatische Werke

Auswahl in 5 Bänden

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

Werke von Laurids Bruun, Fontane
Knut Hamsun, J. V. Jensen, Björnson
Lie, Stehr, Bang u. a.

Jeder Band gebunden M. 1,—

Als Feldpostbrief durch

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

SONDERHEFTE DER AKTION

NAPOLEON BONAPARTE

Das Nachtmahl von Beaucaire

Deutsch von Georg Hecht

CARL STERNHEIM

Herr von Seingalt

HERMANN HENDRICH

Anthologie jüngster französischer Lyrik

SONDERNUMMER „ENGLAND“

SONDERNUMMER „RUSSLAND“

SONDERNUMMER „FRANKREICH“

Jede Sondernummer 50 Pfg.

VERLAG DIE AKTION

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER

DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

FRANZ JUNG

Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

LEON TOLSTOI

Besinnet Euch

100 Seiten

Preis 30 Pfg.

VERLAG DIE AKTION

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 18. DEZ. 1915

PAUL GAUGUIN

Von Theodor Däubler

Pfaublau rauscht der Ozean heran. Und es starrt ihm purpurner Granit entgegen: die Bretagne! Der Ginster blüht und duftet auf des Landes Scharlachkanten: Und des Funkelmeers Schaum be rauscht sich an Umhalsungen von algenüberblauten, roten Klippen. Gesunder Tanggeruch durchlaugt die Luft; ich träume oder segle! Die Felsen zwingen sich an mich heran: Umrundet uns auf einmal eine Bucht? Die See ist hell: Der grüne Grund versilbert das Gewelle! Der weite Schlund, der unser Boot geschmeidig, samt dem Westwind, der uns anweht, an seine Wasserpfade schmiegt und nun behutsam durch seine langen Schlangenschleifen windet, wird immer gelblicher und plötzlich: Silberblau!

Ich werde eine zarte Landschaft sanft betreten. Der Stein wird schwarz: Da blendet fast der gelbe Ginster. Und bläulichgrüne Föhrenwipfel ruhen breit auf feuchtummoosten bläulichgrauem Stamm. Die Bäuerinnen tragen ozeanviolette Röcke und zumeist ein schwarzes Mieder. Ein gelber Latz besetzt das weiche Hemd, und weiße Spitzen schimmern um die breiten, blauen Schürzen.

So habe ich das Land nicht gleich geschaut: Mir ward davon erzählt; dann konnte ich es bald vollendet und erkannt vernehmen.

Gauguin erblauten diese lauen Farbensänge! Mit silberfrischen Strichen merzte er das Grau aus diesen Auen. Zwischen strengen Grenzen lebt es jetzt versinnbildlicht. Sein Rot ist niemals roh. In Purpurfüßen wallt es sicher in ein fahles Violagrün. Wie die Wiesen lieblich singen: Und hört, wie eines Baches grüne Herzensfreuden frühlings sicher klingen! Der Sand, auf den die Sonne sich so gern legt, hat schon die reife Erdbeerfarbe. Wie warm mir um mein Wesen wird! Ich bin bestimmt schon goldigbraun: Es schmiegt mein Leib sich an den holden Sonnenhorizont: Die Bäume doch, die stehn ja höher, die grünen ein in ihre blaue Himmelsewigkeit. Bretagne, wie samtigwarm hat hier Gauguin geschaltet. Seine Segelflotte wallte in das Meer der goldenen Farben.

Er stand auf rotem Strande, er sah die bunten Wimpelschiffe; er sah sie über Gischt und zwischen Licht dahinschwinden.

Und er harpte aus und sandte andre Wander-master nach. Und diese wurden immer glühender, zur See verführender; und endlich folgte er der

Sehnsucht: Und Paul Gauguin vertauschte Frankreich mit seinen fernsten Kolonien . . .

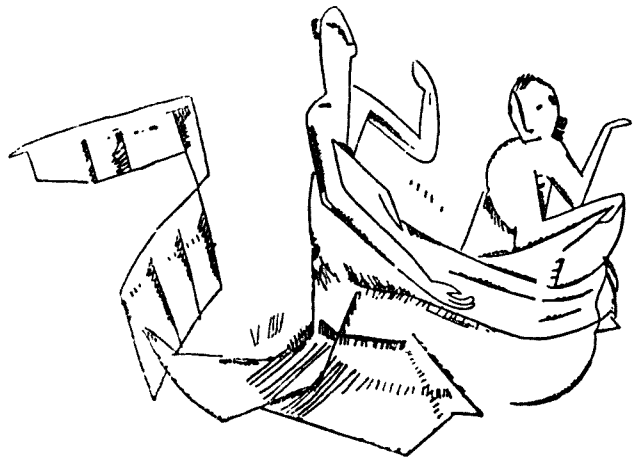
. . . Auf Tahiti wurde er unsterblich . . .

Hohe Kokusschwingen wuchten in die helle Tropenluft! Dunkle Jünglinge erkletterten Buschwerk, wo Affen wohnen. Das Land hat schamlos seine Röte vor der Sonne ausgebreitet. Die Weiber tragen bunte Blumen in den schwarzen Haaren, und erwachsne Burschen laufen nackt. Die klare Landschaft lacht.

Schlangen wagen es, aus dem Walde aufzuragen? Alte Pflanzenschäfte wallen, wildverwittert, hin und wieder.

Mangoskostbarkeiten und Bananenquirle locken wildwärts: Röhrichtspeer spreizt das Urwaldherz, dem vom Wege Weggehenden entgegen. Edens Quellenheimlichkeiten bleiben uns versperrt.

Dort oben zwischen Palmbüschen schaukelt eine Wohnung. Kohlschwarz zwitschern drinnen Kinder mit großen Kokosköpfen. Und wir forschen fort und fort, und ich fordre eine Lichtung: Endlich wird's frei! Mädchen sitzen hold beisammen, lieblich wie in einer Dichtung! Wundersam, wie keusch gekleidet, meine Heidenmaid mir winkt. Bleichgefährlich sind die Zähne, sanft und anmutsvoll der Blick. Und ich zittre: Ihre Wimpern sinken. Mädchen meiner Einsamkeiten, sind wir nimmermehr allein? Schaut, so schaut in euch: Doch draußen blaut das Meer! Blickt und blinkt in dieses Zwielflicht: Dort aus Märchenländern kommt ein großes Kauffahrteischiff, kommt aus fernem, fernem Hafen. Aus dem Havre wohl im Wind!



Gertrud Schirmer: Bootfahrt

BETHSABE

Von André Gide

Der König David, halb priesterlich, halb kriegerisch gekleidet, rezitiert kniend ein Gebet, an dem er schreibt.

David: Selbst der kräftige Mensch wird schwach, und selbst der junge Mensch strauchelt, wer sich aber Gott vertraut . . . (Joab tritt ein.) Du kommst zu früh, Joab; ich habe mein Gebet noch nicht vollendet. Sei still. Wo war ich nur? . . . Ja! . . . der wird nicht straucheln. Gott wird dem seine Stärke leihen, der müde ist; die Flügel werden ihm wachsen wie Adlern. — Ich hatte erst gesetzt: ihre Flügel werden wachsen wie jene . . . aber: wie Adlern ist besser. Was willst du von mir?

Joab: Der Hetiter ist zurück.

David: Wer ist dieser Hetiter? Woher kommt er?

Joab: Er liegt vor Rabba und bringt Nachrichten von dort. Ansonst ist er ein Soldat, nichts weiter, und wenn der König . . .

David: Solltest du eifersüchtig sein auf ihn, Joab?

Uriel der Hetiter ist der Tapferste meiner Leute. Ich tat, als konnte ich ihn nicht, um dich lügen zu hören. Soll ich vergessen, wer die Philister bei Gath besiegte? Wer gegen sie die Ebenen von Dammim verteidigte? Sag: wer erschlug die beiden Löwen von Moab? Er war's. Und die vier Riesen, des Rapha Söhne? Er war's.

Joab: Vielleicht . . .

David: Hör weiter. Zur Zeit der Ernte war ich in der Höhe von Baulham, da suchte ich nach Kühlung vergeblich. Die Philister lagerten im Tale; seit zwei Tagen hatten sie Bethlehem eingenommen. Du weißt, in Bethlehem ist eine bittere Quelle; nach deren Wasser dürstete mich den Tag, und ich stöhnte darnach . . . Wer schritt durch das Lager des Feindes? Und wer wagte sein Leben dafür, mir einen Becher Wasser zu bringen? Wer, sag doch! Es war der Hetiter Urias. Tu nicht, Joab, als ob du es vergessen hättest; am Rand des Grabes denke ich's noch. Ich will nicht, daß einer sagen kann, man sei dem König ohne Nutz gefällig. Ich erwarte, daß Urias an meinem Tische ißt. Alles, was mein ist, gehört ihm. Ich erwarte ihn, man laß es ihn wissen. (Joab gibt einem Diener ein Zeichen und den Befehl des Königs.) Er ist der Freund des Nathan, nicht wahr?

Joab: Des Propheten Nathan, ja, Herr! (Und will sich zurückziehen.)

David: Geh nicht fort. (David schweigt eine Weile.) Ich habe Angst vor dem Propheten . . . Du lächelst? Du kennst nicht seine Macht, deshalb. Das Volk gehorcht seiner Stimme; ich selber, vor ihm, wie ein Kind bin ich stumm;

sagt er „der Ewige“ . . . man glaubt Gott selber zu hören. Ja, ja, ich habe auch andere Propheten gehört: sie prophezeien, dann sind sie still. Die Stimme dieses aber hört nicht auf. Ich will ihn zwingen, daß er schweigt. Mein Joab, ich habe Angst vor Nathan. — — — — — Es kommt eine Stunde im Tag, da die Kraft der Könige sich mindert. Es kommt ein Tag im Leben, da der rüstige Schreiter sich müde fühlt. Ich denke meiner Kräfte, der Gebete meiner Jugend; der damals mit Gott sprach, war ich. Ich denke des Königs Saul . . . Auch ich, wie er, fange an, vor meinen Schritten den Schatten wachsen zu sehen. Ich bin es nicht mehr, den der Ewige hört; er spricht nicht mehr durch meinen Mund, er richtet das Wort nicht mehr an mich. Doch trag ich schlecht seit einer Zeit sein Schweigen. Ich will ihn zwingen, daß er redet.

— — — — — Wie ein ausgehungertes Hund an einem faserlosen Knochen nagt, wie eine Mutter in die Arme ihr totes Kind drückt, so drückte ich nachtlang den Namen meines Gottes auf meine Lippen. In meinen gebetgekreuzten Stunden wärmte ich, was mir an Glauben blieb, um zu beten. Und sieh, ich hörte es über mir wie Flügelschlag . . . es war die Stunde, da das Licht der Lampe flackert, da das Öl der Lampe versiegt; die Stunde, da der Mutige erschrickt, da sein kraftvoller Entschluß schwach wird, da der Wein des Schlafes trunken macht die Könige und die Menschen. Meine Seele aber in mir blieb wach; ich hatte Gott erwartet die Nacht lang. — Ich vernahm es über mir wie einen Hauch: der schwerlose Geist Gottes, der zu mir herabstieg. Geist Gottes, welchen Namen geb ich dir? . . . Joab, ich seh oft die Taube um ihr Nest flattern, wenn sie eine Weile zögert: soll ich mich niederlassen? Und wie sie zögert, sich niederzulassen. Über meinem Lager schlug der Geist Gottes mit dem Flügel. Er kam immer näher . . . Goldene Taube, meine Hand wird dich bald greifen, vielleicht . . . Ich streckte den Arm. Erhob mich und verfolgte sie von Saal zu Saal bis hin zur Treppe rechts, die zu den Gärten hinaufsteigt. Die Taube wuchs; sie leuchtete wie ein Blitz, ruhte manchmal — da fühlte ich mit einem Schlag ganz kraftlos meine Knie, und ganz nahe, die Taube zu greifen, faßte Bestürzung meine ganze Seele. Sie ging weiter, sie hüpfte von Stufe zu Stufe; ich wollte sie fassen und wagte nicht . . . Wohin du auch fliegst, Taube, ich warte hier . . . — — — — — Da war eine heimliche, kleine Terrasse, von der

ich glaubte, ich konnte sie noch nicht. Der Vogel Gottes hatte sich plötzlich hoch in die Luft geschwungen; es kam mir plötzlich vor, als nehme er all mein Verlangen mit sich. Es war bald die Stunde, da der Himmel erwacht, da die Mauer blaut. Die Gärten zu meinen Füßen waren tiefe Schattenbecken, in die mein sichtiger Blick durch den Nebel tauchte. Wem gehören diese Gärten, Joab? Ich, ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß hier mein Haus aufhört. Ich beugte mich hinüber, denn ich unterschied nicht deutlich genug, was ich im Grunde eines Gartens Weißes sich bewegen sah. Ich ahnte am stärkeren Dunst einen Brunnen; bei dem Brunnen eine gebeugte Gestalt; war das ein verschleiertes Weib? Ein weißer Flügel am Wasserrand? . . . Ja, das bewegte sich, das sah wie ein Flügel; eine Weile glaubte ich, ich hätte meine Taube wiedergefunden. Die aufgehende Sonne zwang mich, die Lider zu schließen; da ich die Augen wieder öffnete, war ich vom Licht geblendet, aber nichts sonst als ein Weib war da; die nackten Füße standen im Wasser. Zwischen Rosenbüschen durch schritt die Frau bis ans Herz des Brunnens. Und weiter noch schritt sie in mein Herz. Ihr Gesicht, ich konnte es nicht sehen, und ihr Haar deckte schwarz die Schultern; aber durch die Rosenbüsche sah ich ihren Bauch zucken, eine Blume schien sich zu erschließen zwischen ihren Knien, die sie auseinandertat . . . Mein Herz stieg mir in die Kehle und sprang in einem Schrei heraus.

Der Diener, der zum Hetiter geschickt war, kommt zurück.

Der Diener: Herr, Urias läßt dem König, seinem Herrn, vermelden . . .

David: Er kommt nicht?

Der Diener: Er sagt: ich soll in das Haus des Königs treten und Rabba ist noch nicht eingenommen.

David: Es ist gut. Wenn er nicht kommt, so werde ich zu ihm gehen. Geh, Joab. Er soll ein sehr einfaches Mahl bereiten, und ich werde diesen Abend sein Gast sein. Meld es ihm.

ZWEITER AKT

David, Joab.

David sitzt bekümmert, Joab steht vor ihm.

David: Er bewohnt einen kleinen Garten. Der Tisch unter der Weinlaube, auf dem mich das Mahl erwartete, war weiß. — Sieh, sagte er, meine Rebe, und wie sie Schatten gibt. — Und lieblich war der Schatten auf dem Tisch. — Der wenige Wein, den sie mir spendet, ist der hier,

König David; er ist süß; kost ihn. — Und sein Weib, das herbeigekommen war — Bethsabe nennt sie sich — neigte sich und füllte meinen Becher. Die dunkle Flut ihres Haares schien um sie zu zittern. Ich hatte sie nicht wiedererkannt. Sie kam mir, bekleidet, noch viel schöner vor. Ihr ungekanntes Antlitz lächelte . . . Aber der Garten, Joab! der Garten! Wie sag ich es nur? Er glich nicht mehr jenem des Morgens, den Nebel füllten; das war ein heimlicher Ort . . . Ich trank den Becher Weines. Ich habe manchen Wein getrunken, Joab, aber nach diesem da, glaube ich, dürstete mich seit langem; er stieg in mich hinab wie ein tiefes Glück; er erfüllte mein Herz wie die Erhörung der Gebete; ich fühlte meine Kräfte jung werden. Bethsabe lächelte; der Garten füllte sich mit Licht; alles strahlte von Liebe und Glück des Urias. — Du siehst all mein Glück, König David, sagte er; es ist einfach, es hält sich im Schatten eines Gartens. Es schläft in den Mauerlöchern deines Palastes. Gegen Kälte, gegen Wind schützt es dein Haus, unwissentlich sogar . . . Ich, einer deiner Geringsten, großer König David, was bin ich vor dir? — Vor den Philistern schützt mich deine Stärke, sagte ich, — was bin ich vor Gott, Hetiter? Dich aber kenn ich als einen meiner Tapfersten, und von der Höhe meines Hauses herab unterschied ich deinen Garten. Er war bleich und blau von den Nebeln des Morgens; die Sonne hob sich kaum hinein . . . Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, ich hatte so gebetet, daß ich trunken war; und da ich die Treppe hinaufstieg, strauchelte ich bei jedem Schritt; wie im Schläfe noch verfolgte ich einen Traum und träumte von einem wundersamen Vogel, der flog von Saal zu Saal, und ich wurde munter, da ich ihm folgte; aber es führte mich wohl Gott durch ihn bis zu dieser schmalen Terrasse, sieh, die dort oben. Ich sah meine Taube in deinem Garten wieder, Urias. Als die Sonne durch den Nebel drang, ja, der Vogel, den ich verfolgte . . . du lächelst? er war da — komm, zeig sie mir — an einer Quelle; er hatte das Rosengebüsch auseinandergezängt, und da, ruhig, allen Augen ferne glaubte er wohl, da badete er in dem zitternden Wasser . . . Vor Rabba zurückgehalten, konntest du ihn nicht sehen, lieber Urias, aber Bethsabe vielleicht . . .? Und Bethsabe schwieg errötend und beugte sich zum Wasser und ließ, Scham oder Lächeln zu verbergen, ihr Haar vor das Gesicht fallen. Schon neigte sich der Tag; der ganze Garten zog sich mit Schatten voll . . . — Urias, sagte ich, weshalb bist du nicht in den Palast

gekommen? Ist es, weil Nathan . . . — Ich habe Nathan noch nicht gesehen, Herr; nicht seit meiner Rückkehr von der Belagerung von Rabba. König David, König David, das stolze Rabba ist noch nicht genommen! . . . Ich soll im Palaste des Königs ruhen, und dein Volk wartet in Ungeduld! Nein, solange die Krieger, o König, diese Mauern nicht gestürmt haben, ist mein Platz im Felde, bei ihnen; diesen Abend noch kehre ich zurück. — Bleib mit uns noch eine Weile, Urias; wie lange brauchst du nach Rabba? Ein paar Stunden . . . Schon hebt sich die Nacht. Und dann sprachen wir nichts mehr. Der Himmel war so klar, daß man die Quelle hörte und daß das Dunkel um Urias einer tiefen Stille seines Glückes glich. — — — — —

Aber das Verlangen, Joab! Das Verlangen tritt in die Seele ein wie ein Fremder, den hungert.

Joab: Und was, König David, hält dich zurück! Nimm dir dieses Weib.

David: Ja. — — — — —

Das tat ich alsbald, Joab. Er hat einen kleinen Garten. Die geringste meiner Terrassen ist größer! Ich habe die Hände schon voll Gut und Glück, daß ich nicht mehr ein Korn darin halten kann; aber dieses kleine Glück da, dafür laß ich alles andere zur Erde fallen . . . Es ist aus so wenig gemacht, dieses Glück! Als ob es genügt, daß ich meine Hand ausstrecke, es haben wollte, um es zu nehmen, daß ich meine Hand darauf lege, um es zu haben.

Joab: Und Bethsabe, Herr —

David: Ja, Bethsabe. Ja, ich glaubte sie schöner. Sie ist schöner so in ihrem Garten, da sie in der Quelle badete. Bethsabe! Bethsabe . . . Bist du das Weib, bist du die Quelle? Meines Verlangens schwankendes Bild. Joab, da ich sie endlich in meinen Armen hielt, willst du es glauben, kam mir beinahe ein Zweifel, ob sie es war, die ich verlangte, ob's nicht etwa der Garten war . . . Und dieser Wein! Der Wein, den ich trank, der Wein ihrer kleinen Rebe! Trank ich mit einem Zug den ganzen Inhalt? Ich habe Angst davor. Es ist der Wein, nach dem ich dürste, sag ich dir. Als ob er rührte, Tropfen um Tropfen mir einen dürrn Winkel meines Herzens feuchtete. Du denkst noch: dies Wasser von Bethlehem, das Urias mir an einem Fiebertage holen ging; er allein konnte meinen Lippen ihre Frische geben: mich dürrtet nach diesem Glücke des Urias, und sei es auch gemacht aus allerwenigstem . . . Genug, Joab! Du siehst, es ist unmöglich. Weshalb besitze ich nicht mehr. Bring mir

dies Weib zurück in den kleinen Garten des Hetiters. Alles ginge gut, verlangte mich bloß nach ihr; so aber . . . Dann weiß ich auch, daß er zurückkommt diesen Abend. Er soll sein ruhiges Glück wieder finden, wie er es verlassen hat; zumindest glaubt er so. Denn des Schiffes Spur auf der Welle, des Mannes Spur auf dem Leibe des tiefen Weibes, Gott selber, Joab, erkannte sie nicht. Doch sieh immer zu, daß Nathan der Prophet davon nichts weiß . . .

DRITTER AKT

Der gleiche Saal. Der König David ist allein, in der Nacht.

David: Bist du es, Joab? Nein. Noch nicht. Soll ich allein bleiben bis zum Morgen? Und diese Nacht, endet denn diese Nacht nicht? Ich betete zu Gott; und dann, hoffte ich, würde ich gleich einschlafen. Aber gibt es denn hinfert einen Schlaf für David? Ich wollte zu Gott beten, und ich begann zu sinnern . . . Schön ist die Tat den leiblichen Augen am hellen Tage, unheilvoll dem, der sie des Nachts mit dem Auge des Geistes widersieht! Wer auf dem Gipfel der vollbrachten Tat nicht alsbald einschlummert, aber sie im Dunkel sich immer wieder erinnert, der gleicht einem Blinden, der, um es wiederzuerkennen, mit seinen Händen das Antlitz eines Toten, den er liebte, liebkost. Fänd ich wo Rast! Joab! Gott schütz uns vor Nächten, in denen nicht Schlaf noch Liebe wohnt. — — — — —

Alles schickte sich an, mich schlafen zu lassen; alles war still, und alles schlief schon, in meinem Herzen, im Himmel und auf Erden, und ich wollte einschlafen . . . Da kam der Hetiter. Plötzlich kam er aus der Nacht heraus; und ich erkannte ihn kaum; nur die Lampe an meinem Lager leuchtete auf ihn. Wie kam er herein? Die Tore sind doch geschlossen. Er stand vor mir ohne ein Wort und ohne seinen Mantel abzuwerfen. — Urias, sagte ich, bist du es? Antworte; weshalb kommst du? Was willst du tun? Hast du über Rabba gesiegt? Wohl nicht, ich wüßte es sonst schon . . . Leg deinen Mantel ab. Ich kann deine Augen nicht sehen. Sprich zu mir. So sprich doch! Weshalb bist du so unbeweglich? Wer ließ dich kommen? Was willst du von mir? Deine Bethsabe erwartet dich. Dein Platz ist in ihrem Bett, neben ihr, in deinem Garten. Geh doch. Geh heim. Ich will schlafen . . . Weshalb geht er nicht fort, Joab? . . . Weshalb bleibt er ohne ein Wort? Was will er von mir? — Geschenke? — Er hat sie immer zurückgewiesen. — Und er wollte nicht einmal den süßen Wein be-

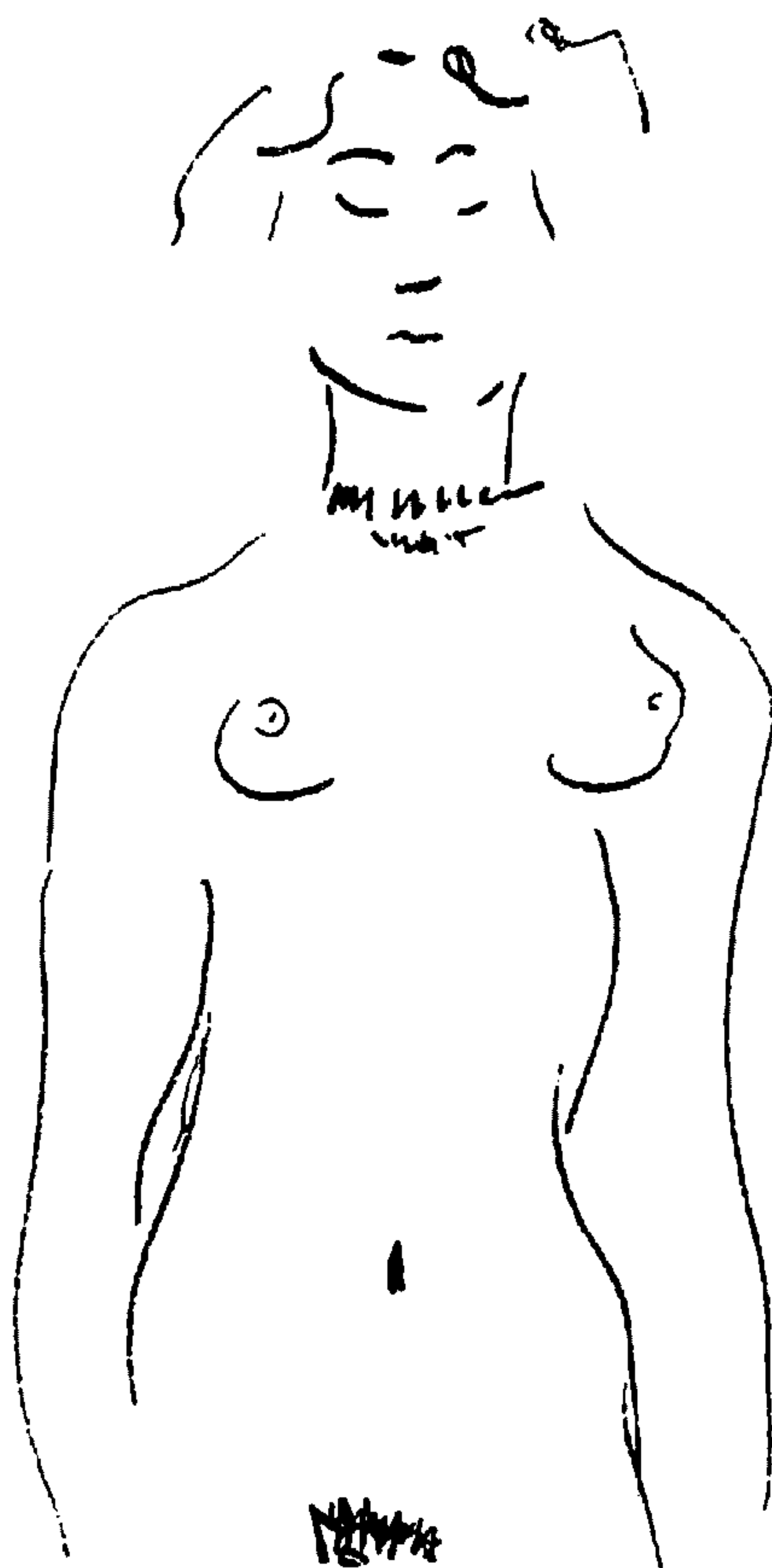
rühren, den ich ihm reichte, als ich ihn so bleiben sah. Und seine Anwesenheit, in der Nacht, weilte und weilte; es schien mir zuweilen, daß die Lampe an meinem Lager verlöschen wolle oder daß der Hetiter im Schatten verfließe. — — — — —
 War er wirklich fort, als der Prophet Nathan kam? . . . Ach! Ich schlief nicht diese Nacht. Ich habe es dir ja gesagt! Nathan war fürchterlich . . . Jetzt aber, Joab, frage ich Gott: was soll der Mensch tun, wenn hinter jeder seiner Begierden Gott sich verbirgt? — — — — —
 Als ob er jedes seiner Worte aus mir herausrisse in der Nacht, so begann Nathan zu sprechen. Was hat er gesagt? Ach! ich möchte seine Worte auslöschen aus mir . . . Er sprach von einem Armen, der nichts besaß als ein Lamm. Ein Lamm, sag ich dir, das er gekauft und aufgezogen, das er heranwachsen gesehen, das auf seiner Brust schlief, das er liebte. — Genug, Nathan! Ich weiß. Bethsabe heißt es! Schweig! — Er aber, als ob er mich nicht hörte, sprach weiter: Neben dem armen Mann wohnte ein sehr reicher Mann, der besaß Reichtümer in solcher Zahl und Vieh so viel, daß er es nicht zählen konnte. Ein schweifender Wanderer kam zu dem Reichen . . . — Genug, Nathan, genug! Ich erkenne ihn in meinem Verlangen . . . — Er hatte Hunger. — Ich wußte nicht, wie seinen Hunger stillen. — Der Reiche aber, der Güter in solcher Zahl sein nannte . . . — Nichts von all meinem Besitz gefiel mir mehr. — tat, als schlösse. er über seinem Reichtum die Augen, und ging an die Habe des Armen. — Das wollte er, der Wanderer. Nichts anderes, sag ich dir, hätt' ihn befriedigen können. Umsonst wollte ich ihn schweigen machen; er sprach so laut wie ein König im Hause. — Das Lamm, das der Arme hatte für sein einziges Gut, der Reiche hat es genommen. — Auch das ist es nicht, was das schweifende Verlangen begehrte . . . Und sieh! Seine Bethsabe, ich hab' sie ihm zurückgegeben. Ich verlangte ihrer nur mit dem Schatten ihres Gartens. Wonach ich Verlangen trug, war der Frieden des Urias zwischen seinen so einfachen Dingen, und die er ließ, um mir zu dienen . . . Ich will, ich will bereuen, aber was hab' ich getan? In der Zeit meines Verlangens war Bethsabe vor meinen Augen, und ich sah nichts als sie, jetzt aber . . . Bist du es, Joab?

(Eintritt Joab. Er steht ganz aufrecht an der Tür im Dunkeln; spricht nicht.)

Ja, du bist es. Endlich. Ich erwartete dich wie das Morgengrauen. Du kehrst von Rabba? Ist

der Hetiter mit dir zurückgekommen? Die Stadt ist genommen? Nein. Du hättest es mir gesagt ohne Frage. Was tatest ihr da unten? Hast du alle meine Befehle ausgeführt? Ich erinnere mich ihrer nicht mehr genau. Hab' ich dir nicht gesagt . . . Urias war unter den Tapfersten, in der vordersten Reihe, nicht wahr? . . . Du sprichst nicht . . . Hießest du ihn bis ganz an die Mauer gehen? Zu nah . . . dann . . . liebet ihr ihn, als ihr flohet . . . Schweig, Joab! Das darf selbst Gott nicht vernehmen, und ich darf es nicht wissen, aus Angst, es nicht mehr vergessen zu können . . . Nein! Nein! Sag mir, daß er in seinem Garten schläft, unter seiner Weinlaube! (Das Morgengrauen dringt leise ins Gemach und beleuchtet schwach Joab; man unterscheidet hinter ihm ein verschleiertes Weib in Trauerkleidern.)
 Was ist's, das du hinter dir herschleppst, im Dunkel und ganz in Trauer? . . . Bethsabe! . . . Geh! Bring sie weg! Ich sagte dir, daß ich sie nicht mehr sehen will . . . Ich hasse sie!

(Deutsch von Franz Blei)



Henri Matisse: Zeichnung

DICHTUNGEN VOM SCHLACHTFELD

Der Nachdruck, die Aufnahme in sogenannte „lyrische Kriegsflugblätter“ oder ähnliche Kuplet-sammlungen, ist unter allen Umständen verboten!

Reif

Hinderst wie Tale langsam dich bergab und wirst
noch langsamer

Als sie, wo sich das Müdewerden ihrer Füße hin-
ebbt zu Betten.

Du stehst. Du beugst dich nieder. Gräbst. Das
wunderliche Spiel mit den Skeletten,

Die nassen Fahnen einer Nacht und alle Fröste
frieren dich noch einsamer.

Grab neben Grab. Du kannst nicht müde werden.
Aus nie gewußten

Muttermunden, zahllos, ein Erbfeind denen, die
sich jäh verschließen,

Quillt Leben. — Leben. — Der Reichtum deiner
Tode schmilzt mit schnelleren Verließen: —

Nun bist du arm. Nun wachsen jene, die noch
lauern mußten.

Sie stehn und warten. Und du betest das letzte,
von dem du weißt,

Das größte Gebet an die Angst: alleiner zu wer-
den,

Noch einen Tod zu finden, einen Mord, ein Er-
würgen für sie — In ihren Gebärden

Zittert ein Wenden auf . . . : Du verstummst vor
dem, was du aus ihren Rücken reißt.

Langsamer als Tale hinderst du dich bergab,
Langsamer da, wo sich das Müderwerden ihrer
Füße hinebbt zu Betten.

Jene ruhen — Ruhen — Jene — Oh, wunderliches
Spiel mit den Skeletten!

Den . . . — Bellend stürzt meine Stunde in das
letzte Grab.

Ludwig Bäumer

Meinem Freund M. G.

In unser langsam fließendes Gehirn
schieben sich trauriggraue Wolkenfetzen —
wie spitze Nadeln, die uns sehr verletzen.

Und haben Klingelschellen an der Stirn.

Mitten in krachend schwarzes Erz gegossen
stehn Tage — Tage, die in Licht zerflossen:
geliebter Wind und heiße Sommererde

und an den Enden der Alleen zwei Pferde,

Blühen in Gärten mit sehr bunten Zäunen,

Sonne auf Schnee, der Mägde Ruch in Scheunen
und eines Ackerers beladene Gebärde,

die nie ein Ende fand — schwer roch der Grund.

Und alles dies ward zweckstark und bedacht:
Wälder sind Deckung. Und das Laub der Bäume
täuschendes Bild. Geliebte Wiesenräume
grabendurchzuckt. Die klanggefüllte Nacht
neugierig lichtdurchfurcht. Höllischer Mund
fetzt Berge auf. Und Nebel deckt so gut.
(— wie wir ihn haßten —). Die ersehnte Pracht
der schlanken Türme dient, ins Land zu spähn,
und dieses Land hat keine Farben mehr.

Wie sind wir arm geworden an Gesichtern,
wie listbeherrscht wir Tod und Brand verrichten,
wie sind die Dinge glanzlos anzusehn.
Nur manchmal, wenn sich hoch Sehnsüchte richten,
bleiben die Sinne, wie in Eisen, stehn,
um lächelnd einem Freund ein Lied zu dichten.

Kurd Adler

N a c h t s

Zwischen den Schornsteinen eines zerschossenen
Hauses

sitzt der Mond und glotzt ins brennende Dorf
und heult.

Wie Schleier kriechen seine Tränen über die
Dächer.

Manchmal klafft ein Gewehr,
und eine Kugel frißt sich durch Holz oder
Scherben —

Manchmal gröhlt ein Geschütz,
und dann flattern singende Fetzen umher
wie Fledermäuse,
irgendwo stürmt ein Schrei durch die Gassen.
Am Christuskreuz blinkt hell ein Schädel.

Edlef Köppen

N a c h t s

Jahrhunderte rollen herab von den Terrassen
der Zeit,

Sternbilder türmen sich und vergehen.

Geneigte Häupter erheben sich von der Schrift —
Weise und Toren sterben gleichermaßen.

Schwärme von schwarzen Vögeln umschauern
mich.

Berge tun sich auf, um sich wieder zu schließen.
Jrrwege führen zurück zum Anfang:
Die Spirale versinkt in sich selbst.

Wie lange noch? Wohin . . . Dort weht die Luft.
Dort ist das Meer. Licht flutet empor!
Die Wellen branden. Eine weiße Insel taucht
auf —

Gottes herrliches Geschenk, das Weib.

Wilhelm Klemm

ALLER TAGE ABEND

Mit meinem Herzblut schreib ich dies:
Verloren ist das Paradies!

Verloren ist es kreuz und quer.
Vergeblichkeit! Du quälst mich sehr.

Vergebens lieb ich wie ein Tier,
nehm keine Träne Dank dafür.

Verstoße dich und ahn erst recht,
wie ich dich, Liebste, fühlen möcht . . .

Schrei! Rase! Morde dich dahin —
kommst keinem Bruder in den Sinn.

Sich nur trägt jeder in die Zeit.
Das andre ist Vergeblichkeit.

Zwar ist nicht alles so verneint:
Die Wolke weint, die Sonne scheint,

Der Herbst verweht im kühlen Heu,
doch Zeugen, Zeugen kommen neu

und rotten sich vor Gottes Tor:
„Komm, Vater unser, komm hervor,

wir zeugen dir in Ewigkeit
Vergeblichkeit!!! Vergeblichkeit“ . . .

Rudolf Fuchs

DER FRÜHLINGSWANDERER

Im Frühlinge erkor auf seinem Gang
die Bäume und die Lerchen er zum Freund,
ließ seinen Mund aufblühn, gab seinen Blicken
Glanz.

Als Heide unter Heiden, sonngebräunt,
Regengepeitscht, war er den Dingen freund,
und schlief sanft ein beim Sternenlautenklang.

Der Milch der mädchenhaften Birken trank er
viel,

im Erlenwald bei Goldlibellen war er Hochzeits-
gast,

hob eine Häherfeder auf, verloren in der Liebe
süßem Spiel,

hauchte sie an und hielt sie sanft umfaßt,
hat sie mit hundert süßen Wörtchen eingefast,
Gleichwie ein Herz mit zartem Oeigenspiel,

als Gast dann ging er in die Wälder ein,
ihr Schatten lag um ihn als neues Hochzeitskleid,
und seine Bitte mischend mit des Kuckucks Schrein
Sehnte und sehnt er sich — der Abend brach
herein —:

Die Götter böten ihm zu schaun Gelegenheit
den Elfentanz im Farrensilberschein.

Fráňa Šrámek

(Aus dem Tschechischen übersetzt von Otto Pick)

AUF DER BRÜCKE

Von der Brücke sah ich nieder
Auf das Wasser, wie es floß,
Immer, immer kam es wieder —
Von der Brücke sah ich nieder
Auf das Wasser, wie es floß.

Langsam aus dem Brückenbogen
Schob sich unter mir ein Boot,
Leise schwankend auf den Wogen,
Langsam aus dem Brückenbogen
Schob sich unter mir ein Boot.

Trieb gedämpften Ruderschlages,
Trieb hinein ins offene Licht,
Löste sich im Licht des Tages —
Trieb gedämpften Ruderschlages,
Trieb hinein ins offne Licht.

Uriel Birnbaum

ZUSTAND

In surrendem Tanz durchheile ich die Karrara-
brüche meiner Phantasie,

Mein Gewand ist ein flammender Busch.

Dann komme ich mir wieder vor

Wie die Puppe, die in die Glaskugel geschmolzen
ist

Und die so seidig glänzt.

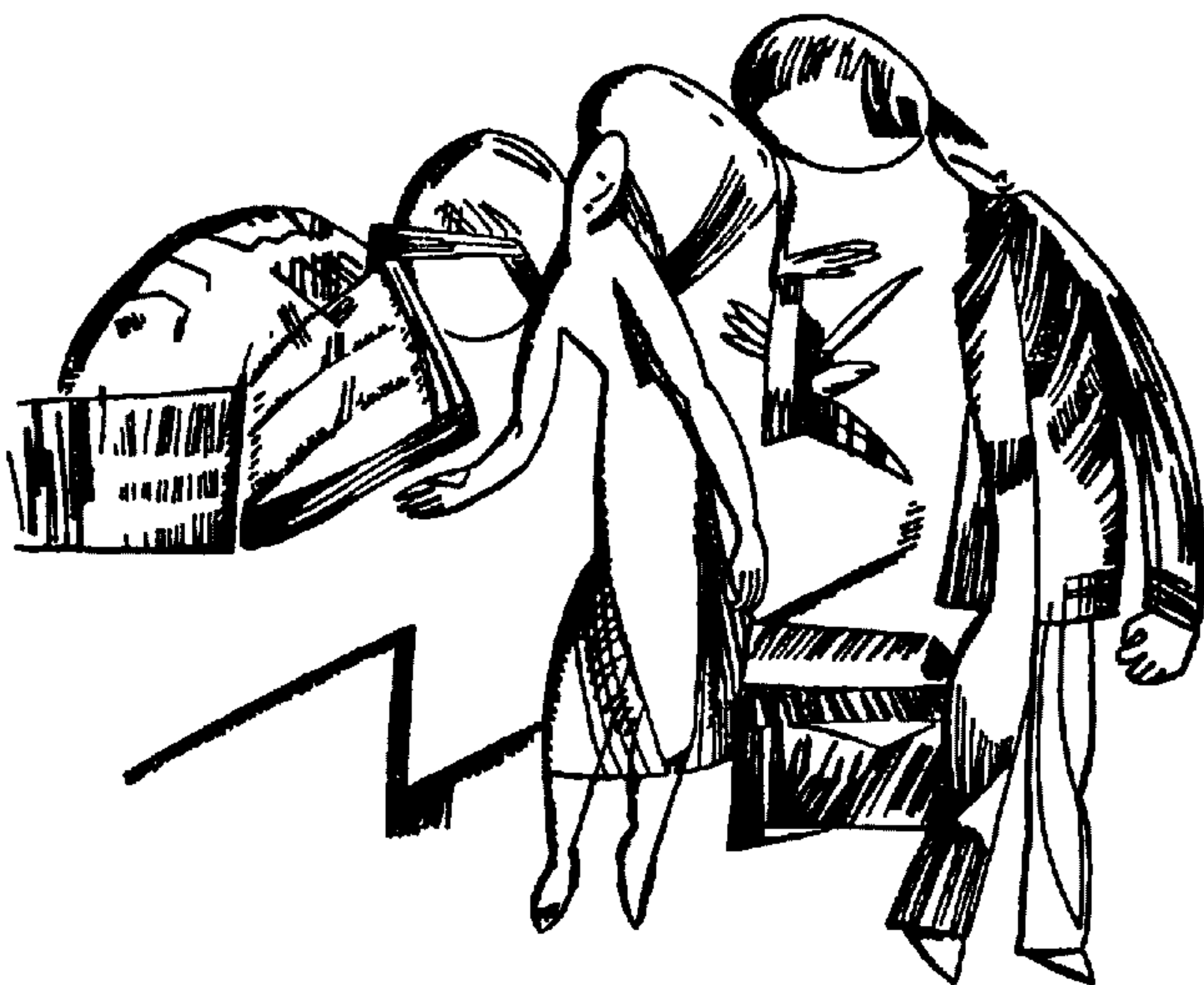
Durch das Filter der Luft rieselt die Stille

Nieder zur braunen Erde und glitzert dort.

Auf dem See umklammern schwarze Wasserarme
Schlankes Eis.

Während sich langsam die Zebraraupe einer Per-
gola windet.

Erna Kröner



Gertrud Schürmer: Korbträger

ODE VOM SELIGEN MORGEN

Für Emmy Hennings

Süßeste aller Ausschweifungen:

schon morgens im Oafé zu sitzen,
wintermorgens.Die Zigarette: blonder Honig, Opium wölbt mich
ein. (Heimlich-gothische Kapelle, Sicherheit.)

Es riecht nach Wärme.

Aus den Revuen knistern blaue Lust-Zungen.

Links in mir sammelt sich eine entzückende Angst.

Liebe Gifte heizen, hetzen.

O ihr guten Drogen: ich bete euch sehr an.

Lesen; blättern; man entknöspelt Zeitschriften wie
Mädchen: fiebernd-sachlich, wehevoll-zynisch.

Die Eine die mit mir, mit dir ich alles waren!

Mir Vergangnes, unter Hochdruck, explodiert.

Das habe ich publiziert: diese lackierten Teufel-
leien, geschminkten Qualen, ihr kleinen lila Neu-
rosen.Aber ein bißchen verachte ich euch, ihr meine
reizenden Gespenster.

Ich bin eine solide Bestie. Schwer zu töten.

Nur Kaffee und Zigaretten muß man uns natür-
lich garantieren. Dazu einige erdige Parfums.

Schon vormittags im Café (wie einst —).

So inniglich verbummelt.

Und der Tag ist kompromittiert, der Tag ist süß.

Ermutigt (ach!) singe ich dieser zuckenden Mi-
nuten Melodie;

sing ich euch, ihr gebenedeiten Cafés;

sing ich die tiefgeliebte *décadence*.Die lieben wir, die streicheln wir mit gewürz-
ten Caressen.

(Ihr sprecht sie mit falschem Nasal-Laut aus.)

Wir pfeifen auf was ihr stolz seid,

euren Auszeichnungen weicht ein Achselzucken
aus,

und was ihr höhnt ist unser maßloser Stolz.

Weltenwild ist unser großes Glück und sehr privat.

Wir sind völlig verdorben und endlos selig;

wir sind feine Tiere;

die Mädchen nahe uns werden böse und herrlich,
werden sensitiv, instruiert und instruktiv.

Diese Souveränität ist unangreifbar.

Alles können wir entbehren, natürlich außer dem
Kaffee (bezaubernder Oliven-Tinte, die Innen-
ränder beschreibend) und dem Café.Sehr spöttische Herren sind wir weh schwanken-
der Provinzen —

Selig in uns —

O: die geschmeckte Allmacht dieser Stunde!

Ferdinand Hardekopf

Gertrud Schirmer: Café

MORGEN-ARBEIT

„Es ist die ewig selbe Qual!“ —
Und wär sie das noch tausendmal!

„Viel schonungsloser sei der Geist vernichtet!“...
Ich wacht' in pudrigem Artistenzimmer auf — —
Und nahm, der Geistestötung neuster Technik
schon verpflichtet,
den Stacheltrieb zur Form erneut in Kauf.

... Bemerkenswerter Schlaf, in dem Films er-
glommen, ein mattgetönter Zug freundlicher Er-
scheinungen.

Niederländische Kinder auf der Landstraße, in
Holzschuhen,
Windmühlen ferne,
diskret angeboten,
alles in zwei Dimensionen.

(Nur flächig sei hinfort geträumt,
die Leinwand mildem Spuk gesäumt,
des Raumes Alp hinweggeräumt!)

Dann kam der kinematographische Traum in einen
Park. Auf zarten Wegen lustwandelten manche
Cocotten. Leise bedeutete mir ein Mittelaltiger:
die schlankeren Frauen seien am höchsten notiert;
er selbst habe es nie begriffen; und er sage es
nur für den Fall eintretender Rechtstreitigkeiten.
Ich dankte höflich, bereits unterrichtet. Mittels
einer Geste fügte jener Herr bei: „Übrigens bin
ich ohne Frauen ausgekommen.“ Ich lächelte bei-
pflichtend. Gleich darauf wischte ich eine Dame
weg, die etwas zu bläulich ausgehöhlt war, und
die ich aus früheren, noch stereometrischen Träu-
men wiedererkannte.

— — — Berlin W. 50. Die Morgenfrische. Schmel-
zender Schnee, halb-hübsches Getrief.

Schnell diese Nacht heimtragen, auf das Hoch-
plateau des Schreibtisches.

Schon auf der Plattform der Trambahn beginnt die
Arbeit.

Man ist leicht geätzt, eindrucksbereit.

Junge Mädchen, in der Spannung dieses Vor-
mittags, besteigen den Wagen.

Ein einzig Wort pack' eines Fräuleins Sein!
Ich schon' mich nicht, ich setze Scharfsinn ein;
erschlürfs, ersaug's, ein Vampyr von Methode.
Das Weib ist neu mit jeder neuen Mode.

Wichtig ist der Augenblick, während dessen, von
der Eisenstufe empor, das Mädchen, neunzehn —
viel ernsthaftes Gesicht —, sich zur Plattform
aufhebt.

Der Ritus der zurückgekämmten Haare erhellt
den Kurfürstendamm mit den über-reinen Stirnen

perfekt losgesprochener Sünderinnen, mit luxu-
riösen Triumphen über weggebeizte Heimlich-
keiten, und einer Duft-Cascade sensationell wieder-
hergestellter Unschuld.

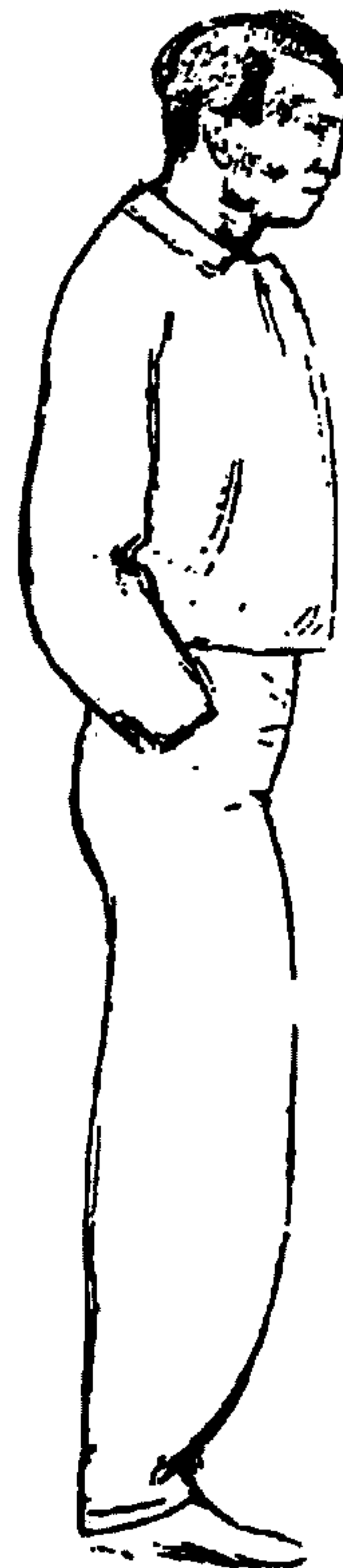
Der Nord-Geist schlich in einen Süden:
„Verkauft mir, Dame, Pflichtvergessen!“
Er ward nicht müd, sie zu entmüden,
von ihrem Schlaf noch pflichtbesessen.

Man wird fixieren alle diese Experimente, ver-
fehlt vor der Unternehmung; die Kurve dieses
verderblichen Wechselfiebers von Geist und von
Sinnen. Man wird diese tragische Maskerade
bannen, auf daß sie vorbildlich werde und er-
haben-programmatisch.

Rebellion stürzt in „Ungesetzliches“. Aber der
Ausschweifung entsteigt, höhnisch-grau im Zahn-
pasta-Rosa der Morgendämmerung, pedantisch
und unanfechtbar, ein Rückruf in die Pflicht...
zur Formung eben dieses Fluchtversuchs.

Man hat gebummelt. Man wird darüber schreiben.
In Kaethes, der Artistin, pudriger Räuberhöhle
lauerte eine Sentenz über den Fleiß. —

Ferdinand Hardekopf



Pablo Picasso: Mann

MEINE HAUSORDNUNG

Von Anton Tschechow

Eine der letzten Nummern der Petersburger Zeitung „Birschewija Wedomosti“ enthält diese unbekannte Arbeit aus der Jugendzeit Tschechows.

Morgens, nachdem ich erwacht bin, vor dem Spiegel stehe und meine Krawatte binde, kommen meine Frau, Schwiegermutter und meine Schwägerin leise und wohlerzogen in mein Zimmer herein. Sie stellen sich in einer Reihe auf, und höflich lächelnd wünschen sie mir guten Morgen. Ich nicke mit dem Kopf und halte ihnen eine Rede, in der ich ihnen erkläre, daß ich das Haupt des Hauses sei.

Ich füttere euch, Kanaillen, belehre ich sie, bringe euch, Klumpen, Vernunft bei, darum seid ihr verpflichtet, mich zu ehren, zu achten, Angst vor mir zu haben, meine Werke zu bewundern und nicht auf einen Millimeter die Grenzen des Gehorsams zu übertreten, andernfalls . . . o hundert Teufel und eine Hexe, ihr kennt mich ja! Ich werde euch zeigen! usw.

Nachdem sie meine Ansprache angehört haben, entfernen meine Hausgenossen sich und nehmen ihre Arbeit auf. Die Schwiegermutter und meine Frau laufen mit den Manuskripten in die Redaktionen: die Frau in den „Wecker“, die Schwiegermutter in die „Neues vom Tage“ zu Lipskerow. Die Schwägerin beginnt meine Werke abzuschreiben, Feuilletons, Erzählungen usw. Nach Honoraren schicke ich die Schwiegermutter. Wenn der Verleger schwer zahlt und auf morgen vertröstet, dann füttere ich meine Schwiegermutter drei Tage mit rohem Fleisch, reizte sie bis zur Wut und impfe ihr einen unauslöschlichen Haß gegen die Verleger ein. Rot, wütend, kochend begibt sie sich hin — und es ist noch nicht vorgekommen, daß sie mit leeren Händen zurückkehrte. Ihr liegt auch ob, meine Person vor den lästigen Gläubigern zu schützen. Falls ihrer viele sind und sie meinen Schlaf stören, impfe ich meiner Schwiegermutter Tollwut ein nach Pasteurscher Vorschrift und lasse sie an der Türe stehen: da kommt keiner durch!

Mittags, wenn ich mich an Gans mit Sauerkohl labe, sitzt die Frau am Klavier und spielt mir aus Bocaccio, „Helena“ oder die „Glocken von Corneville“ vor, während die Schwiegermutter und die Schwägerin um den Tisch herumtanzen. Der, die sich besondere Mühe gibt, mir zu gefallen, verspreche ich, ein Exemplar meines Werkes mit einem Autorfaksimile zu schenken, aber das Versprechen erfülle ich nicht, da die Glückliche an diesem Tage durch irgendein Vergehen

meinen Zorn erregt und dadurch das Anrecht auf Belohnung verwirkt. Nach dem Mittagessen, wenn ich auf dem Diwan liege und um mich den Zigarrenduft verbreite, liest die Schwägerin meine Werke vor, während Schwiegermutter und Frau zuhören.

Ach, wie schön! müssen sie ausrufen. Wundervoll! Welche Tiefe des Gedankens! Welches Meer von Gefühlen! Herrlich!

Wenn ich im Halbschlaf liege, setzen sie sich beiseite und flüstern, aber so, daß ich es hören kann:

Das ist ein Talent! Nein, das ist ein ungewöhnliches Talent! Was die Menschheit dadurch verliert, daß sie sich nicht die Mühe gibt, ihn zu begreifen! Wie sind wir Unwürdige glücklich, mit einem solchen Genie unter einem Dache zu leben!

Wenn ich einschlafe, bleibt eine bei mir sitzen, um mit dem Fächer die Fliegen fernzuhalten.

Erwacht, brülle ich: Klumpen, Tee!

Aber der Tee ist schon fertig. Man reicht ihn mir mit dem Gruß: Trinke, Väterchen und Wohltäter! Hier sind Früchte, hier ein frisches Hörnchen. Nach dem Tee kommt gewöhnlich die Vergeltung für Verstöße gegen die Hausordnung. Falls keine Verbrechen vorliegen, so wird die Strafe auf die Zukunft verrechnet. Die Strafe entspricht dem Grad des Verbrechens.

Wenn ich mit der Abschrift unzufrieden bin, mit dem Tanz, den Früchten, dann muß die Schuldige mehrere Seiten aus meinen Manuskripten auswendig lernen, auf einem Bein durch die Wohnung hüpfen oder mit einer Honorarforderung in eine Redaktion gehen, mit der ich nichts zu tun habe. Im Falle des Ungehorsams oder der Bezeugung von Mißmut greife ich zu strengeren Maßnahmen: schließe die Verbrecherin in die Kammer ein, lasse sie Salmiak riechen. Wird aber die Schwiegermutter rebellisch, so lasse ich den Schutzmann holen.

Nachts, wenn ich schlafe, wachen meine Hausgenossen, gehen im Hause herum, um meine Werke vor Dieben zu behüten.

(Aus dem Russischen übersetzt von Alexandra Ramm)

GROTESKEN

Von Hans Reimann (Leipzig)

DIE BELEIDIGUNG

Ich trete in ein Schokoladengeschäft und kaufe etwas. Während das Fräulein mir das Gekaufte einwickelt, sehe ich ein Schild: „Biskuits“. Biskuits mit ck.

Ich sage dem Fräulein: „Biskuits wird mit k ge-

schrieben, nicht mit ck.“ Da sagt das Fräulein, es sei nicht ihre Schuld, und lacht. Da kommt hinter einem Vorhang ein Mann hervor und fragt, was los sei. Das Fräulein sagt: „Der Herr sagt, Biskuits würde mit k geschrieben.“ Der Mann sagt, das sei seine Sache, und ich solle mich trolen. Ich sage: „Sie sind aber ein höflicher Schokoladenmann.“ Da sagt er, ich soll mich um sonstwas kümmern, dies sei sein Geschäft, und Biskuits seien Biskuits auch mit ck. Das sei ja lachhaft. Ich sage ihm, er sei ein Rindvieh. Da läßt er spornstreichs einen Schutzmann holen und mich zur Wache bringen. Auf der Wache sage ich, ich ließe mich davon nicht abbringen, der Schokoladenmann sei ein Rindvieh; das sei meine heilige Überzeugung. Ein Wachmann sagt, ich solle mich ruhig verhalten. Ich sage: „Warum denn?“ Da sagt der Wachmann, zu fragen hätte ich nichts. Ich sage: „Sie sind auch ein Rindvieh.“ Der Wachmann sagt, das werde mich was kosten, ich solle mal aufpassen. Er geht und holt andere Wachmänner und erzählt ihnen den Vorfall. Die Wachmänner machen fürchterliche Augen. Ich sage, sie möchten mich bitte in Ruhe lassen. Einer sagt: „Wer stört denn die Ruhe, wir oder Sie?“ Die andern sagen, sie machten die Zeugen, ich hätte ihren Kollegen beschimpft. „Was?“ sage ich, „beschimpft? Ihr seid Rindviechter.“ Da packen sie mich und zerren mich vor Gericht. Schokoladenmann ist auch dabei. Er muß zuerst sprechen. Dann werden die Wachleute verhört. Der Richter fragt mich, ob dem an dem sei. Ich sage ja. „Aber,“ fahre ich fort, „wenn ich den Ausdruck Rindvieh gebraucht habe, so stellt er meines Erachtens keine Beleidigung dar, sondern lediglich eine Kritik. Es ist meine Meinung, meine Überzeugung, daß die von mir mit Rindvieh titulierten Leute Rindviechter sind. Wer will mir diese Überzeugung rauben? Übrigens glauben diese Rindviechter das gleiche von mir, sie halten mich für ein Rindvieh. Ich verwehre ihnen das nicht. Sicherlich bin auch ich ein Rindvieh. Das geht keinem was an. Ich habe laut gesagt, daß ich den Schokoladenmann und die Schutzmänner für Rindviechter halte, und dabei bleibe ich. Ich betone, daß ich keine beleidigende Absicht gehabt habe, sondern lediglich meinem Mitteilungsbedürfnis nachgegeben habe.“

Der Staatsanwalt sagt: „Das ist ja Unfug!“ Ich sage: „Sie sind ein Rindvieh — aber merken Sie wohl auf: damit beleidige ich Sie natürlich nicht. Es ist meine unerschütterliche Überzeugung, daß auch Sie ein Rindvieh sind. Die Mei-

nung ist subjektiv, ich gebe das zu, aber sie ist begründet. Ich kann sie nicht verheimlichen. Ich teile Ihnen klipp und klar mit: Sie sind ein Rindvieh! — Wenn auch nur in meinen Augen! Das kann Ihnen in Ihrer Ehre und in Ihrer Würde nichts anhaben. Es gereicht Ihnen höchstens, hoffe ich, dazu, Ihnen das Verständnis für meine Denkweise zu erschließen.“

Der Oberstaatsanwalt sagt: „So etwas von Unverfrorenheit hab' ich all mein Lebtag noch nicht gesehen.“

Ich sage: „Sie sind ein Rindvieh. Hören Sie: ein Rindvieh. Wohlgemerkt: wenn ich Sie ein Rindvieh heiße, und das muß ich, so ist das Wort Rindvieh kein Vorwurf, keine Beschimpfung, sondern ausschließlich eine Feststellung. Ich weiß nicht, warum Sie mich unverfroren heißen. Ich muß annehmen, Sie seien ein Rindvieh. Denn nur ein Rindvieh kann sich so dumm zeigen. Wenn ich zu Ihnen sage: Sie sind ein Hirsch, oder Sie sind ein Bär, so sind Sie doch auch nicht beleidigt. Warum aber sind Sie beleidigt bei dem Ausdruck Rindvieh? Glauben Sie mir, ich halte Sie für eins. Und warum soll ich das verheimlichen?“

Die Richter springen auf und drohen, wenn ich in dem Tone weiter rede, käme ich lebendig aus diesem Gebäude nicht heraus.

Ich sage: „Ihr seid die größten Rindviechter, die ich mir denken kann. Aber versteht mich recht: der Ausdruck Rindviechter zählt beileibe nicht zu den beleidigenden Ausdrücken — wenigstens nicht für mich . . .“

DER TRIUMPHATOR

*Das Bild hat gezeichnet:
Paul Lasker-Schüler*



„Die Else-Lasker-Schüler war ja ein schwerer Verlust für den Sturm, aber meine Sekretärin hab ich auf ihre Versart gebracht.“

Zwei Gerichtsdienner packen mich, und während ich ihnen sachlich klarlege, daß sie Rindviechter seien, führen sie mich ab.

Am nächsten Morgen werde ich hingerichtet.

Ehe das Beil herniedersauste, sagte ich zum Scharfrichter: „Sie sind auch ein Rindvieh. Ich will Sie damit nicht beleidigen, aber ich könnte nicht sterben, ohne Ihnen das mitgeteilt zu hab . . .“

Hierbei mußte ich's bewenden lassen.

ERZIEHUNG

Am 3. Juni, einem verregneten Tage, gab es bei Neumerkels Schweinebraten und Kartoffelsalat.

Frau Neumerkel sagte zu ihrem Jungen: „Aufessen, Kurti, damit schönes Wetter wird!“

Kurti zählt sieben Jahre und ißt Kartoffelsalat für sein Leben gern. Aber heute will sein Teller nicht leer werden. (Er hat vor dem Mittagessen von Neumanns Alfred Makronen gekriegt. Die haben auch gut geschmeckt!)

Kurti wird als letzter fertig; er hat den Teller leer gegessen. Damit schönes Wetter wird. —

Am 4. Juni regnet es Bindfäden.

Bei Neumerkels gibt es Nudeln.

Kurti ißt Nudeln nicht gern.

Er würgt drei Löffel hinunter.

„Kurti,“ spricht die Mutter, „aufessen, damit schönes Wetter wird.“

Kurti ißt nicht auf. —

Am 5. Juni ist schönes Wetter.

Bei Neumerkels gibt es Leber und Kartoffelbrei.

Kurti hat seinen Teller rasch geleert. Will noch einen. Es gibt nichts mehr. —

Am 6. Juni regnet's schon wieder.

Frau Neumerkel hat Reis gekocht. Einen gewaltigen Topf voll.

Neumerkels essen tüchtig.

Der Reis wird nicht alle.

Kurti kriegt noch einen Teller.

Er sträubt sich.

„Wenn du nicht aufißt,“ spricht die Mutter, „wird kein schönes Wetter!“

Kurti denkt: „Das dumme Wetter. Gestern hab ich aufgegessen, und heute regnet's. Ich esse heute nicht auf. Mal sehn, was morgen für Wetter ist.“ —

Am 7. Juni regnet's.

Kurti denkt: „Mutter hat recht gehabt.“ Und zu Mittag ißt er seinen Teller blank. Es gab Kohlrabi.

„Mal aufpassen,“ denkt Kurti, „ob's morgen wirklich nicht regnet.“ —

Am 8. Juni regnet's. —

— — —

Kurti weiß nicht, woran er ist.

ICH SCHNEIDE DIE ZEIT AUS

Dies wilde Gigantenraufen,

Das längst noch nicht friedlich verschnauft,

Zum Jahreswechsel laßt mich es taufen

Wie einst ich ein älteres getauft.

Der Ewigkeit Weih' ich den Namen,

Er strahl' durch Jahrtausende klar,

Ihm spreche der Himmel sein Amen:

ICH tauf es: „Das stählerne Jahr!“

In der Schlacht am Narew,

30. Juli 1915.

Schluß eines Liedes, das Herr Walter Bloem den 3. 8. 1915 in der „B. Z. am Mittag“, Berlin, drucken ließ.

KLEINER BRIEFKASTEN

T. K., Bärwalde. Flauberts Werke sind deutsch, in einer guten Ausgabe, von J. C. C. Bruns Verlag in Minden verlegt worden. Heinrich Manns „Kleine Stadt“ ist im Insel-Verlag, seine übrigen großen Romane sind bei Paul Cassirer erschienen. Eine „Liste schöner Weihnachtsbücher“ soll ich, wie alljährlich, veröffentlichen? Diesmal darf ich davon wohl absehen. Wem die Notizen in den drei Sonderheften nicht genügen, der kann nach den Anzeigen, die im Laufe des Jahres in der AKTION gedruckt wurden, seine Wahl treffen, denn auch der Anzeigenteil ist nicht willkürlich zusammengestellt worden.

L. E. Oskar Kanehl ist zur Zeit Soldat; seine tapfere Monatschrift „Wiecker Bote“ wird, hoffe ich, später wieder auf dem Posten sein.

LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN

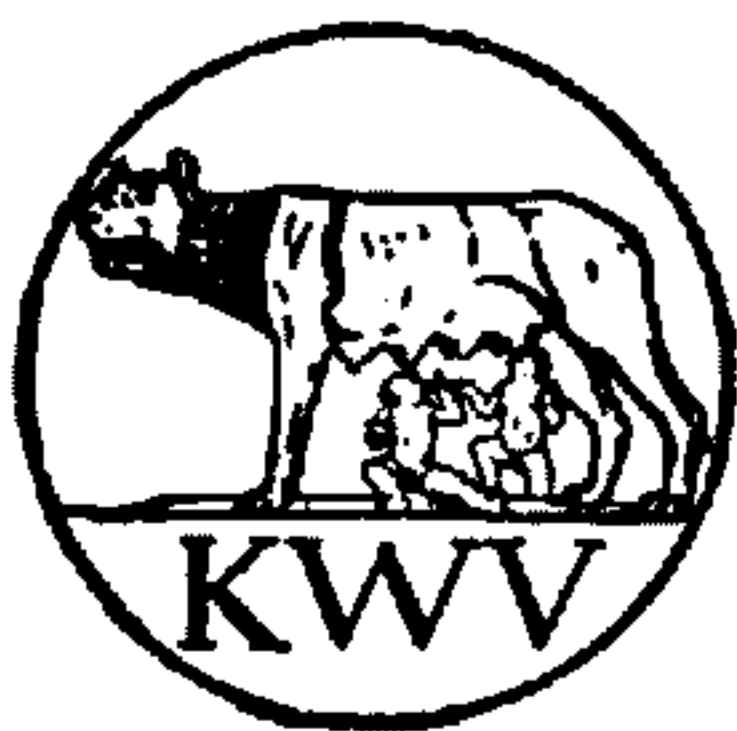
WILHELM KLEMM. Gloria. Gedichte (Verlag Albert Langen, München.)

Wilhelm Klemms menschliche Verse vom Schlachtfeld, die ich in der AKTION veröffentlichte, sind, zum kleinen Teil, in diesem Buche gesammelt. Der Titel „Gloria“, den der Verlag aus heiler Haut für das Buch ersann (der Dichter ahnte nichts Katastrophales), wird bloß durch die netten Holzschnitte gerechtfertigt, die der Zeichner Walter Klemm hineinfabriziert hat.

AN UNSERE LESER

Die Erneuerung der Abonnements muß sofort geschehen, wenn in der Zustellung der AKTION keine Unterbrechung eintreten soll. Wer mit der Veränderung seiner Adresse rechnet, abonniere direkt beim Verlag. Wir bitten unsere Freunde wiederholt, für unsere Zeitschrift energisch zu agitieren. Probenummern versenden wir gratis.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: André Derain: Schöpfung (Titelzeichnung) / Widmung Charles Baudelaire: Morgendämmerung in Paris (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Stéphane Mallarmé: Armes, blasses Kind (Deutsch von August Brücher) / Henri Bergson: Ueber Kunst / Toulouse-Lautrec: Federzeichnung / F. Vallotton: Porträts von Marcel Schwob und Francis Jammes (Holzschnitte) / Marcel Schwob: Erdachter Lebenslauf (Deutsch von Franz Blei) / Picasso: Studienkopf / Paul Verlaine: Gedicht / Jules Laforgue: Mondschein (Deutsch von Max Brod) / Paul Claudel: Der Stimmführer im Ruhetag (Deutsch von Hegner) / Othon Friesz: Zeichnung / Henri Matisse: Landschaft / Charles-Louis Philippe: Ein Jugendbrief / Stendhal: Romansätze / Léon Bloy: „Man muß praktisch sein“ / André Rouveyre: Porträt-Karikaturen auf Henri Bergson, Paul Claudel, Léon Bloy und André Gide / Francis Jammes: Aus „Pensée des jardins“ / André Suarès: San Zanipolo / André Gide: Reflexionen (Deutsch von Ferdinand Hardekopf) / Ernest Hello: Lachen und Weinen / Notiz zu dieser Sondernummer „Frankreich“



D e r j ü n g s t e T a g
Neue Dichtungen

Jeder Beitrag erscheint einzeln als gesonderter Band zum Preise von M. 0,80 geh., M. 1,50 geb.; Doppelbände M. 1,60 geh.; M. 2,50 geb.

Die soeben zur Ausgabe gelangende Serie gehört den

N e u e n d e u t s c h e n E r z ä h l e r n

19. Carl Sternheim, Napoleon. Eine Erzählung.

20. Kasimir Edschmid, Das rasende Leben. Zwei Novellen.

21. Carl Sternheim, Schuhlin. Eine Erzählung.

22/23. Franz Kafka, Verwandlung. Eine Novelle.

24. René Schickele, Aïssé. Aus einer indischen Reise.

N e u e R o m a n e u n d N o v e l l e n

Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott. Ein Roman. Geh. M. 4,—; geb. M. 5,—

Kasimir Edschmid, Die sechs Mündungen. Novellen. Geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Herbert Eulenberg, Katinka, die Fliege. Ein zeitgenössischer Roman. Fünfte Aufl. Geh. M. 4,—; geb. M. 5,—

Carl Hauptmann, Einhart, der Lächler. Neue Ausgabe in einem Bande.

Geh. M. 3,50; geb. M. 4,50

Gustav Meyrink, Der Golem. Ein Roman. Geh. M. 4,50; geb. M. 6,—

Arnold Zweig, Die Novellen um Claudia. Ein Roman. Geh. M. 3,—; geb. M. 4,50

Robert Walser, Dichtungen Geschichten. Mit Zeichnungen von Karl Walser. Geh. M. 5,—; geb. M. 6,50

Kleine Dichtungen. Einbandzeichnung von Karl Walser. Zweite Auflage.

Geh. M. 4,—; geb. M. 5,—

Aufsätze. Mit 14 Vignetten und mehrfarbiger Einbandzeichnung von Karl Walser.

Geh. M. 4,—; geb. M. 5,—

Carl Sternheim: Die drei Erzählungen Reich illustriert mit Original-Lithographien von Ottomar Starke.

Leicht geb. M. 4,50; in Halbleder M. 6,—

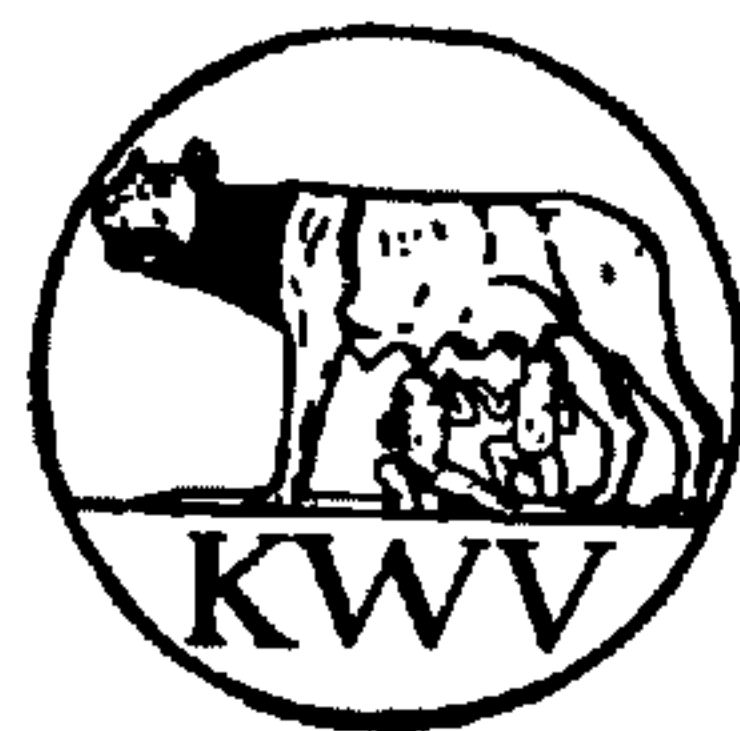
Carl Sternheims Drei Erzählungen wurden durch den diesjährigen Fontanepreis ausgezeichnet.

M e c h t i l d L i c h n o w s k y
Ein Spiel vom Tod. Neun Bilder für Marionetten.

Geh. M. 3,50; geb. M. 4,50; in Halbleder M. 5,50

Götter, Könige und Tiere in Ägypten Fünfte Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen nach Zeichnungen der Verfasserin

Geh. M. 6,50; in Halbleder M. 8,50



N e u e D i c h t u n g e n
in einheitlicher Ausstattung

fest broschiert M. 2,50; in Halbleder geb. M. 4,50; in Pappband geb. M. 3,50.

Ernst Blass, Die Gedichte von Trennung und Licht.

Herbert Eulenberg, Deutsche Sonette. Dritte Auflage.

Franz Kafka, Betrachtungen.

Oskar Kokoschka, Dramen und Bilder. Mit einer Einleitung von Paul Stephan.

Rabindranath Tagore, Chitra. Ein Drama. — Der zunehmende Mond. (Mutter und Kind.) — Gitanjali. (Sangesopfer) — Der Gärtner. (Liebeslieder.)

Franz Werfel, Einander. Oden — Lieder — Gestalten — Die Troerinnen des Euripides. In deutscher Bearbeitung. — Wir sind. Neue Gedichte. Dritte Auflage.

In meinen Verlag ging über und erschien in neuer Ausgabe:

Franz Werfel, Der Weltfreund. Gedichte.

N e u e D r a m e n

Max Brod, Die Retterin. Schauspiel in vier Akten. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Byron's Kain, Deutsch von Paul Eger. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Paul Claudel, Der Tausch. Ein Drama in drei Akten. Übertragung von Franz Blei.

Zweite Auflage. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Arno Dvorack, Der Volkskönig. Drama in fünf Akten. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Herbert Eulenburg, Der Frauentausch. Ein Spiel in fünf Aufzügen.

Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Walter Hasenclever, Der Sohn. Ein Drama in fünf Akten. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,50

Arnold Zweig, Abigail und Nabal. Tragödie in drei Akten. Geh. M. 2,50; geb. M. 3,30

C a r l S t e r n h e i m

Das leidende Weib. Drama in vier Aufzügen nach Friedrich Maximilian Klinger.

Geh. M. 2,—; geb. M. 3,—

Der Kandidat. Komödie in vier Aufzügen.

Geh. M. 2,—; geb. M. 3,—

1913. Schauspiel in drei Aufzügen. Einmalige Ausgabe mit Textzeichnungen von Ernst Stern. (Ein Neudruck dieser illustrierten Ausgabe findet nicht statt.) Geh. M. 3,—; leicht geb. M. 4,50; in Halbleder M. 6,—

In Kürze erscheint

M a r t i n B u b e r

Vom Geist des Judentums.

Vorträge und Geleitworte.

Ausführliche Prospekte kostenfrei.

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**

Die Aktion

M/R

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
V. JAHR. HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT NR. 52

INHALT: Hans Richter: Die Esel. Holzschnitt (Titelblatt) / César Klein: Im Stall zu Bethlehem (Zeichnung) / Wilhelm Klemm: Weihnachtslied / Alter Weihnachtssang / Stern-Singerlied / Friedrich Rückert: Adventlied / Robert Prutz: Christnacht / Wilhelm Klemm: Die heilige Stadt / Agéro: Heilige Mutter und Kind (Zeichnung) / August Strindberg: Leontopolis / R. Sachs: Verkündigung (Zeichnung) / Alain: Weihnacht / Christian Schad: „Stille Nacht“ (Holzschnitt) / Paul Adler: Der Seelensturm. Eine tragische Szene / Karl Jakob Hirsch: Verkündigung bei den Hirten und Ruhe auf der Flucht (Zwei Holzschnitte) / Else von der Mühlen: Nacht auf der heiligen Stadt / Marie Laurencin (Paris): Weihnachtsbescherung (Zeichnung) / Jules Renard: Der bestrafte Christus / Kleiner Briefkasten / Inhaltsverzeichnis des V. Jahrgangs der AKTION



VERLAG, DIE AKTION, BERLIN-WILMERSDORF

SONDERNUMMER „WEIHNACHTEN“

HEFT 50 PFG.

THEODOR DÄUBLER

Dr. Schmitt in seiner bei Georg Müller in München erscheinenden Däubler-Monographie: Der erste große Europäer. Sein Werk hält dem mechanistischen Zeitalter das Gegengewicht. Der Naturalismus der Sprache ist bei ihm überwunden. Ein solches Unternehmen, das eigene Reich der künstlerischen Sprache zu begründen, ist vielleicht das Kühnste und Erschütterndste, was in der Geschichte irgendeiner Kunst je erlebt wurde. La Plume: Le grand poète allemand Theodor Däubler.

Wir wollen nicht ver-
weilen

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

Die AKTION: Dokument einer neuen Lebensrhythmisierung, einer neuen Art, Assoziationen zu knüpfen, einer neuen Bemühung um Sprachform und Sprachlogik. Das Buch leitet mit einem ersten Gelingen jene neue Bewegung des „Simultanismus“ ein.

Der sternhelle Weg

Gedichte. M. 2,— geh., M. 3,— gebunden

Zeit-Echo: Schlägt also die Stunde, wo Däublers Name als ein Lösungswort, eine Richtung, ein Protest endlich den Offiziellen geläufig wird? Ach, nicht unpassender konnte er den Augenblick wählen. Denn wer bemerkt, will es heute bemerken, daß hier ein ebenso Wichtiges vorgeht wie an den geographischen, Schützengraben gefüllten Rändern Deutschlands?

Mit silberner Sichel

Prosa. M. 3,50 geh., M. 6,— in Halblederband

Im Druck. Erscheint in etwa vier Wochen. Handelt vom Mond, vom Meer, von der Stadt der Städte, von der Landschaft, von Sternen, vom Paradies und von jedem Menschen.

HELLERAUER VERLAG
DRESDEN-HELLERAU

ROBERT MUSIL

Die Verwirrungen des Zöglings Törleß
Zweite Auflage. Geheftet Mk. 4.

Vereinigungen
Zwei Erzählungen

M. 3,—

MAX HERRMANN

Sie und die Stadt
Gedichte

Geh. M. 3,—

EGMONT SEYERLEN

Die schmerzliche Scham
Geschichte eines Knaben

M. 6,—

ARTHUR HOLITSCHER

Worauf wartest du?

M. 3,—

GEORGE MEREDITHS ROMANE

Richard Feverel

Die tragischen Komödianten
Der Egoist

BERNARD SHAW

Dramatische Werke

Auswahl in 5 Bänden

FISCHERS ROMANBIBLIOTHEK

Werke von Laurids Bruun, Fontane
Knut Hamsun, J. V. Jensen, Björnson
Lie, Stehr, Bang u. a.

Jeder Band gebunden M. 1,—

Als Feldpostbrief durch

S. Fischer, Verlag, Berlin W 57

SONDERHEFTE DER AKTION

NAPOLEON BONAPARTE

Das Nachtmahl von Beaucaire

Deutsch von Georg Hecht

CARL STERNHEIM

Herr von Seingalt

HERMANN HENDRICH

Anthologie jüngster französischer Lyrik

SONDERNUMMER „ENGLAND“

SONDERNUMMER „RUSSLAND“

SONDERNUMMER „FRANKREICH“

Jede Sondernummer 50 Pfg.

VERLAG DIE AKTION

CARL EINSTEIN: BEBUQUIN ODER

DIE DILETTANTEN DES WUNDERS

Mit Begleitworten von Franz Blei und dem
Bildnis des Dichters von Max Oppenheimer

Preis M. 3,—

FRA NZ JUNG

Sophie. Der Kreuzweg der Demut

Ein Roman

Geheftet M. 2,—, gebunden M. 3,—

DIE LYRISCHEN ANTHOLOGIEN

Nr. I (selten) M. 2,—, II—VI à 50 Pfg.

LEON TOLSTOI

Besinnnet Euch

100 Seiten

Preis 30 Pfg.

VERLAG DIE AKTION

Die Aktion

WOCHENSCHRIFT FÜR POLITIK, LITERATUR, KUNST
5. JAHRGANG HERAUSGEGEBEN VON FRANZ PFEMFERT 25. DEZ. 1915



WEIHNACHTSLIED

Zierliche Birke du, neige
Dich tief in den Himmel ein,
In deine hängenden Zweige
Kehrt der Abendstern ein.
In dem zarten Gehäuse
Leuchtet er doppelt klar,
Ein Fisch in himmlischer Reuse,
Golden und wunderbar.
Abendstern, friedliches Kleinod,
Birgt sich am Himmelsrand,
Purpurflore und Weinrot
Reichen ihm lieblich die Hand.
Abschied und kühles Verwehen,
Lange Dämmerung wacht.
Hirtengesänge gehen
Selig durch die Nacht.

Wilhelm Klemm

ALTES WEIHNACHTSLIED

Still, o Erden, still, o Himmel,
Gott liegt jetzt in süßer Ruh,
Still, o Meer, mit dem Getümmel,
schließe deine Schranken zu!
Still, o Wälder, mit dem Rauschen,
still, o Sturm, laß ab und schweig,
Quelle selbst mag leiser plauschen,
Schlummer sanft vom Himmel steig!
Ringsum decket Schnee die Erde,
daß kein Schritt und Tritt erschall,
daß es still und stiller werde,
und du schlafen magst im Stall.
Freilich ist der kalte Winter
sonst ein Feind der kleinen Kinder,
aber dir die Kält nit schadt,
weil dein Herz gebrunnen*) hat!

*) gebrannt.

Schlaf, mein Kindlein, ohne Sorgen,
 schlaf, jetzt hast du noch die Zeit;
 heute wird dich oder morgen,
 wecken auf der Juden Streit.
 Dort wirst du vor harten Waffen
 wenig oder gar nicht schlafen,
 wenn man dich mit großem Spott
 wird verdammen einst zum Tod!

Lasse dir vom Kreuz nit träumen,
 neugebornes Jesulein,
 man wird dich dort nit versäumen,
 jetzt bist du noch viel zu klein,
 bist noch schwach und darfst nit wagen,
 ein so schweres Kreuz zu tragen;
 deine Wänglein sind zu weich
 zu dem harten Backenstreich!

Schlaf, mein Kindlein, dort im Garten
 wirst du müssen wachbar sein;
 Judas tut schon auf dich warten,
 dich zu führen in die Pein!
 In der Geißlung wirst du müssen
 diesen deinen Schlaf zu büßen,
 o du Herr, von deinem Knecht
 wirst du haben saure Nächte.

Deine Händlein kreuzweis liegen,
 neugebornes Kindelein!
 In der Ruh sich nicht bewegen,
 Schlafe sanft, o Jesulein!
 Du bist noch zu schwach an Kräften,
 daß man dich ans Kreuz tät heften,
 deine Händlein sind zu zart,
 und die Nägel viel zu hart!

STERN-SINGERLIED

Frohlocket, ihr Brüder,
 Seid alle voll Freud,
 Legt ab eure Sorgen
 Und denkt an kein Leid!
 Jetzt werd ja bal kemma
 Die gewünschte Zeit,
 Von der Küneg David
 Schon lang prophezeit.
 Zu Bethlehem drenten,
 In an alten Stall,
 Liegt schön in der Krippen
 — Betrachtet amal! —
 Ja, unser Erlöser,
 Ein Kindlein ganz klein,
 Mit Nam hoast er Jesus,
 Das tuat mi recht freun.
 Jetzt wellma halt schleunig
 Auf Bethlehem gehn,

Schaut's, Buama, durt tuat schon
 A Stall offa stehn;
 A Stern tuat hell leuchten,
 A Schrift hängt dabei,
 Hoaßt: Gloria pax dawis,
 Der Fried sei mit euch!

Gott grüaß enk beisamma
 Im Stall da herin!
 Schau, Jodl und Tamma,
 Da liegt dös kloan Kind!
 So liabla, so freindla,
 So zart und so schen!
 Vor Freuden tun mir schon
 Die Augn übergehn.

I sollt enk was schenka,
 Han aber nôt vil,
 Bier, Schmalz und Buttern,
 Und a Kannel Goaßemill';
 Und i häd no dader
 An Zwetschgenbranntwei',
 Der ghört für dein Vater,
 Dir möcht er z' stark sei!

O du göttliches Büaberl,
 Mir bitten di sche,
 Tua unser gedenka,
 Wann's z'm Sterben sollt geh',
 Tua unser gedenka,
 O liabs Jesulein,
 'n Himmi tua sch'enka
 Und laß uns all ein!

O du liabster Jesu,
 Mir bitten allzeit:
 Von Feuer und Wasser
 Dös Laufen befrei!
 Und schenke uns heuer
 Ein glücklich's neu's Jahr,
 Von Krieg und von Unglück
 Dös ganz Land bewahr!

ADVENTLIED

Dein König kommt in niedern Hüllen,
 Ihn trägt der lastbar'n Es'lin Füllen,
 Empfang' ihn froh' Jerusalem!
 Trag' ihm entgegen Friedenspalmen,
 Bestreu' den Pfad mit grünen Halmen!
 So ist's dem Herren angenehm.

Oh, mächt'ger Herrscher ohne Heere,
 Gewalt'ger Kämpfer ohne Speere,
 Oh, Friedensfürst von großer Macht!
 Es wollen dir der Erde Herren
 Den Weg zu deinem Throne sperren,
 Doch du gewinnst ihn ohne Schlacht.

Dein Reich ist nicht von dieser Erden,
Doch aller Erde Reiche werden
Dem, das du gründest, untertan.
Bewaffnet mit des Glaubens Worten,
Zieht deine Schar nach den vier Orten
Der Welt hinaus, und macht dir Bahn.

Und wo du kommest hergezogen,
Da ebnen sich des Meeres Wogen,
Es schweigt der Sturm, von dir bedroht.
Du kommst, auf den empörten Triften
Des Lebens neuen Bund zu stiften,
Und schlägst in Fessel Sünd' und Tod.

O Herr von großer Huld und Treue,
O komme du auch jetzt aufs neue
Zu uns, die wir sind schwer verstört.
Not ist es, daß du selbst hienieden
Kommst, zu erneuen deinen Frieden,
Dagegen sich die Welt empört.

O laß dein Licht auf Erden siegen,
Die Macht der Finsternis erliegen,
Und löscht' der Zwietracht Glimmen aus;
Daß wir, die Völker und die Thronen,
Vereint als Brüder wieder wohnen
In deines großen Vaters Haus!

Friedrich Rückert (gest. 1866)

CHRISTNACHT

Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen
Nahst du leise dich der Welt,
Und die Glocken hör' ich klingen,
Und die Fenster sind erhellt;
Selbst die Hütte trieft von Segen,
Und der Kindlein froher Dank
Jauchzt dem Himmelskind entgegen
Und ihr Stammeln wird Gesang.

Mit der Fülle süßer Lieder,
Mit dem Glanz um Tal und Höhn,
Heil'ge Nacht, so kehrst du wieder,
Wie die Welt dich einst gesehn?
Da die Palmen lauter rauschten,
Und, versenkt in Dämmerung,
Erd' und Himmel Worte tauschten,
Worte der Verkündigung;

Da, mit Purpur übergossen,
Aufgetan von Gottes Hand,
Alle Himmel sich erschlossen,
Glänzend über Meer und Land;
Da, den Frieden zu verkünden,
Sich der Engel niederschwang,
Auf den Höhen, in den Gründen
Die Verheißung widerklang.

Heil'ge Nacht, mit tausend Kerzen
Steigst du feierlich herauf:
Oh, so geh in unsern Herzen,
Stern des Lebens, geh' uns auf!
Schau, im Himmel und auf Erden
Glänz' der Liebe Rosenschein:
Friede soll's noch einmal werden
Und die Liebe König sein! —

Robert Prutz

DIE HEILIGE STADT

Das heilige, große Jerusalem lag
Auf einem goldenen Hügel, klar wie der Tag.
Seine Türme senkten Frieden ins Herz der Welt,
Seine Kuppeln waren von Gebeten geschwellt . . .

Die Pilger sahen es schön und fern,
Sie lobten Gott und priesen den Herrn,
Lagen auf den Knien und beteten an,
Und stiegen den goldnen Berg hinan.

Sie wanderten wohl schon manches Jahr.
Die Stadt blieb fern und wunderbar.
Sie starben am Weg, und ihr letzter Blick
Trank von den Zinnen ein fernes Glück.

Wilhelm Klemm



Agéro: Heilige Mutter und Kind

LEONTOPOLIS

Von August Strindberg

Eine Karawane hatte sich auf einer Höhe östlich von dem alten ägyptischen Heliopolis gelagert. Da war viel Volk, alles jedoch Hebräer. Und die waren auf Kamelen und Eseln von Palästina durch die Wüste gezogen; dieselbe Wüste, welche die Kinder Israel vor tausend Jahren durchstreift hatten . . .

Im Abenddunkel beim schwachen Schein des Halbmonds waren die Lagerfeuer zu Hunderten zu sehen, und bei ihnen saßen die Frauen mit ihren kleinen Kindern, während die Männer Wasser trugen.

Noch nie hatte die Wüste wohl so viel kleine Kinder gesehen; und als sie jetzt zur Nacht besorgt werden sollten, hallte das Lager vom Geschrei der Kinder wider. Es war wie eine einzige große Kinderstube.

Als aber das Waschen vorüber war und die kleinen an die Mutterbrust gelegt wurden, verstummten die Schreie, der eine nach dem andern, und es wurde ganz still auf dem Feld.

Unter einer Sykomore saß eine Frau und säugte ihr Kind; daneben stand ein hebräischer Mann und legte seinem Esel Ginsterzweige vor. Als er das besorgt hatte, ging er höher auf den Hügel hinauf und spähte nach Norden.

Ein Fremdling, nach der Tracht zu urteilen, ein Römer, ging vorbei, musterte das Weib mit dem Kind, als zähle er sie mit.

Der Hebräer zeigte Unruhe, und um sie zu verbergen, begann er ein Gespräch mit dem Römer:



R. Sachs: Verkündigung

„Sag, Wanderer, ist das die Stadt der Sonne dort im Westen?“

„Du siehst sie!“ antwortete der Römer.

„Das ist also Beth Semes?“

„Heliopolis, von wo Griechen und Römer ihre Weisheit geholt haben; Platon selbst ist hier gewesen . . .“

„Ist Leontopolis auch von hier zu sehen?“

„Du siehst die Zinnen des Tempels zwei Meilen nordwärts.“

„Das ist aber das Land Gosen, das unser Vater Abraham besuchte und das Jakob zugeteilt bekam,“ sagte der Hebräer, sich an sein Weib wendend, das nur mit einem Neigen des Kopfes antwortete. Darauf zum Römer:

„Israel wanderte aus Ägypten nach Kanaan. Nach der babylonischen Gefangenschaft aber zog ein Teil wieder hierher und ließ sich hier nieder. Das weißt du.“

„Das weiß ich ungefähr! Und jetzt haben sich die Israeliten bis zu vielen tausend Seelen vermehrt; auch haben sie einen eignen Tempel gebaut; eben den, welchen du in der Ferne siehst. Wußtest du das?“

„Ich wußte es ungefähr. Aber das ist also römisches Land?“

„Das ist es!“

„Alles ist jetzt römisch: Syrien, Kanaan, Griechenland, Ägypten . . .“

„Germanien, Gallien, Britannien; die Welt gehört Romo nach der Voraussage der Cumäischen Sybille.“

„Gut! Aber die Welt soll durch Israel erlöst werden, nach Gottes eigner Verheißung zu unserm Vater Abraham.“

„Die Fabel habe ich auch gehört, aber für den Augenblick hat Rom die Verheißung. — Kommst du von Jerusalem?“

„Ich komme durch die Wüsten wie die andern, und ich bringe Weib und Kind mit.“

„Kind, ja! Warum schleppt ihr soviel Kinder mit euch?“

Der Hebräer verstummte. Da er aber annahm, der Römer wisse die Ursache, und da dieser übrigens wie ein wohlwollender Mann aussah, beschloß er, die Wahrheit zu sagen.

„Ja, Herodes, der Tetrarch, hörte von weisen Männern aus dem Morgenland die Weissagung, daß ein Judenkönig zu Bethlehem im Land Juda geboren sei. Um der vermeintlichen Gefahr zu entgehen, ließ Herodes alle Knäblein ermorden, die in der letzten Zeit in der Gegend geboren waren. Ganz wie Pharao gerade hier unsere

Erstgeborenen töten ließ. Moses wurde jedoch gerettet, um unser Volk aus der ägyptischen Knechtschaft zu befreien.“

„Hör mal, dieser König, wer sollte das sein?“

„Das ist Messias, der Verheißene.“

„Glaubst du, daß er geboren ist?“

„Ich kann es nicht wissen!“

„Ich weiß, daß er geboren ist,“ sagte der Römer. Er wird die Welt beherrschen und alle Völker unter sein Zepter bringen.“

„Wer sollte das sein?“

„Der Kaiser, Augustus.“

„Ist er aus Abrahams Samen oder aus Davids Haus? Nein, das ist er nicht! Und ist er gekommen mit Friede, wie Jesaias prophezeit hat! Auf daß seine Herrschaft groß werde und des Friedens kein Ende?“ Der Kaiser ist sicher kein Mann des Friedens.“

„Leb wohl, Kind Israels! Jetzt bist du römischer Untertan. Sei zufrieden mit der Erlösung durch Rom; eine andere kennen wir nicht.“

Der Römer ging.

Der Hebräer nähert sich seinem Weib:

„Maria!“ sagte er.

„Josef!“ antwortete sie. „Leise! Das Kind schläft.“

(Deutsch von Emil Schering)

WEIHNACHT

Von Alain

Weihnacht erzählt in Bildern ein Großes. Öfter als man glaubt, jeden Tag vielleicht, kommt ein Kind Geistes zur Welt; zwischen Ochs und Esel. Die ganz simple Mutter, der bäurische Vater beten den kleinen König an, den sie gemacht haben. Nichts ist göttlicher auf Erden als ein Kind der Zeiten, das jung geboren wird, ohne Falte auf der Stirn, ohne eine Wolke in den Augen. Wird es groß zwischen Ochs und Esel ohne sich selbst anzulügen, so gibt es den Arbeiter in der Gerechtigkeit. Da wandelt er hin über die Erde, und Dinge und Menschen ordnen sich nach ihren wahren Beziehungen in seinen Augen, den guten Spiegeln der Welt.

Er ist noch nicht fünfzehn alt, und schon erstaunt er die Gelehrten, erschreckt sie. Ein Wort von ihm geht weiter als ihre Bücher. Und dies darum, weil er die Dinge anschaut, während sie nur ihre Bücher anschauen. Und da verschwören sie sich auch schon gegen ihn, wollen diesen bösen Geist töten. Inzwischen aber geben sie dieser jungen Kraft nach, die denkt, bevor sie spricht; denn das Volk hört; das Volk erkennt seinen Sohn und seinen König und winkt ihm mit Palm-

zweigen. Wie das Licht die Finsternisse verscheucht, so nimmt das Wahre den Platz des Falschen ein, ohne Kampf, durch sein bloßes Dasein. Die Bande des Ungerechten lockern sich, denn es ist nur der Knoten eines Taschenspieler, der die Arbeit der Einen an das Vergnügen der Andern bindet; es handelt sich nur darum, zu sehen statt zu fürchten und zu hoffen; man muß entknüpfen, nicht zerren; schon strecken die Sklaven die Glieder auf ihrem elenden Lager, die Blinden sehen, die Tauben hören, und der Gelähmte schreitet.

Hier aber wird die Sage vollkommen dunkel. Der Gelähmte schritt nicht, — aber weshalb nicht? Man erzählt, sie hätten den Sohn des Geistes gekreuzigt. Aber nein. Ich sah ihn gestern; seine Stirn war bekümmert, die Augen eisig von Alter; der Stolz, der Ehrgeiz, der Neid hatten bittere Falten um seine Lippen gezogen. Er trug den königlichen Mantel und die Krone und den Szepter. Die armen Leute glaubten noch an ihn; aber er glaubte nicht mehr an sich selber. Welcher Sophist hat ihn eingefangen? Welcher Buchstabe hat diesen Geist getötet? Welcher Teufel ihn hinweggeführt? Auf welchen Berg? Welche Reiche hat er ihm geboten? Welche irdische Liebe hat diese himmlische Liebe verdorben? Welche



Christian Schad: „Stille Nacht“

Schwäche des Herzens hat diese so lebhaftes Intelligenz verdunkelt? Welcher Irrtum führte ihn von Fehler zu Fehler, daß er am Ende an sich selber verzweifelte und sich selber vergaß? Alles das ist nicht leicht zu wissen. Aber die armen Leute suchen auch nicht so weit, und sie sagen: Gott-Kind starb mit dreiunddreißig Jahren.

DER SEELENSTURM

Tragische Szene von Paul Adler

Dem Andenken aller Gefallenen

Eine eben vollendete graue Pyramide aus Marmor von geringem Ausmaß mit einer Urne auf ihrem Gipfel. Vor dem Denkmal

Das Volk, dargestellt von einigen Männern und Frauen.

Vor dem Volke der helmgekrönte Wolfhart. Er führte einige aus dem Volke bis dicht an die Pyramide heran, wo sie sich in einer schlichten Haltung niederlassen.

Wolfhart, zu der Urne gewendet:

„Hört, große Seelen, Opfer unsers Volks, sterbliche Leiberpyramide, die dem Himmel Hölle auf die Schultern lud!



Karl Jakob Hirsch: Verkündigung bei den Hirten

Unsterbliche, die im Zenit entflammt, des armen Lebens Kleinmut eingehandelt ums größte Nichts! So sehr wart ihr erkühlt. Da ihr im Tod nun ohne Früchte seid — Den Leib zwar, welches Laub, bedeckten wir, Wo aber treibt der Seele bleicher Samen? In welchen Wassern?“

Geraune: „Welchen Brunnen?“
„oder wessen Tiefen —“

Wolfhart:

„Drum Seelen, nehmt dies Grünen gnädig an. Tannen und Eibe, schwarz wie Feindesblut, auch dunkeln Mohnring. — Denn nicht mehr tat Herakles

und nicht um mehr als ihr.

Ruhm, von keiner Knechteshand beschnitten, wucherndes Immergrün sei euer Teil nebst dem heißen Dank dieser Mengen und dem Geständnis, daß wir alle, Volk und Herren, nur die Diener eurer dunkeln Majestät sind.,

Geschrei: „Tote, seid ihr endlich da? O weilet bei uns, Ruhmvolle!“

(Sie pflanzen noch Bäume.)

Wolfhart: „Seid ihr befriedigt? Seid ihr satt? — Oder wollt ihr noch ein Opfer?

— So schweigt ihr auf immer?“
(Stille.)

Wolfhart: „Wir verlassen euch.“

Da sich alle zum Gehen wenden, sinken umeinander die Frauen, alte und junge, und einige der Männer zu Boden. Während ihr Blick sich starr in die zerrissene Luft richtet, hört man beiderseits der Pyramide viel näherkommende Rufe gleich dem Heulen eines fremdartigen Sturmes. Dann in abgemessenen Zwischenräumen anfangs vereinzelter, danach zu Ketten zusammengeschlossenes

Knattern, wie einen mühsamen Versuch einer Verständigung. Das Geräusch gleicht ganz dem automatischen Gewehrfeuer. Endlich ein Ruf, über den andern klar: . . . „Gebt mir! . . . Gebt . . .“

(Schreien.)

Wolfhart und das Volk:

„Wollt ihr euch verständigen, Geister? Wollt ihr zu uns reden?

So bedient euch eurer hellsüchtigen Opfer, die hier am Boden sind.“

(Das Schreien in der Luft hält inne. Es erscheint an der Pyramide, ein hüpfendes Flämmchen in ihrer Brust.)

Die Seele Hellmuts, mit seinem Helm und Degen. Sie steht an der Pyramide, hinter dem ersten zusammengebrochenen Weibe.

Die Seele Hellmuts:

„— Sie ist mir Mutter. Aus ihrem Gestön kam ich, ihr zur Lust. Nun kriech ich zurück in sie als ihr Weh. Schon kann ihr Geist namenlos meinem Geist schmeicheln mit seiner durchsichtigen Hand.

Hoch thron ich in ihr als ihr König und Schöpfer. Der sie ganz beherrscht ohne anderen Herrn. Ob ich traurig auch bin, doch ist sie mir treu. Laß ab von ihr! Laß fahren das alte Weib, dein Fleisch, du mein hochfahrender Geist! Brich auf in deinen Sturm, von den Gekrösten hinweg, die dir das sterbensfreudige Herz in deiner Brust zusammenpressen möchten — Hoho!“

(Er verschwindet.)

Der Geist Othons, ähnlich über der zweiten, jüngern, Frau stehend:

„Süße Braut, wohn ich dir bei? Mir verwuchsest du, wann,
Ohne Schmerz? Unzertrennlich sind Bräut'gam und Liebchen wie der Krieger mit seiner Lenore. Er ist ihr Geist,
Er ihr Hausgeist. Er zirpt gegen den glimmenden Herd ihres Herzens

Die halbe Lebensnacht oder auch die ganze, durch noch sechzig nachwährende Jahre.

— Wahrst du die Lampe? Oh, viel sind die Schwestern.

Wahrtet das Öl ihr? Doch rinnen die Güsse.

O kluge Jungfrauen, lang zögert der Bräutgam. Aber noch bin ich wild über dir, noch dein Zeus, dich schüttelnd unter sich wie der Adler die Heldin.

Der Schwan. Meine Braut ist die Fahne, die Frau aus dem uralten Haus!

Mein Liebesapfel ist die Landkugel!

Närrische Braut, bin ich nicht dein? Die Liebe gab immer nur Schmerz, schon in ihren Urtagen.

Also ward ich aus meinen Zeugungen gerissen, ein Zeuge der Nacht,
in jener Sommerwende, als der große Mord anhub.“

(Er zerteilt sich.)

Tausend Seelen, rufend in der aufgeregten Luft: „Größe! Größe! Von keinem Sternball je überschaute Größe, des Kriegers Größe!“

Zehntausend Seelen: „Gott! Gott! Dauer und Ebenmaß in der Größe! Gerechtigkeit, Lohn, Freiheit, Erlassung, Milde! Liebe!

Lohn! Lohn des Todes! Lohn dieses schauerlichen Todes! Lohn dieses elenden Lebens! Vermittlung! Gott-Sohn! Gott-Geist!

Ach Gott! Ach ich!“

(Sie zerfahren)

Eine der Frauen: „Wo sind sie nun hin? Jesus Christus und seine Mutter Maria, wohin ist der meine verschwunden? Im Westen ins Meer, im Osten in Sonnenaufgang? Zu Land, zu Wasser? oder durch die Luft? Man weiß nichts mehr. Hört ihr meinen Fluch? Höret des Mutterherzens Fluch! Verflucht seid ihr, wenn ihr solches ertragen könnt!“

Einer der Verbliebenen: „Still Lästernde!“

Ein Zweiter: „Stille dein Übermaß!

Was hör ich hier zu meiner andern Seite?“

Zehntausend Seelen, andre Rufe: „Dieu! Dieu de clémence, ou de justice au moins! Justice mon Dieu! Seigneur, de grace! C'est fini.

Christos pomilujse! Eli, Eli, lama asawthani?“

(Sie verhallen.)

Geraune: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du verlassen!“

Einer der Männer am Boden — will sich erheben. Es erscheint über ihm eine durchbohrte Hand, danach eine durchstochene Seite, die sich



Karl Jakob Hirsch: Ruhe auf der Flucht

jedoch zu keiner Gestalt zusammensetzen wollen.
Der Mann erhebt sich mühselig, schleppend.
Der Hingeworfene: „Mein Gott, mein Gott,
warum hast du mich verlassen?“

Er stürzt nochmals nieder, wie von einem Streich
gefällt. Über ihm steht

Der Geist des Seligen Ludwigs des From-
men, letzten König von Francien und
Deutschland. Er ist eng geharnischt von den
Füßen bis zur Brust und hat einen tiefen Schnitt
in der Kehle.

Der Geist König Ludwigs, anfangs verwirrt,
erwachend aus tiefer Bewußtlosigkeit: „O Gott,
was ist dies? Ist dies der Habit, den mir mein hinter-
listiger Erbe versprach nach der Teilung? Diesen
Stoff legt nur der Mönch an. — Nein, dieses
Körnige an meinem Hals ist von keiner Kutte.
Ich stand doch in Tränen, gebadet, hatt' ich
den gierigen Adam von mir getan. Das ist nicht
der Quell der Milde, das sind nicht die Tränen
des Reuigen, vermischt mit des Freisprechers
Tränen. Das ist ja mein Blut, weiß Gott, diese
roten Körnlein! Sie haben es mir genommen, weil
ich irgend etwas besaß, was ich jetzt vergessen
habe und was mich unter ihnen ansehnlich machte.
Sie schlugen sich alle miteinander um mein Blut
wie um ein Huhn, das bei ihnen lief. Und alle
diese neuen Männer!“

(Auf sich besonnen): „Gib Kraft, Himmelskaiser,
deinem Gesalbten!“

— Ich sage euch: was ihr einem tatet, das habt
ihr mir getan,

Und was ihr mir, euerm Geteilten tatet, das
tatet ihr doch dem Einen.

Ist euch bekannt nicht, daß alle nur eins sind?
Das Schwert und das Schild (das gewesene so
wie das künftige).

Mit dem blanken Kreuz im blutroten Felde, und
das Fleisch eins mit seinem Fleischer?“

(Gemurre.)

Steh auf, Fremdling! Komm hieher vor mich,
mein Fleischer, denn mein Fleisch will dir ver-
geben!“

(Erstaunen.)

„Christus will, daß ich meinen Schlächter zu lieben
versuche. Bekennt ihr Christus nicht? Wenn
ihr aber der Tat immer vorher durch die Tat be-
gegnen wolltet, so tötet ihr kürzer, ihr würfet
euch selbst mit einem Stein hinein in die See,
dort wo die Rippen der Wikingschiffe sich lösen.
Mein Mörder, lege du darum dein Schwert ab!“

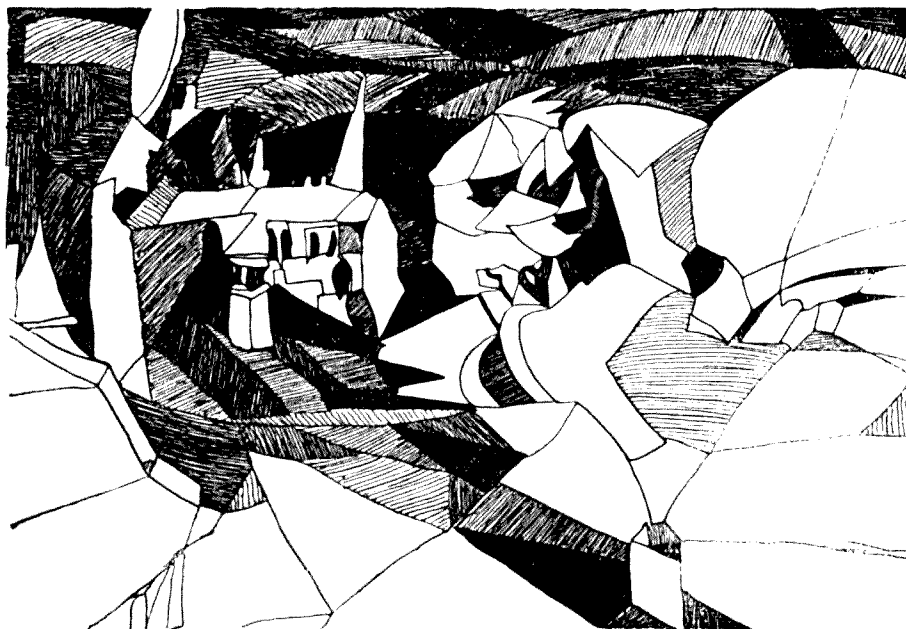
Einer der Umstehenden nimmt sein Schwert
von der Hüfte und legt es vor dem Geist nieder:
„Du hast mich angeblickt wie deinen Mörder.
Was willst du von mir, seliger Märtyrer?“

Der Geist des Königs Ludwig tut eine ab-
wehrende Bewegung: „Ich sah dich niemals.“

Der Mörder: „Ich bin dein Schlächter: sieh, wie
deine Wunde blutet, seitdem ich dir nahe kam!
Ich habe dich umgebracht, um gesicherter im
Osten den Stirnreif zu besitzen.“

Der Geist des Königs Ludwig (faßt sich er-
staunt an den Hals und faßt sich mühsam):
„— Bleibe du bei mir, mein Sohn! —

Sieh, Haß zeugt Haß, Liebe wirbt Liebe, Seele
begreift Seele. Und Irrtum sowie auch Hader sind
zwei Geschwister, die, nur verwaist und unfrucht-
bar, ihren Vatersstamm ansägen.“



Else von zur Mühlen: Nacht auf der heiligen Stadt

Einer aus dem Volke, steht auf und legt seinen Schild vor den Geist nieder. Der Schild zeigt drei weiße Lilien im blutigen Felde. Der Geist tut eine versöhnliche Bewegung.

Der zweite Mörder: „Töte mich, Augustus! Nimm meinen Schild! Ich habe dich getötet um dein Gewand, o Nachfolger Salomos, das Kleid mit den Lilien zu besitzen. Sieh, wie dein Hals blutet!“

Der Geist des Königs Ludwig, faßt sich abermals an den Hals: „Es ist nicht möglich. Wie denn gelangtest du zu diesen her?“

Der Franke: „Dein Sohn Charles vertrieb mich nach meiner Tat. Doch hat er sie angeordnet. Ich bin nun verlassen. Keiner von den Meinen liebt mich länger. Ich will übers Meer büßen gehn.“

Der Geist des Königs Ludwig: „Mann, bleibe bei meinem anderen Sohne!“

Wollet ihr denn fortfahren, das Gewand des menschlichen Statthalters in Stücke zu reißen! Womit werdet ihr danach den Herrn bekleiden zu seiner Begrüßung? Aber sammelt Stab und Kronen!“

Ein Fahnenträger von den Umstehenden, läßt Kranz und Wappen fallen und tritt unbewehrt dem Geist entgegen.

Der Fahnenträger: „Du hast mich angeblickt, als ob du dich über mich am höchsten empörtest. Was habe ich getan? Ich war nicht unter jenen, die über dich kamen. Ich fasse es nicht, warum bei mir am breitesten dein Wundenstrom rinnt.“

Der Geist des Königs Ludwig, ganz von seinem Blut überronnen: „Du trugest Kranz und Fahne. Du kamest der Gelegenheit entgegen. Nun hast du den Kranz freiwillig von dir geworfen. Siehe, mein letztes Blut strömt breit als eine letzte Unreinigkeit von mir aus. Du sei bedankt! Du hast meine Seele dem heulenden Seelensturm entrissen. Ich bin tot seit Äonen, Schwabe! Ich bin dein Ahne, o Held: der fränkische Augustus —“

Der Fahnenträger: „Wie, lang Vergangener, kam ich auf diese östliche Seite?“

Der Geist des Königs Ludwig: „Durch die Mischung des Blutes. Blut und Leben sind Mischung, und so auch die Melancholie. Schwarze Melancholie mischt die Völker durcheinander, und nicht die Liebe. Darum stürmet ihr nicht länger! Ihr Enkel, vermischt eure Seelen nicht länger nur melancholisch!“

Der helmgekrönte Wolfhart und Alle aus dem Volke: „Wahrlich, toter Cäsar, dieses zu hindern, drängt uns unsre ganze Pflicht und noch mehr unser Herz!“

Der Geist des Königs Ludwig:

„O Heiland, Zwei-Schwerterträger, Blick herab auf ihre Pflicht und nimm auch ihr Herz!“

Prüfe es. Wenn du es nicht rein erfindest, so vergib ihnen!

Vergib ihnen um unsertwillen, um der Seelen willen!

Nicht um ihretwillen, nein, um deinetwillen Versöhner, vergib ihnen!

Vergib ihnen um jene, die für sie umkamen in Feuer und Wasser, in Blut und Mord, in Trauer und in Vereinsamung der Herzen! Vergib ihnen um aller zerstampften Heerscharen willen!“

Wolfhart: „Ja, Friedefürst, Erlöse uns, Gott!“

Der Geist des erlösten Königs Ludwig: „Sprich, Wolfhart, erkennst du an, wer du bist?“

Wolfhart: „Ich erkenn es, mein Ahne!“

Der Geist des erlösten Königs: „Umhergeworfen im stummen Sturm sind so Volk wie Helmgekrönte vor uns Seelen. Wie soll der Sturm enden, in welchem die Seelen in schrecklichem Fall gegeneinanderstürzen, wenn er sich neu, immer wieder, aus Blut und Galle, aus den Säften ihrer Melancholie erzeugt? Der stumme Sturm euers schwarzen Blutes ist es, der in unsern Breiten den Seelenpassat aufregt. Darum machet sie lauschen auf unsre Windesstimme, darum machet sie aufmerksam auf den Ungemischten!“

Wolfhart: „Wer denn irgend ist ungemischt?“

Der Geist des Königs Ludwig: „Muß ich



Maurice Laurencin (Paris): Weihnachtsbescherung

es euch lehren? Nach so viel Aonen eurer Schulung mit Milde und Gottesherzen? Denkt: Also sollet ihr beten — —“

Wolfhart und das Volk sinken neben der Seele auf die Knie nieder. Der zuerst Hingesunkene erhebt sich. — Es vergeht die Zeit eines langsam gesprochenen, in einzelne Sätze getrennten Vaterunsers.

Der helmgekrönte Wolfhart, sich erhebend: „Seele, worin können wir dir danken?“

Die Seele des Königs Ludwig, ganz erstaunt, faßt sich wieder an den Hals, wo jetzt die breite Nackenwunde zu einer roten Narbe eingeschrumpft ist:

„— Mir? In Nichts. Doch warte! Zünde du mir ein Seelenlichtchen an!

Wolfhart, entschlossen, geht auf die Pyramide zu, entnimmt ihr unerwartet die Fackel, an der er den nächststehenden, zu Beginn gepflanzten Tannenbaum entzündet. Der Baum entbrennt nach einem längeren Zögern.

Das Volk, hervorquellend mit einem perlengekrönten Tuche: „Trage du die Dalmatika auf deiner Narbe! Sei unser Weltherrscher!

Der Geist des Königs Ludwig, letzten Königs von Francien und Germanien, vor dem Abscheiden, mühsam sprechend:

„Ich bin keiner unter euch. Ich bin keiner von den Lebenden. Entlaßt mich! Friede mit euch!“

Wolfhart und das Volk: „Friede mit dir! Wir vergessen dich nicht!“

Der Geist des versöhnten Königs Ludwig des Frommen, entsäuselnd nach links mit den andern feindlichen Seelen:

„Friede mit euch allen

Und Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Wolfhart: „So sei es! Lebt wohl, Schwesterseelen!“

Wolfhart und das ganze Volk legen sämtlich ihre Waffen aufeinander und bedecken sie mit Erde. Der Hügel wächst langsam immer höher und über die verdunkelte Pyramide hinaus. Nachdem der Tannenbaum niedergebrannt ist, bleibt der ganze Schauplatz mit den ungeordnet Umherstehenden im Dunkel liegen. Die zuerst Niedergesunkenen erheben sich langsam. Der Sturm schweigt stille.

(Geschrieben Weihnachten 1914)

DER BESTRAFTE CHRISTUS

Als sie an dem Kreuz vor dem Dorf vorbeikam, sah die närrische Tinette, daß der Christus heruntergefallen war. Es hatte ihn wohl der starke Sturm der letzten Nacht aus den Nägeln gerissen und auf die Erde geworfen. Tinette schlug ein Kreuz und richtet den Christus auf, vorsichtig, ganz als ob es ein Mensch wäre, der noch lebt. Ans Kreuz hinauf kann sie ihn nicht bringen, denn das ist zu hoch; und ganz allein im Straßengraben kann sie ihn auch nicht lassen. Außerdem hat er sich beim Sturz weh getan; es fehlen ihm ein paar Finger. „Ich trag den Christus zum Schmied,“ sagt sie, „daß er ihn repariert.“ Sie faßt ihn andächtig um die Mitte des Leibes und trägt ihn so davon, ohne zu laufen. Aber er ist so schwer, daß er ihr zwischen den Armen durchrutscht, und sie muß ihn immer wieder mit einem Schupfer in die rechte Lage bringen. Und jedesmal erwischen die Nägel, mit denen man die Füße des Herrn durchbohrt hat, Tinettens Rock, heben ihn ein bißchen auf und entblößen ihre Beine. „Willst du endlich einmal Ruhe geben, Heiland,“ sagt sie. Und einfältig schlägt Tinette den Christus auf die Backe, ganz leise und mit aller Ehrfurcht.

Jules Renard

KLEINER BRIEFKASTEN

Leser, Freunde, mit diesem Sonderheft „Weihnachten“ schließt der fünfte Jahrgang der AKTION ab. Ich freue mich, daß es mir gelungen ist, mein Blatt wirksam zu erhalten. Und ich danke denen, die zur Sache der AKTION stehen.

O. Z. Nein, Herr Julius Meier-Graefe hat noch kein Buch über russische Kunst erscheinen lassen; seine Werke über die Kunst Frankreichs sind bei Piper in München erschienen und, wie ich weiß, noch nicht aus dem Handel zurückgezogen worden. Es ist auch sehr unwahrscheinlich, daß eine Zurückziehung erfolgen wird, denn die Bücher werden viel gekauft.

VERLAGSNOTIZ

Die Jahrgänge II und III der AKTION werden ab 1. Januar je 20 Mark kosten (bisher je 15 Mark); der Preis des IV. Jahrgangs wird von 12 Mark auf 15 Mark erhöht.

Die letzte Reihe der Künstlerkarten der AKTION brachte diese Porträts: Tolstoi, Dostojewskij, Puschkine, Franz Werfel, Oskar Kahnehl, Karl Otten, Ludwig Meidner, Schmidt-Rottluff, Richter-Berlin, Theodor Barth. Neudrucke erschienen von den Porträts: Heinrich Mann, Strindberg, Gertrud Eysoldt, Franz Blei, Ferdinand Hardekopf, Senna Hoy. Insgesamt sind 50 verschiedene Künstlerkarten zu haben. Preis eine Mark.

Der Roman von Franz Jung, „Sophie“, kann zum Vorzugspreise von M. 1,— (statt M. 3,—) nur an unsere Abonnenten und nur direkt (nicht über den Buchhandel!) geliefert werden. Bei Nachnahmesendungen kommen die Spesen in Anrechnung.

INHALT DER VORIGEN NUMMER: Else von zur Mühlen: Der Birnenesser (Titelzeichnung) / Theodor Däubler: Paul Gauguin / Gertrud Schirmer: Bootfahrt (Zeichnung) / André Gide: Bethsabe. Drei Akte (Deutsch von Franz Blei) / Henri Matisse: Aktstudie / Ludwig Bäumer, Kurd Adler, Edlef Köppen und Wilhelm Klemm: Dichtungen vom Schlachtfeld / Rudolf Fuchs: Aller Tage Abend / Fráňa Šrámek: Der Frühlingswanderer / Uriel Birnbaum: Auf der Brücke / Erna Kröner: Zustand / Gertrud Schirmer: Korbträger (Zeichnung) / Ferdinand Hardekopf: Zwei Morgen-Gedichte / Gertrud Schirmer: Café (Zeichnung) / Pablo Picasso: Mann (Zeichnung) / Tschchow: Meine Hausordnung / Hans Reimann: Grotesken / Ich schneide die Zeit aus / Kleiner Briefkasten

INHALTSVERZEICHNIS DES V. JAHRGANGS DER AKTION

KURD ADLER. Der Dom zu L.	13	Abschied im Frühling	304
Das Lied der irren Frauen	86	Verwundete	421
Märzwind	135	An einen Verschollenen	485
Ruhe an der Front	183	Klage in den Mond	567
Betrachten	203	Nebel in Flandern	568
Feierstunde	304	FICHTE. Über die Gelehrten	19
Das Geschütz	327	KURT FINKENSTEIN. Nie aber . . .	486
Meiner Mutter!	369	JOMAR FORSTE. Grete Wiesenthal	110
In der Beobachtung	421	Das trübe Land	182
Der frühe Abend am Flusse	481	Frühjahr	252
Und dann sind unsere Nächte	482	Erinnern	303
Spätsommerabend	567	Raja II.	371
Das Porträt	570	Nacht	446
Meinem Freunde M. G.	643	Der Abenteurer	486
PAUL ADLER. Seelensturm	667	VICTOR FRAENKL. Von Deutschsprechungen und anderem	381
DIE AKTION. Hugo Hinz fiel als dienstpflichtiger Soldat	83	R. DE LA FRESNAYE (Paris). Paul Cézanne. Essay	265
Alfred Lichtenstein fiel als dienstpflichtiger Soldat	107	RUDOLF FUCHS. Erwartung	486
Georg Hecht " " " "	303	Villa „Milde Ruh“	569
Rudolf Börsch " " " "	369	Aller Tage Abend	645
Albert Michel " " " "	369	MANFRED GEORG. Episode in Schirwindt	486
Erich Baron " " " "	554	ANDRÉ GIDE. Reflexionen	627
Reinhold von Walter " " " "		Bethsabe	635
Richard Hirschfeld " " " "		HARDES O'GRADY. Gedicht	596
Walter Ferl " " " "		GROSZ. Lied	572
Barnowskys Repertoire	577	MARTIN GUMPERT. Loslösung	487
Der Meliorist	103	PARIS VON GÜTERSLOH. Eine Untersuchung.	97
ALAIN. Weihnacht	665	KONRAD HAHM. Echo	15
CLAUDE AMAYROL-GRANDER. Abend	207	Nächtliche Fahrt	205
ERNST ANGEL. Wir	482	PIERRE HAMP (Paris). Verdient. Novelle	246
CHARLES BAUDELAIRE. Morgen in Paris	607	FERDINAND HARDEKOPF. Paul Cézanne (Über- setzung)	265
PETER BAUER. Frühling	182	Rapidität	301
LUDWIG BAUMER. Den Gefallenen der AKTION	13	Hinweis auf ein Sonderseuchenbuch	331
Aus den jenseitigen Gedichten	185	Ode vom seligen Morgen	647
Kampf	279	Morgen-Arbeit	649
Abendlied	445	MAXIMILIAN HARDEN. Zur russischen Literatur	529
Der tanzende Stern	482	HENRIETTE HARDENBERG. Frau und Knabe.	46
Reif	643	Ausgesprochene Schwachheiten	136
JOHANNES R. BECHER. Der Tod im Sommer	483	Frau von 1915	448
Zum Buche An Europa	561	Der Kranke	487
H. BELLOC (London). Im Gasthaus zum Löwen	589	WALTER HASENCLEVER. Tränen am Morgen	488
HENRI BERGSON (Paris). Über Kunst	609	GEORG HECHT. Abi-Melech	84
PAUL BEYER. Schaftensstadien	111	Simson	164
URIEL BIRNBAUM. Verse	422	Leichnam	303
Lied	483	Über den Liebhaber	516
Auf der Brücke	646	FRITZ HECKERLING. Roter Abend	371
BJELY (Petersburg). Newski-Prospekt	544	ERNESTE HELLO. Lachen und Weinen	629
FRANZ BLEI. Der Krieg und die Führer des Geistes	427	EMMY HENNINGS. Zwei Gedichte	253
ALEXANDER BLOCK. Zwei Gedichte	533	Aufhängen	423
LEON BLOY (Paris). Über die Gemeinplätze der Bürger 16, 167,	624	Apachenlied	488
LEO BLUMBERG. Briefe von Analphabeten	537	ALEXANDER HERZEN. Über die Liebe	521
PAUL BOLDT. Drei Gedichte	85	HUGO HINZ. Verse	83
Stadt	185	E. F. HOFFMANN. Predigt	205
Das stumme Land	207	An der Grenze	488
Das Bad des Blinden	371	SENNA HOY. Ein Essay	193
Frauen in den Straßen	484	ANGELA HUBERMAN (Paris). Die Arabeske	23
Frauenfeuer	571	Der Traum der Frau	64
MAXIMILIAN BRAND. Es schlummert still . . .	484	RICHARD HUELSENBECK. Untergang	14
VALERIUS BRJUSSOW. Antonius	522	Letzte Nächte	494
MAX BROD. Gespräch in großen Sprüngen. Novelle	145	ITEKA. Philosophie	576
Kosmos	569	FRANCIS JAMMES. Ländlicher Taufpsalm	289
RUPERT BROOKE. Zwei Gedichte	597	Pflanzen	366
FLESCH VON BRUNNINGEN. Der Reiter Pick	40	Aus „Pensée des Jardins“	625
Trost an den Mann	484	CARSTEN JESPER. König Salomo	473
SAMUEL BUTLER. Aus dem Notizbuch	603	HANNS JOHST. Johann Schuster. Novelle	139
BYRON. Der Schlaf	205	Letzte Häuser	164
G. K. CHESTERTON (London). Einiges über Shaw	241	Andante	301
Noch einiges über Bernard Shaw	298	Über Carl Einsteins Negerplastik	459
Der Bub	598	Der Prophet	489
Die Idolatrie des Reichen	601	FRANZ JUNG. Sophie. Ein Roman 3, 27, 65, 89	
PAUL CLAUDEL. Der Stimmführer im „Ruhetag“	618	Gnadenreiche, unsere Königin	200
THEODOR DAUBLER. Sang an Mailand	217	Eine Ankündigung	526
Messalina	249	Die Not des Peter Gnyp. Novelle	558
Das Drama von Ferrara	277	OSKAR KANEHL. Ein Traum vom Sommer	15
Picasso. Essay	409	Im D-Zug	400
Zwei Gedichte	485	Der letzte Lärm	489
Die Russin	534	Auf dem Marsch	490
Paul Gauguin	633	HERMANN KASACK. Mutter	206
OSSIP DYMOW. Dichterherz. Novelle	115	Abendgang	253
ALBERT EHRENSTEIN. Frage	470	Lied	490
WALTER FERL. Versippte	251	SIMON KEMENY. Acker	232

HUGO KERSTEN. Die Stadt	36	MYNONA. Das Abgebrochene. Groteske	87
Gefängnisverse	276	Der Armleuchter als Handtuchhalter	375
Gebärden	490	NAPOLEON BONAPARTE. Das Nachtmahl von	
KURT KERSTEN. Buchkritik	190	Beaucaire	339
WILHELM KLEMM. Verse vom Schlachtfeld	1	HANS NATONEK. Frühlingserlebnis	207
Verse vom Schlachtfeld	25	NIKOLAI NEKRASSOW. Das vergessene Dort	532
Asia	63	ERNST NEUMANN. Wir hängen	497
Vormarsch	109	NICODEMUS. Theaterprogramm für Barnowsky	422
Hölle	132	Eine ästhetische Entdeckung	472
Verse vom Schlachtfeld	163	HEINRICH NOWAK. Das Kind. Eine Szene	225
Traum	183	Cafard! Eine Erzählung	403, 451, 459
Stilleben	232	Die Steppe	497
Betrübnis	256	RICHARD OEHRING. Eisenbahnfahrt	252
Stille	278	Erlebnis	278
Groteske	373	Vor Frühling wandernd	328
Wandlungen	399	Landschaft	399
Verse	446	Frau	497
Drei Gedichte	491	KARL OTTEN. An ein Mädchen	447
Nächtliches Erwachen	523	Der ewige Kreis	498
In Perenchies	567	DIANE PAALEN. Gedanken	372
Nachts	644	Warnungen	450
Weihnachtslied	657	PATMORE. Vom unbekannten Eros	313
Die heilige Stadt	662	JEAN PAUL. Eine Luftfahrt	187
HANS KOCH. Gruß in die Ferne	109	FRANZ PFEMFERT. Kleiner Briefkasten	72, 95,
In einem Mittag	184	118, 141, 168, 191, 215, 239, 262, 288, 311, 335,	
Märzabend im Flandrischen	203	383, 406, 432, 455, 477, 527, 579, 606,	656
Karfreitag	231	Bismarckgedenken	210
Während der Schlacht	370	Ich schneide die Zeit aus	214, 235, 259, 283,
ERNST KOCH. Selbstanzeige	189	307, 332, 360, 380, 405, 430, 454, 475, 527, 553,	
GOTTFRIED KOLWEL. Die Uhr	492	578, 656	
EDLEF KÖPPEN. Loretto	644	Gegen die Deutschsprechung Friedrich Nietzsches	320
Nachts	644	CHARLES-LOUIS PHILIPPE. Ein Jugendbrief	622
PAUL KRAFT. Grauen	304	OTTO PICK. Sterben	498
Für den, der mich hört . . .	492	Nächtliches Sterben	570
ERNA KRÖNER. Der Zug	37	ERWIN PISCATOR. Denk an seine Bleisoldaten	163
Strindberg	84	Einst	184
Traumstunde	135	Über	204
Das Bad	254	Rot	252
Der Geiger	448	Einer ist tot	523
Abend	493	HERMANN PLAGGE. Heimgang im Regen	499
Zustand	646	ROBERT PRUTZ. Weihnacht	660
HERBERT KOHN. Rache. Novelle	442	MAX PULVER. Landschaft	253
Vorüberschreiten	493	Nächte	400
JULES LAFOURQUE. Mondschein	618	Douarennez	433
LAOTSE. Warnung vor der Stärke	167	Durchdringung	571
ELSE LASKER-SCHÖLER. Briefe	394	ALEXANDER PUSCHKIN. Dichterdenkmal	108
Senna Hoy; Verinnerlicht	494	Der Prophet	531
IWAN LASSANG. Der letzte Mensch	63	HANS REIMANN (Leipzig). Grotesken	324, 373, 401,
An Susannah	164	424, 652	
Weltlied	495	Zwei Wege ins Irrenhaus	524
HANS LEYBOLD. Das lyrische Gedicht	40	Der Kampf mit der Phrase	573
Wege zu Peter Altenberg	73	WALTER REINER. Miramée. Novelle	243
Nacht in der Stadt	495	Der Platz	371
LIEBESBRIEFE von Musset, George Sand, Goethe,		Die Straße	499
Lassalle	521	JULES RENARD. Der bestrafte Christus	676
ALFRED LICHTENSTEIN (Wilmsdorf). Drei Ge-		ARTHUR ROESSLER (Wien). Über Kokoschka,	
dichte	107	Schiele und F. A. Harta	80
Über Beine. Groteske	279	FRIEDRICH RÜCKERT. Adventlied	659
Zwei Gedichte	496	JOSEF RUDOLF. Qual	132
LITERARISCHE NEUERSCHEINUNGEN	47, 72,	ANSELM RUEST. Über Turgenjew	215
120, 190, 215, 240, 264, 384, 407, 580,	656	GÖTZ. SALOMON-Verse	135
ELSE LOCKE. Peter Altenberg	186	GASTON SAUVEBOIS. Romain Rolland	357
„Zeitgemäß“	577	HEINRICH SCHAEFER. Laurentius	232
STEPHANE MALLARME. Herbstklage	419	Schöpfung	500
Die Pfeife	523	JOSEF SCHERL. Die Stadt	64
Armes, blasses Kind	608	RENE SCHICKELE. Der Troubadour singt im	
HEINRICH MANN. Fulvia. Novelle	49	Wartesaal	250
Ein Gang vors Tor. Novelle	121	EGON SCHIELE. Zwei Gedichte	37
Flaubert und George Sand I	268	Ahrenfeld	398
Flaubert und George Sand II	292	ANTON SCHNACK. Einer Italienerin	399
Flaubert und George Sand III	315	In der Straßenbahn	500
Flaubert und George Sand IV	361	ROBERT SCHNITZER. Simson	230
Flaubert und George Sand V	390	Epiktet sprach	501
Flaubert und George Sand VI (Schluß)	435	SCHÖPENHAUER. Sonett	3
PAUL MAYER. Pierrot in der Sylvesternacht	15	MARCEL SCHWOB. Erdachter Lebenslaut	613
LUDWIG MEIDNER. Sehnsüchte des Malers	59	SHELLEY. Lied.	581
Zwei Gedichte	61	DER NEUE SIMPLICISSIMUS. Noah	324
GEORGE MEREDITH. Liebe im Tal	583	Im Urwald	326
ALBERT MICHEL. Kreaturen	164	Ganz kleiner Briefkasten	326
Wir Jungen	369	Aus dem dunkelsten . . .	375
MIA MORGENROTH. Die alte Stadt	328	Nach Europa	378
Nacht im Gebirge; Der See	372	Das Stück in acht Bildern	402
		WLADIMIR SOLOWJEW. Der Übermensch Fried-	
		rich Nietzsches	549

FRANŠ ŠRAMEK. Der Frühlingswanderer	645
ERNST STADLER. Christi Kreuzigung	171
Zwei Gedichte	501
OTTO STEINICKE. Schwermut	184
So	502
CARL STERNHEIM. Herr von Seingalt. Drei Szenen	505
STENDHAL-BEYLE. Aus Lucien Leuwen	385
Romansätze	623
WILHELM STOLZENBURG. Gefallene	183
STRINDBERG. Das Märchen vom St. Gotthard	171
Leontopolis	663
ANDRÉ SUARÉS. Venedig: San Zanipolo	626
SWINBURNE. Ballade von Lasten	594
LEO TOLSTOI. Über die öffentliche Meinung	551
IWAN TURGENJEW. Jegoruschka	535
ANTON TSCHÉCHOW. Meine Hausordnung	651
A. UNDO. Der Impertinentismus. Manifest	448
ALFRED VAGTS. Winterschlacht	25
Mein toter Kamerad	64
Erinnern im Lazarett	83
Marsch im verlassenen Land	108
Vor dem Sturm	255
In der Stellung	256
Wache in der eroberten Stadt	327
Verbandplatz	397
Schloßpark in Feindesland	420
Marsch in die Schlacht	445
Ablösung	469
Ich gehe	502
PAUL VERLAINE. Auf dem Balkon	447
L'Heure du berger	618
FRIEDRICH W. WAGNER. Jugend	180
Abend	503
REINHOLD VON WALTER. Rossica	21
Tagebuchblatt	555
CARL WEISZ. Sommertag	302
CARL WEISZENSTEIN. Die Niederträchtige.	186
FRANZ WERFEL. Ein Sonntag	84
Der Dichter spricht	503
HELLMUTH WETZEL. Unter den Bäumen	38
Dichterpflcht	185
Wir	503
WALT WHITMAN. Ich weiß . . .	131
OSCAR WILDE. Sonett	597
Zwölf Gedanken	605
AWO. Tagebuch eines Primus omnium	392, 470
Der Jude	426
KAREL VAN DE WOESTYNE. Eine Wasser	113
ALFRED WOLFENSTEIN. Enthaltung	136
Die Freundschaft	504
STEFAN WRONSKI. Distichen	375
Neue Xenien	578
YEATS. Die da nie müde werden	581

Verzeichnis der künstlerischen Beiträge

AGÉRO. Heilige Mutter und Kind	662
ALEX. ARCHIPENKO. Zeichnung	18
GEORGE BANKS. Die Schauspielerin Mansfieldt	598
PAUL CÉZANNE. Studie zum Raucher. Titelblatt Nr. 22/23	
Skizzenblatt	270
ANDRÉ DERAINE. Schöpfung. Titelblatt Nr. 49/50	
JESSIE DISMORR. Aktstudie	586
J. EBERZ. Akt	514
ENGERT. Asta Nielsen (Holzschnitt)	398
J. D. FERGUSON. Studie	594
R. DE LA FRESNAYE (Paris). Holzschnitt	182
OTHON FRIESZ. Zeichnung	617
VINCENT VAN GOGH. Landschaft Titelblatt Nr. 9/10	
Das Mädchen. Titelblatt Nr. 41/42	
RUDOLF GROSZMANN. Irrenanstalt	86
Im Speisewagen	106
Quartett	110
Studie	114
Tangotanz	302
GROSZ. Der Mörder	370
F. A. HARTA. Porträt des Arthur Roebler	35
KARL JAKOB HIRSCH. Holzschnitte 133, 233, 667, 670	
HOLZSCHNITT aus dem 15. Jahrhundert	42
JOURDAIN. Schlußvignetten	45, 209
CÉSAR KLEIN. Im Stall zu Bethlehem	657
WILHELM KLEMM. Das Duell	2
Federzeichnung	254
Tuschzeichnung	446
Don Quijote	522

KREUZIGUNG. Holzschnitt. Titelblatt Nr. 14/15	
JOH. KUBICEK. Adam und Eva	466
PIETER DE LAER. Kadaver. Titelblatt Nr. 11/12	
ELSE LASKER-SCHÜLER. Zeichnung für Senna Hoy	396
PAUL LASKER-SCHÜLER. Der Sturm-Triumphator	654
MARIE LAURENCIN. Weihnachtsbescherung	674
HENRI-MATISSE. Mädchenkopf	34
Araberin	314
Reisestudie	426
Landschaft	620
Aktstudie	642
LUDWIG MEIDNER. Widmungsblatt für die AKTION	
Selbstporträt	Titelblatt Nr. 1/2
Schlachtfeld	Titelblatt Nr. 5/6
Porträtskizze F. P.	58
Stammtisch	59
Porträt Jakob van Hoddis	61
Porträtskizze F. P.	90
Porträtskizze F. J.	126
Lazarett	202
Nächtliche Streikerversammlung	Titelblatt Nr. 20/21
Porträt Theodor Barth	Titelblatt Nr. 26
CLAUDE MELLAN. Simson und Delila. Holzschnitt	Titelblatt Nr. 29/30
Stilleben. Holzschnitt	11
MORIZ MELZER. Aktstudie. Titelblatt Nr. 16/17.	
MARG. MOLL. Reiter	14
ELSE VON ZUR MÜHLEN. Kopf. Titelblatt Nr. 45/46	
Landschaft	572
Der Birnenesser	560
Nacht auf der heiligen Stadt	Titelblatt Nr. 51
ELI NADELMAN (Paris). Federzeichnung	671
Frauenkopf	178
MAX OPPENHEIMER. Der Gekreuzigte	Titelblatt Nr. 31/32
Federzeichnung	171
Porträt Franz Werfel	230
Porträt E.-E. S.	Titelblatt Nr. 24/25
S. J. PEPLOE. Studie	518
PICASSO. Zirkusartisten	Titelblatt Nr. 47/48
Paris	414
Studie	418
Mann	616
Mann	650
RICHTER-BERLIN. Porträt des Adolphe Basler	38
Aufrichtung des Kreuzes. Holzschnitt	169
Selbstporträt	Titelblatt Nr. 27/28
Holzschnitte	337, 345, 349, 565
Federzeichnung	354
Widmungsblatt für die AKTION. Titelblatt Nr. 35/36	
HANS RICHTER. Der Reiter. Titelblatt Nr. 7/8	
Der Denker	82
Schlafender Hund	186
Tuschzeichnung	226
Weihnachtssesel	Titelblatt Nr. 52
ANNE ESTELLE RICE. Mädchen	590
ANDRÉ ROUYEYRE. Porträt Henri Bergson	609
Porträt Paul Claudel	621
Porträt Léon Bloy	624
Porträt André Gide	628
RUSSISCHER BILDERBOGEN	534
R. SACHS. Verkündigung	663
CHRISTIAN SCHAD. Holzschnitte	278, 666
EGON SCHIELE (Wien). Aktstudie	130
Federzeichnung	206
Aktstudie	450
GERTRUD SCHIRMER. Hirte. Titelblatt Nr. 37/38	
Straße	564
Bootfahrt	633
Korbträger	646
Café	647
SCHMIDT-ROTTLUFF. Holzschnitt. Titelblatt Nr. 3/4	
Selbstporträt	Titelblatt Nr. 13
Holzschnitte	149, 153, 157, 161, 165
GEORG SCHRIMPF. Zwei Aktstudien	247, 250
ARTHUR SEGAL. Holzschnitte	257, 305
M. SLODKI. Holzschnitte	280, 328, 474
Tolstoi. Holzschnitt. Titelblatt Nr. 43/44	
Puschkin. Holzschnitt	538
Dostojewsky. Holzschnitt	541
STROHMAYER. Rennfahrer	379
Der Krieg. Holzschnitt. Titelblatt Nr. 33/34	
TOULOUSE-LAUTREC. Studie	510
Federzeichnung	612
FELIX VALLOTTON. Porträt Marcel Schwob	613
Porträt Francis Jammes	625
INES WETZEL. Landschaft. Titelblatt Nr. 18/19	

**Für Herausgabe, Schriftleitung und den gesamten
Inhalt verantwortlich: Franz Pfemfert, Berlin-Wil-
mersdorf, Nassauische Straße 17. Tel. Pfalzbg. 1695.
Gedruckt bei F. E. Haag, Melle in Hannover.
Die AKTION erscheint jeden Sonnabend. Abonne-
ments kosten vierteljährlich durch die Post, durch
Buchhandel oder Verlag (unter Kreuzb.) M. 2,50.
Abonnements für das Ausland kosten M. 3,—.
Büttenausg., 100 numerierte Exempl., jährl. M. 40,—.
Verlag der AKTION, Berlin-Wilmersdorf.
Unverlangten Manuskripten
ist Rückporto beizufügen.
Alle Rechte vorbehalten.**